ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND FRIEDRICH KAUFFMANN

SIEBENUNDDREISSIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1905.

INHALT.

Miscellen.

Litteratur.

ZUR QUELLE VON CYNEWULFS ELENE.

Nachdem zuerst Glöde in der Anglia IX, 271 fgg. das verhältnis von Cynewulfs *Elene* zu den in den *Acta Sanctorum* gedruckten lateinischen fassungen der legende genauer untersucht hatte, wies Golther in einer besprechung dieser arbeit (Literaturbl. f. germ. u. rom. phil. VIII, 261 fgg.) auf die altisländ. übersetzung der legende von der kreuzauffindung in den *Heilagra manna sǫgur* ed. Unger und die vier griechischen von Gretser herausgegebenen texte hin, wobei er zugleich eine anzahl wichtiger und schlagender parallelstellen aus diesen quellen anführte, die dem ae. gedichte oft näher stehen als die lateinischen. Ferner machte dann Brenner in einer anzeige der dritten auflage von Zupitzas ausgabe (Engl. stud. XIII, 480 fgg.) auf weitere übereinstimmungen aufmerksam und lenkte zugleich die aufmerksamkeit der anglisten auf die publication A. Holders: *Inventio s. crucis* (Leipzig 1889), in der wichtige neue lateinische texte nach mehreren hss. gedruckt waren. In die dritte auflage seiner ausgabe hatte Zupitza den lat. text der *A.SS.* mit mehrfachen verweisungen auch noch auf andere versionen, als die schon genannten (z. b. die von Morris für die E. E. T. S. herausgegebenen *Legends of the Holy Rood*) aufgenommen, ohne freilich eine erschöpfende vergleichung aller parallelstellen zu bringen (vgl. Koeppel im Lit.bl. XI, 60). Da inzwischen wider wichtiges und reiches quellenmaterial erschlossen ist und viele, schon früher gedruckte fassungen der kreuzlegende überhaupt noch nicht berücksichtigt worden sind, schien es mir als vorarbeit zu einer neuen ausgabe der ae. dichtung zunächst nötig, die gesamte mir bekannte und erreichbare überlieferung heranzuziehen, und auf grund einer genauen vergleichung jedes einzelnen textes mit Cynewulfs Elene dessen vorlage nach möglichkeit zu reconstruieren. Gefunden ist diese ja leider noch nicht, und wird vielleicht auch nie wider gefunden werden. Aber ihre form lässt sich doch ziemlich sicher erschliessen, wenn wir nur alles einschlägige material zu hülfe nehmen. Zwar mögen manche wörtliche übereinstimmungen zwischen Cynewulfs und anderen fassungen auf zufall beruhen, aber in den meisten fällen ist dieser offenbar ausgeschlossen, besonders wenn mehrere texte ganz dasselbe bieten.

Ehe wir mit der vergleichung der verschiedenen fassungen beginnen, wird es nötig sein, die einzelnen texte, nach sprachen geordnet, übersichtlich vorzuführen und die jedesmaligen ausgaben zu nennen. Das verhältnis aller texte untereinander jedoch genau zu bestimmen ist nicht möglich, so lange wir nicht mindestens eine kritische ausgabe des griechischen originals der legende auf grund der ältesten und besten hss. haben.

Die einzelnen texte sind:

a) syrische,

herausg. von E. Nestle, *De sancta cruce*, Berlin 1889[1]. Die schrift enthält ausser drei syr. texten und deren deutscher übersetzung wichtige litteraturangaben und anmerkungen. Für unsere zwecke kommen nur der erste und der dritte text in betracht, die ich A und B nenne und nach der übersetzung N.s mit angabe der seiten (s. 43fgg. und s. 51fgg.) citiere.

b) griechische.

1. Zwei texte, herausgegeben von J. Gretser in dem werke *De cruce Christi*, Ingolstadt 1600, tom. II, s. 526 fgg., der erste mit einer lat. übersetzung zur seite. Ich citiere text I nach dieser ausgabe, von der unsre bibliothek ein exemplar besitzt.

2. Dieselben, mit zwei anderen zusammen in desselben *Opera omnia*, tom. II, Ratisbonae 1734, s. 417 fgg. gedruckt. Hiernach citiere ich die texte II—IV.

3. Der erste dieser vier texte, wider veröffentlicht von A. Holder, *Inventio s. Crucis*[2], Lipsiae 1889, s. 30fgg.;

4. ein neuer text, nach dem cod. Vatic. gr. 866 herausg. von Wotke, Wiener studien XIII, 300fgg.;

5. ebenfalls ein neuer, nach dem cod. Angel. 108 gedruckt von Olivieri in den *Analecta Bollandiana* XVII, 414 fgg.

Wir kennen den griech. text also jetzt aus sechs hss.

c) lateinische.

1. Nach vier hss. in den *A. SS.* Mai I, 445fgg., wobei auch die fassung des Mombritius berücksichtigt ist.

2. Bei Mombritius, *Vitae sanctorum*, Mediolani 1479, tom. I, fol. 212 fgg.

1) Vgl. Bonwetsch, Theol. litbl. 1890, 381.

2) Vgl. dazu Wotke, Zschr. f. österr. gymn. 1891, 845; Petschenig, Berl. philol. wochenschrift 1889, 1621 fg.; Manitius, Wochenschr. f. klass. philol. 1889, 1402 fg.; Kübler, D. lit.ztg. 1890, 56fg.; Lit. centralbl. 1890, 119.

3. Nach einer Pariser hs. (A) mit den lesarten von vier anderen herausg. von A. Holder, *Inventio s. crucis* (s. oben).

4. Einen Pfaeverschen cod. nr. X erwähnt Wotke a. a. o., s. 301, den ich aber nicht weiter kenne.

5. In der *Legenda aurea* des Jacobus a Voragine ed. Graesse, p. 303fgg.

6. Einen *Ymnus de s. cruce* aus dem 5. jht. druckt Holder a. a. o., 40fgg. (vgl. Einleitung s. XI).

d) altisländische.

Nach zwei hss. herausgegeben von Unger, *Heilagra manna sǫgur,* Christiania 1877, I, s. 301fgg.

e) altschwedische.

Gedruckt in *Ett forn-svenskt legendarium*[1], Stockholm 1847, I, 86fgg. und 563fg. von G. Stephens. Die quelle der sehr kurzen darstellung ist die *Leg. aurea.*

f) altenglische.

Eine ae. prosalegende, die viele übereinstimmungen mit der dichtung aufweist, steht als nr. 1 in dem buche von Morris: *Legends of the Holy Rood,* London 1871 (E.E.T.S., O.S. 46).

g) mittelenglische.

1. Eine fassung (A) in gereimten septenarparen, herausg. von Horstmann in *The Early South-English Legendary* I, London 1887 (E.E.T.S., O.S. 87) s. 1fgg., nach ms. Laud 108, ferner von Morris in den *Legends of the Holy Rood* s. 36fgg. nach den hss. Harley 2277, Ashm. 43 und Vernon der Bodl. Library. Die verse 205—228 der drei letztgenannten hss. entsprechen den versen 335—356 des ms. Laud, während v. 229—362 bei Morris den versen 1—134 bei Horstmann entsprechen, d. h. die geschichte von Konstantins vision und siege folgt im ms. Laud der erzählung von der auffindung des kreuzes durch Helena, in den hss. Harley, Ashmole und Vernon geht sie derselben voran. Ich citiere nach Morris. — Verbunden damit ist die wunderbare geschichte des kreuzes und dessen spätere schicksale, worüber man Napier, *Hist. of the Holy Rood-tree*[2], p. Xfgg. (spec. XXXIV) vergleiche.

2. Ein gedicht (B) in paarweise gereimten kurzversen, herausg. von Morris a. a. o., s. 87fgg. nach der hs. Harleian 4196 und von Horst-

1) Vierter teil des grossen werkes: *Samlingar utgifna af svenska fornskrift-sällskapet.*

2) *Early Engl. Text Soc., O.S.* 103, London 1894.

mann in *Altenglische legenden,* neue folge, Heilbronn 1881, s. 56 nach derselben hs. mit beifügungen der lesarten der hs. Tib. E VII. Ich citiere nach der letzteren ausgabe. Wegen der quelle vgl. Horstmann s. LXXXIX oben.

3. In kurzen reimpaaren im *Cursor mundi* v. 21, 379—21, 406 und in Morris' *Legends* (nach ms. Fairfax 14 der Bodl. Bibl.) s. 109, v. 33—60. Der rest der erzählung weicht ab und beruht auf einem afrz. gedichte, vgl. Napier a. a. o., XXIII fgg.

4. Caxtons prosaübersetzung der *Legenda aurea*, gedr. bei Morris a. a. o., s. 154—158. Sie geht zunächst auf die französische übertragung von Jean de Vignay zurück, vgl. Horstmann, Altengl. leg., n. f., CXXXIII und Binz, Beibl. z. Anglia XIV, 360 fgg.

h) mittelhochdeutsche.

1. Das bruchstück einer übersetzung der legende in kurzen reimpaaren findet sich in dem von Busch in der Zeitschr. 10, 129 fgg. und 11, 12 fgg. herausgegebenen und ausführlich behandelten Mittelfränk. legendar des 12. jhts. v. 529—583 (10, 152 fgg.). Der herausgeber hat in bd. 11, 21 fgg. die quellenfrage erörtert und die erhaltenen reste mit dem lat. texte der A.SS. auf s. 26 fgg. zusammengestellt.

2. Ein späteres mhd. gedicht in demselben versmasse nach der Wiener hs. rec. 2259 gedruckt von Massmann in *Eraclius,* Quedlinburg und Leipzig 1842 (Bibl. der ges. deutsch. nat.-lit. 6. bd.) s. 194 fgg. Nach J. Haupt, Sitzungsber. der Wiener acad., phil.-hist. classe, 69. bd., Wien 1871, s. 111 fg. stammt dieses gedicht aus dem Buch der märterer (1. hälfte des XIV. jhts.), das auf der *Leg. aur.* beruht, vgl. bd. 70, 101 fg.

3. Der betreffende abschnitt (s. 270—278, v. 16) des Passionals, herausg. von Köpke als bd. 32 der ebengenannten sammlung, Quedlinburg und Leipzig 1852. Die quelle desselben ist ebenfalls die *Leg. aurea* des Jacobus a Voragine, vgl. Haupt a. a. o. und Wichner, Zschr. 10, 255 fgg., der gegenüber die dichtung aber manche freiheiten und besonderheiten zeigt.

Ich gehe nunmehr zu einer vergleichung von Cynewulfs *Elene* mit den aufgezählten fassungen und bearbeitungen der legende von der auffindung des h. kreuzes über.

Cyn. v. 20: *Húna léode,* vgl. das mhd. B. d. m. v. 3: *die Unger.*

37—39: *on Dánúbie | . . . ymb þæs wæteres wylm,* vgl. Mombr. und Leg. aurea s. 305: *super (iuxta) Danubium fluvium.*

40—41: *woldon Rómwara ríce geþringan / hergum áhýðan,* vgl. Gr. 425a und 540: *ζητούντων διαπεϱᾶσαι καὶ πορθῆσαι πᾶσαν τὴν χώϱαν.*

42: *þá se cásere heht.* Hierzu stimmen *imperatori* Mombr., *imperator* Leg. aur., *der keiser* Pass. (stets), während die A.SS. *regi* bieten.

43: *ongéan gramum*, vgl. *obviam ipsis* Mom.

48 fg.: *þéah híe werod lǽsse / hæfdon tó hilde, þon[n]e Húna cining.* Vgl. das B. d. m. v. 9 fgg.: *Er gewan ein her grôz unde starc, Doch ez gein disme niht enwac: Sî heten drîzec an einen man*, und das Pass. 270, 30 fg.: *Sô vant er ie der vîende zal Vil grôzer danne die sînen.*

56 fg.: *cyning wæs áfyrhted, / egsan geáclad.* Schon Brenner verwies auf Holders hs. A: *timuit vehementer* und Ungers *ægði honum.* Ähnliches bieten das mhd. und das me. gedicht, vgl. B. d. m. v. 12: *der keiser sorgen began* und v. 24 fg.: *der keiser z'allen zîten Grôzzer sorgen [ie] phlac*, das me. gedicht (B) bei Horstm. v. 21: *In his hert he had grete drede.*

65—67: *here wícode, / eorlas ymb æðeling égstréame néah*, vgl. Gr. 425 b: *καὶ πήξας τὸ φωσάτον παρὰ τὰς ὄχθας τοῦ ποταμοῦ*, Leg. aur. 305: *castra movit et contra Danubium se cum suo exercitu collocavit.*

69—70: *þá wearð on slǽpe sylfum ætýwed / þám cásere, þǽr hé on corðre swæf*, vgl. dazu die ae. prosa (Morris 3): *þá on þǽre ylcan nihte þe Const. slép and hine gereste*, ferner den lat. hymnus v. 21 fgg.: *Ast ubi fessa quiete fovens Corpora straverat umbra silens, Tum sopor arripiens animum Principis obtinuit tumidum*, das me. gedicht (B) v. 27 (Horstm. s. 57): *And als he lay opon a night*, die me. prosa Caxtons (Morris 156): *And in the nyght as he slepte in his bedde*, das mhd. gedicht v. 26: *eins nahtes er an slâfe lac*, das Pass. 270, 39 fg.: *darinne er lac und kûm entslief; In der nacht im dô rief Ein engel.*

91—92: *wæs se bláca béam bócstafum áwriten / beorhte ond léohte* scheint dem *litteris aureis* bei Mombr. und in der Leg. aurea 305 zu entsprechen, das auch das aschwed. leg. s. 563 bietet: *med gulstavum*, ferner das Pass. 270, 47: *mit guldînen buochstaben.*

92—93: *mid þýs béacne ðú / on þám frécnan fǽre féond oferswíðesð.* Ausser den bei Zup. angeführten parallelen aus Mombr., Unger und Morris (ae. prosa) vgl. noch Nestle A, p. 43: *'In diesem zeichen wirst du siegen'*, Holder: *'In hoc signo vince* BC', Leg. aur. 305: *'In hoc signo vinces'*, Caxton p. 156: *'In this sygne thou shalt ouercome the batayle'*, das septenarische me. gedicht (A) v. 212 fg. (Morris 37): *'Wiþ þis signe þou schalt mayster be, ... And wite þe fróm þy fon'*, desgl. (B) v. 34 fg. (Horstm. 57): *þan sal þou ouercum þine enmise, / And in* (fehlt ms. Tib.) *þis figure fully* (*luke* ms. Tib.) *þou*

trayst, das mhd. B. d. m. v. 37: *mit dem zeichen gesigestu*, das aschwed. leg. s. 563: *med thesso tekne skal thu sigher stridha*, das Pass. 270, 49: *an diseme zeichene gesige!*

96—98: *cyning wæs þý bliðra / ond þé sorgléasra . . . . / on fyrhðsefan þurh þá fǽgeran gesyhð*, vgl. Leg. aur. 305: *Qui coelesti visione confortatus*, ae. prosa (Morris 3): *hé áwóc þá bliþelice for þǽre fægeran gesihðe*, Caxton 156: *Thenne was he alle comforted of this visyon*, me. gedicht B v. 39fgg. (Horstm. 57): *He wakkend þan and was ful glad, For he so gude* (*nobill* Tib.) *herting þan* (fehlt Tib.) *had, Up he rase with hert ful light*, Pass. 270, 50fg.: *In welche freude im dô stige Sîn herze! die was harte grôz.* Der hymnus bietet v. 29 fg.: *Denique spe redeunte sibi Mox ope non dubiae fidei.*

99—104: *Heht þá onlíce æðelinga hléo / .... swá hé þæt béacen geseah, / .... tácen gewyrcan*, vgl. Nestle A, s. 43: *Und befahl, dass sie (etwas) in der gestalt dieses zeichens machten.*

105—7: *Heht þá on úhtan mid ǽrdæge / . . . . þæt hálige tréo*, vgl. Caxton, p. 156: *And on the morne he put in his banere the crosse*, das mhd. B. d. m. v. 38 fg.: *der keiser smorgens fruo Machte ein kriuze an sînen vanen*, Pass. 270, 54fg.: *Zu hant, als der morgen quam, Dô liez er nâch den sachen Ein schœne kriuze machen.*

108: *him beforan ferian on féonda gemang* = Nestle A, s. 43: *und dass es vor ihnen hergehe in den kampf*, ae. prosa (Morris s. 5): *and héo beforan him beran hét ongéan þá hǽþenan*, das me. gedicht B, v. 51 (Horstm. s. 57): *Byfore him in batayle to bere.*

136 fg.: *sume drenc fornam / on lagostréame*, vgl. dazu die ae. prosa (Morris s. 5): *and hí éac sume on þǽre éa wurdon ádrœncte.*

144—147: *þæt sige forgeaf / .... dómweorðunga, / ríce* könnte durch ein *victoriam magnam* der vorlage, wie es Mombr. bietet, veranlasst sein.

153 fg.: *heht þá wigena weard þá wísestan / snúde tó sionoðe*, vgl. das me. gedicht v. 221 (Morris 37): *þe wiseste men of al his lond bifore him he lette bringe.*

161—162: *hwæt sé god wǽre, / . . . 'þe þis his béacen wæs'.* Vgl. hierüber Brenner, Engl. stud. XIII, 480, ferner Mombr. und Leg. aur. 305: *cuius Dei hoc signum esset* = Caxton 156: *to what god the sygne of the crosse apperteyned*, obwol dies weniger genau stimmt. Das Pass. 270, 80fg. übersetzt: *Von welcheme gote wêre Des kriuzes zeichen bekumen.*

173fg.: *him wæs leoht sefa, / ferhð geféonde*, vgl. die ae. prosa (Morris s. 5): *and swíþe bliþum móde him bodedon.*

181: *álýsde léoda bearn of locan déofla,* findet seine parallele in der ae. prosa (Morris 5): *ðrówode for mankynnes hǽlo and álésednesse … and helle gehergode.*

187: *of déaðe árás,* vgl. *resurrexit a mortuis* Holder A und Mombr., *of déaðe árás* ae. prosa (Morris 5).

188: *and tó heofonum ástáh,* vgl. die prosa ib.: *and seoþþen tó heofenum ástáh.*

190 fg.: *swá fróm Siluestre / lǽrde wǽron.* Ausser den von Zup. angeführten stellen vgl. noch Holder B[2]: *Siluestrium* und Leg. aurea 306: *et sacro baptismate per Siluestrum papam renatus,* wobei sich Jacobus de Voragine auf die „Historia tripartita“ beruft. Ihm folgt auch das Pass. s. 270, 8 fgg.

194—196: *Ðá wæs on sǽlum sinces brytta, / … wæs him níwe geféa / befolen in fyrhðe.* Hierzu stimmt die ae. prosa (Morris 5): *þá wearð hé swíðe blíðe on móde.*

214 fgg.: *ond þá his módor hét / féran foldwege folca þréate / tó Júdéum,* vgl. Nestle A, s. 44: *mit …. einem grossen heer von Römern,* Gr. 426a: ἀπέστειλε τὴν ἰδίαν μητέρα ἐν τῇ ἀνατολῇ ἅμα στρατοπέδῳ, ae. prosa (Morris 7): *mid myclum werode.*

216: *georne = mit Eifer,* Nestle A, s. 44.

221: vgl. hierzu Engl. stud. XIII, 480 fg.

264 fg.: *þǽr wæs gesýne sincgim locen / on þám hereþréate, hláfordes gifu.* Das mhd. B. d. m. v. 90 fg. bietet entsprechend: *manec gâbe rîche Truoc man der keiserinne für.*

276 fgg.: *Heht ðá gebéodan … þám snoterestum on gemót cuman,* vgl. Nestle A, 44: *und befahl, dass sich alle juden versammeln sollten;* die Leg. aurea s. 307 liest: *omnes Judaeorum sapientes … ad se congregari praecepit.*

290: *geárdagum* entspricht dem syr. *von alters her,* Nestle B, 56. Zu 302 vgl. Engl. stud. XIII, 481.

315 fg.: *þá ðe éowre ǽ æðelum [gódе] / on ferhðsefan fyrmest hæbben,* vgl. τοὺς δοκοῦντας εἰδέναι τὸν νόμον καλῶς, W. st. 303.

320 fgg.: *réonigmóde / … egesan geþréade, / gehðum geómre* scheint μετὰ φόβου πολλοῦ W. st. 303 = *cum timore multo* Mombr. vorauszusetzen.

323: *þá wisestan wordgerýna* (*-no* hs.), vgl. W. st. 303: τοὺς νομίζοντας εἰδέναι καλῶς τὸν νόμον und Holder A, s. 3: *eos qui dicebant se legem bene nosse* = Mombr.: *invenerunt qui dicebant se legem bene nosse viros numero mille.*

· 329 fg.: *þrungon þá on þréate, þǽr on þrymme bád / in cynestóle cáseres mǽg*, vgl. καὶ παραγίνονται ὁμοθυμαδὸν πρὸς τὴν βασίλισσαν, W. stud. 303 statt des *adduxerunt eos* der A.SS.

331: *geatolic gúðcwén* könnte durch ein *ad beatam Helenam* (Mombr.) veranlasst sein.

334 fg.: *hwæt, gé wítgena / láre onfengon*, vgl. Gr. 430b: οὐκ ἠκούσατε τῶν ἁγίων προφητῶν, πῶς κατήγγειλαν ὑμῖν, ferner ib. 426 b: οὐκ ἠκούσατε τὰ ῥήματα τῶν ἁγίων προφητῶν, πῶς κατήγγειλαν περὶ τοῦ Χριστοῦ, desgl. 526 (Holder s. 31, 11 fg.): οὐκ ἠκούσατε τῶν ἁγίων γραφῶν, πῶς προήγγειλαν οἱ προφῆται, desgl. A. Boll. 415 und W. st. 303: οὐκ ἠκούσατε ἐπὶ (fehlt A. B.) τῶν ἁγίων προφητῶν, πῶς κατήγγειλαν (προκατήγγειλον W. st.) περὶ τοῦ σωτῆρος, wozu Holder A, 4: *non enim intelligitis*, Mombr.: *non intellexistis sermones prophetarum*, die ae. prosa (Morris 7) *lá, hú ne liornodon gé on éowrum wítegungbócum* und endlich das mhd. B. d. m. v. 102 fg.: *ir habet daz von der schrift vernomen, Daz Got nâch sîner zît* etc. stimmen.

337: *be þám Moyses sang.* Ausser dem von Zup. beigebrachten vgl. noch Holder BD: *quia prior Moyses dixit, quia* . . . ., C: *de eo prior M. dixit*, was am besten zu Cyn. stimmt.

339: *éow ácenned bið cniht on dégle;* dasselbe bieten W. st. 303 und Gr. 430b: ὅτι παιδίον γεννηθήσεται ὑμῖν = Holder A und Mombritius: *quia puer vobis nascetur* (*nasceretur* Mom.), während die A. Boll. 415, 38 ὅτι παιδίον ἐγεννήθη ἡμῖν lesen. Den zusatz *on dégle* entnahm Cynewulf einem *in secretis* der vorlage, das Holders hss. BC′ haben.

340 fg.: *swá þæs módor ne bið / wæstmum geéacnod þurh weres frige.* Die A.SS. bieten *agnoscet*, Holder C′ dagegen *cognovit.*

342 fg.: *be ðám Dáuid cyning dryhtléoð ágól, / fród fyrnweota.* Vgl. hierzu Zupitza (ausg.), ausserdem Nestle A, 45: *und widerum David sagt*, B, 56: *der selige D. sagt ja*, W. st. 303: καὶ πάλιν ὁ ὑμνολόγος Δαυῒδ λέγων, Holder A: *Et iterum laudat dominum scriptor David, dicens*, B: *laudationem conscribit*, C′: *laudationum conscriptor*, B: *dicit de illo*, was gut zu *be ðám* bei Cyn. stimmt.

347: *mín on þá swíðran*, vgl. Holder A: *a dextris meis est* = Nestle B, 56: *er ist zu meiner rechten.*

350 fg.: *swá hit eft be éow Essáias, / wítga for weorodum wordum mǽlde*, vgl. Nestle A, 45: *und Jesaja wieder sagt über euch*, Gr. 426b: καὶ πάλιν Ἠσαΐας ἀναφωνεῖ περὶ ὑμῶν, ib. 431 a: προσεφώνει περὶ ὑμῶν λέγων, 528: πάλιν Ἠσ. προανεφώνει περὶ ὑμῶν, A. Boll. 415:

καὶ πάλιν ὁ ὑμνῳδὸς Ἡσ. (dann lücke), Holder 4: *de vobis* (alle hss. ausser E) wie Mombr.

355: vgl. dazu Engl. stud. XIII, 482.

364: *Hwæt, wé þæt gehýrdon þurh hálige béc*, vgl. Unger 304, 11: *ek veit, hverso helgar ritningar hafa fyrir sagt.*

370: *onscunedon þone sciran scippend eallra*, vgl. Unger 13: *hverso feðr yðrir dulðoz við hann, þá er hann kom.*

373: *ond findaþ gén* = Gr. 431a: *ἐπιλέξασθαι πάλιν ἐξ ὑμῶν*, vgl. E. st. XIII, 481.

374: *sélest* = Unger 304, 15: *bazt*, gegenüber dem schwachen *diligenter* der A. SS. Vgl. auch das mhd. B. d. m. v. 107: *ir welt die wîsten ûz iu gar.*

375 fg.: *þæt mé andsware / . . . secgan cunnen*, vgl. Mombr.: *dent mihi responsum*, das mhd. B. d. m. v. 109: *unt mich bescheiden mîner frâg.*

377: *éodan ðá míd mengo*, vgl. Gr. 528 und W. st. 303: *οἱ δὲ πάλιν ἀπελθόντες.* Das *mód[e] cwánige* entspricht dem *vorhten der frowen zorn* v. 111 des mhd. gedichtes.

384 fg.: *hío sío cwén ongan / wordum genégan* entspricht eher dem text bei Mombr.: *et coepit iterum ad eos beata Helena regina dicere*, als dem *et coepit iterum dicere ad eos* der A. SS.

399: *ne wé [g]eare cunnon* findet seine entsprechung in dem *domina, nescimus* bei Mombr.

407: *sundor ásécaþ.* Schon Brenner[1] und Zupitza verweisen auf Gretser, dazu kommen noch W. st. 304: *πορευθέντες κατ' ἰδίαν ἐπιλέξασθε πάλιν* und die ae. prosa (Morris 7): *gecéosað éow of þisum.*

407 fgg.: *þá ðe snyttro mid éow, / mægn ond módcræft mǽste hæbben*, vgl. Nestle B, 57: *diejenigen, die besonders unterrichtet sind über die bedeutung des gesetzes*, W. st. 304: *τοὺς δοκοῦντάς εἰδέναι τι*, ferner die ae. prosa (Morris 7 fg.): *þá weras þe betst gelǽrede bíon*, das mhd. B. d. m. v. 126: *die nû haben den besten sin.*

409 fg.: *þæt mé þinga gehwylc þríste gecýðan / untráglíce, þe ic him tó séce*, vgl. Gr. 528: *καὶ σκέψασθε, ὅπως ἀκριβέστερον ἐρωτήσω ὑμᾶς*, ae. prosa (Morris 9): *þæt hío mé . . . . ealle þá þinc gecýþan magan, þe ic heom ácsian wille.*

411 fgg.: *éodon þá fram rúne . . . geómormóde*, vgl. Nestle A, 45: *sie gingen hinaus von ihr mit furcht*, ferner die ae. prosa s. 9: *hío þá mid mycelum ege útéodon fram þǽra cwéna*, die Leg. aurea s. 307:

1) Vor seiner bemerkung über *sundor* (s. 481) fehlt der verweis auf v. 407.

Iudaei igitur nimium formidantes, das mhd. B. d. m. v. 131: *die Juden wurden al unfrô, si vorhten sêre der frowen drô,* ähnlich das Pass. s. 273, 2: *des was in angest genuoc.*

413 fg.: *georne sméadon, / sóhton searoþancum, hwæt sío syn wǽre,* vgl. die ae. prosa ib.: *and geornlice þóhtan, hwæt séo áxung béon mihte.*

417: *for eorlum,* vgl. Nestle A, 45: *zu seinen genossen* und das mfrk. leg. v. 544: *in allen.*

418: *gidda gearosnotor,* vgl. das B. d. m. v. 139: *der was wise* und das Pass. s. 273, 5 *daz er von tiefen sinnen was.*

435: *gif ðis / ýppe bið* = Unger 305, 3: *ef tré þat kemr upp.*

441: *gif þé þæt gelimpe on lífdagum,* vgl. das me. gedicht B v. 183 (Horstm. s. 59): *If it bifall, sun, in þi liue* (nach ms. Tib.: *If euer it bifall in þi liue*).

442: *ymb þæt hálige tréo* = ae. prosa (Morris 9): *ymbe þá hálgan róde.*

450 fg.: Vgl. hierzu Brenner a. a. o.

451 fg.: *ond hira dryhtscipe . . . . in woruld weorulda.* Auch bei Nestle A, 46 wird das verbum so bezogen: *und das* (sc. *Reich*) *wird in ewigkeit regieren.*

454 fg.: *þá ic . . . fæder[e] mínum / . . . . ágeaf andsware,* vgl. Nestle A, 46: *zu meinem vater,* Unger 305, 11: *við fǫðor mínn,* ae. prosa (Morris 9): *þá andswarode ic mínum fæder and cwæð.*

461: *sóð sunu meotudes,* vgl. W. st. 304: *ὁ υἱὸς τοῦ ϑεοῦ τοῦ ζῶντος,* Leg. aurea: *esse Dei filium,* ae. prosa (Morris 9): *Críst, þæs lifigendan Godes sunu,* Caxton 157: *sythen it was knowen that he was the sone of God.*

462 fg.: *ðá mé yldra mín ágeaf andsware, / . . . fæder reordode,* vgl. Unger 305, 12: *faðir mínn svaraði,* die ae. prosa (Morris 9): *þá cwæð mín fæder tó mé,* das Pass. 273, 53: *sprach mîn vater wider mich.*

464 fg.: *godes héahmægen, / nergendes naman,* vgl. Unger 305, 13: *at mikill kraptr fylgir nafni hans.*

473 fg.: *þonne úðweotan æht bisǽton, / on sefan sóhton,* scheint dem lat. *sed quia arguebant seniores et pontifices, ideo condemnaverunt,* wie es Holder A bietet, besser zu entsprechen, als dem text der A.SS.

479 fg.: *þéah hé sume hwíle / on galgan his gást onsende.* Dazu lässt sich vielleicht Gr. 530 vergleichen: *ὅπερ καὶ τῇ ἀνϑρωπότητι ἐϑανάτωσαν αὐτόν.*

491 fg.: *þá for lufan dryhtnes / Stéphanus wæs stánum worpod,* vgl. Unger 305, 20: *fyrir þat léto Gyðingar Stéphanum beria grióti.*

497: *Sáwles lárum.* Auch Nestle B, 58 bietet *Saul,* desgleichen W. st. 305: *Σαῦλος*, Holder s. 6: *Saulus.*

522: *forðan ic þé lǽre þurh léoðrúne, / hyse léofesta,* vgl. die ae. prosa (Morris 9): *ic lǽre þé, mín líofa bearn, þæt þú.*

531 fgg.: *nú gé geare cunnon /* (lücke) *hwæt éow þæs on sefan sélest þince / to gecýðanne, gif ðéos cwén úsic / frigneð ymb þæt [fyrn]-tréo,* etc. Ursprünglich wird der dichter etwa gesagt haben: ‘nun wisst ihr genau, (was ich weiss und ich frage euch) was ....’ Man vgl. Nestle A, 46: *und siehe, alles habe ich vor euch erzählt, und wenn die kaiserin uns fragt, was wollt ihr ihr sagen?* resp. B, 58: *welche antwort sollen wir ihr geben?* Gr. 530 bietet: *τί ὑμῖν δοκεῖ περὶ τούτων; ἐὰν οὖν ἐρωτήσῃ ἡμᾶς περὶ τοῦ σταυροῦ ἡ βασίλισσα, τί ἐροῦμεν αὐτῇ;* Unger hat 305, 31 nach A: *nú megit þér átla, hver svǫr,* — nach B: *nú megit þér veita hér um svǫr þau sem — þér vilit hafa fyrir yðr, ef Elena dróttning* .... Vgl. Pass. 273, 79 fg.: *Des schowet selbe und seht dar zuo, Wie wir wollen werben nû* (ohne entsprechung in der Leg. aurea).

536 fg.: *him þá tógénes .... wordum mǽldon,* ebenso Nestle A, 46: *sie sprachen aber zu ihm,* und B, 58: *und sprachen zu ihm.*

541 fg.: *dó, swá þé þynce, / ... gif þú frugnen síe.* Näher, als der text der A.SS., kommt diesen versen Gr. 427b: *σὺ ἀποκρίνου περὶ πάντων.* Nestle A, 471 hat: *So weisst du es besser, als wir alle.*

555 fgg.: *héo wǽron gearwe, geómormóde / léodgebyrgean, þá híe laðod wǽron / ... tó hofe éodon,* vgl. Pass. 273, 94 fg.: *Sus quâmen si zur kunigîn Mit grôzen vorchten genuoc* (nicht in der Leg. aurea).

558—63: *þá sío cwén ongan / weras ébresce wordum négan, / fricggan .... hwǽr se þéoden geþrówade.* Hierzu bietet nur die Leg. aurea s. 308 ein gegenstück: *et illa eos interrogasset de loco, ubi fuerit dominus crucifixus,* vgl. Caxton 157: *and demaunded theym the place where our lord Jesus Cryst had be crucefyed.*

573: *Elene maþelade ond him yrre oncwæð,* vgl. A. Boll. 416, 19: *ὀργισθεῖσα ἡ βασίλισσα.*

574—79: *‘ic éow tó sóðe secgan wille, ... gif gé þissum léase leng gefylgað / .... þæt éow in beorge bǽlfýr nimeð, / hattost heaðowelma,* vgl. die ae. prosa (Morris 11): *sóðlíce ic secge, þæt ic éow ealle on fýre háte forbærnan, búton gé mé sóþlíce gecýþan þá hálgan Cristes róde.* Auch das Pass. hat 274, 16 fgg. eine längere directe rede.

584 fg.: *ðá wurdon híe déaðes on wénan, / ádes ond endelífes,* vgl. aschwed. legendar s. 871: *tha gafuo the wt Judam, redde for ellenom* (*eldhin* C). Cynewulf hat wol in seiner quelle *qui cum timuissent*

ignem gefunden. Vgl. auch Pass. 274, 28 fgg.: *Seht, wâ des heizen viures pîn An den juden worchte, Daz ieglich sich ervorchte.*

585 fg.: *ond þǽr þá ǽnne betǽhton / .... þám wæs Júdas nama / ... þone híe þǽre cwéne ágéfon*, stimmt ziemlich genau zu Nestle B, 58: *lieferten ihr einen von ihnen aus, dessen name Judas war*, sowie zur ae. prosa (Morris 11): *and sealdon hire þá ǽnne þe Júdas wæs geháten.*

598 fg.: *híо on sybbe forlét sécan gehwylcne / ágenne eard*, vgl. Leg. aurea 308: *omnes dimittens.*

608: *hwæt ðú þæs tó þinge þafian wille.* Da der sinn dieser stelle nicht ganz klar ist, mag es nützlich sein, den wortlaut von Gr. 530 hier anzuführen: ὃ θέλεις τῶν δύο ἐπίλεξαι.

613 fg.: *ond him hláf ond stán / on gesihðe bú [samod] geweorðað.* Näher als der text der A.SS. steht diesem passus die fassung der ae. prosa (Morris 11): *and man him lecge tóforan stánas and hláfas.*

615 fg.: *þæt hé þone stán nime / wið hungres hléo, hláfes ne gíme.* Hier gilt dasselbe, vgl. die prosa a. a. o.: *þæt wille etan þá stánas and lǽtan þá hláfas.*

619: *Him þá séo éadige andwyrde ágeaf*, vgl. Gr. 530: ἡ δὲ πρὸς αὐτὸν ἔφη, die ae. prosa (Morris 11): *him þá tócwæð.*

624 fg.: *hwǽr séo ród wunige radorcyninges, / hálig under hrúsan*, vgl. ὁ σταυρὸς τοῦ χριστοῦ Gr. 532. 427b. 432a, A. Boll. 416, 28, *hvar kross Krísts er* (*folginn* B) Unger 306, 16, *hwár sío hálige róde Crístes gehealden sý* ae. prosa (Morris 11).

642: *Elene maðelade him on andsware*, vgl. W. st. 306: ἀποκριθεῖσα δὲ ἡ μακαρία Ἑλένη λέγει, ae. prosa (Morris 11): *him andwyrde séo mǽra cwén Elene.*

645 fg.: *swá Tróiána / þurh gefeoht fremedon* = Unger 306, 19: *fyrir myklo lengra var orrosta í Tróia.*

656 fg.: *wé þæs hereweorces, ... / for nýdþearfe neah (?) myndgiaþ*, vgl. Unger 306, 22: *af því er þat vitat, drótning, at þat er alt á bókom skrifat.*

662: *him séo æðele cwén ágeaf andsware*, vgl. Gr. 432a: ἀπεκρίθη ἡ βασίλισσα und 532: ἔφη αὐτῷ ἡ βασίλισσα.

669: *him oncwæð hraðe cáseres mǽg*, vgl. Gr. 532: λέγει αὐτῷ ἡ μακαρία Ἑλένη.

670 fgg.: *hwæt, wé þæt hýrdon þurh hálige béc / hæleðum cýðan, þæt áhangen wæs / on Caluarie cyninges fréobearn.* Vgl. dazu Nestle B, 59: *ich habe aus dem heil. evangelium gelernt, dass er an einem ort, der schädelstätte genannt wird, gekreuzigt wurde*, und die ae. prosa

(Morris 11): *ic hæbbe geréd on þám hálgum Crístes bócum, þæt séo stów hátte Caluarie locum, þe úre hǽlendes ród on gehealden is.*

675: *hwǽr séo stów síe* = ae. prosa ib.: *hwǽr sío stów sý.*

679 fgg.: *þæt mé hálig god / gefylle .... feores ingeþanc, / ... willan mínne,* vgl. Gr. 532: *κύριος ὁ θεὸς ποιήσει μου τὴν ἐπιθυμίαν,* oder A. Boll. 417, 5: *καὶ οὕτως πληρώσω μου τὴν ἐπιθυμίαν.*

682: *hire Júdas oncwæð* = ae. prosa (Morris 11): *hire andswarode þá Júdas eft and cwæð.*

685: *Elene maðelode þurh eorne hyge,* ähnlich hat Unger 306, 28: *þá reiddiz Elena ok mǽlti,* und das mhd. gedicht v. 189: *doch diu frowe in zorne sprach.*

686 fg.: *ic þæt geswerige þurh sunu meotodes, / þone áhangnan god,* vgl. Nestle B, 59: *Bei Christus schwöre ich, der gekreuzigt wurde,* Pass. 274, 86: *bî dem gekriuzegeten ich swer.*

690: *ond mé ... sóð gecýðe* = Leg. aurea 308: *nisi mihi dixeris veritatem.*

693: *in drýgne séað* entspricht dem *ἐν φρέατι ξηρῷ* W. st. 307, Gr. 427 b und 532, *in puteum siccum* der Leg. aur. und *séað* der ae. prosa (Morris 11), *into a drye pytte* Caxton, *j diupastan thørran brun* aschwed. leg. s. 87, 6, *ertgrûbe* mfrk. leg. v. 573, *cysterne* Pass. 274, 93. Vgl. dazu Golther im Lit.bl. sp. 62.

695: *hungre geþréatod* und 698: *meteléas* entsprechen dem *ἄσιτον αὐτὸν διαμεῖναι* von Gr. 532 und W. st. 307 (ohne *αὐτὸν*), *sine cibo manentem* Mombr. und Holder A, *sine cibo ... et ibidem famis molestia cruciari* (= *and there tourmented hym by hungre* Caxton) Leg. aurea, *ok var hann þar matlauss* Unger 306, 31, *búton ǽte* ae. prosa (M. 11), während es in dem me. gedichte A, v. 282 (Morris 43) heisst: *For strong hunger loude he criede þene seueþe day* und B (Horstm. s. 60) v. 223 fg.: *And þore he lay in mirknes grete Seuyn dayes with-outen drink or mete.* Das aschwed. leg. s. 87, 7 liest: *swelta til dødh .... siætta dagh nær (dødh) sultin,* das mhd. ged. v. 198 fgg.: *unt niemen liez im zezzen geben, dar in er siben tage lac, Daz er ezzens nicht enphlac,* das Pass. s. 275, 1: *liez man in wesen ungezzen.* Auch der lat. hymnus bei Holder s. 42, v. 75 darf wol verglichen werden: *Lucis amore cibique flagrans.*

700: *of ðyssum earfeðum,* vgl. W. st. 307, 4: *ἐκ τοῦ λάκκου,* Unger 306, 32: *ór grǫfinni,* Mombr.: *educite me hinc!*

701: *þæt hálige tréo* entspricht dem *þá hálgan Crístes róde* der ae. prosa (Morris 11).

709: *þá ðæt gehýrde sío þǽr hæleðum scéad*, vgl. das mhd. ged. v. 205: *Dô diu frowe daz erhôrt.*

710 fg.: *híο bebéad hraðe, / þæt hine man . . . úp forléte*, vgl. Nestle A, 48: *da befahl die kaiserin u. man brachte ihn herauf*, Gr. 432 b: *τότε ἐκέλευσεν αὐτὸν ἡ βασίλισσα ἀνενεχθῆναι*, das mhd. ged. v. 206: *si hiez in bringen an den bort.*

714 fg.: *ond hine . . . úp geléddon / of carcerne*, vgl. das me. ged. B, v. 231 (bei Horstm.): *fro prisun þan was Judas tone*, Pass. 275, 15: *dô huob man in zu hant hervür*, den hymnus v. 81 fgg.: *Post ea dicta manus iuvenum Funibus exhibitis miserum Faecibus eripiendo luti Exposuit super ora laci.*

716 fg.: *stópon þá tó þǽre stówe . . . . / on þá dúne úp, ðe dryhten ǽr / áhangen wæs . . . . on galgan*, vgl. Gr. 532: *ἐλθὼν ἐν τῷ τόπῳ ἔνθα ἐσταυρώθη ὁ χριστός*, die ae. prosa (M. 11): *þe úre hǽlend on áhangen wæs*, Pass. 275, 18 fg.: *Judas ginc vor an die stat Calvarie ûf den hübel.*

726: *dryhten hǽlend* = ae. prosa ib.: *mín drihten hǽlend.*

727: *þurh þínes wuldres miht*, vgl. Nestle A, 48: *durch seinen wink.*

728 fg.: *ond holmþræce, / sǽs sídne fæðm, samod ealle gesceaft*, vgl. die ae. prosa ib.: *ond sǽ and ealle gescæfta.*

732 fgg.: *ond þú sylf sitest . . . . / ofer þám æðelestan engelcynne*, vgl. *ἐπὶ τῶν χερουβίμ* Gr. 428 a = *yfir Cherubin* Unger 307, 5; das mhd. gedicht bietet v. 215: *wan du sizzest ûf cherubîn.*

734: *þe geond lyft farað*, vgl. Mombr.: *in aëra currentia.*

751 fgg.: *hálig is se hálga héahengla god, / weoroda wealdend! is ðæs wuldres ful / heofun ond eorðe . . . .*, vgl. *heilig, heilig, heilig ist der herr der heerscharen, von dessen ehren die erde voll ist* Nestle B, 60, *ἅγιος, ἅ., ἅ. ὁ κύριος σαββαώθ* (soweit auch Gr. 432 b), *πλήρης ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ γῆ τῆς δόξης σου*, Gr. 428 a (cf. Is. VI, 3: *Sanctus, s., s. Dominus Deus exercituum, plena est omnis terra gloria ejus*, oder wie es in der kathol. messliturgie heisst: *S. s. s. Dominus Deus Sabaoth! Pleni sunt coeli et terra gloria tua*, wie bei Gretser).

755 fgg.: *þe man séraphín / be naman háteð. H[í]e sceol[on] neorxnawang / ond lífes tréo légene sweorde / hálig healdan. Heardecg cwacaþ, / beofað brogdenmǽl ond bléom wríxleð / grápum gryrefæst.* In Cynewulfs quelle stand gewiss die bekannte stelle aus Gen. III, 24: *et collocavit ante paradisum voluptatis Cherubim, et flammeum gladium, atque versatilem, ad custodiendam viam ligni vitae* — oder er hat diesen passus selbst auf grund seiner bibelkenntnis hinzugefügt.

761 fgg.: *womfulle / scyldwyrcende . . . wonhýdige* entspricht eher dem τοὺς ἀπειθήσαντας ἀγγέλους bei Gr. 532 und W. st. 307, als dem *incredibiles* der A.SS.

765 fg.: *þǽr híe . . . . / dreogaþ déaðcwale in dracan fæðme*, vgl. ὑπὸ δρακόντων κολαζόμενοι Gr. 428a, 432b und A. Boll. 417, 28, *et ibi sunt sub profundum abyssi a draconis foetore cruciandi* Mombr.

784: *gedó nú, fæder*, vgl. *et nunc, domine, fac nobis* etc., Mombr.

788: *under beorhhliðe*, vgl. ὄντα ἐν κρυπτῷ Gr. 534 und A. Boll. 418, 3, während die W. st. 308, 5: κεκρυμμένα ἐν τῷ ποταμῷ bieten. Zur sache vgl. Holders anmerkung zu z. 253 auf s. 24 und O. F. Emerson in den Mod. Lang. Notes XIV, 6. — Ib. *bán Jósephes* ist = *ossa Joseph* Mombr. und *die Gebeine Josephs* Nestle A, 48; B, 60.

789: *weroda w[yn]* = κύριε Gr. 534.

799: *sáwla nergend*, vgl. σωτὴρ τοῦ κόσμου Gr. 534 u. A. Boll. 418, 6.

801: *walde wídan ferhð*, vgl. Nestle B, 60: *dass er herrscht in alle ewigkeiten*, Unger 307, 16: *ok hefir eilift veldi um allar aldir.*

817 fg.: *þæt ðú má ne síe mínra gylta, / . . . . gemyndig*, vgl. Nestle B, 61: *gedenk nicht gegen mich an meine sünden*, Gr. 534. 428a, W. st. 308, A. Boll. 418, 12: ἀμνησικάκησον (τῷ δούλῳ σου Gr. 433a) ἐπὶ (fehlt Gr. 534, W. st.) ταῖς ἁμαρτίαις μου, Holder: *[im]memor sis peccatorum meorum* A, *meorum pecc.* B, *esto peccata mea* C′, Mombr.: *imm. esto mei peccati*, Unger 307, 22: *mun þú eigi synðir mínar.*

819 fgg.: *lǽt mec . . . . / on rímtale ríces þínes . . . wunigan / . . . þǽr is bróðor mín / . . . Stéphanus*, vgl. die ae. prosa (Morris 13): *and ic móte bíon on þǽm gerímtæle mid mínum bróþer Stéffane.*

823: *geweorðod in wuldre*, vielleicht ist zu vergleichen Nestle B, 61: *der heute triumphirt* und W. st. 308: μετὰ τοῦ ἀξίου σου γεναμένου Στεφάνου.

826 fg.: *sint in bócum his / wundor þá hé worhte, on gewritum cýðed*, vgl. die ae. prosa (Morr. 13): *þe fiola goddra dǽda siond be him áwritene gemang þára apostola wundorgewurcum.*

829: *elnes anhýdig*, vgl. Unger 307, 24: *af ǫllo afli.*

831 fg.: *behelede, / under néolum niðer næsse gehýdde / in þéostorcofan*, vgl. Unger 307, 25: *folgna í iǫrðo.*

840: *þá wæs módgemynd myclum geblissod*, vgl. die ae. prosa (Morris 13): *þá wæs hé sóna swíþe blíþe.*

847: *ásetton þá on gesyhðe sigebeamas III / eorlas . . . fore Elenan cnéo*, vgl. Nestle A, 49: *und brachte sie zu der gläubigen* (fehlt B, 61) *kaiserin*, A. Boll. 418, 19: προσήγαγεν Ἰούδας τοὺς τρεῖς σταυροὺς τῇ βασιλίσσῃ (= Gr. 422), Leg. aurea 308: *quas ad reginam protinus*

deportavit, Unger 307, 26: *ok vǫro bornir* (*bar* B) *at Eleno*, me. gedicht A, v. 307 fg. (Morr. 45): *Ac noþeles heo nomen alle þreo, and toward toune hem bere, To Eleyne, þe goode qweene, wiþ wel glade chere*, Pass. 276, 9: *die brâchter hin der vrowen.* Im übrigen vgl. Zupitza.

849 fg.: *cwén weorces gefeah / on ferhðsefan*, vgl. Gr. 534: *ἡ δὲ ἀπολαβοῦσα τοὺς σταυροὺς μετὰ χαρᾶς μεγάλης*, Pass. 276, 13 fgg.: *Mit ganzen vreüden muoste sîn Helena diu künigîn Um denselben rîchen vunt.*

851 fg.: *on hwylcum þára béama bearn wealdendes / . . . . hangen wǽre*, vgl. Nestle B, 61: *welches von ihnen dasjenige sei, an dem Christus gekreuzigt wurde*, ae. prosa (Morr. 11): *on hwylc þiosse róda úre hǽlend áhangen wǽre*, Pass. 276, 16 fgg.: *iedoch sô was ir unkunt An endehaftem mêre Welch daz kriuze wêre Dar ûffe unser herre starb*, lat. hymnus v. 102: *Quae foret illa ferens dominum.*

853 fgg.: *hwæt, wé þæt hýrdon þurh hálige béc / . . . þæt twégen mid him / geþrówedon,' ond hé wæs þridda sylf / on róde tréo*, vgl. Gr. 534: *οἴδαμεν γὰρ ὅτι συνεσταυρώθησαν τῷ χριστῷ δύο λῃσταὶ . . . . . καθὼς οἱ εὐαγγελισταὶ γράφουσιν.*

860 fgg.: *ne meahte hire Júdas, ne ful gere wiste, / sweotole gecýþan be ðám sigebéame, on hwylcne se hǽlend áhafen wǽre*, vgl. Nestle A, 49: *er sprach: 'ich weiss es nicht'*, Unger 307, 28 B: *Júdas kvez eigi vita, hverr sá kross var, sem Krístr var píndr á*, die ae. prosa (M. 13): *þá nyste Júdas hire þæt tó secgenne*, me. ged. v. 305 (Morr. 43): *ac he nuste whuch of þe þreo, þe holy crois þat heo souhten, whuch of þe þreo hit mihte beo*, Caxton p. 158: *and by cause he knewe not whiche was the crosse of our lord*, das mhd. ged. v. 237 fg.: *dô weste niht Jûdas, Welhz under in daz rehte was.*

863 fgg.: *ǽr hé asettan heht / on þone middel*, vgl. Gr. 534: *τότε τίθησιν αὐτοὺς μέσον*, Mombr.: *et ponens* (sc. *Hel.*), ae. prosa (Morr. 13): *ac genam þá ðá þrío róda and gesette héo.*

864: *þǽre mǽran byrig*, vgl. die ae. prosa ib.: *þǽre wuldorfullan byrig.*

865 fg.: *ond gebídan þǽr, / oð ðæt him gecýðde cyning ælmihtig / wundor for weorodum*, vgl. Unger 307, 29 (B): *þár stóðu menn yfir uppi ok biðu iartegna af guði.*

880: *þára róda twá*, vgl. Unger 308, 2: *tvá krossa.*

900: *on lyft ástáh* könnte durch eine mit Holder A, 288 gleichlautende vorlage: *cum furore vocis ferebatur in aera* wol veranlasst sein.

918 fg.: *mín is geswiðrod / rǽd under roderum. ic þá róde ne þearf / hleahtre herigean*, vgl. Gr. 433a: *καὶ διὰ τοῦ σταυροῦ κατελύθη τὸ ἐμὸν κράτος καὶ ἡ ἐξουσία.*

922 fgg.: *ic þurh Júdas ǽr / hyhtful gewearð*, vgl. Unger 308, 9: *þat var fyrr, er Júdas veitti mér lið at því, sem (ek) vilda fram koma.*

924: *þurh Júdas eft*, vgl. Gr. 433a: *καὶ πάλιν τὸ δεύτερον διὰ Ἰούδα*, Unger 308, 10: *enn nú kemr Júdas annarr.*

925 fg.: *gén ic findan can / . . . wiðercyr siððan*, vgl. Leg. aurea 309: *verumtamen tibi vicem rependam.*

927 fg.: *ic áwecce wið ðé / óðerne cyning*, vgl. Gr. 433a und W. st. 309, 6: *κατά σου*, Leg. aurea 309: *et contra te regem alium suscitabo.*

929: *ond hé forlǽteð láre þíne*, vgl. die Leg. aurea ib.: *qui fidem deserens crucifixi.*

930: *ond mánþéawum mínum folgaþ*, vgl. Holder 296: *et meis sequatur consiliis* A, während BC′ *exequitur (-quetur) consiliis* lesen. Vgl. Zupitza zur stelle. Das mhd. ged. v. 260 hat: *der tuot ouch gar den willen mîn.*

931 fg.: *ond þec þonne sendeð in þá sweartestan / ond þá wyrrestan wítebrógan*, vgl. A. Boll. 419, 2: *δειναῖς καὶ ποικίλαις τιμωρίαις*, Holder 297: *immittet te* (*mittet te in* DE) *iniquis tormentis* B.

934: *þám ðú hýrdest ǽr*, vgl. Nestle B, 62: *den du jetzt bekannt hast.*

938: *weallende gewitt* passt besser zu Holders *fervens* 298 ABC′, als zum *fremens* der A.SS.

949 fg.: *ond on fýrbæðe / súslum beþrungen syððan wunodest*, vgl. A. Boll. 419, 5: *εἰς τὴν ἐσχάτην καὶ δεινὴν κόλασιν εἰς τὸ σὸν οἰκητήριον.*

962: *gode þancode*, vgl. Gr. 536: *τὴν μὲν δύναμιν τοῦ χριστοῦ ἐδόξασε.*

1007 fg.: *heht hire þá áras éac gebéodan / Constantínus, þæt hío cirican þǽr / on þám beorhhliðe . . . . getimbrede . . . . on Caluarie . . . . þǽr sío hálige ród / geméted wæs*, vgl. die ae. prosa (Morr. 15): *and cirican hét getimbrian on þǽre ilcan stówe, þe séo ród on áfunden wæs, swá hire sunu Const. ǽr beboden hæfde.*

1029 fgg.: *þǽr bið á gearu / wraðu wannhálum wíta gehwylces, / sæce and sorge. híe sóna þǽr / þurh þá hálgan gesceaft helpe findaþ, / godcunde gife*, vgl. das me. ged. B (Horstm. s. 62) v. 343—46: *And sone when it was þeder broght, Fro sere sides men þeder soght* (. . .

many wonders was þare wroght ms. Tib.); *And ful grete grace was þore schewd And grete releue to lerd and leude* (345 fg. fehlen ms. Tib.).

1065 fg.: *þe ðæs nergendes / fét þurhwódon ond his folme swá some,* vgl. Nestle B, 62: *die in seine hände und füsse eingeschlagen waren,* die ae. prosa (Morris 15): *þe úres hǽlendes handa and his fét þurh ádrifene wǽron,* das mhd. ged. v. 277 fg.: *die Jêsû bî den tagen Durch hende unt füeze wurden geslagen,* das Pass. 277, 47 fgg.: *die zuo des kriuzes aste Wâren geslagen vaste Durch den heiligen lîb.*

1067 fg.: *mid þám on róde wæs rodera wealdend / gefæstnod,* vgl. das me. gedicht A (Morris 47) v. 348: *wherwith aur lord was inyled to þe treo.*

1068 fg.: *be ðám frignan ongan / crístenra cwén / Cyriacus bæd,* vgl. W. st. 310, 5: δευτέρας οὖν ζητήσεως γενομένης ἔφη ἡ μακαρία Ἑλένη πρὸς τὸν Ἰούδαν τὸν καὶ Κυριακὸν προσονομασθέντα.

1078 fg.: *mec þára nægla gén / on fyrhðsefan fyrwet myngaþ,* vgl. A. Boll. 419, 28: ἔγκειται λύπη τῇ ψυχῇ μου.

1082 fg: *á mín hige sorgað / ... ond gerested nó,* vgl. Nestle B, 62: *und nicht ruht mein herz.*

1086: *þurh þára nægla cyme,* vgl. A. Boll. 419, 29: καὶ φανερώσῃ μοὶ αὐτούς.

1095: *glædmód éode,* vgl. das mhd. gedicht v. 281: *mit andâht.* Pass. 277, 53: *mit grôzer andâcht.*

1106: *þǽr híe tó sǽgon,* vgl. Gr. 536 und A. Boll. 420, 7: ὃ καὶ οἱ παραγενόμενοι εἶδον. Die A.SS. haben *aderamus, vidimus!*

1115 fg.: *næglas of nearwe neoðan scínende / léohte líxton,* vgl. W. st. 310: ἔλαμψαν, Leg. aurea 309: *fulgentes in terra,* ae. prosa (Morris 15): . . . *on þǽre eorþan scínan and blícan swá þæt séloste gold,* Caxton s. 158: *he founde them shynyng as golde,* aschwed. leg. 87, 27: *ok fan them skinandhe som gul,* Pass. 277, 60 fg.: *sach er dort in der erde Die nagele glizen alle.* Cynewulf las offenbar auch *fulgentes* in seiner quelle.

1126 fg.: *ðá wæs geblissod .... bisceop . . . hé þám næglum onfeng / egesan geáclod,* vgl. ae. prosa (Morris 17): *þá se biscop .... mid mycelre blisse and mid geféan genam þá næglas,* das mhd. gedicht v. 292: *mit fröuden kom er gegân.*

1129 fg.: *þǽre árwyrðan / cwéne,* vgl. ae. prosa ib.: *tó þáre árwurþan cwéne El.,* Pass. 277, 65: *zuo der edelen vrowen.*

1138: *þe hire brungen wæs,* vgl. W. st. 310: οὔσπερ δεξαμένη.

1139: *gode þancode,* vgl. Nestle B, 63: *pries sie Christus,* Gr. 538 und A. Boll. 420, 13: εὐχαρίστησε τῷ κυρίῳ.

1158 fg.: *tó hwan híe þá næglas sélost / ond déorlícost gedón meahte*, vgl. Nestle B, 63: *aus diesen nägeln*, Gr. 538: *τί ποιήσει τοὺς λιμίους*, ib. 428 b: *τὸ τί ἂν ποιήσοι τοὺς ἥλους*, die ae. prosa (Morr. 17): *hú híe ymbe þá næglas betst gedón mihte.*

1173 fg.: *þú ðás næglas hát / þám .... on his brídels dón*, vgl. Mombr.: *fac eos fabricari in freno!*

1192 fg.: *þæs cyninges sceal / mearh .... mídlum geweorðod*, vgl. A. Boll. 420, 22: *τὸ ἐπὶ τῷ χαλινῷ τοῦ ἵππου τοῦ βασιλέως ἅγιον*, Mombr.: *quod est in freno equi regis.*

1194 fg.: *bið þæt béacen gode / hálig nemned*, vgl. A. Boll. 420, 22: [*καὶ ἅγιον*] *κληθήσεται τῷ κυρίῳ*, Mombr.: *sanctum domino vocabitur.*

1197 fg.: *þá þæt ofstlíce eall gelǽste / Elene*, vgl. ae. prosa (Morr. 17): *and héo þá swá dyde*, während Gr. 538 bietet: *ὁ καὶ λαβὼν πεποίηκεν.*

1219: *þá híe wæs síðes fús / eft tó éðle*, vgl. Nestle B, 64: *und mit grosser ehre und im frieden schied sie*, das mhd. B. d. m. v. 300: *die künegîn gein Rôme kêrt*, aschwed. leg. s. 87, 29: *Helena for hem.* Im übrigen vgl. Zupitza zur stelle.

KIEL. F. HOLTHAUSEN.

ZUR VQLSUNGA SAGA UND DEN EDDALIEDERN DER LÜCKE.

Die frage, wie die Vǫlsunga saga für die reconstruction des verlorenen teils des cod. reg. der Eddalieder zu verwerten sei, haben in den letzten jahren Heusler (Germanistische abhandlungen 1 fgg.) und nach ihm Boer (Zeitschr. 35, 464 fgg.) untersucht. Boer findet in der methode seines vorgängers ein subjectives element, das er seinerseits ausschalten möchte. Er gelangt indes zu aufstellungen, die an kühnheit m. e. beträchtlich über Heusler hinausgehn. Sie bedürfen einer revision umso dringender, als wir uns darüber entscheiden müssen, wie weit das bild der Brynhilddichtung, das Heusler auf grund seiner kritik so feinsinnig entworfen hat, als durch Boer zerstört gelten soll. Ich glaube zur verständigung über diese dinge einiges beitragen zu können und gebe im folgenden meine ansicht über die entscheidenden punkte von Boers argumentation und damit über einen teil der probleme selbst.

1.

Dass bei c. 28, 16 (Ranisch) und weiter bei 29, 144 mit Heusler nähte anzunehmen sind, kann nicht geleugnet werden, am wenigsten bei der ersten stelle. Auch Boer leugnet es nicht. Er geht aber noch einen schritt weiter. Wenn sein vorgänger das ganze zwischenliegende stück einem und demselben gedichte, der Sigurðar kviða meiri, zugewiesen hatte, so erkennt er innerhalb desselben noch einen fremden bestandteil in 29, 4—48.

Der widerspruch, den Boer hier ins feld führt, ist nicht hinwegzudisputieren. Im gegenteil, betrachtet man den zusammenhang aufmerksam, so kann der anstoss, den man bei 29, 48 nimmt, nur grösser werden. Alles zusammengenommen, geben folgende tatsachen bedenken ab gegen die partie vor 29, 48. 1. Die dienerinnen benehmen sich wie unsinnige, und eine namens Svafrlǫð gibt auf Guðrúns frage die antwort: *vár hǫll er full af harmi.* Das kann doch wol nur auf den lauten auftritt gehn, den Brynhild verursacht hat. Wenn Guðrún von dem lärm nichts gehört hat, so heisst das, dass sie eben hinzutritt. Eine zeile weiter aber liegen die frauen in den betten, Guðrún erwacht am morgen und richtet an ihre *vinkona* eine aufforderung. 2. Brynhild hat sich eben noch sehr wach gezeigt, und doch soll sie 29, 51 und 73 geweckt werden. 3. Gunnar und Hǫgni, die sich 29, 56fgg. zu Brynhild begeben, sind nach dem context schon vorher bei ihr gewesen. Der erstere kommt sogar z. 144 zum dritten mal. 4. Nachdem eben eine *hirðkona Svafrlǫð* namhaft gemacht ist, heisst es z. 48: *Þá mælti Guðrún til sinnar vinkonu.*

Für solche widersprüche und widerholungen wird niemand den sagaschreiber verantwortlich machen wollen. Er hat sie, wie es scheint, selbst bemerkt und versucht, ihnen die spitze abzubrechen. Die antwort der Svafrlǫð dürfte im original, nachdem sie etwa so allgemein angehoben wie in der saga, doch auf eine wirkliche auskunft hinausgelaufen sein. Und die art, wie Gunnarr und Hǫgni z. 57fg. abgetan werden, sieht ganz danach aus, als hätte der sagaschreiber auch hier gekürzt, um nicht ähnliche situationen dicht hinter einander doppelt auszumalen.

Aus dem vorliegenden sachverhalt zieht Boer den schluss, dass auch bei 29, 48 die quelle wechsle. Den anfang des fremden stückes sucht er bei 29, 4. Er zögert nicht, die so ausgeschiedene partie an 28, 16 anzuschliessen. Dass dies richtig sei, beweise sofort der erste satz. Denn die frage, die Brynhild hier an ihren mann richtet, 'was

hast du mit dem ring gemacht, den ich dir gab?' weise auf die scene am fluss zurück.

Jedoch auf diese beobachtung etwas zu bauen, geht nicht an. Brynhild schweift nämlich unmittelbar nach jener frage, ohne die antwort abzuwarten, auf ein ganz anderes thema ab. Sie erzählt umständlich, wie es gekommen sei, dass sie Sigurd zum manne wählte. Dass hier die 'strenge logik' fehlt, hat auch Boer gesehn. Aber bei dem versuch, sich damit abzufinden, berücksichtigt er eine möglichkeit nicht, die m. e. sehr zu erwägen ist. Der sagaschreiber kann jene frage der Brynhild aus eigner erfindung, in erinnerung an die senna, hinzugefügt haben, um dem eingang ihrer rede einen einigermassen lebenswahren anstrich zu geben.

Dass in einer intakten poetischen quelle die frage nicht die einleitung zu dem folgenden gebildet haben kann, ist leicht zu zeigen. Brynhild ist, indem sie diese frage stellt, des unerschütterten glaubens, Gunnarr und kein anderer habe seinerzeit den ring von ihr empfangen, und dieser müsse auf unrechtmässige weise, jedenfalls durch die schuld Gunnars, in Sigurds hände gekommen sein. Im folgenden dagegen zeigt sie offene verachtung für ihren mann, schmäht ihn wegen seiner feigheit und spricht es unverhohlen aus, dass sie den kühnen Sigurd zum gemahl erkoren hatte. Offenbar würde sie jetzt nicht mehr daran zweifeln, dass der, der den ring von ihr empfangen, Sigurd gewesen ist. Ein so plötzlicher umschwung der überzeugung, wie wir ihn hier dem sagaschreiber glauben sollen, bedeutet einen der grellsten widersprüche in dieser ganzen mit widersprüchen so reich gesegneten partie. Der abrupte übergang 29, 6 ist nur das signal dafür, dass hier inhaltsgruppen zusammengefügt sind, die von hause aus nichts mit einander zu schaffen haben.

Nun erlaubt aber der gedanke, der der frage zu grunde liegt, nirgends eine anknüpfung, und ebensowenig die notiz, dass Buðli der Brynhild beim abschiede einen ring geschenkt habe. Man kann sich auch schwer vorstellen, wie in der poetischen darstellung Brynhild noch nach der senna an ihren mann geglaubt haben sollte. So lässt sich die stelle garnicht anders deuten denn als erfindung des sagaschreibers. Als solche betrachtet, gibt sie nach allem, was wir sonst über seine redactortätigkeit wissen, nicht den geringsten anstoss.

Der satz also, für den man nicht nach der vorlage fragen darf, lautet: *hvat gerðir þú af hring, þeim er ek selda þér, er Buðli konungr gaf mér at efsta skilnaði* (29, 5—7). Was folgt, bildet einen rückblick, der die handlung nicht weiterschiebt und sich also besser mit dem stil

der Sigurðar kviða meiri verträgt als etwa mit der senna. Wie kommt dieses stilistisch unanstössige stück zu den inhaltlichen widersprüchen gegen das nachfolgende?

2.

Für die beantwortung dieser frage scheint mir Boer noch nicht das ganze material beigebracht zu haben. Der abschnitt leidet überhaupt an einer gewissen unklarheit. Brynhilds erzählung läuft darauf hinaus, dass Sigurd kühner und ihrer würdiger sei als Gunnarr, der bleich geworden wäre wie eine leiche. Sie fügt hinzu, sie sei eidbrüchig, weil sie sich dem herrlichsten helden gelobt habe und jetzt doch eines andern weib sei. Endlich fällt noch ein böses wort über Grimhild. Hier befremdet verschiedenes. Zunächst die häufung der klagen und vorwürfe, die Brynhild nach einander ausstösst, um so mehr, als die einzelnen einander zuwiderlaufen. Wem hat Brynhild sich denn gelobt? dem Graniritter (z. 17), dem manne, der ihre bedingungen erfüllte (*riði minn vafrloga ok dræpi . . menn . .*), oder endlich dem, der *ágæztr væri alinn* (z. 24)? Wenn hier kein widerspruch vorliegt, so doch arge verwirrung. Auch vermisst man die eigentliche hauptanklage, die Brynhild auf dem herzen haben musste: den betrug. Kein wort davon. Die klage über den eidbruch folgt unvermittelt auf die erzählung von Sigurds unerschrockenheit und Gunnars feigheit.

Einiges licht bringt hier die längst constatierte, auch von Boer in anderm zusammenhange gewürdigte tatsache, dass der in rede stehende abschnitt nahe berührungen aufweist mit der Sigurðar kviða skamma. Strophe 35—39 dieses gedichtes gehen parallel mit z. 7—18 unseres capitels. Noch die gegenüberstellung Gunnars und Sigurds z. 20—22 klingt an str. 39, 5—8 an, ebenso der ausdruck *ek munda þeim einum unna* z. 23—24 an str. 40, 1: *unna einum | né ýmissum*. Der sagaabschnitt verdankt seine mangelhafte anpassung an den zusammenhang augenscheinlich der aufnahme von strophen, die Sig. sk. 35 fgg. sehr ähnlich waren und ursprünglich nicht in die Sig. meiri hineingehörten. — Bemerkt sei dabei noch, dass auch Boer (a. a. o. 478 f.) auf anderm wege dazu gelangt ist, z. 7—22 für interpoliert zu halten.

Ehe wir aus dem bisher vorgebrachten einen schluss ziehen, können wir an unserm verdächtigen abschnitt noch eine beobachtung machen, die für seine beurteilung wichtig ist. Z. 26 fg. klagt Brynhild die Grimhild an und wird von Gunnarr zurechtgewiesen. Ebenso wollte Brynhild 28, 60 'kein hehl daraus machen, dass sie der Grimhild nicht wol gesonnen sei'; und damals hatte Guðrún daran anstoss genommen und ihr solche reden verwiesen. Eine ähnliche widerholung liegt 29, 32

vor, wo Brynhild erklärt: *ekki hǫfum vér launþing haft né údáðir gǫrt.* Die zweite beteuerung ist die antwort auf einen vorwurf Gunnars, die erste dagegen schwebt in der luft, wenn man nicht bei z. 30 fg. der quelle die lesart zutrauen will: 'nicht liebte sie ihren mann so wie du den deinen', d. h. sie war ihm nicht untreu. *Launþing haft* kehrt aber fast wörtlich wider 28, 40 fg., wo ebenfalls Brynhild sagt: *ekki hǫfum vér launmæli haft.*

Diese widerholungen sehen ganz danach aus, als verdankten sie ihr dasein lediglich dem sagaschreiber. Er hilft ja auch sonst gelegentlich seiner phantasie mit reminiscenzen nach. So zeigt der kampf gegen Lyngvi c. 17 berührungen mit der paraphrase des ersten Helgiliedes in c. 9.[1] Der grund dieser anleihen ist wol der, dass bei c. 17 die quelle dem autor zu dürftig floss. Meinte er sie doch auch durch eine schablonenhafte kampfschilderung ergänzen zu sollen, wie er sie ganz ähnlich schon in c. 11 angebracht hatte.[2] Möglicherweise lag ihm für den kampf mit Lyngvi noch eine strophe mehr vor (aus der dann die schöne formel *láta geisa eld ok ísarn* z. 33 geflossen wäre), als der Cod. reg. uns bewahrt hat. Aber die überlieferung war doch wol fragmentarisch, und so wurde sie nach der schablone vervollständigt.

Ganz ähnlich lag die sache bei c. 29. Auch hier befand sich die quelle in zerrüttetem zustande. Sie hob unvermittelt mit einem rückblick der Brynhild an, der wahrscheinlich sehr mangelhaft in den dialog verwebt war. Man darf annehmen, dass auch das folgende keinen befriedigenden zusammenhang ergab. Ist es da zu kühn, wenn man auch die widersprüche, die bei 29, 48 auf einander prallen, aus dem stark verderbten zustande des gedichtes erklärt? Einiges spricht sogar direkt dafür, dass auch die quelle von z. 22—48 interpoliert war. Hier finden sich nämlich ebenso wie in dem vorhergehenden stück berührungen mit Sig. sk. Man vergleiche Brynhilds klage: 'nie siehst du mich wider froh in deiner halle' usw. (z. 37 fg.) mit str. 10, 7—8 (*mun ek una aldri með ǫðlingi*) und 11, 5—6 (*þar munk sitja ok sofa lífi*). Ferner erinnern das zerreissen des gewebes und die weithin hörbaren harmreden an Gudruns händeschlagen, das die gänse kreischen macht, und an ihr lautes weinen Sig. sk. 29 fg. Diese ähnlichkeiten, zusammen mit dem widerspruch, in dem diese stellen gegen das folgende stehn,

1) 17, 13 ∾ 9, 96; 17, 13—14 ∾ 9, 42 fg.

2) Vergl. die gegenüberstellung bei Sijmons Beitr. 3, 229. Diese kampfschilderung weist ihrerseits nicht direkt auf poetische vorlagen, sondern gehört demjenigen prosaischen stil an, der durch die Þiðreks saga vertreten wird. Vergl. Edzardi, einl. zu seiner übers. XXXIII, XXXVII.

machen secundären ursprung der ganzen partie wahrscheinlich. Endlich lassen sich auch die reminiscenzen, die der sagaschreiber angebracht hat, dafür anführen, dass in der quelle nicht alles in ordnung war.

Wie weit diese unordnung gieng, können wir nicht genau sagen, da sie sicher durch den bearbeiter noch verschlimmert wurde. Er hat z. b. die forderungen der Brynhild an ihren freier aus c. 27, 52 fg. widerholt. Dieselbe stelle verrät auch durch die anordnung der motive, dass die vorlage hier nicht treu festgehalten ist. Nachdem nämlich Brynhild z. 17 von ihrem gelübde gesprochen hat, schweift sie plötzlich ab, um z. 22 wider darauf zurückzukommen. Diese art, sich zu widerholen, begegnet unserm autor auch sonst, sobald er sich nicht an eine unmittelbare vorlage bindet, z. b. 43, 61 fg.; 43, 66—71; Ragnars saga c. 12 (*Vifilsborg*) und ebd. c. 15 (*gnyðja mundu grísir*).

Je länger wir diese partie prüfen, um so niedriger müssen wir ihren quellenwert veranschlagen. Wäre sie nicht verhältnismässig zu reich an echt aussehenden einzelheiten, so müsste die möglichkeit erwogen werden, dass wir hier überhaupt keinen eddischen boden unter den füssen haben.

3.

Zu fragen bleibt, ob nicht doch am beginn von 29 die vorlage wechselt. Es unbedingt zu verneinen, ist bedenklich. Offenbar hatte die variante zu Sig. sk. 35 fgg., womit Brynhild z. 7 anhebt, nach vorne hin keine anknüpfung. Eine solche hat erst der sagaschreiber notdürftig hergestellt. Dadurch wird es recht fragwürdig, wie die ihm vorliegende handschrift ausgesehen haben mag. Auch der schlusssatz von 28 lässt vermuten, dass hier die quelle abbrach. War es nun eine lücke vor der interpolation, oder fehlte die fortsetzung ganz?

Ersteres ist m. e. wahrscheinlicher. Denn wie Heusler a. a. o. 70 hervorhebt, zeigt die ganze reihe der gespräche von 28, 16 bis 29, 144 dieselbe physiognomie: sie sollen die seelenstimmung der heldin beleuchten, dienen also einem ähnlichen zweck wie die langen unterredungen zwischen Guðrún und Atli in den Atlamál. Sieht man von dem anfangsstück des c. 29 ab, so ergeben diese auftritte einen mannigfaltigen wechsel der personen und motive, ohne störende widerholungen und widersprüche. Sie enthalten eine kunstvolle steigerung bis zu der grossen scene zwischen den beiden zunächst beteiligten 29, 71 fgg. Guðrún hat mit ihrem manne über das seltsame wesen der schwägerin gesprochen (28, 16—26). Sie hat selbst vergebens versucht sie zu beruhigen (28, 26—78). Wie jene fortgesetzt schmerz und groll zur schau trägt, will sie eine freundin zu ihr schicken. Dann schickt sie

Gunnarr, nach ihm Hǫgni (29, 48—61). Schliesslich spricht sie noch einmal mit Sigurd und bewegt ihn zu der trauernden hineinzugehen (29, 61—71). Und Sigurd ist es vorbehalten, diese zum sprechen zu bringen.

Der gang der handlung von 29, 48 an zeigt verwandtschaft mit der anlage des ersten Gudrunliedes. Dort versuchen *jarlar* und *jarla brúðir* die stumm an Sigurds leiche sitzende Guðrún zum weinen und — was für die zwecke des gedichts wichtiger ist — zum reden zu bringen, bis es endlich der Gullrǫnd gelingt. Aber dieser parallelismus spricht keineswegs dafür, dass bei 29, 48 der anfang eines gedichtes anzusetzen sei. Die grosse scene zwischen Sigurd und Brynhild ist keine situationspoesie wie das Gudrunlied. Letzteres beschränkt wie alle vertreter seiner gattung den direkt vorgeführten abschnitt der handlung auf ein minimum. Die einleitung und so etwas wie einen schluss fügt es der klage der Guðrún nur deshalb an, weil sich dadurch gelegenheit bietet, um den rückblick der heldin noch eine anzahl kürzerer tregróf zu gruppieren. Die einleitung ist wol durch anlehnung an das Sigurdslied von c. 29 zustande gekommen.

Dieses lied seinerseits war aber aus anderem stoff geschnitzt. Seine redescenen sind dramatisch belebt. Die charaktere der auftretenden personen sind ihm die hauptsache. Die klimax von der weigerung der *vinkona* bis zu Brynhilds geständnis: *þér skal ek segja mína reiði* (z. 78) fliesst aus dem einen grundmotiv: Brynhild liebt Sigurd. In all dem rasenden schmerz und groll ist dies gefühl für sie noch bestimmend. In dem wortwechsel, der nun folgt, entfaltet sich Brynhilds charakter zu imposanter grösse. Vorher stand mehr Guðrún im vordergrunde. So wie Guðrún sich in den gesprächen von c. 28 zeigt, ängstlich und versöhnlich, so tritt sie später auch dem von der jagd zurückkehrenden Sigurd gegenüber. Durch ihre tränen bewogen, betritt Sigurd den saal der Brynhild. An dieser stelle stehn die drei hauptcharaktere des gedichts in schärfster beleuchtung neben einander. C. 28 ist deutlich die vorbereitung zu der hier beginnenden grossen scene.

Ich glaube demnach mit Heusler die hauptmasse der beiden capitel einem und demselben gedichte zuweisen zu sollen. Die anstösse, die der erste teil von 29 gibt, erkläre ich aus dem mangelhaften zustande der quelle, die hier eine durch jüngere zusätze unvollkommen ausgefüllte lücke enthielt.

4.

Boers anknüpfung des verdächtigen stückes von 29 an die senna — um darauf noch einmal zurückzukommen — ist schon deswegen

unannehmbar, weil keine genügenden gründe dafür angeführt sind. Es dürfte sich überhaupt kein einigermassen gewichtiges factum finden lassen, das dafür spräche, wol aber solche, welche dagegen sprechen. Boer selbst hat beobachtet (a. a. o. 477 fg.), dass die hvǫt (29, 144 fgg.) sich wol an die senna, nicht aber an 29, 4—48 anschliessen lässt. Seiner annahme von der einheit der letztgenannten abschnitte zuliebe zerreisst er den zusammenhang zwischen senna und hvǫt. Dieser zusammenhang ist aber so evident (Heusler 60 fg.), dass er den besten beweis gegen Boers verfahren abgibt. Die hvǫt ist mit dem, was ihr in der saga vorangeht, unvereinbar. Dagegen schliesst sie sich vortrefflich an 28, 16 an, wo eine evidente naht liegt. Der so hergestellte zusammenhang wird nicht nur durch die deutschen quellen als alt erwiesen, er ist auch der natürlichste, der nur gewünscht werden kann. Bringt doch die hvǫt genau das, was wir nach der senna erwarten müssen: Brynhild hat den betrug durchschaut und beschreitet nun den einzig gegebenen weg, um Sigurd fallen zu sehn. Die entscheidung kann nicht lange zweifelhaft sein, soll man zwischen dieser fortsetzung und der von Boer angenommenen wählen. Denn der einzige punkt, der für letztere zu sprechen scheint, geht, wie wir oben gesehen haben, gar nicht auf die quelle zurück. Da die hvǫt die senna voraussetzt und fortsetzt, so beruhen beide auf demselben gedichte. Wenn Boer s. 477 dagegen anführt, dies erkläre sich auch durch die annahme, der dichter der hvǫt habe die senna aus der tradition gekannt, so könnte das ebenso gut auf seine eigenen aufstellungen angewandt werden. Niemand wird aber so leicht an den sonderbaren zufall glauben wollen, dass der sagaschreiber gerade das, was der hvǫtdichter durch tradition gekannt haben soll, ein paar seiten vorher nach poetischer vorlage paraphrasiert. Diese vorlage ist eben mit dem gedicht, das die hvǫt enthielt, identisch.

5.

Die fortsetzung der hvǫt erblickt auch Boer in der hinter der lücke des regius einsetzenden strophenreihe, dem sogen. Brot. Zu der art, wie er diese frage entscheidet, kann ich nicht umhin, eine bemerkung zu machen. Ausschlaggebend ist für ihn der umstand, dass Brynhild die anklage, die sie 29, 147 fg. gegen Sigurd erhoben hat, in den beiden letzten strophen des fragments zurücknimmt. Also eine gewisse symmetrie im bau des gedichtes wird angenommen. Boer ist der ansicht: was ein wahrer dichter anfieng, wird er zu ende geführt haben. Trotzdem leugnet er, dass, wie Heusler behauptet hatte, im Brot ursprünglich auch der tod der heldin dargestellt war. Ebenso gut

könne man verlangen, die geschichte bis zum untergang der Nibelungen oder gar des Hamðir und Sorli fortgeführt zu sehn. Aber wie grundverschieden diese beiden forderungen von der Heuslerschen sind, ist leicht zu sehn. Das interesse des heldendichters ist vorwiegend bei seelischen vorgängen. Er muss den sturm in der seele der Brynhild bis zur katastrophe austoben lassen. Ihr entschluss, der wahrheit die ehre zu geben, ist der entschluss einer sterbenden.[1] Das ist sicherlich auch die auffassung des dichters gewesen. Sein gedicht wäre eine kühle studie, hätte es ihn nicht fortgerissen, das in verse zu giessen, was seiner phantasie vorschwebte, und dadurch seinem werke erst den künstlerischen abschluss zu geben. Ein dichter, der auf der tradition fussend, einen alten sagenstoff neu gestaltet, definiert doch nicht sein thema mit logischen distinctionen und befleissigt sich, da aufzuhören, wo die immer im auge behaltene definition es verlangt. Das thema, oder vielmehr der stoff war in seinen grundzügen ja gegeben. Der dichter, der sich auf seine weise in ihn hineingelebt hatte, reproducierte ihn bis zu einer stelle, wo das nachlassen der spannung bei ihm und den hörern ein aufhören gestattete oder forderte. Davon legt der ganze habitus der eddischen dichtung beredtes zeugnis ab. Es ist ganz undenkbar, dass eins dieser gedichte eine lösung der aufgabe darstelle, die 'weise' zu besingen, 'wie Brynhild Gunnar dazu brachte, Sigurd zu töten'.

6.

Das gedicht, das mit den Brotstrophen und dem tode der Brynhild abschloss, — man vergleiche das scenarium bei Heusler 62 fg. — lässt sich nach vorne bis in c. 26 verfolgen. Wir verdanken diese einsicht Boer, der s. 472 zeigt, wie in c. 26 zwei darstellungen nach einander aufgenommen sind. Was er im übrigen zur zweiteilung der quellen in c. 26. 27 beibringt, fällt zum grossen teil mit seiner kritik von 29. Einige seiner argumente sind überdies solcher art, dass ihnen keine beweiskraft zugestanden werden kann. Mögen immerhin widersprüche, vorsichtig verwertet, nach der negativen seite beweisend sein, so sind doch übereinstimmungen es noch nicht nach der positiven. Angenommen, teile von 27 gehörten wirklich mit dem anfangsstück von 29 zusammen, so enthielte das gedicht unerträgliche widerholungen. Mir scheinen die s. 470 aufgeführten fälle nur die beobachtung zu be-

1) Vergleichbar ist Signýs aufklärende rede vor dem tode, Vols. 8, 116—125. Mit ihrem ausruf: *skal ek nú deyja með Siggeiri konungi lostig, er ek átta hann nauðig,* schliesst doch wol das Signylied.

stätigen, dass die paraphrase im anfangsstück von 29 viele reminiscenzen birgt. Ähnlich erwägt Boer weiter unten die möglichkeit, dass ein satz der hvǫt — *vil ek eigi tvá menn eiga senn í einni hǫll* — aus der *meiri* stamme, weil eine kurze strecke zurück mit etwas andern worten genau dasselbe steht. Aus dieser beobachtung würde aber eher die unmöglichkeit als die möglichkeit folgen, läge es nicht auf der hand, dass es nur der sagaschreiber ist, der sich hier widerholt. Wir sehen aus der stelle, wie sorglos er mit dem wortlaut seiner quellen umgeht.

Das lehrt ja nicht nur diese stelle. Es ergibt sich aber daraus die warnung, es mit dem prosawortlaut der Vǫls. s. nicht allzu genau zu nehmen. In dieser beziehung hat Boer m. e. widerholt fehlgegriffen. Allerdings ist es unwahrscheinlich, dass ein einzelner satz aus einer besonderen vorlage entnommen sein sollte, wie er s. 466 bemerkt, aber keineswegs, dass ein solcher satz nach der erinnerung an eine andere quelle hinzugetan ist. Der sagaschreiber hat aber nicht bloss zwei quellen mit einander verquickt, auch sein eigner gesunder menschenverstand hat ihm streiche gespielt.

Dies ist die auf der hand liegende folgerung, wenn man str. 22. 23 mit der umgebenden prosa vergleicht. Die widersprüche, die Boer hier herausfindet (Zeitschr. 35, 310 fg.), laufen z. t. darauf hinaus, dass der autor den poetischen text nicht scharf ins auge fasst, sondern einzelheiten, die ihm der zusammenhang mit sich zu bringen scheint, arglos hinschreibt, auch wenn sie dem vielleicht gerade hier von ihm citierten gedichte zuwiderlaufen. Überdies ist der zweimalige versuch Gunnars, durch das feuer zu reiten, wol in einer strophe erzählt gewesen, die vor 22 stand und nicht mitgeteilt wird. Wenn Boer sich darüber wundert, dass das feuer bei annäherung der freunde zu lodern und die erde zu beben anfängt, so scheint mir die sache einfach so zu liegen: es geschieht, damit Sigurd seine furchtlosigkeit zeigen kann. Die strophen sind von begeisterung für Sigurds heldentum getragen; daher auch die mit *fár treystisk* anhebende antithese. Die phantasie des dichters wird von der vorstellung des flammenwalls in dem augenblick ergriffen, wo Sigurd sich anschickt, ihn zu durchreiten. Und der flammenwall erscheint nun als ein gegner, der sich zum tödlichen streiche aufreckt, aber wehrlos vor dem Graniritter zu boden fällt. Ähnlich ist Oddrúnargrátr 17, 5 (Bugge) zu beurteilen. Machen wir uns das ethos der scene klar, so werden die reflexionen, die Boer an das erlöschen des feuers geknüpft hat, sämtlich hinfällig. Der sagaschreiber stellt mit der notiz, Sigurd sei durch dasselbe feuer zu seinen freunden zurückgeritten (27, 66 fg.), seiner genauigkeit ein ebenso empfehlendes

zeugnis aus wie kurz vorher seiner ungenauigkeit. Beide qualitäten entspriessen derselben wurzel: dem nüchternen bestreben, den äussern apparat und das kostüm möglichst erschöpfend und vernünftig auszumalen.

Es liegt also kein grund vor, str. 22. 23 von ihrer stelle zu entfernen. Wie aber haben wir über ihre herkunft und damit über die quelle von c. 27 zu urteilen? Der grund, der Heusler bestimmte, dieses capitel von den klagereden zu trennen (a. a. o. 54), ist durch Boer wankend geworden: Brynhilds rückblick 29, 7fgg. kann nicht als vollgiltiger zeuge für die sagenform des Grossen Sigurdsliedes aufgerufen werden. Trotzdem besteht jene trennung m. e. zu recht. Einmal wegen der Grípisspá, die dafür spricht, dass im Grossen Sigurdsliede der werbungsritt ohne erwähnung der waberlohe berichtet war. Ferner ist es wegen der stilistischen verwandtschaft wahrscheinlich, dass str. 22. 23 aus demselben gedichte stammen wie die Brotstrophen, und das verbietet zugehörigkeit zu den klagereden. Die frage ist von geringerer tragweite, weil eine besonders charakteristische abweichung dem Grossen Sigurdsliede bei dieser scene kaum zuzutrauen ist. Auch darf man hier wie sonst auf den wortlaut der saga nicht allzu viel geben. Brynhilds antwort z. 51—55 steht im dringenden verdacht, der sehr ähnlichen scene in c. 24 mehr oder weniger zu verdanken. Der dialog daselbst von z. 54 an trägt entschieden ein echteres poetisches gepräge als die reden an unserer stelle. Gewiss erst vom sagaschreiber stilisiert ist die höfliche einräumung des freiers: *mǫrg stórvirki hafi þér unnit.* Man vergleiche damit im selben capitel z. 15, ferner c. 40, 8 und besonders die art, wie das gespräch zwischen Sigurd und der erweckten walkyrje verfälscht ist, 20, 27—30 und 21, 1—4.

WISMAR. G. NECKEL.

DIE FRÄNKISCHEN PSALMENFRAGMENTE.

I.

Die handschriften dieser Psalmenreste sind von mir in den jahren 1901 und 1902 nach der zweiten ausgabe von Heyne unter berücksichtigung der collationen von P. Tack (Tydschrift v. N. T. en L. XV, s. 140 fgg.) und van Helten (Tydschrift XVI, s. 77. 78) neu verglichen worden. Ich gebe hier meine von van Helten abweichenden lesungen und füge dazu einige bemerkungen, die ich bei der lektüre seiner ausgabe aufgezeichnet habe.

[Pss. I—III, 5.]

Am rande der handschrift stehen glossen von derselben hand, die den text geschrieben hat, als verbesserungen gemeint. Heyne und v. Helten erwähnen diese glossen nicht, wol aber Halbertsma (Hulde aan Gysbert Japiks, II, s. 264 fgg.).

I, 1. hs. *sandigero*, rgl. *sund-*.

Für *ungonethero* muss mit rücksicht auf *ungenēthege* 1, 5, *ungenothero* 1, 6 und die häufig vorkommende verlesung von *o* für *e* in dieser hs. wol *unge-* gelesen werden; *niu gonet here nohe* hat m. e. keine beweiskraft, da auch in *re nohe* (für *niu(u)eht*) *o* für *e* steht.

2. hs. *mulle*, rgl. *muille;* hs. *siuro*, rgl. *sinro;* hs. *thēken*, Halb., H., v. H. *thenken;* hs. *nachtts* wie Halb., H. und v. H. *nahtts*.

Die änderung von *enun* in *ēuuen* scheint mir mit rücksicht auf *enum* 1, 2, *euun* 206 (1, 2) und Ep. nicht gerechtfertigt.

3. hs. *nuahsemo sinay*, rgl. *nuachsemo sinan;* hs. *ninucht*, rgl. *niucht;* hs. *nit heruallan san* wie H., v. H. *ni thervallan san*, rgl. *nit ńeruallan sal*.

4. Im facsimile deutlich *anlucce*, so auch Halb., Gl. 26 und Ep.; H. und v. H. *antlucce*, vgl. bemerkung Gl. 26.

5. Gl. 96 hat *bethiu* propterea (1, 5), so auch Ep.; also muss nicht ideo (V.), sondern die variante propterea angenommen werden.

6. hs. *mioz* wie H., oder *nuoz* wie v. H., rgl. *uuoz;* hs. *geuerthe* wie 351 (1, 6) und H., v. H. *geuuerthe*.

II, 2. *niuthar* zweimal deutlich, wie H., v. H. zweimal *uiuithar*.

3. hs. *cebreran mur*, rgl. *cebrecan uuir;* hs. *neruuerfon mur*, rgl. *uer- uuir*.

5. Deutlich steht in hs. ohne den lat. text *sal her si* von derselben hand geschrieben.

8. *gevan* wie H., v. H. *geuan*.

9. *sirnero* deutlich *n*, Halb., H. v. H. *siruero*.

11. *vorton* wie H., v. H. *uorton*.

mendicot, Gl. 510 *mediiot;* v. H. ändert in *mendiot*, Steinmeyer[1] in *mendilot*. Natürlich können beide formen hier angenommen werden.

12. *mauuanne*, wol zu ändern in *nicuuanne* (vgl. *salethu* 592). v. H. ändert in *niuuanne* das in graphischer wie Steinmeyers *niauuanne* in formeller hinsicht nicht zu empfehlen ist.

13. *kur tuuriste* wie Halb. und H., Gl. 154 *kurtur uriste*, v. H. *kur tuurste*.

1) Anz. f. d. alt. XXIX, 53 fgg.

non cum. H. und v. H. ändern in *than,* aber *uan* für *uuan(ne)* (vgl. *beungon* für *beuungon* 2, 11) ist m. e. eher graphisch zu rechtfertigen, vgl. für *o* statt *a* unten Gl. 403.

III, 1. deutlich hs. *gemanohfeldeide,* nicht wie Halb. H. v. H. *gemahnoh*-.

5. *unar*; statt *r* kann auch *n* gelesen werden.

[LIII, 7—LXXIII, 9.]

LIII, 9. *arbiidin* wie H., v. H. *arbeidin.* Für **scouuoda* kann natürlich despexit (V.) und respexit (var.) angesetzt werden.

LIV, 2. *bida* wie H., v. H. -*e*-. 3. *in mistrot* wie H., v. H. *ni.* 5. *hirta* wie H., v. H. -*e*-.

6. *contexerunt me tenebrae* (V.) braucht nicht durch die variante *contexit me tenebra* ersetzt zu werden, vgl. 19 erant mecum *he uuas mit mi* (sing. des verb. für plur.).

7. *fliugon sac,* H. v. H. *sal.* 10. *unriht* wie H., v. H. Tack -*e*-.

13. *tholodit,* vielleicht mit Kern[1] aufzulösen in *tholodi it.*

16. *liblinda* wie H., v. H. -*enda*; *selethē* wie H., v. H. *selethen.*

17. *saluanit* verlesen für *salvabit,* vgl. note zu gloss. 323; man braucht nicht *saluauit* (var.) anzusetzen.

23. *giuon, iuuon* wie H. und Tack, v. H. *geuon, euuon.*

24. *sin* wie H. Tack, deutlich so im facsimile; v. H. *sia.*

LV, 7. *bergin* wie H., v. H. -*in* oder -*on.* *Vuunun* wäre besser zu ändern in *uuanun,* vgl. 67, 7; 68, 36.

8. *sila* wie H. und Tack, so auch 13; v. H. *sela.*

LVI, 2. *sila* wie H. und Tack, v. H. *sela.* 3. *dida* wie H. Tack; v. H. *deda.*

5. *slīp ik* (dormiui) bleibt besser unverändert, vgl. *quad ik* (dixi) 72, 13, *behal ik* (abscondi) Gl. 79; das von Kern beigeholte *santa got* ist nicht beweiskräftig, da die lat. vorlage hier auch das subject hinter dem verbum hatte (misit deus).

6. *irthon* wie H. und Tack, v. H. -*e*-; *guolihheide,* H. -*kh*-, v. H. -*kh*- oder -*hh*-.

12. *guoliheide* wie H., aus verschriebenem *guolheide,* nicht *guolicheide* (v. H.), corrigiert.

LVII, 2. *rihnussi,* 3. *unriht,* 4. *riue* wie H., v. H. -*e*-.

6. *touferis* wie H., 719 und Ep. -*eres,* v. H. -*eres* oder -*eris.*

1) Indogerm. forsch. XVI, anz. 1. 2. 3, s. 26 fgg.

7. Das erste mal *tibrican,* H. *tebrican,* das zweite mal *tebrican* wie H., v. H. beide *tebrecan.*

12. *rihlico* wie H., v. H. *reh-.*

LVIII, 2. *an me,* v. H. wie H. *an mi.* 4. *icco, sila* wie H., v. H. *e.*

6. *crifto, ni genatho* wie H., v. H. *-e-* und *ne.* 12. *rislag* wie H., v. H. *re-.* 17. *morge* wie H. das *-e* ist geschrieben wie das *-e* von *spreke* LIV, 13, v. H. *-en; fluht* wie H., *c* radiert, v. H. *flucht.*

LIX, 4. *irtha* wie H. oder *ertha,* v. H. *ertha.* 6. *teikon* wie H., v. H. *-in.* 7. *behaldā* wie H., v. H. *-an.* 12. *got* wie H. und Tack, v. H. *get.*

LX, 3. *erthē* wie H., v. H. *-en.* 7. *jar,* v. H. wie H. *iar.*

9. *quithan* wie H., v. H. *quethan; an dage* braucht nicht in *an dag* geändert zu werden, vgl. 18, 10 Gl. 774 *an uuerildi uuerildis* in saeculum saeculi (Steinm.).

LXI, 3. *movebor* nicht *movear,* denn das fut. wird auch durch den conjunctiv praes. widergegeben, vgl. 72, 10 *conuertetur* (Steinm.).

5. *in an hertin iro,* V. et corde suo, vielleicht besser eine variante *et in corde suo.*

6. *herrin,* besser ist *gode* (deo).

7. *salc ic,* v. H. wie H. *sal ic.*

11. *giotruoni,* nicht zu ändern in *gi to truoni* (v. H.), sondern mit Steinm. in *to gitruoni,* denn *sperare* wird ausnahmslos mit dem compos. verdeutscht und das pron. 2 pl. folgt anderwärts nie einem imperativ. *thiunt* oder wie H. *thinat,* v. H. Tack *thiunt;* die lesung *affluant* (V.) kann bleiben und man braucht nicht eine variante *affluxerint* anzunehmen, weil das fut. öfter durch ein praes. übersetzt wird, vgl. *uuerthint* fuerint 58, 16, *uuerthint irhauan* 65, 7, *mendint* 66, 5; 67, 4, *gouma uuirkint* 67, 4, *flient* 67, 2, *blithent* 66, 5, *gangint* 68, 28 (Steinm.), v. H. (Gr. I, § 92, β) bringt diese formen unter dem conjunctiv, mit aus dem indicativ entlehntem *-nt.* *-unriht* wie H., v. H. *unreht; in* H., v. H. *inde*; *rou*$\overset{a}{a}$*s* wie H., v. H. *rou*$\overset{u}{a}$*s.*

LXII, 2. *uuaconi* kann stehen für *uuacon* oder *uuacon ic.*

6. *uuerthe* oder *-i,* H. *-i,* v. H. *-e.* 11. *unrihta* wie H., v. H. *-e-.*

LXIII, 2. *forhtan, a* undeutlich, H. *forhtun?,* v. H. *-un* oder *-on.*

3. *unriht* wie H., v. H. *-e-.*

5. *gefestoda sig uuort* (firmauerunt sibi sermonem); Steinm. scheint mit v. H. änderung zu *gefestodon* geboten, denn sing. widergabe pluralischer verba komme sonst nicht vor, vgl. aber LIV, 19 *erant mecum.*

7. *scrutinio* kann bleiben (Steinm.).

10. *godes* H., v. H. *-is.*

LXIV, 4. *genathon* H., v. H. *gi*-. 6. *an rehti* wie H., v. H. -*e*. 7. *crifte* wie H. oder *crefte* wie v. H.; *gigurdit* wie H., v. H. *ge*-.

LXV, 14. *giherta* H., v. H. *geherta*.

LXVII, 4. *gelieuent* (delectentur). Es scheint mir mit Kern möglich, dass der glossator *delectent* gelesen hat für *delectentur*.

6. *fadera*. v. H.: ‚dem *fadera* zufolge hat dem übersetzer nicht *patris* der Vulg., sondern die var. *patres* vorgelegen, doch hatte dieser text dem *scepenin* gemäss nicht das mit *patres* correspondierende *iudices*, sondern *iudicis* der Vulg.' Möglich ist es, dass *fadera* verlesen ist für *fader* (*muodir* ps. 68, 9; 70, 6), vgl. *iruhauan* 63, 8 für *irhauan*.

15. *sne snene*, H. v. H. *snene*. 17. *uuaint* wie H., Tack *uuaint* oder *uuanit*, v. H. *uuanit*.

18. *rediuuagon*. v. H. ändert -*an*; vgl. aber *samon* mit anorgan. *o*, welche form v. H. erklären will aus analogie nach (im nfr. ms. nicht vorkommenden) temp. dativen plur. wie ahd. *hwilōm* (olim) usw.

22. *fiando*, H. v. H. *fiundo*. 30. *sulim* wie H. v. H., oder *salim*.

36. *Vndirlic*, H. v. H. *Uundirlic*.

LXVIII, 4. deutlich *gitruon*, H. v. H. *ge*-; *tefuoron*, H. v. H. -*un*.

18. *gehori*, H. v. H. *gi*-.

20. *reuerentiam* der Vulg. kann bleiben (Steinm.).

32. *horni* kann für *horn* ohne epenthetischen vocal stehen (Steinm.) oder für *horin* (H. und v. H.), vgl. LXII, 2.

37. *uuonon sulun an imo* (habitabunt in ea). Heyne bemerkte, dass der übersetzer, indem er *in ea* auf *haereditate* von 36 bezog, mit rücksicht auf *erui* „ea" durch *imo* widergab. Die wahrscheinlichkeit ist m. e. nicht gross, denn warum hätte er „eam" in *possidebit eam* das in 37 vorhergeht auch nicht auf *haereditate* bezogen? Wahrscheinlich muss hier gelesen werden *iro* (67, 11), vgl. *ir* für *inr* 73, 4 und *r* für *i*: *grdan* 68, 11, *giherta* 65, 14, *uuert* 72, 11.

LXIX, 4. *scaminda* als part. praes. in *bekērda uuerthin in scaminda* (auertantur et erubescant) befriedigt nicht. Möglich, dass hier *scaminda* steht für *scamada* (*scamoda*), vgl. 70, 24 *gescamoda uuārun*, und für das part. praes. ohne *ge*(*gi*): *fundona*, *braht*, *guolicoda*, *streuot*.

LXX, 2. *rehnusse* wie Tack, H. und v. H. *rehnussi*.

20. *ogostu* (ostendisti). Heyne ändert in *ōgdostu*, v. H. in *ōgodos tu* (warum hier *tu* vom verbum abgesondert und nicht 73, 1?). Sehr wahrscheinlich ist es m. e., dass der glossator hier für das praet. ein praesens gesetzt hat, wie dies auch der fall gewesen ist bei *upstigis* 67, 19 (ascendisti) und 73, 1 *beuuirpistu* (repulisti). Ein sicheres bei-

spiel dafür, dass lat. praet. durch deutsches praes. übersetzt wurde, haben wir auch in *faruuellunt* prophanauerunt, -rint Gloss. 228; Ep. hat nur *prophanauerunt*, vgl. zu 228, LXXIII, 1 und 323.

LXXI, 5. *an cunni in cunno* (in generatione et generationem). v. H. meint: ‚dem *cunno* zufolge lag dem übersetzer nicht die lesung der V. vor, sondern etwa die variante *in generatione generationum*, in welchem fall vor *cunno* überliefertes *in* als umgestellte dittographie von *-ni* zu gelten hätte.' Wahrscheinlich muss hier *cunno* in *cunni*, bezw. *cunne* geändert werden, in welchem fall *in* bleiben kann.

12. Eine variante *potentia*, welche form H. angesetzt hat und Kern annehmen will, kommt nicht vor.

16. *Vuesan*, H. v. H. *Uuesen;* der infinitiv *uuesen* ist nur 18, 14 belegt. Für *an hōi* kann sehr gut *summis* der V. angesetzt werden, vgl. *fan hōon himili* (a summo coelo) 18, 6, *te hōi sīnro* (ad summum eius) 18, 7.

LXXII, 9. *lief* (transiuit), so auch Gloss. 482. *transire* wird stets durch *līthon* oder *farlīthon* widergegeben und da die überlieferte form drei buchstaben von *leith* hat, würde man zunächst geneigt sein, mit Cosyn und Holthausen an *leith* zu denken. v. H. meint, dass *leith* sich nicht empfiehlt in graphischer hinsicht und setzt eine variante *deambulavit* an, so auch 482. *lief* für *leit* oder *liet*[1] (vielleicht praes. für praet. vgl. oben LXX, 20) kann aber graphisch sehr gut erklärt werden: ausl. *t* konnte sehr leicht als *f* gelesen werden, wenn der verticale strich des *t* ein wenig unter der linie geschrieben war, vgl. *lef* 485 für *lēt* (*lēth*). Diese form *lef* ändert v. H. in *lēth:* ‚*f* entstand für *th* indem der schreiber der glossenhs. seine vorlage gleichsam nach voranstehendem *lief* (transiuit) corrigierte.' Aber *lief* steht ziemlich weit ab und *līthon sal* (transibo) geht gerade vorher.

13. *heindi*, H. v. H. *hendi.*

14. *kestigata* (castigatio); das *t* von *kestigata* statt *d* kann entstanden sein unter einfluss von dem *t* von castigatio, vgl. *salmi* (psalmi) 70, 22, *thende* (intende) 68, 19, *beuuie* (benedicat) 66, 7.

16. *Existimabam ut cognoscerem hoc labor* usw. *ik uuanda dat ik it kende, that arbeit.* Das ms. hat wie Notkers hs. ein komma vor *that.* Es ist möglich, dass in der lat. vorlage, wenn auch solch eine variante nicht vorkommt, *hoc* vor und hinter dem komma gestanden und dass der glossator das erste durch *it*, das zweite durch *that* wider-

1) Vgl. *farliet* 56, 2, Gl. 228 und Ep., und *ie* für *ei: sciethin* 67, 31. Lipsius hat in der glossenhs. neben *lief* (transiuit) die note ‚l. *liet*' geschrieben.

gegeben hat. Vgl. aber auch LIV, 13. v. H. meint, dass *it* durch verlesung von dittographischem *ic* entstanden ist.

18. *mi,* H. *im* ,kann auch *mi* gelesen werden', v. H. *im.*

22. ut iumentum kann bleiben (Steinm.).

LXXIII, 1. *beuuirpistu* (repulisti), vgl. oben LXX, 20 und für den entgegengesetzten vorgang, praet. für praes. *firrodon* (elongant) 72, 27.

4. hs. *hatodon,* H. v. H. *hatedon. firingon iro* (solemnitatis tuae); v. H. ändert *iro* in *thīnro,* aber es ist zu empfehlen mit Clarisse anzunehmen, dass der glossator *suae* für *tuae* las.

7. hs. *namon* wie Tack, H. v. H. *namin.*

v. H. hat bei pss. 18 und 1—3 angegeben wo *u, w, v,* oder *uu, vv* geschrieben ist, aber dies versäumt bei pss. 53—73 und Gl. Lips. 53—73 ist gewöhnlich *u* und *uu* geschrieben, aber am anfang eines satzes steht oft *V* und *Vu: Vnder* 63, 7, *Vnreht* 65, 18, *Vntes* 70, 18, 19; 72, 17, *Vpsta* 56, 9, *Vpstandi* 67, 2, *Vpstigis* 67, 19, *Vtguit* 68, 25, *Vndirlic* 67, 36, *Vuad* 72, 25, *Vuanda* 53, 9; 54, 4, 13, 16; 55, 13; 56, 11; 58, 4, 17; 60, 6; 61, 3, 7; 62, 4; 63, 4; 65, 10; 68, 8, 10, 27, 34, 36; 70, 5, 10, 15, 22; 71, 12; 72, 3, 4, 21, 27, *Vuahson* 71, 7, *Vuesan* 71, 16, *Vuerthe* 68, 23, 26, *Vui* 65, 12, *Vuillico* 53, 8, *Vuirp* 54, 23, *Vuo* 61, 4, *Vuunun* 55, 7; weiter findet man noch *v: ovirmuodi* 58, 13, *gavi* 60, 6, *gidruovis* 64, 8, *vns, vnsig* 66, 2, *vnser* 66, 7, *vns vnsero* 67, 20, *vnera* 68, 20, *vnrehta* 72, 3. In den Gl. Lips. steht am anfang des wortes stets *V, Vu* (nur *U: Urkundun* 750), im inlaut *u* und *uu.* In Ep. am anfang *V, VV* oder *Vu,* im inlaut *u, uu;* nur mit *vv: bivvie, bescedivvit, gaienvverde, -vveierde, getuvving, horvve, nenvviht, stafsvvert, thuvve, thuvvon* und *thiuvvon.*

Gll. Lips.

1. *abulgi* wie H. und Tack, Ep. *abalgi,* v. H. wie 2, 5 od. 13 *abulge* ('nicht *abulgi,* wie Heyne las').

5. *aftirthinsindi* wie Tack, *after-* C. und v. H., Ep. *aftrithunsundi,* 70, 13 *aftrithinsinde.*

8. *ahtidon* (persecuti), Ep. persecuti sunt, v. H. '*sunt* fehlt'.

14. *anastandūt,* v. H. Ep. 3, 1 *-unt.*

26. *anlucce.* v. H. ändert in *antlucce* nach dem text 1, 4, aber der text hat *anlucce,* vgl. oben I, 4.

31. In hs. *antheban* (prohibebo) wie v. H., vgl. Kern.

57. *annimendelikon,* v. H. wie H. *-en* (intolerabilem); v. H. ändert in *an unendeliken* nach einer variante *immensam* und meint, dass Holthausens *unannemendeliken* (PBB. 10, 576) sich in formeller hinsicht

nicht rechtfertigen lasse. Hier wäre eine nähere begründung gewünscht gewesen. Es scheint mir noch immer möglich, vgl. *unaruuoniandilike* (unvermutet) Par. Prud., (*unbeu*)*uuandlondelik* (unveränderlich) Ps. pr., ahd. *ungitholēntlīh* (intolerabilis), *unirfarantlih* (impenetrabilis) u. a.

95. *beluken* (concludere) 30. v. H. ändert in *beluke mi* nach 30, 9 (conclusisti). Ep. hat *belucon* (concluserunt aus 16, 10); es ist m. e. möglich, dass *concludere* steht für *conclusere* und der glossator 30 geschrieben hat statt 16 (vgl. für die schreibung 3 statt 1, Gl. 779).

97. *bethudon* absconderunt, Ep. *bethadon*, alibi *behaton* (nicht, wie v. H., alibi *bethaton*). v. H. ändert mit H. in *bethachton*. 'abscondere' wird anderswo übersetzt durch *behelan*, *bergan* oder *gebergan*, während *betheccan* durch *operire* oder *contegere* widergegeben wird. Kern sieht hier einen unterschied im wortschatz zwischen pss. 1—9 und den folgenden. Ich möchte hier ändern in *behālon* (wie Gl. 77), worauf die form *behaton* in Ep. auch hinweist, vgl. *u* od. *n* für *a*: *sin* LIV, 24, *himiln* 18, 1 und *a* für *u* oder *n*: *iugiade* 70, 5, *arnethiat* 36, *balon* 58, *bra* 119, *uuanda* 764, *l* für *d*: *scouuuola* 53, 9, *h* für *th*: *forhfou* 72, 7; 225, *frihof* 253.

102. *beuuollen* id. *uart* (interfecta) wie H., v. H. *beuuollan uuart*, Ep. *biuuollon* (infecta).

127. *buokcstaf*, Ep. *buokestaf*, 70, 15 *buohcstaf*; v. H. ändert in *buochstaf*.

148. *criedon* (cognoverunt). v. H. ändert in *enēdon* mit Holthausen. 'cognoscere' wird stets durch *kennan*, *bikennan* oder *antkennan* übersetzt; möglich, dass *candon* (*r* für *n*, *u*, *a* und *ie* oder *ii* für *n*) gelesen werden muss, vgl. *vrderschid* 820, *thierot* 2, 11.

159. *druhten*, Ep. *druhtin*.

173. *ebrenlari* wie H., v. H. hat *ebenlari*: 'wegen Holthausens *ēbrengari* ist zu beachten, dass in der hs. zwischen *b* und *e* ein durchstrichenes *o* zu stehen scheint, keinenfalls aber ein *r*'.

181. *echt*, Ep. *eht*.

192. *ellendiga* aduenā, aduenas, Ep. *ellendiga* aduenam.

193. *elelendig* incola. v. H. ändert in eine variante *aduena*, aber *incola* kommt auch als fremdling vor z. b. bei Cicero.

206. *euun*, vgl. oben I, 2.

228. *faruuellūt* prophanauerunt, -rint, vgl. oben LXX, 20.

234. *fehton* proelium 138, 143. v. H. hat in den text nur eingetragen 143, 1. Für 138 muss 139 (3) gelesen werden (proelia), vgl. 167, 172 u. a.

260 u. 261. *freison* interitionibus, interitu, v. H. *froison* interitu, Ep. *freison* interitu et interitionibus, alibi *froison*.

263. *frihof* atrium 27. Die belegstelle kann v. H. nicht ausfindig machen: 'in dem in der hs. angegebenen Ps. 27 begegnet kein *atrium* und dem von Heyne angesetzten *in atrio* 28, 2 kann *frihof* nicht entsprechen'. In 27, 2 steht *ad templum sanctum*, das m. e. das lemma für *frīthof* war, aber der glossator hat *templum* geändert in *atrium* nach dem folgenden *atria*, vgl. 449.

275. *fuortida* (pauit); v. H. ändert in *fuotrida* und meint, dass Holthausens *fuodida* sich in graphischer hinsicht nicht empfehle. Aber *r* kommt statt *c* vor und *ct* ist sehr leicht als *d* zu lesen (vgl. v. H.'s bemerkung bei 97: 'aus *c* und dem ersten schaft von *h* wurde *d* verlesen').

286. *gebalton*; die form *geballhon* in Ep., von v. H. nicht beigebracht, deutet auf verschreibung von *t* für *th* od. *ht*, vgl. unten zu 703.

305. *geliuore*, v. H. *gelivore*.

323. *gequickeda* (uiuificet). v. H. setzt ein nicht überliefertes *viuificauit* an. Möglich ist, dass der glossator hier ein praes. durch ein deutsches praet. übersetzt hat, vgl. *firrodon* (elongant) 72, 27 und LXX, 20.

325. *gerehto* (forte); v. H. ändert in *rite*, denn *gerehto* könnte schwerlich lat. *forte* entsprechen, vgl. aber mit Kern mhd. *billich(e)*.

336. *geruuit*, so auch Ep.; v. H. meint: 'der fehler rührt offenbar vom schreiber der glossenhs. her, den die voranstehenden formen mit *geruu-* irreführten' — in Ep. steht *geruuit* nach *geherides*.

350. *te geuuanne;* zu ändern mit Steinm. in *te gethiannc*: die oberen schäfte von *th* waren in der vorlage undeutlich.

351. deutlich *geuuerthe*, Ep. 1, 6 und v. H. *geuerthe*.

354. *geuuallit* für *gequahlit*, vgl. auch 2, 7 *auace* für *quat ce*.[1]

357. *geuueinoda mi* (educauit); v. H. ändert in *geuuoda*. Mit Holthausen und Steinm. wol zu lesen als *geuueithoda*, vgl. 350.

371. *genitherit iu* (exinanite); v. H. ändert in *genieuuithit*, vgl. mit Kern Diefenbachs Gloss. s. 217.

382. *gierun sal;* v. H. ändert in *gieruan sal*, 'denkbar wäre auch *-uen* oder *-uon* bez. *-uun*'. In Ep. steht *gieruun;* also soll angesetzt werden *gieruun*.

381. *giheita* so auch Ep.; 55, 12 *geheita*; v. H. ändert in *geheita*.

392. auch Ep. hat *glideri*, vgl. note bei v. H. zu 392.

398. *guilike*, corrigiert in hs. aus *guolikheide*, vgl. v. H. zu 398.

1) Ep. in voce *suenot* (coagulatus) 'vide *gequallit*'.

403. *habeda* (obtinuerunt). v. H. nimmt eine variante *obtinuit* an, aber leicht möglich ist es, dass hier gelesen werden muss *habedō*, vgl. *a* für *o*: *blasma* 118, *ouita* 556, und *o* für *a: uuando* 68, 36, *beceignedo* 67, *bolalico* 124, *restido* 581.

423. *heribergo* (castrorum); v. H. ändert in *heribergon*, aber sing. kann bleiben (Steinm.).

440. Auch Ep. hat *behoscodon*.

460. *irferron* (obstupefacies) ohne *salt*, in Ep. mit *sal* (in der vorlage wahrscheinlich *saltu*). Die änderung in *irfirron* und die annahme einer variante *deduces* befriedigt nicht; zu ändern in *irfēron*, vgl. Teuth. *ervāren, ervēren* und mit Kern ae. *afæran*.

465. *irrot* (commouebitur), 466 *irruort uuerthe* (commouear), 467 *irrot uuerthan* (mouebor), 468 *roduuerthan* (mouebitur) bringt v. H. zu verschiedenen stämmen, *irrot* 465, 467 und *rod* 468 zu **irrohen* (zu an. *róga* 'heben'). Aber *rod*, das v. H. ändert in *irrod*, lässt sich leicht in *irrort* ändern, vgl. oben 275, und *irrot* kann sich verhalten zu *irrōrt* wie *forhfuor, frihof* sich verhalten zu *forthfuor, frīthof* oder *undithudiga* zu *undirthudiga*.

482. *lief* und 485 *lef*, vgl. LXXII, 9.

501. *megincrefti*, über *p* steht ein *f*; also zu lesen *f*; auch Ep. *megincrefti*, v. H. *-crepfti*.

545. *northaluon* kann gen. sg. sein (Steinm.).

551. *ōginon* (ostendit); v. H. ändert in *ōginot*. Möglicherweise hat der glossator *ostendet* statt *-it* gelesen.

569. *ratut* wie C., der schnörkel über dem *u* hat viel vom *e* oder *o*, Ep. *ratuot*, v. H. '*ratet*, nicht *ratut*, wie C. las'.

571. *reidiuuagon*, vgl. oben LXVII, 18.

582. *ruccont* (fumigabunt) 143, über dem *e* steht der schnörkel für das *u*, Ep. *ruccont*, v. H. *rrecont*, 'über dem *e* steht noch ein rätselhaftes zeichen'. v. H. setzt an *fumigant* 103, 32. *fumigabunt* ist hier wol durch praesens widergegeben, vgl. oben LXI, 11.

594. *san* oder *han*.

597. *samnung*, so auch Ep., *(in) sinagoga*. v. H. ändert in *samnungun*, aber *-e* ist auch möglich (a-stamm), vgl. ahd. *samnung*.

601. *scachon* (pudore); v. H. ändert in *scamithon*; mit Holthausen und Steinm. in *scamon* zu ändern.

602. *scaphon* (ouili); v. H. ändert mit H. in *scāphūse*, das zu ahd. *scāfhūs* stimmen würde, Holthausen zieht *hurt* heran, das aber nur in der bedeutung *cratis* belegt ist (v. H.), Cosyn *honc*, doch wäre für

scāphonc als niederfr. form *scāphunke* anzusetzen (v. H.). In graphischer beziehung scheint mir *scâpkouun* besser, vgl. nl. *schaaps-, schapenkooi,* mnl. *couwe,* mhd. *kouwe, köuwe,* mlat. *cavia, cavea* und *houuue* 71, 16.

616. *scedeuuon* (obumbrabit), Ep. *scedeuuon sal.*

617. *sciumo* (cito); v. H. ändert in *scliumo,* aber *sniumo* ist auch möglich.

650. *stouungon*, 655 *stouuuingon*, Ep. nur *stouuingon.*

664. 'nach 67 steht noch *vide gequalhit* (vgl. 354)', in Ep. *vide gequallit,* vgl. oben 354.

667. deutlich *smerenne,* so auch Ep., v. H. *-enne* od. *-euue.*

703. *thurthic* so auch Ep. v. H. ändert in *thurtich*, denn 'mit rücksicht auf 704 (*thurtegin* egeno) ist nicht in *thurhtig* sondern in eine form mit syncopiertem *f* zu ändern'. Man kann natürlich ebenso gut das *h* von *thurthic* behalten und das *t* von *thurtegin* in *th* ändern, vgl. *t* für *th: tu* 59, 5; 64, 10, *aruit* 65, 11, *ensetlic* 211, *farliet* 56, 2; 228, *fortgangande* 18, 5, *gehortoir* 297, *geuuerte* 355, *nouantoh* 67, 22, *ripeton* 584, *scetlon* 610, *undetringoni* 817.[1]

706. *thurue* propter (5). Vor *thurue* steht auf derselben linie *thuuue;* es ist daher möglich, dass *thurue* sein *ue* von *thuuue* übernommen hat.

724. *trilon* (fimbriis); v. H. ändert in *trēthilon* (zu ahd. *trādo*). *thrādilon* oder *thrēdilon* ist m. e. auch möglich: *thrā* oder *thrē* kann ausgefallen und *d* als *tr* gelesen sein, vgl. *n* für *d uueldan-* 63, 3, *n* für *ti ginroda* 372.

733. *reuerentiam* braucht nicht in eine variante *ignominiam* geändert zu werden (Steinm.).

736. *undithudiga*, so auch 59, 10. Ep. hat hier die gute form *undirthudiga* (von v. H. nicht beigebracht).

770. *uuelimo* (für *uuelikemo*) 'singulos'; die lesart des V. kann bleiben (Steinm.)

774. *uuerildi* kann dat. sg. sein, vgl. 775 *uuerolti* (Steinm.).

776. *uueron* (fuero). Natürlich kann hier *uueron* 1 sg. praes. sein als übersetzung des fut. exact., aber es ist wahrscheinlicher, dass hier *sal* weggefallen ist.

1) Auch in alten niederd. eigennamen kommt öfters *t* statt *th* vor, z. b. in Werd. Heb. I, 15ª *Latamuthon,* 38ᵇ *Willorpe,* in Egmond Cart. z. b. *Gherleta* neben *Leythen, Altorp* neben *Aldenthorpe,* vgl. J. H. Gallée, Vorstudien zu einem altnied. wörterbuche s. X.

784. *vuirscapondis* exultantis, Ep. *vvirscapandis* epulantis (nicht von v. H. beigebracht).

798. *vuitute* (nicht *ui-*) lex 323, Ep. *vvitute* (lege), v. H. *uitute* lege) und fügt dazu, dass 323 zu 797 steht.

799. Ep. *VVitutdraghere*, nicht *UUuitutdraghere*. Mit rücksicht auf die anderen formen mit *t* wird wol nicht *uuittut-* in der vorlage gestanden haben, sondern die form *uuitut-* der Ep.

AMSTERDAM. W. F. GOMBAULT.

PAMPHILUS GENGENBACH ALS VERFASSER DER TOTENFRESSER UND DER NOVELLA.[1]

Litteratur.

J. Baechtold, Geschichte der deutschen litteratur in der Schweiz. 1887—92.
K. v. Bahder, Die grundlagen des nhd. lautsystems. Strassburg 1890.
W. Creizenach, Geschichte des neueren dramas. 3 bde. Halle 1893.
A. Englert, Die rhythmik Fischarts. München 1903.
A. Gessler, Beiträge zur geschichte der entwicklung der nhd. schriftsprache in Basel. Baseler dissert. 1890.
K. Goedeke, Pamphilus Gengenbach. Hannover 1856.
K. Helm, Zur rhythmik der kurzen reimpaare des 16. jahrhunderts. Karlsruhe 1895.
A. Heusler, Der aleman. consonantismus in der mundart von Basel-stadt. Strassburg 1888.
M. Herrmann, Stichreim und dreireim bei Hans Sachs. Hans Sachs-forschungen herausg. von Stiefel. Nürnberg 1894.
E. Hoffmann, Der mundartliche vokalismus von Basel-stadt. Basel 1890.
F. Kauffmann, Deutsche metrik nach ihrer geschichtlichen entwicklung. Marburg 1897.
R. v. Liliencron, Historische volkslieder der Deutschen vom 13.—16. jahrhundert. 1865—69.
R. Priebsch, Deutsche handschriften in England. Band II. Erlangen 1901.
F. Saran, Der rhythmus des französischen verses. Halle 1904.
G. A. Seiler, Basler mundart. Basel 1879.
K. Stehlin, Regesten zur geschichte des Baseler buchdrucks. Archiv für geschichte des deutschen buchhandels. Band 12.
F. Zarncke, Sebastian Brants Narrenschiff. Leipzig 1854.

1) Die anregung zu der vorliegenden arbeit habe ich von meinem verehrten lehrer, herrn prof. dr. Ph. Strauch, erhalten. Dafür sowie für die teilnahme, mit der er mich bei der ausarbeitung unterstützt hat, werde ich mich ihm stets zu danke verpflichtet fühlen. Auch drängt es mich allen den herren, die mir bei der abfassung tätiges interesse entgegengebracht haben, vor allem herrn dr. Saran zu Halle, herrn prof. dr. John Meier und herrn staatsarchivar dr. Wackernagel zu Basel noch einmal aufrichtigen dank zu sagen.

Einleitung.

Eigenartig ist das schicksal des dichters und druckers Pamphilus Gengenbach. Seine Fastnachtsspiele hatten bei ihrem erscheinen einen grossen erfolg, von dem zahlreiche aufführungen und spätere drucke kunde geben. Aber schon im anfang des 17. jahrhunderts kennt man ihn kaum noch und in den wirren des 30jährigen krieges versinkt auch er, wie die ganze litteratur seiner zeit, in dunkle vergessenheit. Lange hat er so geschlummert, bis man nach den gewaltigen geistigen bewegungen, welche die klassiker der zweiten blütezeit hervorriefen, auch wider musse fand den kleineren geistern vergangener jahrhunderte das interesse zu widmen, das sie verdienen. Gengenbachs andenken belebte Goedeke durch eine ausgabe seiner dichtungen 1856, und seitdem hat sich die forschung öfter auch mit ihm beschäftigt. Nach eigner angabe hatte Goedeke einige sicher nicht von Gengenbach herrührende gedichte aufgenommen, dazu andere, bei denen er Gengenbach als autor nur vermutete. Auf der Goedekischen ansicht fusst Bartsch in seinem artikel über Gengenbach in der Allgem. deutschen biographie, dagegen erwähnt Gervinus 2^5, 604 die Novella nicht unter Gengenbachs werken, betont aber im übrigen die reformatorische tendenz Gengenbachs durchaus: „Gengenbach erscheint in seiner polemik gegen papst bez. Rom als ein vorläufer Luthers, als ein mann der reformation“. Baechtold, der in seiner Geschichte der deutschen litteratur in der Schweiz Gengenbach einen längeren abschnitt widmet, geht weiter und spricht ihm ausser der Novella auch die prosaischen schriften reformatorischen inhalts ab, hält ihn aber wie Gervinus für den verfasser der Totenfresser, mit denen Gengenbach „von der deutlichen, wenn auch massvollen polemik gegen papst und klerus“ zu den gegnern Roms offen übergeht (s. 281). Neuerdings hat nun S. Singer in einem aufsatze, betitelt: „Die werke des Pamphilus Gengenbach“ (Zs.f.d.a. 45, 153), dem dichter auch das letzte werk reformatorischer tendenz, die Totenfresser, und damit jede parteinahme für Luthers werk abgesprochen. So ist aus dem „vorläufer Luthers“ ein für reformatorische ideen nicht sonderlich interessierter fastnachtsspieldichter geworden.

Singers ausführungen nun haben mir gelegenheit gegeben auf die frage nach der stellung Gengenbachs zur reformation, speciell nach seinem verhältnis zu den beiden reformationssatiren Totenfresser (T)[1]

1) Was das verhältnis zu Manuels spiel anlangt, so kann darüber wol kein zweifel sein, dass Manuel durch das bei G. gedruckte werk zu seiner satire veranlasst wurde. Vgl. A. Kaiser, Die fastnachtspiele von der actio de sponsu, s. 98 und Vetter, Beitr. 29, 116.

und Novella (Na) näher einzugehen. In dem bestreben nämlich den wahren verfasser der beiden genannten gedichte zu ermitteln, wurde ich darauf geführt, die frage nach der möglichkeit der verfasserschaft Gengenbachs noch einmal zu prüfen. Denn es konnte niemand ein grösseres interesse als gerade Gengenbach an der abfassung einer erwiderung auf Murners Grossen lutherischen narren haben. Er hatte die XV bundsgenossen des Johann Eberlin von Günzburg gedruckt, gegen die Murner seine geistreiche satire schrieb. Da Eberlin aus sprachlichen gründen nicht in betracht kommt, so musste in der tat Gengenbach am meisten an einer widerlegung Murners liegen. Da nun Singer für T und Na einen verfasser vermutete, so zog ich auch T[1] mit in die untersuchung. Ich werde also im folgenden darzulegen suchen, ob G. nicht der verfasser der beiden werke sein kann, und gebe deshalb zunächst ein bild von seiner persönlichkeit, um dann seine gedichte mit T und Na auf sprache, syntax, stil und metrik zu vergleichen. Der untersuchung lege ich die sicher Gengenbachschen werke zu grunde. Es sind:

1. Der welsch Fluss (w.F) und seine fortsetzung bei Priebsch (Pr) s. 263 (vgl. Zeitschrift 29, 87fgg.), dazu das im Anz. f. k. d. d. vorz. 1859, s. 127 von Bube mitgeteilte gedicht[2] (Bocksp. I).
2. Der Bundtschu (B) 1514.
3. Die x Alter (x Alt.) 1515.
4. Der Nollhart (N) 1516.
5. Tod, Teufel und Engel (TTE) 1517.
6. Fünf Juden (Jud.).
7. Lied von Carolo erwelter römscher küng (C Liliencron 3, 234) 1519.
8. Der Buler Gouchmat (G) zwischen 1521—24.
9. Practica Grundr. (Goedeke) 2, 148 (weil prosaisch jedoch weniger zu verwerten).

1) Schon Baechtold hatte in seiner ausgabe des Nik. Manuel s. CXXXV darauf hingewiesen, dass der von Goedeke mitgeteilte text der Totenfresser nicht auf dem originaldruck beruhen könne. Ich benutzte einen offenbar älteren auf der kgl. hof- und staatsbibliothek zu München befindlichen druck. Abgesehen von einigen speciell süddeutschen orthographischen eigentümlichkeiten (*å* für *ë* s. unten) stellt er vor allem einen druckfehler des Goedekischen textes, der für die frage der verfasserschaft nicht unwichtig ist, richtig, s. unten. — Sign. 4° Po. germ. 228/41 Klag. 4 blätter am schluss P. G.

2) Bockspiel II a. a. o. s. 165 konnte, obwol vieles für Gengenbach spricht, nicht verwertet werden, weil nicht sicher genug bezeugt. Merkwürdig ist bei Bocksp. I die sonst nicht belegte form „Pamphilius“.

Dazu stelle ich noch 10. Der alt Eydgenoss (a. E), einmal wegen der übereinstimmung, mit der man das gedicht Gengenbach zuschreibt, sodann wegen einer reihe auffälliger parallelen zwischen a. E und dem sicher Gengenbachschen Nollhart, die ich im folgenden aufführe. Es entspricht N 1106 : a.E 49; N 1108 : a.E 46; N 1109 : a.E 71; N 1116 : a.E 41; N 1119 : a.E 52; N 1120 : a.E 36; N 1188 : a.E 94; N 1194 : a.E 92; N 1213 : a.E 37; N 1215 : a.E 38; N 1216 : a.E 98; N 1228 : a.E 205.

Capitel I.

Das leben des Pamphilus Gengenbach.

Die drucke Gengenbachs sowie seine sprache weisen nach Basel. Ob er aber auch aus Basel stammte, ist eine andere, von Goedeke nicht mit bestimmtheit beantwortete frage. Darüber hatte man lange keine sicheren aufschlüsse gewinnen können und deshalb mit Goedeke Basel auch für die heimat des dichters angesehen. Erst Baechtold gelang es auf grund eines von dem Nürnberger buchdrucker Koberger an seinen Baseler berufsgenossen Johann Amerbach gerichteten briefes Nürnberg als heimat Gengenbachs wahrscheinlich zu machen. In dem genannten schreiben nämlich findet sich der folgende satz: „*zaiger dises briefes beklagt sich, wie im schuldig sei einer, heisst Panfulus, ist ein setzer wollet im beholfen sein, das er bezalt werde.*“[1]

Diese beobachtung zusammen mit der tatsache, dass Gengenbach im jahre 1511 in Basel das bürgerrecht erwirbt, und mit der anderen, dass er meisterlieder gedichtet hat, könnten für seine Nürnberger herkunft sprechen und so nimmt es denn auch Singer a. a. o. s. 155 nach dem vorgang Baechtolds an. Dennoch möchte ich sie bezweifeln. Wie ich im weiteren verlauf meiner arbeit nachweisen zu können hoffe, weist sprachlich nichts unbedingt nach Nürnberg, alles dagegen nach Basel. Diese tatsache, die auch Singer nicht entgangen ist[2], war für mich so schwerwiegend, dass ich mich nach der möglichkeit einer erklärung des briefes Kobergers fragte auch unter der voraussetzung, dass Gengenbach aus Basel stamme. Andere bedenken kamen hinzu. Zwar klingt in Gengenbachs dichtungen wol hie und da eine deutsche (besser antifranzösische) gesinnung durch, im mittelpunkt des interesses aber steht doch stets der 'Eydgnoss'. Wenn der dichter in seinen politischen liedern

1) Baechtold, Schweiz. litter. s. 274.

2) „Wir sehen also, dass der Nürnberger buchdrucker sich die sprache seiner neuen heimat in sehr vollkommener weise zu eigen gemacht hat.“

auf ihn zu sprechen kommt, wird er erst recht warm. Am stärksten tritt das im Alt Eydgnoss[1] (Goedeke 12fgg. 436fg. 543fgg.) hervor.

Hier ermahnt der alte eidgenoss, den der dichter zum dolmetscher seiner eigenen anschauungen macht, seine jüngeren landsleute zur rückkehr zum schlichten, frommen, häuslichen leben der vorfahren, indem er ihnen in farben, denen man die lebhafte sorge um das wohl der ermahnten ansieht, ein bild von der väter treiben malt. Ist es nun wahrscheinlich, dass Gengenbach es als eingewanderter, als ausländer gewagt haben sollte, seinen neuen landsleuten ein politisches sündenregister aufzustellen, auf das leben der vorfahren, das er ja gar nicht kennen konnte, hinzuweisen? Konnte er sich, zumal bei der bekannten empfindlichkeit der Baseler gegenüber ausländischen einflüssen, auch nur den allergeringsten erfolg versprechen? Zudem spricht aus dem ganzen gedicht eine so warme anteilnahme an dem ergehen der eidgenossen, der dichter malt das leben der väter (*unser forderen* a. E 7) mit so viel liebe und wärme, wie sie nur einer empfinden konnte, dem die stadt Basel mehr als adoptivheimat, dem sie vaterstadt und vaterland war[2].

Aber der brief Kobergers! Er ist nicht weniger verständlich, wenn Pamphilus Gengenbach auf der wanderschaft vorübergehend in Nürnberg gearbeitet und bei der rückkehr nach Basel gewisse verpflichtungen nicht erfüllt hatte. Denn nicht nur jener brief Kobergers weiss davon zu erzählen, noch im jahre 1505 findet sich im 'vergichtbuch der mehreren stadt (Grossbasel)' folgender eintrag:

Hanns Brunn, der amtmann, vermittelt einen vergleich zwischen „*Panvalus Gengenbach, dem Truckergesellen und Erharten Honig von Nurrenberg*“, betreffend 8 gulden, welche Gengenbach der mutter Erhartens schuldig ist[3].

Warum wandte sich jener von Koberger erwähnte gläubiger und die mutter jenes Honig nicht an die angehörigen Gengenbachs in Nürnberg, wenn er doch von dort stammte? Gerade die letzte schuld machte nicht unwahrscheinlich, dass Gengenbach nur vorübergehend in Nürnberg war und vielleicht bei der mutter Honigs wohnte.

Es bleibt der kauf des bürgerrechts. Dieser einwand will wenig besagen, da Gengenbachs vater höriger gewesen sein könnte, während er selbst das bürgerrecht erworben hätte. Dass dem so ist, lässt sich zeigen.

1) S. unten.
2) Vgl. dazu auch Creizenach, Geschichte d. neuer. dram. 3, 239fg.
3) Stehlin, Regesten s. 21, nr. 1719.

Das geschlecht Gengenbach ist in Basel seit langem ansässig[1]. Es ist nicht, wie Goedeke s. IX sagt, „schon in der mitte des vorigen (18.) jahrhunderts ausgestorben“, sondern existiert noch heute und stammt vielleicht aus dem städtchen Gengenbach an der Kinzig bei Offenburg. Eine einwanderung von dort nach Basel scheint um die zeit unseres dichters stattgefunden zu haben, wenigstens wird im ‘urteilsbuch der mehreren stadt’ von 1521 eine Katherine Kellerin von Gengenbach erwähnt. Um die wende des 15./16. jahrhunderts ist der name Gengenbach in Basel ziemlich häufig zu belegen[2].

Es erübrigt noch einen Ulrich Gengenbach zu nennen[3]. Diesen Ulrich Gengenbach möchte ich für den vater unseres Pamphilus halten.

1) Baseler bürgerbuch: Gengenbach ein alt geschlecht unbekannter herkunft.

2) Den von Baechtold (anm. s. 69) für das jahr 1535 aufgestellten stammbaum der familie Gengenbach habe ich nach den acten der Saffranzunft und der universitätsmatrikeln vervollständigen können.

Schon 1469 erscheint Ludwig Gengenbach „der apotheker“ als Baseler bürger (Baseler bürgerbuch). Jener ältere von Baechtold genannte Chrysostomus wird 1500 mitglied der Saffranzunft, ist mitglied des grossen rats, stirbt 1526. 1509 lässt er den zunftbrief seines „sohnes Ludwig des apothekers“ erneuern. Die widerkehr des namens Ludwig beim enkel und der gleiche beruf lassen mit sicherheit vermuten, dass der erste um 1469 belegte Ludwig Gengenbach der vater des älteren Chrysostomus ist. Danach lässt sich Baechtolds stammbaum in folgender weise vervollständigen:

Ludwig der apotheker 1469

Chrysostomus der apotheker († 1526)

Ludwig der apotheker 1519 mitglied der Saffranzunft — Chrysostomus der apotheker — Zacharias — Adrian — Baptista

Ausserdem wies Goedeke s. X, anm. 2 nach Athenae Rauricae einen Johann [Matth.] de Gengenbach nach: *J. d. G. artium liberalium magister, sanctae theologiae baccalaureus et juris pontifici interpres, divinae poëticae fuit ordinarius, nec non academiae rector a. 1481.* Des weiteren sind nach dem Baseler bürgerbuch noch zu nennen: 1. Christian Gengenbach † 1529 als mitglied des kleinen, 2. Balthasar † 1539 als mitglied des grossen rates. Das verwandtschaftliche verhältnis dieser drei personen zu den im stammbaum aufgeführten mit sicherheit festzustellen, ist mir nicht gelungen.

3) Von ihm wissen die Stehlinschen regesten folgendes zu berichten: Am 10. februar 1480 liegt Michel Wenssler. der buchdrucker, in einer injurienklage mit seinem „diener“ (d. i. gesellen) Ulrich von Gengenbach. Michel Wenssler wird verurteilt siebenfache busse zu zahlen (Stehlin bd. 11 des Archivs für geschichte des deutschen buchhandels nr. 124, s. 28). Aber er macht schwierigkeiten, es kommt am 13. märz desselben jahres zu einer neuen klage: Michel Wenssler wird verurteilt 60 pfund Baseler pfennige zu zahlen (ib. nr. 133, s. 29). Wahrscheinlich um dieselbe schuld wird es sich handeln, wenn in demselben jahre 1480 Ulrich von Gengenbach, der buchdrucker, an Anna Kesslerin, seine ehefrau, vollmacht gibt, seine guthaben an meister Michel Wenssler, wenn dieselben verfallen sein werden, einzuziehen (ib. nr. 136, s. 30).

Dafür spricht der gleiche beruf, das alter des dichters würde dazu stimmen, und endlich würde damit auch die tatsache seines bürgerrechtskaufes ihre erklärung finden. Jener Ulrich Gengenbach wird nie als bürger bezeichnet, dagegen einmal Ulrich von Gengenbach genannt. Jedesfalls war er aus Gengenbach nach Basel eingewandert, hatte aber selbst das bürgerrecht nicht erworben, erst sein sohn Pamphilus kauft es. Ob zwischen jener obengenannten apothekerfamilie und den beiden letztgenannten Gengenbach irgend welche verwandtschaft besteht, worauf die seltenheit der namen Pamphilus und Chrysostomus führen könnte (ich habe sie in den Baseler acten zwischen 1500—1525 nicht wider gefunden) und wie es auch Baechtold (anm. s. 69) trotz seiner annahme von der Nürnberger herkunft des dichters als sicher hinstellt, war trotz eifriger nachforschung nicht zu ermitteln. Soviel jedoch scheint sicher, dass Ulrich Gengenbach und unser dichter zusammengehören.

Ich nehme an, dass Pamphilus Gengenbach als sohn des buchdruckers Ulrich Gengenbach und seiner ehefrau Anna Kesslerin um 1480 in Basel geboren ist. Er erlernt das gewerbe seines vaters, geht dann auf die wanderschaft und kommt dabei auch nach Nürnberg. Der brief Kobergers wirft auf seinen aufenthalt in dieser stadt ein nicht gerade günstiges licht, ebenso jene schuldforderung, die Erhart Honig geltend macht. Auch dieser kommt Pamphilus noch nicht nach, so lässt ihn denn der gläubiger am 19. märz 1505 in arrest legen[1]. Er scheint in seiner jugend eine leicht erregbare, hitzige und etwas leichtsinnige natur gewesen zu sein, und wir können uns nicht wundern, wenn wir unter dem 24. juli 1507 von einer neuen berührung mit den gerichten lesen: Cunrat Koch von Bloburen, Panfulus Gengenbach und Adam Howenschilt, alle drei truckergesellen, schwören Hannsen Werker wegen der verwundung, so ihm zu dem Achstein begegnet ist, gerecht zu werden und nicht aus der stadt zu weichen, bevor sie dem urteil nachgekommen sind[2].

Goedeke vermutet, Gengenbach habe wegen seiner genauen kenntnis der begebenheiten als landsknecht an den französisch-italienischen kriegen, wie sie nach dem tode Karls VIII. († 7. april 1498) ausbrachen, teilgenommen, vgl. z. b. die gedichte Der welsch flusz und Die schlacht an der Adda[3]. Dagegen dürfen wol psychologische gründe geltend ge-

1) Stehlin s. 21, nr. 1718; Baechtold, anm. s. 68.

2) Stehlin s. 30, nr. 1778; Baechtold, ebenda.

3) Das letztgenannte gedicht wird Gengenbach von Singer a. a. o. abgesprochen auf grund von reimfreiheiten, die sich Gengenbach nicht gestattet haben soll. Diese begründung halte ich nicht für ausreichend, da dem subjectiven empfinden hier zuviel

macht werden. Denn gerade Gengenbach eifert ganz besonders lebhaft gegen das reislaufen seiner Schweizer landsleute. Man vergleiche nur stellen wie alt Eydgnoss 34. 73. 82. 91. 360. 365; Nollhart 1251 fgg. Freilich es steckt etwas vom landsknecht in ihm; wir sahen schon wie ihn sein heisses blut nebst einigen berufsgenossen in conflict mit den gerichten gebracht hatte. Etwas ähnliches lesen wir auch unter dem 27. mai 1509 im urteilsbuch: Es erscheinen vor gericht die 'ehrsamen, wol bescheidenen' Nicolaus Lamparter, der buchdrucker und Pamphilus Gengenbach, auch der trucker, burgere zu Basel (Gengenbach kauft das bürgerrecht erst 2 jahre später). Lamparter klagt gegen „friden und frevel", Gengenbach habe ihn in seinem hause beleidigt. Das gericht erkennt: beide teile sollen ihre beweise bringen. Lamparter beruft sich auf das zeugnis des ehrsamen Johann Behem, buchfürer zu Veltkirch und erhält vom gericht behufs einholung der aussage desselben eine urkunde über das obige urteil[1].

Um diese zeit wird Gengenbach auch selbständig geworden sein, wenigstens wird er von jetzt an nie mehr als geselle, sondern immer als buchdrucker bezeichnet. 1509 tritt er als bürge für eine schuld eines seiner „truckergesellen", Johann Schotts, auf[2]. In dasselbe jahr fällt seine verheiratung mit Enele Renkin. Zeugen dabei sind junkher Velti Murer und der bekannte drucker Michel Furter, burgere zu Basel. Den ehesteuerbrief lassen die gatten 10 jahre später erneuern[3]. Nachdem er dann 1511 auch das bürgerrecht erworben[4], scheint für Pamphilus eine ruhigere zeit anzubrechen, die berührungen mit dem gericht sind jetzt nicht mehr so verfänglicher art. Am 29. januar 1511 sollen Pamphilus und seine ehefrau einen ihnen verpfändeten mantel auslösen[5]. Aus dem früheren schuldner ist also jetzt ein gläubiger geworden. Dafür auch noch die folgenden urkunden. Am 17. mai 1511 verspricht Michel Furter, der buchdrucker, Pamphilus Gengenbach 8 gulden zu bezahlen[6], desgleichen am 1. september Nicolaus Lamparter, der buchdrucker, gemäss ergangenem urteil Panfulus dem trucker

überlassen bleibt. Zu dem wäre die Schlacht a. d. Adda das älteste Gengenbachsche gedicht, in dem eine grössere zahl ungenauer reime schon verständlich wäre. Immer hin möchte auch ich aus den oben genannten gründen Gengenbach nicht für den verfasser halten.

1) Stéhlin s. 41, nr. 1847.
2) ebenda nr. 1849.
3) ebenda s. 78, nr. 2062.
4) Baechtold anm. s. 68.
5) Stehlin s. 44, nr. 1870; Baechtold ebenda.
6) ebenda s. 45, nr. 1875.

in monatsfrist $3^1/_2$ pfund farb zu geben[1], ebenso am 9. januar 1516 Caromellis (bekannter Baseler apotheker) „3 duggaten“[2]. Am 19. october 1511 leistet er bürgschaft dafür, dass meister Hanns Suter, caplan des hohen stiftes, einige leute von Mulberg, welche ihm kornzins schuldig sind, nicht zu *onpillichen costen* bringen werde[3]. Seit 1508/9 besitzt er seine eigene officin. Daneben hat er auch einen laden im hause zum roten kleinen löwen in der freien strasse (nr. 31) neben dem zunfthaus zum himmel. 1513 hatte er dieses haus von dem bekannten Thomas Schwarz für 60 gulden bei barzahlung gekauft[4]. Ein streit mit einem angestellten führt ihn am 24. october 1519 wider vor gericht. Er klagt gegen Melchior Leider. Er habe demselben ein werk zu drucken verdingt, derselbe sei ihm aber aus dem verding und zu einem andern herrn gegangen. Er schiebt demselben den eid darüber zu, dass er ihm dies zugesagt habe. L. will den eid nicht schwören, und wird daher gemäss dem klagebegehren verfällt[5]. 1519 wird den buchdruckern Ad. Petri, Nicolaus Lamprecht, Pamphilus, welche wider ergangenes verbot lassbriefe publiciert haben, aufgegeben, diese lassbriefe dem stadtarzt einzuliefern[6]. 1520 wird Pamphilus Gengenbach als mitglied der bruderschaft der schildknechte aufgeführt[7], einer vereinigung, die sich besonders dem Marienkultus widmete. Für Gengenbachs Marienverehrung zeugen gelegentliche ausrufe und das gedicht Fünf Juden, *welche History ich Pamphilus Gengenbach zů lob und eer der junckfrau Marie in ein New lied gesetzt hab* (Goedeke s. 39).

In das Jahr 1521 fällt ein process unseres dichters, der uns einen interessanten blick in seinen geschäftsbetrieb tun lässt. Mittwoch nach martiny (d. i. am 13. november) 1521 beginnt der process[8]. Nach dem protocoll im urteilsbuche vom 1521 hat Heinrich Peyger als anwalt des Hans Rüger, des altbürgermeisters von Rotwyl, eine schuldforderung an Pamphilus Gengenbach. Dieser erkennt jedoch die vollmacht des Peyger nicht als vollgiltig an, und Peyger wird bis auf weiteres abgewiesen. In einem weiteren eintrag unter dem datum donnerstag nach Hylary (16. jan. 1522) erfahren wir den weiteren fort-

1) Stehlin s. 51, nr. 1909.
2) ebenda s. 61, nr. 1984.
3) ebenda s. 68, nr. 2017
4) Siehe die urkunde im anhang.
5) Stehlin s. 82, nr. 2082.
6) Stehlin s. 86 nr. 2094; Baechtold anm. s. 68.
7) Baechtold anm. s. 69.
8) Siehe die urkunde im anhang.

gang des processes und seine entstehung[1]. Pamphilus Gengenbach erklärt von den erben des bekannten Baseler rechtsgelehrten dr. Helmut († 1510) dessen büchernachlass unter der bedingung erstanden zu haben, dass ihm alle bücher ausgeliefert werden. Nachdem er den kaufpreis von 227 gulden bis auf 20 gulden bezahlt hat, behauptet er erfahren zu haben, dass Hanns Ruger zu Rotwyl gegen den vertrag unter der hand ihm zum schaden einige bücher verkauft habe. Er fordert deshalb die ungiltigkeitserklärung des kaufes. Schliesslich wird die verhandlung vertagt, damit Gengenbach seinen zeugen beibringen kann. Ein zeugenverhör hat auch tatsächlich stattgefunden. Unter mittwoch nach Cathedra Petri (26. februar) 1522 erklärt nach der aufzeichnung in den 'kundschaften der mehreren stadt' *Nicolaus Lamparter, der bůchtrucker*, er habe in gegenwart des Gengenbach und eines caplans zu St. Theodor die bücher *collacionieret und gezellt.* Die zahl der bücher habe *65 gantze* und *380 defect* betragen[2]. Über den wichtigsten punkt, das versprechen Rugers, dem Pamphilus den ganzen vorrat zu überlassen und über den bruch dieses versprechens bringt diese aussage nichts, möglicherweise wusste jener caplan etwas davon. Der ist aber wie wir aus dem endurteil vom *montag vor judica* (30. März) *1522* ersehen, tot. Es heisst da[3] . . . *und sich pamphilus Gengenbach solichs furbringens underwunden, ein zugen verfasst, ingericht verhören lassen, sich daby das jm ein zug todes abgangen ist, beklagt und doch gewont hat etwas furbracht haben und aber Heinrich Peyger die nechst ergangenen urtel und des zugen sag und das er ein zug sye erklärt und gemeint hat, dass p. nützit furbracht hab, sondern das er jm lut siner handtschrifft usrichten solle,*

da ist nach verher beider teil, clag, antwurt, red, widerred, der zugen sag und allem der partyen furwenden zurecht erkant, das pamphilus Gengenbach lut siner handtgeschrifft heinrichen peyger als eim gevalthaber herr Hannsen Rugers sins swehers umb verfallnen 20 gulden usrichten solle.

Bei diesem urteil hat sich Gengenbach beruhigt. Wir werden gut tun, schlüsse auf seinen charakter aus diesem process nicht zu ziehen, weil wir kaum noch den rechten einblick in diesen handel gewinnen können. Man kann dem dichter schwer zutrauen, dass er, weil ihn der kauf später reute, ein lügengewebe ersonnen habe. Kaum gegen etwas eifert er so wie gegen die habsucht und *das unfertig gůt.*

1) Siehe die urkunde im anhang.
2) ebenda.
3) Urteilsbuch der mehreren stadt 1522.

Man vergleiche nur die betreffenden verse im Nollhart, vor allem aber in den x Altern. Aber jener process lässt uns einen einblick in sein geschäft gewinnen. Sein handel kann nicht klein gewesen sein, wenn er in einem kauf für 227 gulden bücher ersteht, eine für damalige verhältnisse doch immerhin recht beträchtliche summe. Sicherlich ist dies auch nicht der einzige derartige kauf gewesen; so wird er einen schwunghaften buchhandel neben seiner druckerei gehabt haben. Dieser buchhandel scheint ihm zu einer gewissen wolhabenheit verholfen zu haben. 1522 verkauft er ein zweites haus, dem alten ungefähr gegenüber gelegen *(in der stat Basel under den Bechern gegen dem hus zum hermelin uber zwischen den husern zur schmalen sunnen und nideren magstatt gelegen und obere magstatt genant ist)*. In demselben jahre erscheint er als vertreter der *Elsbeta, Hannsen Liebenberg von Lenzburg selig. dohter*. Noch einmal am ende seines lebens kommt er in berührung mit den gerichten, aber dieser conflict macht ihm mehr ehre als schande. Er hat seine deutsch-patriotische politische anschauung offenbar zu deutlich geäussert und die zweideutige politik des Baseler rates gegeisselt, wie ja seine werke so oft zeigen. Am 1. januar 1522 muss er urfehde schwören, mit ihm zwei freunde *der mengerly lichtfertigen wort* wegen *so sie uf der kürsener hus getriben, des kaisers oder bobstes ouch des kuniges von frankreich halb*[1]. In demselben jahre am 19. november verwendet sich der Baseler rat für Pamphilus Gengenbach beim Strassburger magistrat *um etlich geldschulden, die Pamphilus Gengenbach unser burger von Wolffen buchdruckern zu fordern hat*[2]. 1524 liegt er im streit mit einem caplan vom münster wegen 'zinsen ab reben vor Kleinbasel'[3] und nicht lange nach ostern 1525 wird er — offenbar im besten alter — gestorben sein. Im urteilsbuche des jahres finden wir unter montag *vor der uffart Christi* (22. mai) folgenden eintrag: *Do ist Anna wilent Pamphilus Gengenbach sel. wittwe mit Heinrichen grebly, dem gremper, vervogtet worden jr hus und hofstatt zu verkoufen und sollichs jr recht, wie recht ist, zu vertigen gunnen, ut moris est*[4].

Versucht man nun auf grund der äusseren daten aus Gengenbachs leben sich ein bild von der persönlichkeit des dichters zu machen, so wird man nicht eben weit kommen. Die wichtigste quelle müssen immer seine werke bleiben. Da fällt nun zunächst ein gewisser gegen-

1) Baechtold anm. s. 69.
2) Roethe Anz. f. d. A. 24, 220.
3) Baechtold a. a. o.
4) Ebenda.

satz auf zwischen dem etwas leichtsinnigen Pamphilus, wie er uns aus den daten seiner jugend, und dem gewaltig ernsten moralisten, wie er uns aus den gedichten entgegentritt. Er war in seiner jugend, wie so mancher seiner zeitgenossen, durch das wanderleben etwas verwildert, ist aber doch ein ehrlicher, trefflicher charakter, dessen guten grund geordnete lebensverhältnisse hervortreten lassen. Mit überraschender klarheit erkennt er die schäden der zeit, die unsittlichkeit, die habsucht und untreue, die kriegslust der jugend und wird nicht müde, sie in seinen gedichten immer aufs neue zu tadeln. Hinter dem strengen tadler, dem pedantischen moralprediger aber steckt der warme patriot, dem es mit all seinem schelten im letzten grunde doch nur um die wolfahrt, das glück seines vaterlandes zu tun ist. Mit diesem ziel im auge scheut er vor nichts zurück, keine rücksicht auf das eigene wohl hält ihn ab, was er als wahr erkannt, offen auszusprechen. Das gilt vor allem von der politik. Sie beherrscht die erste zeit seiner dichterischen tätigkeit ganz. Seine politische anschauung möchte ich seinem vaterlande gegenüber eine conservative, dem reiche gegenüber eine deutsche nennen. Immer wider im 'alt Eydgnoss' und später im 'Nollhart' weist er zurück auf die tugenden der väter, auf das schlichte, fromme leben der alten Schweizer. Darin, so erkennt er klar, ruht das wohl des vaterlandes. Man merkt es ihm an, wie er in der schilderung der glücklichen, goldenen zeit, da die Schweizer nur sich selbst und Gott vertrauten, warm wird; in solchen augenblicken wird aus dem pedanten der seines vaterlandes frohe patriot, und die strophen, die er dann dichtet, sind — was wärme des gefühls anlangt — zu seinen besten zu zählen (alt Eydgnoss 1—110. 369 — 75). Eben diese vaterlandsliebe ist eine der schönsten seiten seines charakters.

Und nach Deutschland geht sein blick. Nicht ohne grund. Er hatte gesehen, wohin das fortwährende liebäugeln mit Frankreich und seinem klingenden golde geführt hatte. Gerade seine zeit hatte ihm ein bild schlimmster corruption entrollt. Um 1517 hatte man in Basel entdeckt, dass die vornehmen der stadt, unter ihnen sogar der bürgermeister Jacob Meyer, der freund des jüngeren Holbein, von Frankreich heimliche pensionen angenommen hatten. Gengenbach hatte in seinen gedichten (vgl. welsch Fluss 99—110, x Alter 500fgg., Nollhart 1185/7. 1196) schon seit langem darauf hingewiesen. Wir sahen bereits, dass ihn dieser unerschrockene wahrheitsmut noch am ende seines lebens ins gefängnis brachte. Von der begeisterung für die ritterliche gestalt des kaisers Maximilian, die in Baseler humanistenkreisen herrschte, wissen wir schon aus den gedichten Sebastian Brants, auch Gengen-

bach noch blickt voll verehrung zu ihm auf, ihm gehören alle seine sympathien, und im Nollhart weist er ihm eine grosse religiöse und politische aufgabe zu. Er soll eine gründliche 'reformation' der kirche vornehmen, das heilige land widererobern und eine weltherrschaft antreten, wie sie einst nur die römischen imperatoren gehabt hatten. Und als Maximilian gestorben, da erhofft er das gleiche von kaiser 'Carolo': einigung Deutschlands in politischer und religiöser beziehung. Ihm widmet er nicht nur sein *Lied von Carolo erwelter römscher küng*, auf ihn bezieht sich wol auch noch 1520 sein Wiener prognosticon[1].

Aber bei all seiner deutschen gesinnung geht er doch nicht soweit etwa für einen völligen anschluss seines vaterlandes an Deutschland propaganda zu machen: das heil seines vaterlandes beruht für ihn in der neutralität. Daheim soll man bleiben, sich nur um die eigenen interessen, nicht um die fremder länder und fürsten kümmern:

Wan man wolt folgen minem rot,
So behielten wir den alten stot
Liessen fürsten, herren bliben
Und bliben do heim in unserm land
By kinden und by wyben. a. E 96—100.

Über seiner deutschen gesinnung steht ihm sein Schweizer nationalgefühl[2]. Nicht Nürnberg, sondern Basel war seine vaterstadt, nicht Deutschland, sondern die Schweiz sein vaterland.

Hier wird er also auch seine bildung empfangen haben. Sie ist durchaus nicht gering, wenn auch den zeitverhältnissen entsprechend vorwiegend theologisch-scholastisch. Ein blick in seine dichtungen lehrt das sofort. Seine ermahnungen erhärtet er ähnlich wie Sebastian Brant stets durch eine ermüdende, den frischen fluss der gedanken störende fülle biblischer citate. Daneben citiert er auch die kirchenväter, letztere vor allem in dem spätesten der unter seinem namen überlieferten gedichte, der Gouchmat: Augustin (Gouchmat 58. 64), Anselm (189), Gregor von Nazianz (242. 1314), Papias (1031), Hieronymus (1315). Doch weiss er auch bescheid in den sagen des classischen altertums (x Alter 378; Nollhart 297), in der griechischen und römischen geschichte (Nollhart 358. 361. 363. 364. 593. 594. 753. 754. 758—60. 849; G. 417. 425. 429), und kennt einiges von älterer deutscher geschichte (Nollhart 658. 662. 716. 983. 986. 1043). Hier leistet er sich freilich manche ungeheuerlichkeit[3].

1) Vgl. Jos. Maria Wagner im Anz. f. k. d. d. vorz. 1860, s. 5fg.

2) Vgl. auch Creizenach 3, 239fg.

3) So ist nach ihm Karl der grosse ein *furst von östereich* (Nollhart 658), Nollhart 663fg. ist er *ein küng von Franckenreich und dess geblüts von östereich.* Ausgezeichnet ist er dagegen in der zeitgeschichte bewandert (welsch Fluss, Bockspiel, Nollhart an vielen stellen).

Er citiert ferner (diese kenntnis ist vielleicht erst das resultat späterer studien) Cicero de senectute und de officiis (Gouchmat 37. 1035) Valerius Maximus, de fide uxoriali l. 4, VII, 5 (G. 420. 199), Seneca ep. 38. 78. 90 (G. 201. 1038. 1316), alles mit genauer angabe der stellen[1]. Es muss dahingestellt bleiben, ob er diese kenntnis eigener lectüre verdankt oder sie einem citatenschatz entnahm. Jedenfalls lässt sich in seinen werken eine gewisse steigerung der bildung wahrnehmen. Während er sich in den früheren citaten durchaus auf das alte und neue testament beschränkt, finden wir in der Gouchmat auch solche aus lateinischen schriftstellern und aus den kirchenvätern. Die universität scheint er nicht besucht zu haben, wenigstens finde ich in den Baseler matrikeln seinen namen nicht, doch zeigt er sich mit academischen bräuchen vertraut[2].

Er macht mit seinem wissen mehr den eindruck eines autodidakten, daher auch die selbstgefälligkeit, mit der er seine citate anbringt. Von einem eindringen in den geist des classischen altertums ist nach seinen werken wenigstens bei ihm nichts zu spüren, er sieht alles nur mit dem auge des moralisten an; unter den humanisten der zeit finden wir ihn nicht genannt. Ob freilich der eindruck von seiner stellung zum humanismus der richtige ist, lässt sich schwer sagen. Wenn wir Seb. Brants humanistische bildung nur nach dem 'Narrenschiff' bemessen wollten, dürften wir ihm kaum gerecht werden. Da wir von den sonstigen kenntnissen Gengenbachs nichts wissen, abgesehen von einigen lateinischen brocken und richtiger declination lateinischer eigennamen, die in seinen werken vorkommen, muss unser urteil dahingestellt bleiben. Es wäre wol möglich, dass er die genannten citate eigener lectüre verdankt. Dem jüngeren humanismus freilich mit seiner freien lebensanschauung und seiner fast atheistischen weltanschauung ist er durchaus abhold und lässt ihm in der Gouchmat 885 fgg. eine derbe abfertigung zukommen. Solche leute, meint er, solle man gehörig durchprügeln. Ihm, mit seinem sittlichen ernst, seiner etwas pedantischen lebensauffassung, musste jenes treiben zuwider sein. Luther dachte nicht anders.

Haben wir als den grundzug der politischen gesinnung Gengenbachs ein festhalten am altbewährten kennen gelernt, so finden wir denselben zug zunächst auch in seiner religiösen anschauung wider.

1) Goedeke s. 504.

2) Vgl. Gouchmat 768 und dazu das Manuale Scolarium bei Zarncke, Die deutschen universitäten im ma. 1, 3 fgg.

Es ist für ihn selbstverständlich, dass der Schweizer den papst verteidigt, wo er nur kann:

Helger vatter, es dunckt mich ungehört,
Das ir an mich ein bundt begert:
Freygss willens bin ich geneiget
Zů beschirmen den helgen stůl zů Rom. a. E 128 fgg.

Er ist empört über den ungehorsam, die nichtachtung den geistlichen gegenüber (B. 28—69) und mahnt, ihnen die gottgewollte ehre zu geben. Noch in der Gouchmat verteidigt er die geistlichen gegen die übergriffe der jüngeren humanisten. Aber seine verehrung ist keine blinde: er hat offene augen für die schäden der kirche und schon durch seine ersten gedichte klingt das verlangen nach beseitigung dieser mängel hindurch. Er weiss, dass manches in Rom faul ist, und schon w. F. 192 sagt er:

Und wirt die gross symony ab gton.

Diese simonie ist ihm der grösste greuel, er erwähnt sie immer und immer wider. Er weiss auch, dass es mit der sittlichkeit vieler mönche und geistlichen nicht allzugut bestellt ist und scheut sich nicht, öffentlich in seinen gedichten darauf hinzuweisen, auf abänderung zu dringen (x Alt. 829). Die pflichtvergessenen kleriker, stehende figuren in allen satiren der zeit, fehlen auch bei ihm nicht. Auf der Gauchmatt befinden sich *münch, pfaffen, nunnen* (Gouchmat 108. 1159. 1293), speciell werden die Franziskaner, die „gugelfräntze“ genannt. Er findet für ihr gebahren recht scharfe töne. Im beschluss der Gouchmat heisst es 1303 fgg.:

..... Der lass vom eebruch, ist mein rot,
Lig nit dinn wie ein su jm kot
Wie wol es jetz ist gantz gemein,
Es thůntz die leien nit allein,
Sunder ouch die geistlichen in den orden
Sind also unverschampt jetz worden.

Doch weist er noch im Bundtschu alle selbsthilfe als unberufen zurück. Er hat die feste zuversicht, dass die geistlichen behörden selbst wandel schaffen werden (Bundtschu 57 fgg.).

Wie aber, wenn diese erwartung getäuscht wird? Schon im Nollhart hat er diese zuversicht verloren. Dringend fordert er die reformation der geistlichkeit. Er verlangt in Rom selbst eine änderung der dinge. Rom ist ihm ein acker, der gereutet werden muss (Nollhart 170—73). Die aufgabe, die priesterschaft zu reformieren und die kirche wider zu zieren, weist er, wie schon oben gesagt, dem deutschen kaiser Maximilian zu, er ist von Gott dazu ausersehen (Nollhart 315 fgg.), von

ihm wird *der stůl zů Rom durchächt* (230) und eine einrede des papstes weist er mit einem hinweis auf das gotteswerk (V. 418) bestimmt zurück:

Helger vatter die red ist ein spot.

Sicherlich hat Gengenbach eine reformation innerhalb der kirche erwartet und für möglich gehalten. Luther selbst glaubte ja zunächst auch nicht anders. Luthers fromme, vom tiefsten sittlichen ernst durchdrungene persönlichkeit wird ihm sicherlich sympathisch gewesen sein, fand er in ihm doch manches eigene wider. Wenn er nun aber sieht, mit welcher hinterlist man von Rom aus gegen den reformator arbeitet, wie wenig man geneigt ist, änderungen eintreten zu lassen, ob sich dann nicht sein gerader, offener sinn dagegen auflehnt, ob er dann nicht Luther auf die bahnen folgt, auf die man ihn drängt? Ob er nicht wie überall, wo es gilt schäden aufzudecken und zu heilen, mit seiner kunst für die neue grosse, gewaltige bewegung eintritt, er, als dessen eigenart wir die dichterische stellungnahme zu allen ereignissen seiner zeit kennen gelernt haben?

Dass er mit seinem berufe dafür eintrat, wissen wir bestimmt. Er druckt die 15 bundsgenossen des Eberlin von Günzburg, „jenen flammenden über Luther und Hutten hinausgehenden protest“ gegen römische übergriffe [1], er druckt den Sermo de poenitentia Luthers nach, bei ihm erscheint eine übersetzung des Neuen testamentes, eine reihe anderer reformationsschriften, bei ihm sind endlich auch die satiren Die todtenfresser und Novella gedruckt. An der letzteren musste er ein ganz besonderes interesse nehmen, denn sie war die antwort auf die angriffe Murners gegen die 15 bundsgenossen. Murner konnte ihm nicht sonderlich sympathisch sein, gehörte er doch in gewissem sinne auch zu den „greci“, die in der Gouchmat (887) so hart mitgenommen werden. Dass Gengenbach unter solchen umständen nicht auch persönlich ein anhänger der reformation gewesen sein, sondern all jene drucke nur aus geschäftsinteresse besorgt haben soll, erscheint doch nicht gerade wahrscheinlich. Wir haben aber sogar ein directes zeugnis für Gengenbachs reformationsfreundliche bestrebungen in einem vorwurf, den ihm der damals sehr bekannte astrologe Laurentius Fries macht. Gengenbach hatte ihm in der Gouchmat sehr deutlich zu verstehen gegeben, was er von ihm und seiner kunst halte (830). Darauf antwortete Fries in der vorrede zu einem prognosticon auf das jahr 1524 [2]:

1) Lucke, Die entstehung der XV. bundsgenossen des Joh. Eberlin von Günzburg, s. 31 fg. Hall. dissert. 1902.

2) Baechtold anm. s. 71.

.... *Als dann vergangner jar (auff das ich offenlich rede) in einer statt am Ryn gelegen, ein ölschencklige hundsmuck gethon hat, in dem subtilen spil der Gauchmatten, Niemants zürns an mich, der schuldig merckt mich wol, wann er übt sich tag und nacht in diser kunst, dichtet, verkaufft seine gedicht, und spricht dennocht, es sy wider gott. Doch so ist keyn andre ursach, dann das er im grund ungelert ist, und weder zälen noch messen kan, des gleychen auch seyn schůlmeyster, welcher nit lesen kann. Doch so ich mich bedenk, so hat er die rechten bůcher durchlesen, nemlich den todten fresser*[1], *das teütsch Benedicite, den Dannhüser*[2] *und Dietrick von Bern und der gleichen.* Er macht ihm also unter andern auch seine reformatorische gesinnung zum vorwurf. Denn Totenfresser und das Teütsch benedicite[3] sind beides satiren im reformatorischen interesse, letztere ganz besonders ausfallend. Und schliesslich möchte ich noch auf die reformationsschrift Der pfaffenspiegel[4] hinweisen. Sie trägt die unterschrift[5]: *Pamphilus Gengenbach zů lob dem edlen Grafen von Hapkspurk.* Singer, der G. alle reformationsschriften abspricht, weist wie schon Baechtold[6] auch diese schrift einem andern verfasser zu. Die widmung aber, die ihm offenbar unbequem ist, nennt er „eine verlegerdedication“.[7] Ich muss gestehen, dass mir diese art von dedication ziemlich ungewöhnlich vorkommt, und ich möchte die schrift eben wegen dieser widmung und der echt Gengenbachschen schlussverse G. zusprechen. Soviel aber kann nach dem gesagten als sicher gelten: Gengenbach war ein anhänger der reformation.

Ich komme zu Gengenbachs künstlerischer bedeutung. Er dichtet strophische lieder (Meistergesänge, Lied von Carolo, alter Eydgnoss) und unstrophische gedichte, spruchgedichte (welsch Fluss, Bundtschu, Bockspiel, Fastnachtsspiele). Es ist möglich, wenn auch nicht notwendig, dass in seinen meistergesängen Nürnberger reminiscenzen vorliegen, es lässt sich ja auch sonst bei ihm z. b. in der Gauchmatt (sie setzt das „Hofgesind Veneris“ voraus) H. Sachsischer einfluss nicht verkennen.

1) Beachte den singular: vielleicht ist hier die Gengenbach und Manuel zu grunde liegende quelle gemeint. Vgl. Vetter, Beitr. 29, 81 anm. 1.

2) Gemeint ist das nd. volkslied, vgl. Goedeke 1, 459: diente es Gengenbach als quelle für die Gouchmat?

3) Schade, Satiren 2, 270, 7 fgg.

4) Goedeke s. 167.

5) ebenda s. 185.

6) ebenda s. 282.

7) Singer a. a. o. s. 156.

Seine stoffe sind hier tagesbegebenheiten, die er nicht ungeschickt erzählt.

Seine fastnachtsspiele sind sehr ernst, und darin beruht Gengenbachs bedeutung. Gervinus[1] sagt von ihnen: „Seltsam sind von den schnurren des 15. jahrhunderts die stücke verschieden, die im anfang des 16. jahrhunderts der Baseler drucker Pamphil Gengenbach aufführen liess. . . . Obwol zu fastnacht gespielt, tragen sie alle einen tiefernsten charakter.“[2] Gengenbach gibt also mit seinen x Altern, seinem Nollhart, seiner Gauchmatt der fastnachtspieldichtung einen andern charakter. Es ist, als sollte der boden für die probleme der reformation vorbereitet, der mensch zur selbsterkenntnis gebracht werden. Dass Gengenbach zur rechten zeit auftrat, zeigt die grosse beliebtheit, der sich seine stücke trotz ihrer stark moralisierenden tendenz, die sich durch fast alle seine dichtungen hindurchzieht, erfreuten. Er dichtet mit dem offenbaren zweck zustände und menschen zu bessern. Unter dieser moralischen tendenz leidet das ästhetische, künstlerische moment; was aber schlimmer ist, es geht dabei zuweilen auch die psychologische wahrheit verloren. Durch die endlosen citate, mit denen er seinen warnungen ein- und nachdruck zu geben sucht, langweilt er den leser, schadet er dem raschen fluss der handlung. Durchaus unwahr wirkt es auf der anderen seite, wenn die lockende, verführerische Venus den kriegsmann durch den hinweis auf alle die zu gewinnen sucht, denen sie schon leben und ehre genommen hat (Gauchmatt 651—671). Oder wenn sie ihrer aufforderung an den kriegsmann ihr zu folgen dadurch gehör zu schaffen sucht, dass sie sagt:

Sobald ich ein Land besitz mit gwalt,
Thůn ich vergifften jung und alt,
Münch, pfaffen und auch leyen,
Das sie alle springen minen reyen.
Vernunfft und witz fart ir do hin.
Darumb usw. (Gouchmat 662—667.)

Man darf ihm diesen fehler nicht zu schwer anrechnen, charakterisiert doch jene moralisierende tendenz die gesamte dichtung des 16. jahrhunderts, und teilt doch ein grösserer als er, Hans Sachs, diese schwäche. Wo das moralisierende element nicht so in den vordergrund tritt, wie in den Meisterliedern, vor allem in Tod, teufel und engel zeigt er eine gewisse gewandtheit des erzählens: ein einzelner, kurzer satz führt die handlung rasch weiter (v. 102 fgg. 158. 170. 180 fgg.). Er wirkt durch

1) Gesch. d. d. dicht. 2, 604.
2) Vgl. auch Creizenach a. a. o. 3, 236.

unvermittelte nebeneinanderstellung von gegensätzen (v. 48—49).[1] So glücken ihm auch einzelne lyrische partieen ganz gut (z. b. die schon erwähnte einleitung des alt Eydgnoss). Hier kann er seiner warmen empfindung unmittelbaren ausdruck geben und wirkt darum auch.

In den dramatischen gedichten ist ein fortschritt des künstlerischen könnens nicht zu verkennen. Ein vergleich zwischen den x Altern und der Gauchmatt lehrt das deutlich. Dort typen, fast ohne ansatz zur charakterisierung, schemenhafte gestalten, die zum teil die rollen ruhig wechseln könnten: was der vierzigjährige sagt, könnte ebensogut der 50, 60 oder 70jährige mann sprechen und umgekehrt. Dazu das langweilige einerlei des aufbaus: rede des einsiedlers, antwort des gefragten, warnung des einsiedlers und abschlägiges schlusswort des ermahnten. Dem gegenüber ist die Gauchmatt weit lebendiger, dramatischer. Schon die anzahl der personen ist eine grössere, mehrere treten zu gleicher zeit auf. Daneben haben wir gut gelungene ansätze zur charakterisierung, zum teil mit gutem humor gewürzt. So ist dem dichter der bramarbasierende, grosssprecherische landsknecht, der nachher so klein abgeht, ganz gut gelungen, nicht minder der hochgelehrte, wissensstolze doctor, der allwissende astrologe, der aber, wie G. mit gutem witz sagt, doch nicht in den sternen lesen konnte, *dass siner Venus eeman kam*, dazu der alte, auf die macht seines geldbeutels vertrauende gauch mit seinem schlotternden kopf, seinem „gumpelnden" herzen und seiner „rumpelnden" liebe und endlich die köstliche gestalt des bauern, der ebensoviel ergebung und liebe zu Venus als angst vor seiner frau besitzt, nebst der bäuerin, die dem ganzen mit ihrer tragikomischen scene einen humorvollen abschluss geben: alles lebenswahre, gut gezeichnete figuren. Trotz der eben gekennzeichneten schwächen in den x Altern besteht Creizenachs ausspruch a. a. o. 3, 238 zu recht, wenn er von diesem werke sagt: „In diesen reden findet sich manches hübsch beobachtete, sie sind belebt durch anschauliche redewendungen aus dem volkstümlichen sprachschatz und durch beziehungen auf die besonderen verhältnisse der eidgenossenschaft."

Was den Nollhart anlangt, der uns allerdings nur wenig zu fesseln vermag, so gilt von ihm wol, was Baechtold a. a. o. s. 278 sagt: „Der Nollhart konnte zu einer zeit, da kaiser und könig um Italien stritten, im inneren der verfall des reiches eine gewaltige nationale (und fügen wir hinzu religiöse) umgestaltung verkündete, im osten die Türken die christenheit beunruhigten, in der eidgenossenschaft selbst ein neuer

1) Im einzelnen s. unten cap. 3.

zustand der dinge aufkam, in einer solchen zeit konnte der N. mit seinen vielfachen historischen anspielungen und sibyllinischen prophezeiungen nachhaltigen eindruck nicht verfehlen."[1]

So ist Gengenbach gewiss kein grosser dichter, aber er ist doch ein dichter, er versteht das leben seiner zeit und ist voll von ihm. Was uns seine gedichte, so fern sie uns heute auch liegen mögen, dennoch wert macht, das ist der tiefe, sittliche ernst, die grosse, unerschrockene wahrheitsliebe, die aus allen seinen liedern herausklingt. Es ist seine art, zu allen ereignissen, die in sein leben hineingreifen, dichterisch stellung zu nehmen. Sollte ihn die grösste bewegung, die seine zeit durchbrauste und auch seine vaterstadt machtvoll ergriff, unberührt gelassen haben?

Capitel II.

Die sprache Gengenbachs, verglichen mit den Totenfressern und der Novella.

Wie Sebastian Brant in seinem Narrenschiff, so bedient sich auch Gengenbach in seinen werken „jener oberrheinischen schriftsprache, wie sie von Basel bis Strassburg üblich war."[2] Diese sprache ist mehr als unsere neuhochdeutsche eine litteratursprache und doch zugleich mehr mundartlich gefärbt als diese, sie ist die alemannische schriftsprache. Ihre grundlage ist durchaus der alemannische dialekt, aber sie ist mit zahlreichen elementen durchsetzt, die aus der litterarischen tradition übernommen wurden. Zwischen diesen beiden bestandteilen werden wir namentlich bei der untersuchung der reime immer zu scheiden haben. Diese zusammensetzung hat nun aber nicht nur ihre historische grundlage, sie kam auch einem praktischen bedürfnis entgegen: man wollte dadurch litterarischen erzeugnissen ein grösseres absatzgebiet gewinnen. Wie sehr trotzdem in dieser sprache das dialektische element überwog, das zeigt die tatsache, dass man es z. b. in Nürnberg für nötig hielt, das Narrenschiff in die heimische mundart umzusetzen. Wir begreifen das verfahren bei der einschneidenden verschiedenheit, wie sie durch die neuhochdeutsche diphthongierung zwischen beiden dialekten geschaffen war: der Nürnberger dialekt hatte sie durchgeführt, die oberrheinische schriftsprache war streng auf dem alten lautstand stehen geblieben. Das gilt zunächst für Sebastian Brant, es gilt auch noch für Pamphilus Gengenbach.

1) Vgl. auch Creizenach 3, 239.
2) Singer a. a. o. s. 154.

Zwar scheint ein flüchtiger blick in seine dichtungen das gegenteil zu beweisen: ein buntes durcheinander diphthongierter und undiphthongierter formen tritt uns entgegen. Das ergebnis der reimuntersuchung zeigt jedoch, dass der dichter keinen einzigen reim von neuem auf alten diphthongen kennt.[1] Das gilt in gleicher weise von der diphthongierung des *î>ei*, wie von der des *û>au*, *iu>eu*. Wir haben, wo wir solche neuen diphthonge und *ai* für *ei* oder *au* für *ou* gedruckt finden, mit willkürlichkeiten des setzers zu rechnen. Gengenbach sowol wie der verfasser der Totenfresser und der Novella kennt keinen reim von mhd. *î : ei*[2], *û : ou*, *iu : öu*. Vergleichen wir nun vom mhd. ausgehend Gengenbachs sprache mit der von T. und Na.

Es läge vielleicht näher die beiden fraglichen gedichte in den vordergrund zu stellen und zu zeigen, dass ihre sprache genau die Gengenbachs ist. Allein dies verfahren schlage ich deshalb nicht ein, weil die darstellung dann unter zwei missständen zu leiden hätte. Einmal ist die summe der verse von T und Na bedeutend kleiner als die der als Gengenbachisch anerkannten stücke[3]. Zum andern aber liegt es mir daran, einen genauen nachweis aus der sprache für meine behauptung[4] zu erbringen, dass Gengenbach aus Basel und nicht aus Nürnberg stamme. Es liegt auf der hand, dass dieser zweck bei dem umgekehrten verfahren nur schlecht erreicht werden könnte[5].

1. Lautlehre.

A. Vocalismus.

1. Kurze vocale.

1. mhd. *a* ist bei Gengenbach und in T und Na widergegeben durch
a: beispiele unnötig;
o: *stodt* x Alt. 813, a. E 365 (vgl. Zarncke, Narrenschiff s. 268);
e: *hert* N 749, vgl. zu dieser specifisch alemannischen (im Nürnbergischen auffälligen) form Schw. Id. 2, 1641.

1) Vgl. Gessler a. a. o. s. 8.

2) Singer s. 154, z. 10 'einmal *î : ei*' ist Anz. 27, 284 von ihm selbst in 'niemals' gebessert worden.

3) Ich scheide Gengenbachs stücke und T und Na, verstehe also unter Gengenbachs gedichten im laufe der darstellung nur die ihm allgemein zugeschriebenen.

4) Vgl. oben s. 52.

5) Ähnliche erwägungen bestimmten mich auch später für die metrik (cap. 4) und um der einheitlichkeit der darstellung willen auch bei der behandlung der syntaktischen und stilistischen eigentümlichkeiten (cap. 3), das gleiche verfahren einzuschlagen.

2. mhd. *ë* = *e*.

= *á*. In den Gengenbachschen stücken sehr häufig, aber auch in T und Na nicht selten: **T** *láben* 23, *gáben* 24, *widerstráben* 28, *wált* 30. 53. 65. 66. 94; **Na** *begárt* 1, *gsáhen* 9, *hár* 12, *lábten* 40. 131. 193/4 usw.

Es ist das deutliche bestreben vorhanden die beiden im dialekt geschiedenen *e*-laute auch durch den druck zu trennen. Es ist auch nicht blosser zufall, dass dieser laut *ë* durch *á* widergegeben wird, d. h. durch dieselbe type, die auch für den umlaut des langen *a* angewendet wird. Denn in Basel spricht man heute *ë* = *ä* (vgl. Hoffmann § 165. 166), vor lenis sogar genau so wie den *â*-umlaut. Es ist daher bemerkenswert, dass die widergabe des *ë* durch *á* sich in beiden gruppen besonders häufig in dem worte *leben* findet. Auf der andern seite möchte ich darauf hinweisen, dass diese *á* bei Hans Sachs selten sind (vgl. v. Bahder s. 116).

= *a*. Sehr häufig in *har*; bei Gengenbach findet sich ein schwanken zwischen dieser echt alemannischen form (AG § 11) und der form *her*: *her* Jud. 480, TTE 41. 190, x Alt. 652. 833, G 1115. 1187; *har* B 90, TTE 148, N 1382. Dasselbe schwanken siehe auch **Na**: *her* 643. 678. 766. 890; *har* 658. 690. 701. 884. 961.

3. mhd. *e* = *e*.

= *á*, doch sehr selten. *mátz* G 736, *háncken* G 1120, *pfárd* G 724, *táschen* : *náschen* G 1018, *mántel* G 463. — **Na** *schwánck* 59, *kátzer* : *schwátzer* 91, *stáckt* 598, *sáttel* 641. Vor *n* + consonant fällt heute in Basel *e* mit *ë* (ausser vor lenis) zusammen, desgleichen hat der heutige dialect in *mátz*, *kátzer*, *schwátzer*, sowie in *táschen* und *náschen* *ä* für *ę* (Hoffmann s. 49). Wir haben also in diesen worten ein nicht zu unterschätzendes criterium für die heimat des dichters.

= *ő* vor *r* durchaus erklärlich (Hoffmann § 156. 192): *mőr* N 130, *főst* N 799, *wőrt* N 825, *gefőrt* N 389. 1069; **T** *bůßfőrtig* 15; **Na** *bőst* 63, mit beabsichtigtem wortspiel 673. 376.

4. mhd. *i* ist durch *i* und *y* ohne erkennbaren unterschied widergegeben, doch so, dass *y* im auslaut überwiegt.

= *ü*: *würstu* x Alt. 80, *entpfündt* x Alt. 249 und öfter; **Na** 87 *uffwüschst* (vgl. Stirius s. 24*α*; vor nasal specifisch schweizerisch, vgl. v. Bahder s. 183).

5. mhd. *o* = *o*.

= *ő*: *dőrt* Jud. 521 und öfter; auch **Na** 383. 437. 508. Vgl. Strauch, ME, s. LXXXI.

= *a* in *van* w. F 215. 254; Jud. 92. Diese formen sind auch alem. nicht unerhört (AG § 11; Zarncke s. 277).

6. mhd. *ö* = *ő*, selten *ö*.

7. *u* = *u*.

= *o* in *son* (: *Mithon*) G 43 und so immer im reim. Diese mitteldeutsche form ist um die zeit Gengenbachs auch in Nürnberg noch selten, im Alem. gewinnt sie nie völlig eingang. Es kann nicht geleugnet werden, dass diese rein mitteld. form für einen oberd. dichter auffällig ist. Im übrigen hat Gengenbach auch die form *sun*, vgl. B 67 *sůn*.

Über das aus *u* gebrochene *o* s. unter brechung.

8. mhd. *ü* = *ü*.

= *ů*: *fůrter* w. F 58; *iůnger* B 52 u. ö. — **Na** *wůst* 418.

= *ő*: *főrchten, főrcht* a. E 79; w. F 208 usw. — **Na** 143. 811. 883. 993. Vgl. Hoffmann § 195; Schw. Id. 1, 993.

2. Lange vocale.

1. mhd. *â* = *a* und damit im wechsel die durchaus dialektische schreibung *o*: *wogen* N 1194; *jor* : *clor* x Alt. 18, *lon* 23, *ston* 64. — **T** *somen* 179, *iorzyt* 53. — **Na** *obenthür* 3, *wor* 297, *verston* 333.

2. mhd. *æ* = *å*. Diese widergabe ist die gewöhnliche und drückt die offene qualität dieses lautes aus. *kråen* w. F 45, *gestrålt* 167, *fürsåch* 147; *schwår* Jud. 407; *såien måien* G 1133 (baslerisch, vgl. Schw. Id. 4, 135). — **T** *mår* 75; **Na** *mår* 1. 13 und öfter.

= *e*: vor *r* berechtigte widergabe, in der heutigen Baseler mundart fallen hier *e* und *æ* fast zusammen (Hoffmann § 153. 163; A G § 39). Es ist verständlich, dass diese type von hier aus auch sonst für *æ* gebraucht wurde.

wer w. F 146. 278; B 149; *erkleren* w. F 173; *weren* B 25; *kem* w. F 6, *spen* 227; *gschech* G 47. — **T** *weren* 58. 59; **Na** *wer* 211. 588. 947. 1009, *nem* 364.

3. mhd. *ê* = *e*.

= *ee*: *leer* G 35. 1028 u. ö.; *meer* w. F 59, *eer* w. F 180; x Alt. 457; *Eeman* G 375. 391. 477. 482, *Ee* 396, *eelich* 431. Auf dieselben worte beschränkt sich mit einer (*eer(is)* Na 596) sicher auf ein versehen des setzers zurückzuführenden ausnahme die doppelschreibung des *e* auch in T und Na: **T** *leer* 67. 78, *meer* 68; **Na** *leer* 110. 178. 342. 450. 466. 476. 492. 628, *meer* 111. 179. 493, *eer* 281, *eerlich* 328. 349, *ee-wiber* 317.

= *ô*: *kôr* x Alt. 691; G 940; *verkôrt* x Alt. 829; *kôrt* N 826. — **Na** *kôrt* 673. Vor *r* haben *æ* und *e* im heutigen dialekt gleichen lautwert, vgl. Zarncke s. 271; Stirius s. 12.

4. mhd. *î* = *i*; daneben im auslaut *y*.

= *ü* in *schüßkachel* G 284; vgl. s. 61.

5. mhd. *ô* = *o*.

= *a*: *lan* w. F 53. 216; Jud. 70 neben ebenso häufigem *lon*.

6. mhd. *œ* = *ô*: *zerstôrt* N 110; **T** *erlôsen* 7; **Na** *Rômer* 232.

= *ö*: *clöster* G 879; *böhem* N 55.

= *o*: vgl. 'umlaut'.

7. mhd. *û* = *u*: *buwt* G 1285; *spuwten* Jud. 34. — **Na** *buwt* 100.

= *au*: s. oben s. 60.

3. Diphthonge.

1. mhd. *ei* = *ei* resp. *ey*: *gschrey* : *mancherley* w. F 43. — **Na** *schrey* : *owey* 703.

= *ai* geht auf den setzer zurück, s. oben s. 60.

= *e* im worte *helg* der synkopierten form von *heilig*; das Baseldeutsche hat diese form noch heute (Schw. Id. 2, 1151). Dagegen zeigen die vollen formen den diphthong, also: *helge stat* N 154, *helger vater* N 156, *heltumb* N 954, aber *heilig erd* N 1018. 1025; — ebenso **Na** *helgen* 146, aber *heilig* 347.

= *y* in *myd* Jud. 157 im reim auf *gleit* ist wol druckfehler.

= *ôi* in *frôidig* G 740. Im heutigen alem. dialekt fallen die laute *ôu* und *ei* in einem *ai* zusammen (Stirius § 12, Zarncke 278, 24). Für denselben laut werden dann die beiden typen willkürlich verwendet.

= *eu*: *geneugt* N 35.

2. mhd. *ou* = *ou*.

= *au* vgl. oben s. 60.

3. mhd. *öu*. Das schwanken, das in der widergabe dieses lautes schon in mhd. zeit herrscht, dehnt sich bei Gengenbach wie schon bei Braut (Zarncke s. 270) weiter aus. Er wird bezeichnet durch:

ŏü: *hŏüpter*, *trŏüm*, *gŏüchisch*, *ŏüglin* — *frŏüden* w. F 264. — **Na** *gŏückelman* 290.

= *ŏi*: *frŏid(en)* G 164. 277. — **T** *frŏid(en)* 93.

= *oy*: *Troylus* G 655.

= *eü*: nicht nur da, wo es etymologisch berechtigt wäre, wie in *freüd*, sondern für *öu*, und hier besonders beliebt in *geüch* G 75. 147. 213. 256. 263 usw.

= *ů*: *gůchery* G 399. — **Na** *gůch* 876, vgl. AG s. 59.

= *ew*: etymologisch richtig ist *hew* x Alt. 782 gegenüber sonstiger schreibung *ŏw*.

= *ei*: *jeichen* G 537, 727 (gegenüber *eu* G 1289).

4. mhd. *iu*, sowol alter diphthong wie *û*-umlaut ist widergegeben durch *ü* (*tütsche*, *btrügt*, *lügt*; **Na** *früntlich* usw.). Die ziemlich zahlreichen *eü*[1] sind wie *ai* und *au* zu beurteilen, s. oben s. 60.

ů: *bůt* B 3, *bedůt* N 203, *hůlen* G 275; **Na** *crůtz* 452.

5. mhd. *ie* = *ie*: *thier*, *miet rieff*, *liegen* : *btriegen* Jud. 452.

= *i*. Im praet. der red. verba *gangan*, *fâhan*, *hâhan* : *gering* : *fing* w. F 21 (vgl. Zarncke s. 270; s. unten).

= *ü*: *lüff* Jud. 299. — **Na** 758 (AG s. 332).

= *ů*: *růffe* Jud. 164; noch im heutigen Baseler dialekt gehen *růffe* und *rieffe* nebeneinander her, s. Seiler s. 242.

6. *ů* = *ů* *můter*, *brůder*; **T** *gůt*; **Na** *beschwůr*.

= *ů*: a. E 1; B 78; Jud. 85 usw. **Na** 89 usw. In dieser widergabe haben wir das bestreben zu erblicken, die heute vollzogene schwächung von *uo* zu *uə* auszudrücken (Hoffmann § 208, vgl. auch Zarncke s. 270).

= *u*: Jud. 91. 115 reimen die präteritalformen von *stan* auf *u*: *abstund* : *hund*, *gefunden* : *stunden*; sie begegnen nur in diesem einen Gengenbachschen gedicht; vgl. Weinhold, Mhd. gr. § 353.

= *a*, *o*: *thon*, *than* = *tůn* x Alt. 78. 789; a. E 290. Im Nürnb. sind diese formen allerdings die gewöhnlichen. Sie sind aber auch auf alemannischem boden nicht unerhört (AG § 41. 44. 91. 354[2]).

7. *üe* = *ů* (*můssig*, *demůtig*).

= *ie*: *fieren* G 889 (Hoffmann § 209).

Als druckfehler sind wol anzusehen:

ô für *ŏ* B 121; Jud. 31; x Alt. 681. 811.

â für *å* x Alt. 290. 337. 588. 756.

û für *u* Jud. 68. 76.

û für *ů* x Alt. 755 (gegenüber G 1083).

4. Der umlaut.

In vielen fällen ist der umlaut durchgeführt auch da, wo er im alem. dialekt sonst unterblieben ist; *helt* x Alt. 66, *gefelt* 190; — **Na** *helt* 342, *gschendt* (: *kent*)

1) *leügen* Jud. 453 ist nicht etwa 'leugnen', sondern 'lügen', vgl. Deutsches wörterbuch 6, 1276.

2) Auch hier sind wie oben bei *stunt* formen aus T und Na nicht zu belegen, es ist aber darauf hinzuweisen, dass sie in einem so umfangreichen gedicht wie N, das mehr verse zählt als T und Na zusammen, gleichfalls nicht vorkommen.

619, *gschändt* 774. Daneben stehen aber zahlreiche unumgelautete formen, namentlich vor den consonantverbindungen *rt*, *lt*, *n* + consonant und vor den affricaten *pf*, *tz*, *ck*, ganz wie es der dialekt fordert.

1. *a*-umlaut. Er fehlt in: *halt* x Alt. 180. 698; *gfalt* x Alt. 611; G 529, 1259; *fart* G 976; *widerfart* Jud. 360; *gschandt* N 23; *schandtlich* 360 (Seiler s. 250 zu *Schand*). — **T** *gschant* 38, *schandtlich* 143; **Na** *halt* 599. 982, *gschandt* 487, *schandtlich* 338. 445.

2. *u*-umlaut. Er fehlt in: *fult* G 161; *verruckt* w. F 148; *trucken* G 140; *hucken* 139; *uppig* G 44. 46; *burger* G 32 und öfter, immer in *wurd*. — **Na** *verzuckt* 760. 1075; *wurd* 172. 315. 361. 567 592; **T** 71. Der umlaut ist graphisch nicht immer ausgedrückt in *uber* und *ubel*; auch **Na** *uber* 44. 193. 434; *ubel* 191.

3. *o*-umlaut. Er fehlt in: *betort* x Alt. 235; *dorecht* G 650; *hort* 430; *doten* x Alt. 310; *erlost* 541 und öfter; — **Na** *hort* 301. 441. 568. 571. 816; *torecht* 377.

4. *au*-umlaut. Er fehlt in *rauber* x Alt. 315.

5. Rückumlaut liegt vor in: *zerzart* Jud. 39; *gesatzt* 491; *zertrant* x Alt. 469; *erzalt* 496; — **Na** *schankt* 633; nach Paul (Mhd. gramm. § 169 a. 3) auch in: *larten* x Alt. 88. 112; *kart* w. F 94; *art* x Alt. 223; — **Na** *kart* 932. Diese formen sind auch im Alem. nicht unerhört (AG § 34). Für das 16. jh. weist sie Schw. Id. 3, 436. 1368 nach (vgl. noch D. wb. 5, 409. 6, 554. 561).

Jüngeren rein dialektischen umlaut haben wir in *täschen* : *näschen* G 1017; — **Na** *täschen* 768. Vgl. Stirius s. 10 fg.

5. Brechung.

Die „brechung" von *u* zu *o* ist bei Gengenbach erst in den anfängen, er hat zwar gebrochene formen wie *fromm*, *genommen* (: *schonen* a. E 237), doch sind diese durchaus in der minderzahl. Dazu kommt, dass wir, da sich die ungebrochenen formen vor allem im reim finden, mehrere der gebrochenen formen vielleicht dem setzer zuschreiben dürfen. So ist z. b. ein reim wie *kommen* : *stommen* x Alt. 599, natürlich als *kummen* : *stummen* aufzufassen. Die ungebrochenen formen sind dagegen gesichert durch reime wie *frummen* : *gerungen* N 335 und *drumb* — *kum* G 1023. Beispiele für:

a) gebrochene formen: a. E 54; B 70. 90; Jud. 13. 364; x Alt. 94. 248. 317. 438; N 402. 1434; G 842; — **T** 90. 95.

b) ungebrochene formen: a. E 4. 151. 153. 179. 181. 268; B 62. 99; Jud. 37. 41. 302. 306. 499. 500; x Alt. 197. 435. 490. 824. 834; N 42. 43. 64. 89. 138. 334. 336. 346. 590. 669. 723. 769. 901. 976. 1045. 1270/1. 1289. 1309. 1339. 1439/40; G 108. 114. 127. 336. 378. 569. 750. 758. 797. 1022/3. 1125/6. 1127. 1248/9. 1274/5; — **T** 76. 81. 104. 113. 225; **Na** 12. 117. 477. 582. 610. 681. 814. 834. 890. 961. 987. 1071.

Zu erwähnen sind die noch heute in Basel gebräuchlichen (vgl. Seiler s. 318, auch Anz. 26, 222) formen *worgen* (trans.) N 1303; *erworgen* (intrans.) G 591; — *erworgen* (intrans.) auch **Na** 254.

B. Consonantismus.

1. Liquiden. *m* wird im auslaut dem dialekt gemäss zu *n* in *hein* G 306; — **Na** *hein* 564 (AG s. 172). Der grammatische wechsel ist bei Gengenbach wie in T und Na in dem worte *verlieren* völlig ausgeglichen, bei *wësan* gehen *war* und *was* nebeneinander her.

2. Mutae. a) Labiale. Die auch sonst verbreitete neigung, den zwischen *m* und folgendem dental auftretenden zwischenlaut graphisch auszudrücken, beobachten wir auch bei Gengenbach: *hembd* N 804; *genempt* G 88; *beschirmpten* a. E 68; *frembd* 86; *kumpt* B 99; *sumbt* Jud. 79; desgleichen **T** *hinnimpt* 17, *bestimpt* 18, *kumpt* 76; **Na** *kumpst* 12, *abnimpt* 97, *nempt* 400. — Beachtenswert ist noch die schärfung des *p* in *scharpff* N 679. b) Dentale. Unorganisches *t* liegt vor in *dannoht* G 631. 1007; *dienentwillen* G 642; — **Na** *dannoht* 19. 190. 829.

z und *ȥ* werden streng auseinander gehalten. Die affricata wird aus- und inlautend stets durch *tz* gegeben: *gantz*, *kürtzlich*, *schertzen*, *frantzosen*; — **T** *schåtz* 22, *crůtz* 35, *sitzen* 106; **Na** *hårtz* 662, *hårtzen* 716, *schmårtzen* 717 usw.

Der mhd. spirant *ȥ* wird bezeichnet mit:

1. *s* nicht nur im pronomen und der neutralen adjectivendung, sondern auch im wortinnern und zwar zwischen vocalen ebenso wie vor *t*: *das* w. F 11; *was bas etwas* Jud. 47. 48. 49; — *wyse* (albus) w. F 116; *entblőset* B 75; *dreysig* N 119. 411; — *last* x Alt. 324; *grőst* G 935; *můst* G 988. 994 usw.; *weist* G 222; — **T** *das* 50, *gewissers* 47; *můst* 62. 82. 99. 118; **Na** *das* 715, *es* 536, — *wyse* (albus) 438, *můst* 101. 167. 314. 1026, *grőst* 414, *weist* 272. 346. Auch hierin haben wir einen versuch, die dialektische aussprache widerzugeben. Vgl. Heusler § 24; für *můst* auch Seiler s. 211. Erwähnt sei auch, dass ahd. *wîȥago* mit einer ausnahme (*wissagin̄* N 216) stets mit einfachem *s* erscheint: w. F 113; N 30. 158. 470. 712. 1084. 1093. 1318. 1378.

2. *z* gewöhnlich nur am pronomen in der abkürzung *dz* w. F III[1] 149. **T** 182. 224.

3. *ß* im auslaut *fluß* w. F III, *groß* 38, *ließ* 98, *daß* 106, *baß* 139; — **Na** *daß* 719, *moß* 420; **T** *baß* 214. 216.

4. *ss* gewöhnlich im wortinnern zwischen vocalen: *grosse* a. E 93; *heissen* N 506 u. ö. Die geminierte fricativa wird stets durch *ss* widergegeben.

5. mhd. *s* = *ß* gewöhnlich im wort- und silbenauslaut, sogar in fällen, wo *s* der rest des angeschleiften pronomens oder neutralsuffixes ist. *syß* a. E 74; *keinß* a. E 139; *thůnß* a. E 244; *duß* N 1339; *sieß* N 1481. — **Na** *dieß* 96; **T** *unß* 24. 32. 39.

ts wird bald durch *ts*, bald durch *tz* gegeben. a) *ts*: *gelts* a. E 203; **Na** *gotsdienst* 120; b) *tz*: *gůtz* a. E 147; sogar *thůntz* G 1306; **Na** *ylendtz* 663. 749. 758.

Die verbindung *tst* ist einmal in anlehnung an den dialekt höchst charakteristisch durch *tsch* gegeben: *tődtsch* x Alt. 472. Ebenso durch dialektischen zusammenfall von *st* und *scht* bedingt ist die widergabe dss *scht* durch *st* in *gemist* w. F 219; *myst* 222; *gemist* (: *ist*) w. F 128; vgl. auch den reim *christen* : *mischen* Jud. 389 und **Na** *entrüst* : *uffwüschst* 87.

c) Gutturale. Gleichfalls alemannisch ist *g* als übergangslaut zwischen vocalen: *figend* a. E 44; *sigst* N 715; *sigen* G 148; — **Na** *sigst* 1084, ebenso die präfigierung eines *h* in *herman* x Alt. 841 (AG 230).

1) Mit röm. ziffern bezeichne ich die ausserhalb der verszählung stehenden eingangsverse.

(Schluss folgt.)

HECKLINGEN (ANHALT). HANS KÖNIG.

URBAN RHEGIUS ALS SATIRIKER.

Schade druckt im dritten bande der Satiren und pasquille aus der reformationszeit die *'Klag und Antwort von lutherischen und päpstischen Pfaffen über die Reformation, so neulich zu Regensburg der Priester halben ausgegangen ist'* ab. Strobel, Planck, Christoph von Schmid und Baur halten mit mehr oder weniger bestimmtheit Johann Eberlin von Günzburg für den verfasser der anonymen flugschrift, hauptsächlich deshalb, weil auf einem exemplar Eberlins name von alter hand beigeschrieben ist (vgl. Gött. gel. anz. 1897, I, 4). Wie der alte leser zu seiner ansicht gekommen ist, ob er bescheid wissen konnte, ist nicht bekannt, seine vermutung bedarf in jedem falle der nachprüfung, die sich in ermanglung directer zeugnisse auf charakter und stil der flugschrift richten muss.

Die schrift fällt in den spätsommer 1524, zwischen den 7. juli, von dem die constitution des Regensburger conventes datiert ist, und den 12. september, an dem der Nürnberger rat strafen wegen des vertriebs von pamphleten über die reformation der 'Fladenweiher' beschloss, also in eine zeit, in der sich Eberlin, der in Erfurt lebte und von dem Regensburger convent äusserlich nicht berührt wurde, von der zeitsatire schon völlig abgewendet und auf die theologische schriftstellerei zurückgezogen hatte. Unter dem einfluss der Wittenberger reformatoren, namentlich Melanchthons, war er mässiger und milder geworden, seine reformatorische tätigkeit hatte sich verinnerlicht und vertieft. Die stellen mehren sich in seinen schriften, in denen er die evangelischen prediger tadelt, die schroff gegen die äusseren formen des papsttums vorgehen, statt den nachdruck allein auf den positiven teil der predigt zu legen. Der kampf gegen die äusseren formen des katholischen gottesdienstes scheint seinem optimismus gar nicht mehr nötig, *sônderlich in disen tagen in vnsern landen, so das ceremonisch Bapsthumb schier gar ist zů spot worden, vnnd das vberig nit vil schaden thon mag* (3, 266).

Die anonyme flugschrift spottet aber vorwiegend über diese formen. Eberlin schreibt 3, 209 gegen die, die das volk reizen *widder Pfaffen vnd Mů̊nche, sagen, yhr weßen sey bôß vnd gottloß, yhre lere sey falsch, yhre beywohnung sey schedlich, das gewohnlich fasten, beychten, meßhôren, sacrament empfahen, betten, kyrchgang, feyertag, gellte nichts zu der seligkeyt, die werck thuens nicht, der glawbe mache alleyn selig, denn fallen die zuhôrer drauff, nemens an, nicht den glawben an Christum, sondern den wahn vnd gefallen vber dieser rede,* man

kann aber den inhalt der flugschrift kaum besser bezeichnen als mit diesen worten.

Dass sich Eberlin und die flugschrift in ihrem gegenstand öfters berühren, kann nichts beweisen, denn diese folgt punkt für punkt dem 'Kurtzen außzug einer Reformation, wie es hynfürter die Priester halten sollen, zu Regenßpurgk nechster versamlung betracht, berathschlagt, vnd beschlossen, im̄ Jar .M.D.XXiiij'[1]. Anklänge im einzelnen bleiben dabei nicht aus: die pfaffen beklagen sich Sat. 3, 136, dass ihnen alle schuld zugeschoben wird, die die prälaten tragen, dieselbe klage spricht Eberlin 3, 272 aus. Sat. 3, 138 lehrt den grundsatz, schrift mit schrift zu erläutern, wie Eberlin 1, 203 fg. 2, 167. 3, 17, aber dieser grundsatz war damals durch Luther gemeingut geworden. Auch in seiner litteraturkenntnis trifft der anonymus gelegentlich mit Eberlin zusammen, Sat. 3, 138 weist er auf Augustins libri retractationum hin wie Eberlin 1, 202. 3, 76, auch von den scholastischen lehrbüchern, die er Sat. 3, 139 aufzählt, kehren einige bei Eberlin 2, 69 wider. Die papistischen pfaffen fürchten Sat. 3, 141, *daß si uns eben darumb in die ee zů greifen nit wǒllen vergünnen, daß si fürchten, inen werde ain* (lies *an*) *jarlicher hůrenzins abgeen*, ähnlich spricht Eberlin 2, 30 fg. von bischöfen, die *ein freud haben ob dem bůbischen gewyn, den sie von pfaffen hůren haben, vnd lieber eynem zehen huren zuliessen, dan das sie eynen liessen Eelichen stand annemen.* Die papistischen pfaffen loben Sat. 3, 155, dass man widerspänstigen bauern droht, man werde sie einst nicht auf dem kirchhof begraben, sondern in ungeweihter erde, und sie damit schreckt, entsprechend sagt Eberlin 3, 175 *das kirckoff weyhen ist sunst zu nichte gut dan die paurn domit zuerschrecken, man wǒll si nit darauff begraben, wan sie nit thun wollen, wie der pfaff wil.* Mit wolfeilem witz schreibt die Satire 3, 158 *Papistische affen* statt *Pfaffen*, Eberlin 3, 154 leitet den ursprung der pfaffen von den affen her. Die Satire gibt vor, *zů Lumbitsch auf dem federmark* gedruckt zu sein, ähnliche scherzhafte datierungen hat Eberlin 1, 119. 131. 3, 124. 148.

Diesen anklängen steht aber eine ganze reihe inhaltlicher abweichungen gegenüber, die zumeist der radicaleren anschauung des verfassers der flugschrift entspringen. Diese wendet sich 3, 137 fgg. sehr scharf gegen die berücksichtigung der kirchenlehrer Augustin, Gregorius, Hieronymus in der predigt, Eberlin hat aber diese lehrer, namentlich Augustin, hochgeschätzt und stets mit achtung genannt, sie auch 1, 29. 51. 202 fg. 2, 23. 3, 200. 230 zur auslegung dunkler schriftstellen

1) Neudruck bei Strobel, Miscellaneen litterarischen inhalts 2, 129—133. Nennenswerte abweichungen hat die Satire nur 145, 4. 147, 25. 151, 23.

und den geistlichen zur lectüre empfohlen. Unter hinweis auf Matth. 6, 31 schilt die Satire 3, 140: *Was kümmert ir euch, was die priester söllen anlegen*, ähnlich klingt ihr spott 3, 157, Eberlin verschmäht es dagegen nicht, darüber 2, 131 ausdrücklich vorschriften zu geben: *bleybe du auch im Münchs klayde, wa du onn ergernus nit magst abweychen, also tregt auch der Lutherus vnd Johannes Langus jre kutten, Also trage ich auch ain pfaffen klayd vnd blatten.* Ihm ist also die tracht der geistlichen des nachdenkens wert, auch 2, 147 geht er darauf ein. Sat. 3, 151 wird über die bestimmung des Regensburger convents gespottet, die heiligenfeste einzuschränken, ausser wo ein ort einen besondern schutzpatron habe. Genau dieses verfahren empfiehlt aber Eberlin 1, 108. Dem verbote des convents, vom glauben nicht freventlich hinterm wein zu reden, setzt Sat. 3, 156 den spott entgegen: *Ja warlich, es ist halt vast not, dann kinder, narren und die trunken reden gern die warhait*, dagegen stimmt Eberlin 3, 144 zu den bestimmungen des convents: *laß dir das wort gots kŏstlich, nit wolfeyl sein, sonderlich bey guttem weyn.*

Erwägt man, dass in den evangelischen lehren und ansichten, in denen die anonyme flugschrift zu Eberlin stimmt, damals mindestens $^3/_5$ aller deutschen schriftsteller einig sein mochten, so wird man sie nicht so hoch anschlagen, wie die unverkennbaren unterschiede. Entsprechende auffassung verlangen die formellen gleichheiten und abweichungen. Zunächst sind hier alle die merkmale auszuschliessen, die auf den drucker der schriften zurückgeführt werden können. Es wird z. b. kaum gewicht darauf zu legen sein, dass in der Satire das participium praeteriti von *sein gewesen* lautet, während bei Eberlin *gesein* die herrschende form ist, oder dass in der Satire die formen *geen* und *steen* vorwiegen, während Eberlin 1, 119 *kon (kommen)* auf *gon* reimt. Sichere argumente werden dagegen wortwahl und ausdruck der schriften ergeben.

Eine gewisse übereinstimmung zwischen Eberlin und dem anonymus ist auch hier unverkennbar, vgl. Sat. 3, 146 *so hett ir inen ain feder zohen* mit Eberlin 1, 195 *ziehen den klostern vnd thummen* (Domen) *etlich feder vß*, und 3, 132 *got hat angesetzt, wil dem Antichrist eyn feder oder zwu rupffen*, Sat. 3, 147 *ir schlahen in uns* (Pfaffen) *wie in die hund* mit Eberlin 1, 195 *sie schlahen die pfaffen nyder als die hundt*, Sat. 3, 148 *am narrensail umbgefůrt* mit Eberlin 1, 10 *Vnser vernunfft, sagt man, fur vnß an der kantzel am narren seil,* und 1, 81 *den er am narren seil fůret wie er wolt*, Sat. 3, 153 *das wort gots euch flugs under die meuler stoßen* mit Eberlin 1, 64 *man wirt eüch vnder*

die nasen faren, und 1, 86 *so mûß man in die warheit vnder die nasen stossen,* Sat. 3, 154 *es wirt sich alles on euern dank von im selbs fein schicken* mit Eberlin 3, 202 *der teuffel . . . wirt euch treyben, ettwas schedlichs zureden on ewren danck,* Sat. 3, 155 *man mûß si mores lernen* mit Eberlin 2, 129 *man solle sie in der welt mores leeren.*

Treten schon hier in den festen wendungen gelegentlich kleine unterschiede zu tage, so häufen sie sich, sobald wir das eigentlich individuelle gebiet des wortgebrauchs betreten. Zwar dass die Satire 59 worte braucht, die bei Eberlin nie vorkommen, darunter ganz geläufige, auch gut schwäbische ausdrücke wie *ausbündig, bis* in der verbindung *biß sontag* = nächsten sonntag Sat. 3, 149, *biß jar* = übers jahr 3, 155, *durstig* = kühn, *ehrung, gaukelwerk, hausen, knüttel, lallen, lebtag, nachteilig, pur, scheuzlich, schinderei, taberne, tropf* beweist nicht viel, nicht kleiner ist die zahl der worte, die bei Eberlin nur in dem noch dazu viel kürzeren Glockenturm stehen, an dessen echtheit doch nicht zu zweifeln ist — übrigens ein deutlicher beweis für die 'lexicalische wolhabenheit' des reformators. Wichtig ist dagegen manche abweichung im einzelnen. Sat. 3, 138 wird von schriftstellen gesprochen, *die uns des ersten anlaufs tunkel* sind. Eberlin gebraucht das wort *anlauf,* das seine mundart nur als schriftsprachliche entlehnung kennt, 1, 28 in anderer übertragung: *Wer weißt aber nit die manigfeltigen liste vnd anleüff der bôsen geist,* im sinne der Satire hat er dagegen 3, 90 das wort *zulauf*: *Du glaubst es nit, aber biß so keck vnd glaub es, nym einen zûlauff vnd glaubs.* Sat. 3, 146 wird *außgericht* für *absolviert* gebraucht, Eberlin 1, 92 übersetzt *absolvieren* mit *auflösen.* Sat. 3, 140 *daß wir uns des bißher redlich beflißen haben,* stehen bei Eberlin zehn stellen gegenüber, an denen er immer das simplex *sich fleissen, geflissen* braucht. Eine eigentümlichkeit Eberlins ist das adverb *fürhin* = künftig, in der Satire fehlt es, statt dessen steht elfmal *hinfür, hinfüro, hinfürder.* Eberlin hat nirgends die partikel *halt,* Sat. 3, 156 wird sie zweimal hintereinander gebraucht. Die Satire schilt die weihbischöfe fünfmal *fladenweiher*, Eberlin hätte reichlich gelegenheit, das wort anzuwenden, zieht aber den besseren witz *weinbischof* vor. Die Satire entwickelt eine grosse vorliebe für das wort *manier,* Eberlin hat es nie.

Den auffallendsten unterschied bildet endlich der gebrauch des wortes *lutherisch,* der schon Zeitschrift für deutsche wortforschung 3, 198 berührt worden ist. Die Satire braucht das wort auf 23 seiten 52 mal, Eberlin auf 626 seiten nur 20 mal. Noch grösser wird die differenz bei prüfung der einzelnen stellen. Begreiflicherweise hat sich Luther

gegen den gebrauch seines namens zur bezeichnung der partei verwahrt, bei seinen schülern ist er damit auch durchgedrungen: sie sprechen zwar in possessivem sinne von lutherschen büchern, aber nicht von den Lutherischen als partei. Das gilt auch für Eberlin, der 2, 144, 8 die verwahrung des reformators ausdrücklich widerholt: *Sollen jr sollich lere, dadurch jr alle ding gelernet vnd entpfangen hapt, nyemandt anderst zůschreyben, dann got, vnd nit sagen, dise leer ist Lutherisch, Carlstadisch, Philippisch usw.* Er ersetzt den ausdruck durch *evangelisch* 3, 234: *wider Lutherische, ya Euangelische leer zu handeln,* oder *christlich* 3, 248: *also vnbillicht Christus nit der Lutherischen, das ist, der Christen leere,* und wo er das wort doch gebraucht, geschieht es im citat, also im namen eines anderen: 1, 195. 2, 71. 3, 160 (zweimal). 170. 179 (zweimal). 205. 206. 228, oder in den allgemein verbreiteten possessivischen verbindungen lutherische bücher 2, 92. 3, 161. 169, schrift 3, 220, lehre 2, 92. 3, 234 und lutherischer handel 2, 91. Dagegen braucht die Satire das wort *lutherisch* nicht nur 70 mal so oft als Eberlin, sondern auch ganz unbefangen in der von diesem verpönten verwendung, z. b. Sat. 3, 150 *die pauren, die nit lutherisch und des worts gotes noch nit underricht sind.*

Nach alledem bleibt kein zweifel, dass die anonyme flugschrift Eberlin nicht zugeschrieben werden darf. Ihr unbekannter verfasser ist streitbarer und wortkühner als Eberlin, noch nicht erhaben über den kampf gegen äusserlichkeiten der katholischen kirche und schärfer in seiner kampfesweise.

Demselben unbekannten verfasser ist mit sicherheit eine zweite flugschrift zuzuschreiben, das '*Wegspräch gen Regenspurg zu ins Concilium zwischen einem Bischof, Hurenwirt und Kunzen seinem Knecht*', das Schade Satiren 3, 159—195 herausgegeben hat[1]. Nicht nur in ihrem gegenstand, sondern auch in wesentlichen grundgedanken stimmt die flugschrift zu der *Klag und antwort.* Wie in dieser die Regensburger constitution, so werden im *Wegspräch* die bestimmungen der bibel und des geistlichen rechts über pflichten und amt der bischöfe fortlaufend commentiert, im mittelpunkt des interesses steht beidemale der cölibat: entweder muss den geistlichen ihr unkeusches leben oder

1) Vom Wegspräch ist nach Cammerlanders bearbeitung, die Schade 3, 271 fgg. abdruckt, noch 1677 eine ausgabe erschienen: Der Entlarvte Bischoff, Ein Gespräch Darinnen der Papistischen Bischöffe und Pfaffen üppiges Leben entdeckt und gestraffet wird, Im vorigen Seculo Zur Zeit des Concilii Tridentini erstmals gehalten, Anitzo zum Druck befördert und mit sonderbahren Anmerkungen vermehret. Dem curieusen Leser zu Gefallen. Vorhanden in der universitäts-bibliothek zu Freiburg.

die ehe erlaubt werden, heisst es Sat. 3, 141, 3 und 153, 2 wie 188, 19, aber die bischöfe streichen lieber den hurenzins ein und lassen es beim alten (141, 12. 153, 34 wie 164, 15. 182, 11. 192, 30), während doch anzuerkennen ist, dass eheleute, die ihre ehe nicht brechen, keusch leben (153, 17 wie 190, 33). Aber dann müssten ja die bischöfe selbst ihr bisheriges leben verlassen (153, 10 wie 166, 12), also sind die kirchenfürsten, nicht die dorfpfaffen an der verderbnis schuld (136, 4. 143, 32 wie 165, 16), dass pfarrer in offner unehe sitzen (141, 7 wie 194, 35). Aus dem 'geistlosen recht' wird 137, 30 wie 167, 26 bewiesen, dass der untertan die geistliche obrigkeit belehren darf und soll, der zehnte wird 154, 8 wie 182, 3 hingestellt als etwas, worüber zu predigen sich nicht lohnt, das glockenseil 141, 33 wie 181, 33 als etwas sprichwörtlich geringfügiges angeführt, das treiben der weihbischöfe und ihre gewinnsucht 149, 34 wie 172, 10 verspottet. Die feindseligen bischöfe werden 157, 18 wie 160, 3 als *Annas und Caiphas*, der convent 137, 21 wie 159, 15 als *Conciliabulum* bezeichnet.

Damit kommen wir zu ausdruck und wortwahl in beiden schriften. Was hierin die Klag und antwort von Eberlin trennte, verbindet sie mit dem Wegspräch, das wort *lutherisch* wird auch hier oft gebraucht, wobei das gefühl, dass man sich den parteinamen vom gegner nicht aufdrängen lassen sollte, auch in der wendung *lutherisch oder evangelisch* 143, 11. 145, 8. 154, 27 wie 161, 23 durchschimmert. Absolvieren wird 146, 8 wie 177, 23 mit *ausrichten* übersetzt, das wort *schinderei*, das Eberlin fehlt, ist aus dem Wegspräch siebenmal zu belegen, das präteritum zu *sein* lautet *gewesen*, die formen *gon* und *ston* wechseln mit *gen* und *sten*. Die vorliebe für volkswendungen, die in der Klag und antwort 154, 39 und 156, 17 zwei volksliedversen eingang verschafft hat, tritt auch an zwei stellen des Wegsprächs zu tage: 172, 37 *Rat baß, du hast das erraten*, und 174, 30 *verschwind als der wind, daß keiner wider find.* Wie nach 148, 2 die stationierer *in ainem ieden dorf ain hůren am baren* haben, so hat nach 166, 10 der bischof *allweg für sein leib auch ain rößlin am baren*, wie die papistischen pfaffen 154, 35 die bibel ablehnen: *nain uns nit, unser katzen, weit hindan mit der bibel*, so 176, 16 der hurenwirt eine teure suppe: *Mir nit, der katzen solich theure suppen eßen.* Die scherzhafte datierung 158, 19 findet ihr gegenbild in dem schlusse 195, 21: *zů Regenspurg beim hůrenwirt im kranz, da man saur bier schenkt, kommen wir wider zůsamen.*

Dem einwand, dass der verfasser der einen schrift die andere nachahmen könne, ist damit zu begegnen, dass die übereinstimmung sich doch auch auf dinge erstreckt, die sich bewusster nachahmung

entziehen und dass in diesem falle der meister den schüler copiert hätte. Denn die Klag und antwort ist nach dem erscheinen der Regensburger constitution verfasst, die sie verhöhnt, das Wegspräch gibt, trotzdem sein ältester erhaltener druck die jahrzahl 1525 trägt, an, vor dem zusammentreten des convents geschrieben zu sein und wir haben keinen grund, dieser angabe zu misstrauen. Denn von einem decret, das der convent würde ausgehen lassen, konnte man doch nur vor dem convent reden. Schliesslich hat dieser gar kein decret veröffentlicht, sondern sein abschied erschien als edict oder einung und verbündnis, die constitutio unter diesem titel oder deutsch als ordnung und reformation. Eine erwähnung hätte der verfasser neben Eck und Fabri wol auch Cochläus gegönnt, wenn er gewusst hätte, welche wichtige rolle dieser auf dem convent spielen sollte. Auch eine wirkung auf die beschlüsse des convents konnte der verfasser nur dann erhoffen, wenn er seine schrift vor dem zusammentritt ausgab, und dass eine solche einwirkung sein ziel war, zeigt deutlich der letzte abschnitt des Wegsprächs, der mit sittlichem ernste und scharfer logik die folgen darstellt, die die conventsbeschlüsse für die sittlichkeit weiter volkskreise haben müssten. Danach ist die Klag und antwort jünger als das Wegspräch, sie steht aber als satire in anlage und durchführung, in characteristik der parteien und überlegenheit des tons, in wahl und handhabung der satirischen waffen viel höher als das zwar gleichfalls witzige und originelle, dabei aber recht grobkörnige, wenig durchgearbeitete, weitschweifige Wegspräch, so dass man in ihr sehr wol das besser gelungene, jüngere werk desselben schriftstellers, aber nicht eine bewusste nachahmung des Wegsprächs sehen kann.

Das Wegspräch will beweisen, dass ein hurenwirt mit seinem schändlichen gewerbe sittlich nicht tiefer steht als ein bischof, der seinen priestern die ehe verbietet und den concubinat gegen geld erlaubt. Ein ganz verwandtes thema behandelt, gleichfalls in form eines dialogs, das 'Gespräch zwischen einem edelmann, mönch und curtisan', das Schade Satiren und pasquille 3, 101—111 abdruckt. *Ich bin ein großer pöswicht,* so fasst 108, 37 der edelmann das ergebnis der unterhaltung zusammen, *der curtisan noch ein größerer, und du, münch, der aller gröst.* Sagt der verfasser des Wegsprächs 179, 6 von den geistlichen: *Es seind in der warheit die keibenschinder und die hürenwirt und straßräuber frömmer und beßer dann die leut seind,* so wirft der mönch 104, 14 dem 'strassenräuber' vor: *ir habts mit gewalt genomen auf freier straßen,* worauf dieser entgegnet: *So habt irs den leuten heimlich gestolen: des sind wir beßer dann ir.* Dem henker

sollte man die pfaffen befehlen, vgl. 103, 10: *Ließ man meister Gilgen über euch, der künd euch die flöhe abkeren* mit 164, 33: *Nun so gesegne es in mein nachbaur der henker.* An beiden gesprächen beteiligen sich drei personen, wie Kunz im Wegspräch eine zeitlang choralis im stift, des bischofs kämmerling und substitut einer geistlichen behörde gewesen ist (162, 30. 177, 35) und daher die entartung der geistlichen und des canonischen processes kennt, so ist der curtisan ein copist zu Rom gewesen (103, 26) und kann darum über die römische büberei mit sachkenntnis berichten. Auf den einwand des geistlichen: *unser regel und statut wils nit leiden* (102, 11), *Wir müßen geston bi geistlichem recht* (105, 27) wird im gespräch erwidert: *So hör ich wol. euer statut ist mer dann die wort, so Christus geredt hat*, wie im Wegspräch: *der brauch, der der warheit widrig ist, sol abgethon werden, daß man sol achten das der herr spricht 'ich bin die warheit'. hat nit gesprochen 'ich bin die gewonheit'.* Die seelsorger werden seelmörder genannt 105, 12 wie 188, 1 und 191, 10, die wendung *'stöcken und plöcken'* tritt auf 104, 33 wie 161, 14 und 187, 24. Auf den ausdruck *kowbelwerk* im Wegspräch 173, 6 fällt licht durch 106, 27 *wie man dann itzt die sondersicchenkobel macht: kobel* ist ein dürftiges haus, *kobelwerk* geringe, unbrauchbare arbeit. Am schlusse beider dialoge verabreden die drei teilnehmer einen ort, an dem sie sich wider treffen wollen, 110, 18 *im Nobishaus*, 195, 21 *zů Regenspurg beim hůrenwirt im kranz.*

Auch zwischen der Klag und antwort und dem Gespräch finden manche berührungen statt. Der terminierende mönch im Gespräch erhält keinen käse und schmalz, weil die bauern aufgereizt sind (101, 4), er fürchtet von ihnen erschlagen zu werden (103, 13), entsprechend droht die Klag und antwort 147, 35: *der pauren kolben ... werdens den streichern fein weren*, und 148, 5: *unsere küchin werden si hinfür auch mit waßerstangen auß unsern pfarrhöfen bringen.* Der mönch im Gespräch gesteht 108, 18, dass er nicht besser sei als der raubritter mit den worten: *Ei, lieber junker, laßt uns gleich waßer an einer stangen tragen*, also auch hier die anspielung auf die sitte, die wassereimer an einer stange zu tragen. Der harten klosterzucht gedenkt das Gespräch mit den worten: *So haut man uns* (mönche) *mit ruthen*, die Klag und antwort fragt 147, 6: *wie wann aber ain münch verspert würde, daß er die selbe nacht in sein closter nit kommen möcht, můst man im dpritschen schlahen?* Der mönch lehnt 103, 19 den vorschlag des ritters, mit ihm den curtisan zu ermorden, ab: *ach junker, das were zu vil*, daran klingt an 157, 32: *nur allain mit dem thůt ir in zů vil, daß ir inen die hůren verpiet.* Mit ganz ähnlichen worten

erwähnen beide schriften die hohen gebühren, die die kirche für ihre leistungen verlangt, vgl. *so vil kosten darauf gewent* 104, 38 mit 150, 10 *ir schlagt wol so vil zerung und unkostens darauf,* und 150, 13 *so wolt ich so vil unkostens darauf schlahen,* in beiden schriften findet sich der eigentümliche gebrauch des unflectierten adjectivs *pur*: *pur lauter narren* 102, 28, *auf dem pur gottes wort wöllen wir besteen* 139, 13.

Endlich teilt das Gespräch auch eigenheiten, die das Wegspräch mit der Klag und antwort verbinden, so den unbefangenen gebrauch des wortes *lutherisch* (*wiewol ich bös lutherisch bin,* d. h. ein schlechter Lutheraner 102, 14) oder die wendung *huren am paren halten* (vgl. 106, 21. 109, 11 mit 148, 3. 166, 10). Ganz gleich ist in allen drei schriften die missachtung des kirchenbanns. Im Gespräch 101, 18 wird die frage: *Warumb verwerft ir in mit die geschrift oder thut sie in ban oder in die acht?* beantwortet: *die acht und der ban ist umb sie, als pfiffs ein gans an.* Noch gröber spottet das Wegspräch 173, 8 der mahnung: *Ei red nit also, du fallest anderst ins bapsts ban: Man hofiert dem bapst ein kübel vol uf seinen falschen ban. selig sind alle, die ins bapsts ban seind und drinnen sterben.* Sachlicher behandelt die Klag und antwort 145, 26 die frage: *zwar ir hettent den ban mit eeren auch wol laßen fallen: er gilt nichs mer, wie er von euch bißher übel praucht worden ist.*

Unterzeichnet ist das Gespräch *Es ist assun. I. M.*, die worte *Es ist assunn*[1] finden sich aber auch in der vorrede und am schlusse der flugschrift 'Ein Unterred des Papsts und seiner Cardinäle', die Schade Satiren 3, 74—100 herausgegeben hat. Schon Schade ist geneigt, die beiden stücke demselben verfasser zuzuschreiben, eine reihe stilistischer gleichheiten bestätigt seine vermutung. Statt *keineswegs* lautet die negation Unterred 75, 17 und 81, 15 *in keinen weg,* 108, 20 *in keinem weg;* zu 86, 5 *mer denn uns zů außsprechen ist* vgl. 102, 3 *die lernen und einbilden den bauren das wort gottes.* Die beweisführung, in der 94, 9 fgg. Christus dem papste gegenübergestellt wird *(das) creuz, das Christus getragen hat, hat Christus wol můßen thůn* hat ähnlichkeit mit 108, 15 *Ir müßt das thun und seits genöt.* Zahlreicher sind die übereinstimmungen, die die Unterred mit der Klag und antwort und dem Wegspräch verbinden, vgl. *sam wer unser sach nie falsch gewesen* 87, 32 und *gleich sam solten wir die gotheit nicht angreifen* 88, 33 mit *auf die meinung sam solt dir einer kes oder schmalz geben* 104, 11

1) *Assun* könnte particip zu hebr. âsā 'tun' sein, das auslautende *n* auf nunierung beruhen. 'Es ist vollbracht' hat gerade als schlussformel seinen guten sinn, bei dem verfasser der stücke wäre dann einige kenntnis des hebräischen vorauszusetzen.

und *gleich sam seien wir schuldig daran* 136, 4; *eins scheuzlichen lebens gestorben* 78, 16 mit *in der beicht gar scheuzlich ansehen* 155, 21 und *so reden warlich die pauren auch scheuzlich von sachen* 156, 18; *es ist auch lauters in unserm vermügen nicht* 79, 29 und *uns wil auch auf das kürzest außreden lauters nicht gezimen* 91, 14 mit *das könden si lauters nit halten* 157, 34; *Darumb ist er ein seltsamer kun* (statt *kund* im reime auf *assunn*) 100, 31 mit *Du bist doch mir ain seltsamer kund* 174, 25. 80, 10 planen die päpstlichen vergiftung gegen lutherische schriftsteller, das gleiche mittel brauchen nach 169, 2 die Dominikaner gegen ihre feinde.

Widerum an das Gespräch lässt sich eine fünfte flugschrift anknüpfen, die unter dem titel 'Ayn freuntlich gesprech, zwyschen ainem ‖ Barfûsser Münch, auß der Prouyntz Oster- ‖ reych, der Obseruantz, vnd ainē Lôffel ‖ macher, mit namen Hans Stôsser ‖ gar lustig zû leesen, vnnd ist ‖ der recht grundt.‖' erschienen ist. Der druck umfasst 15 blätter in quart, vielleicht fehlt dem exemplar der Freiburger universitätsbibliothek, das benutzt wurde, ein 16. leeres blatt, titelrückseite und letzte seite sind leer. Nach ausweis der typen stammt der druck von Simprecht Ruff in Augsburg, ein holzschnitt auf dem titelblatt (128 : 114 mm) zeigt im vordergrund einen terminierenden mönch, der an einen tisch tritt, an dem ein löffelmacher und eine frau sitzen, im hintergrund einen zweiten mönch mit beladenem esel, dem eine bäuerin mit erhobenem besen entgegentritt. Die schrift beginnt damit, dass der barfüsser den löffelmacher begrüsst und über die geringen erfolge seines bettelns klagt. Ganz wie zu beginn des Gesprächs 101, 4 der mönch klagt: *ich bin außgangen, kes und schmalz zu sammeln, aber es hat mir weit gefelt,* schildert der barfüsser seinen misserfolg: *Ich bin auff dem kâß geiadt gewesen, hab aber nit vil außgericht. Got geb dem keß jogen ain gûts jar. Ain keß jeger soll ee gût straych eriagen auff disem geiadt dann groß fayßt keß, ich denck sein nye so schlecht, ich bin doch XV. jar auff diss geied außzogen.* Dort fragt der ritter: *Ei, wie kumpt das?* hier der löffelmacher: *Ey lyeber brûder, wie kumpt es dann, wôllen dann die faisten keß nit mer jnß garn geen?* Und beidemale folgt dieselbe erklärung, dort: *es hat der teufel den Luther in alle lant gefûrt. sie haben in mit haut und har gar freßen ... sie künden von der schrift reden. sie sind mir zu geschickt, wo ich hin komm,* hier: *ich wôlt das der Luther, ich waiß nit wa were, er macht die groben bawren auff hohen bergen vnd tâlern also gelert, wa ich zû aim bawren hauß kumm, bitt jn vmb ain almûsen, ist das erst wort: der Luther verbeut, man soll kaym münch ain almûsen

geben, sy sôllen arbaiten usw. Im weiteren verlauf zeigt die unterredung mannigfache berührung mit den andern satiren. Der löffelmacher fragt den mönch, ob er lutherisch sei, dieser weist den namen lutherisch ab und nennt sich einen christen, trotzdem wird im verlauf des gesprächs die bezeichnung *lutherisch* mehrfach ganz unbefangen gebraucht, ganz wie in Wegspräch, Klag und antwort usw. Weiter befragt, was er über Luther denke, sagt der mönch nach zusicherung der tiefsten verschwiegenheit, er und seine ordensbrüder hielten Luther für einen gottesfürchtigen, erleuchteten propheten, der die verführten schäflein zu Christus zurückführe. Der löffelmacher vergleicht das arme volk dem bären, der nach der pfeife tanzen muss: *wolten wir nit hupffen nach ewern menschlichen tandt meren, so brann das fewr in allen gassen.* Er wundert sich, warum dann die mönche äusserlich Luther so feind sind, der mönch verweist auf das gebot des papstes. Der löffelmacher erkennt darauf in Luther und den seinen Christi wahre nachfolger, die ungerecht verfolgt werden wie der herr, in den mönchen gottes feinde: *Ir wist baß zůsagen von herr Dietrich von Bern, wie er mit her Signot strit vnd mit Kůnig Laurein im Rosengarten zů Worms, vnd von ewerm Haydnischen maister Narrestoteli, mer, dann in der Bibel geschriben steet.* Die bibel wird im kloster höchstens bei tisch gelesen, wo jeder nur darauf achtet, *welcher das grôst stuck visch, oder das besser stuck flaisch oder ain grôssern becher wein wenn der annder hab.* Viel mehr gewicht wird auf die ordenssatzungen gelegt, zu ihrer ausbildung oft und mit grossem aufwand capitel gehalten. Die schilderung dieses aufwands (b2b) erinnert stark an das Wegspräch, hier redet der wirt 163, 17 den zum convent ziehenden bischof als hauptmann an und fragt ihn 163, 30 *Wo wil euer gnad hin mit so vil pferden?* dort erzählt der mönch: *Es ziehen etwan vj. oder viij. münch ins Capitel, haben ains, zway oder drey roß vnd ainen knecht.* Hier schätzt der bischof die kosten seines zuges auf *Nit minder denn zwei tausent guldin* (164, 6), dort berichtet der mönch: *Imm jar M.D.XXiij. zoch der ôberst der Prouintz Osterreich in ain Capitel gen Burgis in Hispania selbs sechst, mit aynem knecht, trůg mit jm vierthalb hundert gulden Reinisch,* und der löffelmacher urteilt: *Das were aim grossen herren ain eerliche zerung gewesen.* Die strengen gesetze, so fährt der mönch fort, gelten nur für die armen brüder, die grossen Hansen sorgen schon für sich in ihren capiteln, die der teufel regiert. Den geist, der hier herrscht, schildert ein satz, der durchaus an die tendenz des Wegsprächs gemahnt: *in ayner offnen Tauernen, ich wôlt gern sprechen, so ich dürfft, in ainem offnen frawenhauß,*

wirt bessere zucht gehalten, dann in der Münch vnd Nunnen Capitel (b 3a). Die statuten sind gottes wort zuwider und verleiden dem niederen clerus das leben. Sie könnten die knechtschaft wol abschütteln, halten aber nicht zusammen, *dann so zerget ain solche gemayn die zertailt ist . . . als Cristus sagt 'Ein yeglichs reich das in jm zertailt ist, wirtt zerstört'* (ganz entsprechend führt der niedere clerus Klag und antwort 143, 24 Luc. 11, 17 an: *omne regnum in se divisum desolabitur)*. Vielmehr herrscht unter den mönchen der ärgste neid und hass, der löffelmacher schildert ihn 64a mit den worten: *wo ainer den andern in aim leffel ertrencken möcht, so thet ers gern,* genau wie der mönch des Gesprächs 101, 8 von den bauern sagt: *wenn sie uns in eim leffel künten ertrenken, sie thetens gern.* In schreiendem widerspruch zu dieser verkommenheit steht der geistliche hochmut der mönche: *Wir wöllen durch vnsere aigne werk zů hymel faren, ja wie ain küw in ain meüßloch.* Ihre seligkeit widerspricht dem evangelium, denn das lehrt die gerechtigkeit aus dem glauben, ihm hängt aber jetzt wie zu Christi zeit nur das gemeine volk an, nicht die gelehrte geistlichkeit. Predigt und glaube ist der wahre gottesdienst, der der mönche ist wertlos und auf den schein gerichtet, ihr gebet ohne andacht, ihr dienst im chor leichtfertig: *wie wir hinein lauffen, kalt vnd dürr in der andacht vnd lieb gottes, also lauffen wir widerumb herauß, lab* (lau) *vnd kalt, das haissen wir got gelopt* (c 3b). Die messe ist ein teufelsgottesdienst, bezahlt von dem blutigen schweisse der armen, das fasten, von gott nicht geboten, wird zur schlemmerei, ihre wahren christenpflichten, die werke der barmherzigkeit, vernachlässigen sie. Darauf erzählt der mönch die geschichte seines eintritts ins kloster, die er auf die formel bringt: *warlich vor got bin ich kain Profeß.* Darum will er mit dem mönchtum brechen, *die kutten an ain zaunn hencken* und die gelübde ablegen, die doch nicht gehalten werden, weder armut noch keuschheit noch gehorsam: die kutte deckt manchen buben. Damit bricht die unterhaltung ab, ein anderer bettelmönch kommt dazu gelaufen, auf der flucht vor einer alten bäuerin, die ihn, statt ihm einen käse zu schenken, mit einem besen übel zugerichtet hat. Auch er klagt über den schlechten erfolg des terminierens und erinnert damit wider an den eingang der unterhaltung, während das verhalten der bäuerin an die stelle der Klag und antwort gemahnt, an der den stationierern in aussicht gestellt wird, *unsere küchin werden si hinfür auch mit waßerstangen auß unsern pfarhöfen bringen* (148, 5).

Das Gespräch ist nicht frei von längen, namentlich wird die bibel so ausgiebig angeführt, dass die darstellung leidet und der zusammen-

hang oft unterbrochen wird, es fehlt zum teil der frische schwung und die warme begeisterung, die sonst den satiren der frühen reformationszeit kraft und farbe gibt, aber die flugschrift ist gewandt und aus einem gusse geschrieben, voll treffender urteile, klar und straff in ihrer beweisführung. In stil und ausdruck erinnert sie auf schritt und tritt an die vorigen flugschriften, nur ein teil der anklänge kann hier aufgeführt werden. Klag und antwort 139, 1 werfen die lutherischen pfaffen den papisten vor: *welche leer euerm gewalt, eer und herligkeit mer dienet und füglicher ist, ... die nempt ir an*, der Löffelmacher spottet b 2a *ir het kain füglicher zeit künden erwölen, die Bibel zůlesen, als die weil man ysset.* Unterred 86, 10 spendet die hölle dem papste das lob: *uns ist auch von vilen und langwiriger zeit gefellig gewesen die groß hoffart, geitigkeit, unkeuscheit ... so bei euch teglichen gewont ist*, der Löffelmacher zweifelt b 4b an derartiger frömmigkeit: *O got von himel, wie fast ist dir solche geystlichait angeneme vnd gefellig.* Die kardinäle erscheinen Unterred 77, 12 *in aller geflißener gehorsam*, der Löffelmacher rühmt b 1b, *wie ewer Franciscus das hail der selen so fleysig gesůcht hab, vnd darumb so geflissen sey gewesen in verkündung des Reich gottes.* Mehrfach brauchen die satiren das verbum *handhaben* wie Wegspräch 191, 13: *die bischof, die solich teufelsche leer und satzung umb schentlichs gewins willen hanthaben*, ebenso Löffelmacher a 4b: *zů bedencken, wie sy jre Prouintzen vnd Regel, auch Statuten in steiffer obseruantz behielten vnd die handthabten.* Gespräch 108, 15 äussert der mönch: *Ir müßt das thun und seits genöt*, Löffelmacher c 3b *Genötte freüd thůt selten gůt. Plerren* bedeutet Klag und antwort 152, 11 nicht weinen sondern schreien: *wann wir ain feir- oder fasttag beim ban pieten, so pfeift man und plerret über uns wie über die Juden*, ebenso Löffelmacher b 3a *welcher zur selben zeyt schlafft, höret jr heülen vnd plerren nit.* Der oben angeführte gebrauch von *sam*, der Klag und antwort und Unterred verbindet, findet sich auch Löffelmacher c 3b: *Lauffen also in aller leychtfertigkait gen Chor, sam fůrt oder jaget vns der Teüffel hinein. Schalkheit* hat noch einen bösen sinn Löffelmacher b 4a *wie sy jre gleißnerey vnd schalckhait vor den Layen verbergen* wie Gespräch 109, 1 *daß der gemein man vnser schalkeit aller innen worden ist.* Wie im Wegspräch 188, 1. 191, 10 *selmördisch*, so begegnet Löffelmacher a 3b *selmörderisch.* Der vorwurf, dass sie *das wort gottes widerfechten* wird Unterred 99, 18 den fürsten und herren, Löffelmacher b 4b den barfüssern gemacht: *Was dürfft jr Barfůsser euch des Euangelischen namens růmen, so jr für alle ander der welt auffs höchst darwider fecht*, der blitz heisst

Klag und antwort 147, 20 *das will feuer,* ebenso Löffelmacher d 2b· *Wir halten die keuschait, das nit wunder wär, das wild feür verprent vns mit sampt dem Closter.*

Daran schliesst sich der gleichmässige gebrauch einiger fester wendungen, vgl. *si solten größern ernst erzeigen und fleiß ankeren* Wegspräch 188, 10 mit: *der frumm Luther keret allen müglichen fleiß an* Löffelmacher a 3a, und *solchs zůthůn jren predigern vnd brůdern festigklich gebieten, vnd grossen fleyß ankeren* b 1a; *ir keret eben das hinder herfür* Klag und antwort 145, 30 mit *So keret jr münch vnd pfaffen das hynder herfür* c 4b. Der mönch äussert d 3a grosse furcht vor entdeckung: *so man es auff mich jnnen wurd, legt man mich von stund an in die Pressaun,* ebenso der mönch im Gespräch 109, 35 *Warlich es were ein gute meinung, wenn mans nit innen wirt.* Gespräch 103, 22 wünscht der edelmann dem curtisanen *ein Guts jar,* zweimal braucht der Löffelmacher diesen wunsch: *Got geb dem keß jagen ain gůts jar* a 2a und *Ey so hab im gleych ain gůt jar* d 3a. *Ei junker, ir spart die warheit,* wirft im Gespräch 107, 1 der mönch dem edelmann vor, Löffelmacher c 2a wird einem prediger nachgesagt *Dann da hat er die warhait gar seer gespart.* Es bleibt nach alledem kein zweifel, dass das Gespräch zwischen dem mönch und löffelmacher demselben verfasser zuzuschreiben ist, wie unsere vier satiren.

In denselben kreis scheint endlich das folgende gedicht vom almosen zu gehören, das ohne angabe von ort und jahr, jedoch nach ausweis der typen bei Jobst Gutknecht in Nürnberg und sicher zu anfang der zwanziger jahre erschienen ist. Der druck umfasst vier blätter in quart, titelrückseite und letzte seite sind leer, die verse sind rechts und links von zierleisten eingefasst. Zwischen zeile 4 und 5 des titels steht ein holzschnitt, 121 mm hoch, 107 mm breit, auf dem ein bürger aus einem vor ihm stehenden korbe einem mönche nach rechts und einem geistlichen nach links brote spendet. Über dem mönche ist eine teufelsfratze sichtbar.

Was nutzung von dem Allmůsen
kompt, das man den Pfaffen, München,
vnd andern vnnottürfftigen
mittailet.
Almůsen haiß ich
Wer mich kaufft der leß mich.

MErck hie ain yeder biderman
Was das almůsen sinden[1] kan.
Allmůsen dopelt[2] vnd auch spilt,
Almůsen raubet, nympt vnd stilt,
Almůsen stichet vnd turniert,
Almůsen herrschet vnd regiert,

1) Druck: finden. 2) würfelt.

Almûsen lebt in fresserey,
Treibt vil boßhait vnd bûberey,
Almûsen machet reichlich prassen,
Schreyet vnd juchtzt in allen gassen,
Almûsen reytet schône pferd
Vnd hat ain vndüchtigs geberd.
Almûsen lasset sich nit zemen
Noch von der bûberey sich nemen,
Almûsen hat kain rechten orden,
Ist offt zû ainem schalck geworden.
Almûsen lasset sich auch weyhen,
Man mûß jm offt die weiber leyhen,
Almûsen ist gantz worden blind,
Verfûret vnser weib vnd kind.
Es solt vns wircken vnser hail,
So ist es laider vil zûgail.
Almûsen stecket in der kutten,
Tregt gûten wein haim in den butten,
Almûsen wandert weit vnd brait
Bringt irrung in die Christenhait.
Almûsen bawet Fest vnd heüser,
Wirt zû aim bûben vnd verweiser,
Almûsen vns arm leüt offt schendt
Vnd mit ir gleichßnerey verblendt.
Almûsen tregt den ablaß fail,
Dardurch entspringt vns groß vnhail,
Almûsen geet in hohen hauben,
Tregt mâderin[1] vnd füchsin schauben,
Almûsen wirdt reicher dann wir,
Das kan man nymmer leiden schier
Noch in die lenge nit meer dulden,
Ob mans schon nit behalt bey hulden.
So thû ich auch daran nit liegen:
Almûsen thût all welt betrigen,
Almûsen mainet fromm zûsein,
So ist es nur ain falscher schein.
Almûsen mûß man fron vnd zinsen,
Wâr gût man gâb im nit ain linsen,
Almûsen wil all schâtz außwûlen
Vnd alle schône weiber bûlen.
Almûsen solt vns selig machen
So gibt es zû der sünd vrsachen,
Almûsen geet in kutten, rôcken,
Auff das es vns müg gelt abschrecken.
Vom almûsen noch ains vermerck:
Es tregt fail alle gûte werk,
Die mûssen wir dann theür erkauffen
Und thût vns da mit überlauffen.
Almûsen zeücht nit gern im karren
Vnd machet in der schrifft vil narren.
Almûsen ligt nit gern auff benken
Vnd thût dem Bapst vil gulden schencken.
Almûsen wil groß herschafft pflegen.
Kan sich doch betlens nit verwegen
Vnd wil sich nit benûgen lassen,
Es laufft durch alle land vnd strassen,
Ir sack der wil nit werden vol,
Wie fast man fült so bleibt er hol.
Almûsen bschetzet alle land,
Sol mans lang leiden ist ain schand,
Er wâre dann wol angelegt
Vnd nit als gar im geitz ersteckt.
Almûsen solt sich willig leiden
Vnd alle schand vnd laster meiden,
Auff das es auch môcht frucht geberen,
So fând man leüt die gebens geren.
Almûsen machet faul vnd treg
Das man nit geet den rechten weg,
Der Jesus Christus selbert ist,
Es ligt stâts auff beschiß vnd list
Vnd gibt vrsach zû bôsen dingen
Das man sunst nymmer môcht volbringen.
Das macht: der pfenning hat es vil
Vnd bringt zuwegen was es wil.
Der wollust mag jm nit entgeen
Vnd darff auch nit in sorgen steen.
So wirdt denn aller ding vergessen,
Des man sich zû jm hat vermessen,
Nemlich: es solt vns nutzung bringen
Für vnser sünd in vilen dingen,
Das sy bißher versaumet hat.
Wôll got das yetz nit sey zuspat,
Das wir es noch mügen erlangen
Darumb es dann ist angefangen.
Almûsen arbait auch nit geren[2],
Vnkeüschait mag sy nit emberen
Vnd ander bôsen sünd auch vil,
Die ich nit all erzelen wil.

1) Von marderpelz, vgl. Liliencron, Die historischen volkslieder der Deutschen 1, 417. Verhandlungen über Thomas von Absberg, hg. v. Baader 298, 2.

2) Druck: gern.

Almůsen ist gantz gwaltig worden,
Wil nymmer halten seinen orden,
Hat gar genommen überhand,
Kriegt Fürsten, herren, leüt vnd land,
Derhalben hůt sich yederman
Wer almůsen verleyhen kan,
Dann es gebürt vil seltzam bossen,
Man solt sich billich daran stossen.
Das sicht man an den priestersgsellen,
Wie sy nach weltlich pracht thůnd stellen.
Almůsen bringt vns offt in not
Mit fewr vnd ban vnd anderm spot.
Nem man darfür ain grossen schlegel
Oder ain gůten starcken pflegel
Vnd legts dem betler auff den rucken,
Das er sich zů der erd thåt bucken
Vnd gåb jm kain almůsen meer,
So blib vermitten vil vneer,
Dann pfaffen, Aichhorn, Affen, Raben
Sol kain weiß man in seim hauß haben,
Dann man ir selten nutzung hat:
Vermeids ain yeder, ist mein rat.
Der disen spruch hat zůgericht
Der hat nit alle ding bericht,
Sonder ain wenig daruon gschriben,
Dann vil ist in der feder bliben.
Den krancken vnd hauß armen leüten
Gib almůsen zů allen zeiten.
Dein almůsen solt du regieren
Mit pfaffen, münchen nit partieren,
Dann sy thůnd zinß auff dőrffer leihen,
Es wirdt jn zů der hell gedeyhen.
Sy růmen sich vil gelt vnd gůt,
Mit vns zůrechten ist ir můt.
Mit büchsen wőll wir jn vortraben,
Den selben bősen betlers knaben.
Es ist fürwar ain grosse schand,
Das mans sol leiden in dem land,
Das souil vnkeüsch münch vnd pfaffen
So groß vnrecht vnd laster schaffen,
Die weder ůben, beeten, fasten,
Gedencken nur an iren kasten,
Das der selbig erfüllet werd,
Vnd reiten mügen hohe pferd,
Mit schőnen frawen trincken vnd essen,
Der gotsdienst wirdt von jn vergessen.
Das macht das überflüssig gůt,
Das man jn tåglich raichen thůt.
Wir mainen es komm vns zum frommen
Das sy uns haben abgenommen,
So sy doch hůren darmit neren
Ich wőlt schier zů den hailgen schweren,
Sy beeten mit dem stůl zu Rom,
Der nye kain beet in syn hat gnom,
Vnd das sy nichts gefastet hetten.
Sy ligen lieber in den betten
Bey iren metzen biß an morgen
Vnd thůnd nit vmb das gotswort sorgen.
Ir fürnemen ist Simoney
Vnd noch vil erger bůberey.
Almůsen geben ist wol gůt,
Wenn man jm anderst auch recht thůt.

Metrisch ist dieses gedicht vom Almosen den versen, die die Unterred beschliessen, durchaus gleich: hier wie dort vierhebige kurzzeilen mit steigendem, monopodischem rhythmus, paarweise gereimt, ganz selten begegnen gebrochene reime, fast immer bildet ein reimpaar auch einen satz. Die reimtechnik ist die denkbar anspruchsloseste, meistens stehen allerweltsworte im reim, dann und wann aus verlegenheit ein seltner ausdruck oder ein fremdwort, z. b. *and* 98, 15, *breit* (= braut) 100, 14 *turniert* Almosen v. 5, *linsen* v. 44, *partieren* 124, zur not wird eine wortform verstümmelt: *kun* statt *kund* im reim auf *assunn* 100, 31 wie *gnom* statt *genommen* im reim auf *Rom* Almosen v. 148. Ein ungewöhnlicher reim ist beiden gedichten gemeinsam:

Auf erden ist nichts das sie bewegt,
Der teufel hat sie all ersteckt 98, 19 fg.

und

> Er wåre dann wol angelegt
> Vnd nit als gar im geitz ersteckt. Almosen 67 fg.

Der eingang jener verse:

> Vergebens bin ich zůgericht,
> Mich hat ein schlechter doctor dicht 98. 11 fg.

erinnert in ausdruck und reim an das verspaar, das im Almosen den schlussabschnitt einleitet:

> Der disen spruch hat zůgericht
> Der hat nit alle ding bericht. V. 117 fg.

Auch von dem metrischen abgesehen finden sich genug übereinstimmungen zwischen unserm gedichte und den fünf besprochenen flugschriften. Das wort *abschrecken* steht v. 50 wie Löffelmacher c 3 b: *Es můß nemlich ain ainfeltiger junger teüffel sein, dem wir mit vnserm gebet ain selen abschrecken; bůberey* begegnet v. 8. 14 und 154 wie 103, 29. 106, 10, *schalck* bedeutet schurke v. 16 wie 108, 21, das verbum *fron* = frohnden v. 43 stellt sich neben *frönen* 105, 9, *fast* bedeutet sehr v. 64 wie 93, 10 und fehlt in der bedeutung beinahe, die wendung *zu wegen bringen* erscheint v. 80 wie 77, 11. 81, 12, der dreschflegel wird v. 108 als strafwerkzeug verwendet wie 178, 5 und hat, worauf namentlich wert zu legen ist, beidemale die form *pflegel*, den geistlichen wird v. 138 vorgeworfen, sie trachteten allein danach, wie sie *reiten mügen hohe pferd*, 106, 20 wird der mönch gefragt, ob denn die klöster allein dazu gestiftet seien *daß ir auf hohen rossen reiten*. An die vielen juristischen kunstworte, die die flugschriften bieten, reiht sich *biderman* an, das v. 1 wie 107, 18 begegnet (vgl. Herm. Fischer, Schwäbisches wörterbuch 1, 1096), theologisch ist die wendung *Es solt vns wircken vnser hail* v. 21, der sich 195, 18 *umb vergangne sünd bůß mit mir würken* vergleicht, vielleicht auch der ausdruck *irrung*, der v. 26 und 139, 8. 9 widerkehrt. Die forderung, *hausarmen leuten* almosen zu geben (v. 121) begegnet auch Löffelmacher a 2 b: *Man sol haußarmen leütten helffen vnd rathen.*

Dass inhalt und richtung des gedichts keinerlei widerspruch zu den fünf flugschriften zeigt, bedarf keines beweises: überall die gleiche reformatorische begeisterung, die mit demselben eifer und geschick, aber auch mit denselben waffen gegen päpstliche missbräuche ankämpft, klar und scharf in der abwehr, witzig und glücklich im ausdruck, stets den blick auf das praktische und erreichbare gerichtet.

Sind damit die sechs stücke als werke desselben mannes erwiesen, so ist damit zugleich eine hinreichend breite grundlage geschaffen, um ihren ursprung zu bestimmen. Zunächst steht fest, dass sich die zweite

satire hauptsächlich gegen den erzbischof von Salzburg richtet. Drei bischöfe nahmen am Regensburger convent teil, der Regensburger, der Trienter und der Salzburger. Der vertreter von Regensburg war genau genommen nicht bischof sondern administrator, er brauchte auch nicht über land zum convent zu reiten, bischof Bernhard von Trient kam mit erzherzog Ferdinand zu schiffe nach Regensburg[1], also passt die beschreibung nur auf den cardinal erzbischof Matthäus Lang von Salzburg. Dass immer nur von einem bischof, nicht von einem erzbischof gesprochen wird, darf dabei nicht irre machen, spricht doch auch Hans von der Planitz in seinen berichten s. 138, 25. 144, 8 u. ö. oder Rem in seiner chronik (Städtechroniken 25, 113 u. ö.) vom bischof von Salzburg. Die beschreibung passt, so sehr sie übertreiben mag, trefflich auf Matthäus Lang.[2] Seine liederlichkeit war bei den gegnern sprichwörtlich. Als 1523 das gerücht ging, er solle papst werden, schrieb Hans von der Planitz (Berichte s. 583), der keineswegs in gereiztem tone über ihn zu berichten pflegte und an andrer stelle der diplomatischen kunst des cardinals völlig gerecht wird (306 fg.) nach hause: *Wue das geschee, ßo stunden alle sachen recht; verhoffet ich, hubsch frauen und jungfrauen lib zu haben etc., wurde kein ßunde nicht sein, und do musten sich alle Lutherische drugken und leiden.* Noch schärfer drückt sich Eberlin 3, 163 aus: *solich leuth wőllen gots wort beschirmen, vnd wissent sie minder von gotis wort, dan der Cardinal Lang von zuchtiger keuscher erberkeit.* Dass ihm die geistlichen geschäfte seines erzbistums völlig nebensache waren, dass er viel und lange in diplomatischen geschäften von seinem bistum abwesend war und nie eingehendere theologische studien getrieben hat, missbilligt auch sein gewiss wolwollender biograph Hauthaler.[3] Dass er mit ungewohnter prachtentfaltung aufzutreten pflegte, erzählen die zeitgenossen teils mit kopfschütteln teils mit bewunderung.[4]

Matthäus Lang stammte aus einer Augsburger familie, war seit 1500 domprobst in Augsburg und besass seit 1507 schloss Wellenburg bei Augsburg. Die Augsburger chronisten beschäftigen sich mit vor-

1) Chroniken deutscher städte 15, 56.

2) Vgl. über ihn namentlich Josef Schmid, Des cardinals und erzbischofs von Salzburg Matthäus Lang verhalten zur reformation. Phil. diss. München 1901. Über Langs Weltfreude s. 7, über das Tributum concubinarium s. 28, über die sittlichen misstände in seinem bistum s. 100.

3) Mitteilungen der gesellschaft für Salzburger landeskunde 35, 154. 162. 166. 173. 198.

4) Das. 154 fg. Ulmann, Allg. deutsche biographie 20, 610. Chroniken deutscher städte 15, 57. 23, 66. 25, 231. Zimmerische chronik, hg. von Barack 2, 419.

liebe mit dem berühmt gewordenen kinde ihrer stadt. Dass das Wegspräch seine persönlichkeit in den mittelpunkt der betrachtung stellt, beweist darum nicht, dass die flugschrift vom erzbistum Salzburg ausgegangen sein müsste. wir dürfen vielmehr den mancherlei spuren folgen, die sie und die fünf andern schriften nach Augsburg weisen. Alle stellen der flugschriften, die auf ortskenntnis und örtliche interessen schliessen lassen, betreffen Baiern, nur in der schrift vom Löffelmacher treten daneben einige örtliche beziehungen auf, die ins Inntal weisen. Da wird a4a ein prediger zu Schwatz mit namen Bernardinus genannt, der dem teufel seine seele verpfändet haben soll, dass alle lutherischen ewiglich verdammt wären, ferner ein scholastiker Michael von Prauneck, der sich in Graetz, Schwatz und Bozen unmöglich gemacht hat, dann auf seite b1a zwei evangelische prediger, die kürzlich aus Schwatz vertrieben worden sind und d2b wird zweimal Jacob von Stuttgart als gardian des am Gespräch beteiligten mönches genannt. Alle andern beziehungen weisen auf Baiern: der convent, über den die Klag und antwort und das Wegspräch handeln, wird in Regensburg gehalten, vor dieser stadt spielt das Wegspräch, vor Nürnberg das Gespräch, der curtisan erzählt 103, 26, er sei *zu Regenspurg daheimen, bei gûtem Frankenwein* begehen 176, 37 die geistlichen die Jahrzeiten, das einzige schriftwerk, das neben der Regensburger constitution erwähnt wird, ist das breve papst Adrians an die von Bamberg (186, 8). Die schilderung des raubritterwesens im Gespräch passt am besten auf die fränkische ritterschaft, Hans Thomas von Absberg und seinen kreis, die mit den städten lange in fehde lagen, bis im juni und juli 1523 die expedition des schwäbischen bundes dem unwesen ein ende zu machen suchte und für die verfolgten, geächteten raubritter die zeit der not anbrach, über die der ritter im Gespräche klagt. Der verfasser nimmt gegen die ritter partei, wenn er sie auch für besser als die geistlichen erklärt, er ist selbst kein edelmann, sonst könnte er nicht sagen, dass jetzt büberei, mord und alle laster den edelmann ausmachten (106, 10). Dabei versetzt er sich aber doch mehr, als es die quellen der zeit sonst versuchen, in die stimmung des stegreifritters, erkennt die not seiner lage an und weiss von hier aus sogar einige sympathie für ihn zu gewinnen. Wir dürfen wol in dieser auffallenden mittelstellung eine folge von Luthers sendbrief an den adel erkennen, der in dem sinkenden stande noch einen wertvollen bundesgenossen zu gewinnen hoffte und damit wol auch seine anhänger in süddeutschen städten vorübergehend zu einiger zurückhaltung gegen die ritterlichen feinde veranlasste.

An einzelheiten weiss unser autor über das raubritterleben nicht mehr, als man hinter den mauern der städte erfahren konnte. Dass z. b. die ritter unter umständen vierzig stunden im sattel geblieben waren und dabei nichts als brot zu essen hatten, dass gelegentlich auch ein mönch zu ihnen hielt, hatten gefangene und helfer Absbergs zu Nürnberg im verhör ausgesagt, vgl. Verhandlungen über Thomas von Absberg hg. von Baader, s. 21. 24. 58. 122. 131. Auch sonst ist der verfasser mit seinen interessen und kenntnissen städter. Zur empfehlung der priesterehe sagt er 188, 36, man brauche zunächst den söhnen der geistlichen keine ämter einzuräumen, *diß stat in gewalt der oberkeit, gleich wie man in etlichen stetten kein frembden in rat empfacht.* Die regelung des almosenwesens war eine frage, die bei durchführung der reformation an die städtischen verwaltungen herantrat, nicht die missbräuche der landstreicherei stellt das gedicht Vom almosen dar, sondern den von der alten kirche organisierten städtischen bettel, der in Augsburg durch die städtische almosenordnung vom 21. märz 1522 beseitigt wurde. Und an das litterarische leben gerade dieser stadt lässt sich das gedicht anknüpfen. Unter dem namen 'Das almosen' verspottet ein gedicht von Ulrich Wiest, das während des markgrafenkrieges 1449 aus der Augsburger singschule hervorgegangen ist, die herren vom Augsburger domcapitel. Da heisst es[1]:

den gaistlichen ist almûsen nit gegeben
daß si der cristenhait söln widerstreben;
si fûren unordenlichen ir leben:
das almûsen durnieret unde sticht,
das almûsen das hadert unde ficht,
das almûsen treibt alle ungeschicht.

Das almusen das lûdert unde spilt,
das almûsen das raubet unde stilt,
das almûsen kainer bûberei bevilt,
das almûsen das danzet unde springt,
das almůsen hovieret unde singt,
das almûsen alle unrecht verbringt,
das almûsen das jaget unde baist,
das almûsen das krieget unde raist,
das almûsen wittwen und waisen naist.

Das almûsen die beste pferte reitt,
das almûsen im lindsten bette leit
es hat den grösten wollust in der zeit,
das almûsen das tregt die besten wat,
das almûsen die beste klainet hat,
ich kan nit vinden wa es gschriben stat;
das almûsen das zeucht die zärtste leib,
das almûsen das pfligt der schönsten weib,
ich main daßs kain lerer zûm rechten schreib.

Das almûsen vermag guldin und gelt,
das almûsen das hat das reichste gezelt,
es treibt die höchste hoffart in der welt.

Das alte meisterlied ist zweifellos dem verfasser unseres gedichts *Vom almosen* bekannt gewesen und hat ihn vielfältig, nicht nur an der ausgehobenen stelle zur nachbildung angeregt. Dass sich aber das Augsburger meisterlied so lebendig gehalten hätte ausserhalb der stadt,

1) Liliencron, Die historischen volkslieder der Deutschen 1, 416.

in der es entstanden ist und deren zustände es zum ziele hat, ist unwahrscheinlich.

Es liegt nahe, nun auch für die andern flugschriften litterarische vorbilder zu suchen. Die Klag und antwort will ja nichts anderes bieten als eine fortlaufende kritik der Regensburger constitution und ist ohne diese nicht denkbar. Aber auch die Unterred lässt sich auf eine litterarische anregung zurückführen. Der patriarch erzählt hier 81, 30: *man findt klerlich in der lügend des heiligen sanct Brandons, wie er etliche jar auf dem mör gefaren und ganz seltsame wunder erfaren. nemlich ist er vor dem paradeis gewesen und zeigt an alle gelegenheit, wie es gestalt sei.* Die sage von Sant Brandan war zu anfang des 16. jahrhunderts aus dem vielgedruckten Volksbuch[1] wolbekannt, von ihr aus ist unserm autor der gedanke des gewaffneten zuges vor das paradies gekommen, das mit seiner mauer, seinen zinnen, toren und dem hangenden wege, der hinaufführt, im Volksbuch eine grosse rolle spielt (vgl. Schröders ausgabe 170, 10. 25. 183, 1 fgg.).

Nur flüchtig sind einige berührungen, die Klag und antwort und Wegspräch mit einigen fastnachtspielen vom ende des 15. jahrhunderts zu verbinden scheinen. Die scherzhafte erweiterung des Amen 158, 17 zu *gramen, du vil dürrer gaul* erinnert an die Fastnachtspiele, hg. von Keller 850, 26: *Amen. Katz sitzt uff dem tramen,* die wendung *so fegt des bischofs kämerling der kellerin das hinder kemmicht* 182, 8 an Fastn., Nachlese 258, 17:

Du muest noch als ain alte ainen haben,
Der dir den rauchfankh thuet keren.
Wie machstus dann deiner tochter weren?

Und ähnlich deutet vielleicht die verwendung von *streichholz* 150, 4 zurück auf Fastn. 347, 17, *ein warms trinkgelt* 177, 36 auf Fastn. 660, 2 oder auch auf den schwank vom Warmen almosen (v. d. Hagen, Gesamtabenteuer 2 nr. 36), so dass wir für diese gröblichen spässe nicht den verfasser unserer satiren, sondern die derbe komik früherer jahrhunderte verantwortlich zu machen hätten.

Durchweg ist Augsburg die stadt, in der der verfasser am besten bescheid weiss. Er erzählt 106, 33, Augsburg habe elf klöster und brüderhäuser, von denen das kleinste so viel einkünfte habe, dass man die armen der ganzen stadt davon unterhalten könnte. Und kurz vorher erläutert er den ursprung des mönchswesens an der fürsorge für kranke: man habe einst alten leuten zellen zum gottesdienst gebaut *wie man*

1) Hg. von Carl Schröder: Sanct Brandan. Ein lateinischer und drei deutsche texte s. 161—192.

dann itzt die sondersiechen kobel macht. Von Regensburg und Bamberg wird hierüber nichts erzählt, Nürnberg hatte schon 1450 seine siechenkobel (Monumenta boica 25, 64), dagegen berichten Sender und Rem (Chroniken deutscher städte 23, 151 und 25, 163), dass der Augsburger rat bei der pest im juli 1521 zwei siechenhäuser vor der stadt bauen liess. Auch dass im Wegspräch die 'gemeinen frauen' gegenüber den pfaffen so günstig dargestellt werden, passt zu der in Augsburg hervortretenden auffassung, man vergleiche damit, was Rem über ihren kirchenbesuch zum jahre 1520 berichtet (Chroniken deutscher städte 25, 123; Roth, Augsburgs reformationsgeschichte [2] 122).

In der ausdrucksweise der flugschriften ist nichts enthalten, was der Augsburger herkunft widerspräche, für einige ausdrücke, bei denen das nicht selbstverständlich ist, mögen die parallelen in Augsburger chroniken hier angedeutet werden: *angemût* 146, 5 wie Chr. 4, 144. 5, 34; *aufhebens* 106, 34 wie Chr. 23, 22. 75; *außrichten* für absolvieren 146, 8 wie Chr. 22, 325. 25, 144; *badreiberin* 155, 36 wie Chr. 23, 174. 335; *besingnus* 141, 36. 144, 35. 156, 35 wie Chr. 25, 144; *concubin* 162, 22 wie Chr. 23, 36; *dornstag* 170, 20 wie Chr. 4, 31 u. o.; *eigentlich* 110, 16 wie Chr. 4, 180. 5, 358 u. o.; *genants gelt* 158, 11 wie Chr. 22, 497; *geweltigen* 87, 26 wie Chr. 22, 309; *grundel* 178, 33 wie Chr. 23, 328. 465; *habit* für priesterkleid 139, 37. 140, 14 fgg. wie Chr. 23, 65. 79. 298; *knoden* für knöchel 140, 19 wie Chr. 25, 243; *lipriester* für leutpriester 177, 25. 27 wie *liupriester* Chr. 5, 59. 82. 86. 214, *leupriester* Chr. 5, 59. 214; *die renes purgieren* 190, 1 wie Chr. 23, 177; *scheuzlich* 155, 21. 156, 18 wie Chr. 23, 128; *sprachhus* 171, 19 wie Chr. 5, 71; *stöcken und plöcken* 104, 33. 161, 14. 187, 24 wie Chr. 5, 228. 363; *unter* = vesper 107, 38 wie Chr. 23, 122. 124; *wilt feuer* 147, 20 wie Chr. 22, 75. 23, 70.

Dass das in unsern flugschriften vorherrschende interesse das religiöse ist, bedarf keines beweises, dem kampfe gegen die missbräuche der kirche verdanken sie samt und sonders ihre entstehung, ihr verfasser steht in den reihen der kämpfer für die reformation der kirche. Er versteht, wenn die oben versuchte deutung des wortes *assun* richtig ist, auch etwas hebräisch. Daneben zieht sich leicht erkennbar und überall stark hervortretend ein juristisches interesse durch die schriftchen: überall ausser im Gespräch und in dem gedichte Vom almosen, wo dazu keine gelegenheit ist, werden die decretalien angeführt. Sehr witzig ist in der Unterred die belehrung, die der patriarch dem engel über das papsttum gibt: alles was darin vom evangelium abweicht, wird dabei mit decretstellen gerechtfertigt und damit zugleich diese lächerlich

gemacht. So erklärt der patriarch dem engel, dass alle kaiser dem papste die füsse küssen müssen, *wo du zweifelst, so lis das decretal C. Cum olim pri.ele. Si summus pontifex, de sententia excommunicationis* (94, 20). Aber auch im umgekehrten sinne weiss unser gewandter satiriker die decretalien anzuwenden: sie enthalten ganz vernünftige grundsätze, aber die entartete kirche befolgt nur die verkehrten. In diesem sinne wendet namentlich Kunz im Wegspräch die decretalien gegen den bischof an, aber auch die Klag und antwort weist 137, 30 darauf hin: *seit ir recht bischoff, so werdt ir euch von uns armen pfaffen nit schemen zů lernen, wie dann in euern gaistlosen rechten begriffen ist, da es spricht 'nullus episcopus propter opprobrium senectutis vel nobilitatem generis a parvulis vel minimis eruditis inquirere et discere negligat'*, und ebenso ists zu verstehen, wenn die vorrede zur Unterred versichert, die folgende schrift sei durchaus *bepstlichen rechten gemeß.* Daneben treten, namentlich im Wegspräch, überall juristenworte hervor: *irregularis* 164, 19, *jurament* 165, 20; *ad cautelam absolvieren und . . . dispensieren* 170, 17; *monitoria, citaciones, excommunicaciones primum, secundum, tertium, monitoria, interdict und absoluciones* 173, 33 u. v. a. Man wird sich darum der annahme nicht verschliessen können, dass der verfasser der flugschriften neben der theologie auch die rechte studiert hat; dass er ein gelehrter war, darauf weist ja ohnehin der schluss der Unterred *Mich hat ein schlechter doctor dicht* 98, 12. Einige scholastische grundsätze und büchertitel, die 144, 34. 189, 38. 139, 22fgg. genannt werden, lassen vielleicht den schluss zu, dass der verfasser nicht erst in den zwanziger jahren studiert hat, sondern dass sein studium in die zeit vor der reformation zurückreicht. Aber in dem grossen kampf der geister hat er gewiss nicht auf der scholastischen seite gekämpft: die schärfe seines spottes, die überall bevorzugte form des dialogs, die oft hervortretende kenntnis des classischen altertums verraten den humanisten. Wiesen sachliche gründe unsere flugschriften übereinstimmend nach Augsburg, so verbietet doch ein formelles bedenken, in ihrem verfasser einen gebornen Augsburger zu sehen: der nordosten von Schwaben bis südlich von Augsburg spricht nach Fischers Atlas zur geographie der schwäbischen mundart, karte 19, *flegel,* nur dem westen und süden gehört die form *pflegel,* die Wegspräch 178, 5 und Almosen v. 108 bieten: dort also muss die heimat des unbekannten verfassers sein. Von Augsburger reformatoren aber, die aus dem südlichen Schwaben stammen und beziehungen zum Unterinntal haben, humanistisch gebildet sind, neben der theologie auch die rechte studiert haben, den titel doctor führen und über so viel geist und heitre

laune verfügen, um neben dem kampf und der arbeit des tages flugschriften wie die unsern zu schreiben, gibt es schlechterdings nur einen, das aber ist der bedeutendste von allen: Urban Rhegius. Er war 1489 in Langenargen am Bodensee geboren, studierte seit 1508 jurisprudenz bei Zasius in Freiburg, ward in Ingolstadt professor der rhetorik und poesie, dann in Konstanz priester, 1520 in Basel doctor der theologie. Schon vorher war er für Luthers lehre gewonnen worden, noch im gleichen jahre gieng er als domprediger nach Augsburg und wirkte bis september 1521 und dann wider seit august 1524 bis 1530 als reformator dieser stadt. Die drei jahre, die seine wirksamkeit in Augsburg unterbrechen, verbrachte er teils in seiner heimat, teils als prediger von Hall im Inntal, teils als privatmann in Augsburg.

Am eingang seines lebens steht ein oft erzähltes ereignis: als er zur taufe getragen wurde, hatten die pathen den von den eltern bestimmten namen vergessen und der taufende priester gab ihm, da er den heiligennamen des tages nicht wusste, den namen des heiligen Urbanus, dessen tag nahe war. Für einen mann, der auf diese ungewöhnliche weise zu seinem vornamen gekommen war, hatte die im Wegspräch 150, 16 erzählte geschichte eine besondere bedeutung: der pathe bringt ein kind zum weihbischof, der fragt ihn '*wie haists*', der pathe nennt statt des namens des kindes Jörg seinen namen Hans und nun soll das kind Hansjörg heissen, wenn seine eltern nicht zwanzig und nach einigem handeln zehn gulden daran wagen wollen. Daneben verdient auch beachtung, dass der mönch im Gespräch 110, 31. 33 den namen Urban führt. Weiter trifft es sich gut, dass die schrift vom löffelmacher mit ihren starken beziehungen zum Unterinntal nachweislich im jahre 1524 entstanden ist, also kurz nach der zeit, da Rhegius prediger in Hall war. Die schrift enthält nämlich mehrere anklänge an Eberlin von Günzburg, am greifbarsten in der bemerkung, *dass allweg ain arbaiter wol zehen müssiggånger erneren muss* (a 2 a). Das ist der zusammenfassende und etwas gemilderte ausdruck dessen, was Eberlin in seiner schrift 'Mich wundert, dass kein geld im land ist' (Werke hrg. von Enders 3, 167) ausführt: auf einen menschen, der arbeitet, kommen immer vierzehn müssiggänger, denn von fünfzehn menschen sind vier zu jung und vier zu alt um arbeiten zu können, von den übrigen sieben sind sechs krank oder pfaffen und nonnen oder gassenjunker oder sonst welche drohnen, und nur einer arbeitet. Nun ist Eberlins schrift nicht vor dem frühjahr 1524 erschienen, das Gespräch vom löffelmacher also frühestens damals entstanden. Andrerseits liegt es gewiss vor dem ausbruch des bauernkriegs, denn b 4 a sagt

der löffelmacher: *Ich glaub aber, euch sey gleych als vns weltlichen, die wir tausetfeltig bladen sein mit bösen hauptern vnd tyrannischen regierern, di vns aufs höchst trucken, wir wolten vns jr wol entladen, so wir ainander recht trew hielten, wolten vns jrer harten stewer vnd des grossen schadens des gewilts leicht erweren, es will aber kayner der katzen die schell anhengen.* Im bauernkrieg fanden sich ja die leute, die 'der katze die schelle anhängten', aber auch kurz vor seinem ausbruch wird keiner diese so nahe an die forderungen der bauern anklingenden worte niedergeschrieben haben, wenn er nicht der aufreizung zur revolution verdächtig scheinen wollte, also gehört die flugschrift gewiss noch ins jahr 1524. Ferner ist es vielleicht kein zufall, dass in einem alten sammelbande der universitätsbibliothek zu Freiburg das gedicht Vom almosen mit vielen schriften des Urbanus Rhegius zusammengebunden ist.

Nehmen wir diese beziehungen zum guten zeichen, wenn wir nun daran gehen, die vermutung, Urban Rhegius sei der verfasser der sechs flugschriften, durch ihre vergleichung mit sicheren schriften des Rhegius zu beweisen. Verglichen sind folgende schriften, sämtlich nach den originaldrucken in der universitäts-bibliothek zu Freiburg:

1. Vnderꝛicht wie sich ‖ ain Chꝛisten mensch halten ‖ sol das er frucht der Meſz ‖ erlang vnd Chꝛist= ‖ lich zů gotz tisch ‖ ganng. ‖ D. V. R. ‖ Mit titeleinfassung. Druck wol von Simprecht Ruff in Augsburg.

2. Von volkomenhait vnd ‖ frucht des leidens Chꝛisti, ‖ Sampt erklårung der ‖ woꝛt Pauli Colos. 1. ‖ Ich erfüll, das ‖ abgeet den ‖ leyden ‖ Chꝛi= ‖ sti ꝛc. ‖ .·. ‖ Durch D. Vrbanum Regium. ‖ Mit titeleinfassung. Druck von Alexander Weissenhorn in Augsburg.

3. Underricht ‖ Wie ain Chꝛistenmensch got seinem ‖ herren teglich beichten soll Docto ‖ ris Vrbani Regij Thůmpꝛe= ‖ digers zů Augspurg ꝛc. ‖ M.D.XXI. ‖ Mit titeleinfassung. Am ende: ☾ Gedꝛuckt zu Augspurg durch Siluanū Ottmar ‖ bey sant Vrsula closter am Lech. M.D.XXI. ‖

4. Ain Sermō. ‖ Von der kyrchweyche ‖ Doctoꝛ Vrbani Regij. Predi= ‖ ger zů Hall jm Intal. ‖ M.D.XXII. ‖ Jar. ‖ Mit titeleinfassung. Druck von Melchior Ramminger in Augsburg.

5. Ain Sermō. vō ‖ Dem dꝛitten Gebot. Wie ‖ Man Chꝛistlich feyren sol ‖ Mit anzaygung ettlicher myß- ‖ bꝛeych, Gepꝛediget, Durch .D. ‖ Vrbanum Regium, Pꝛe= ‖ diger Zů Hall jm Intal. ‖ M.D.XXII. Jar. ‖ Vier Blattstücke. ‖ Mit titeleinfassung. Druck von Melchior Ramminger in Augsburg.

6. Von { Reʒv. Beicht. Bůſz. } Beschluß. ‖ Von ReüW ‖ Beicht. Bůſz. kurtzer ‖ beschluß auß gegrünter schrift ‖ nit auß mēschen leer. Durch ‖ Doc. Vrbanum Regi ‖ um zů Hall jm In- ‖ tal gepꝛedigt. ‖ Im Jar. MDXXiij. ‖ Mit titeleinfassung. Druck von Melchior Ramminger in Augsburg.

7. Vom hochwürdigen Sacrament ‖ des altars, vnderricht, was man auß hay- ‖ liger geschrytft wissen mag, durch ‖ D. Vrbanum Regium zů Aug- ‖ spurg gepꝛedigt, coꝛpoꝛis ‖ Chꝛisti biß auff den ‖ achtenden. ‖ M.D.XXiij. ‖ *wer gottes gnad predigt, můß sich der welt gnad verzeyhen,* ‖ *Gottes wil gescheh. A.* ‖ Blattstück ‖. Druck von Simprecht Ruff in Augsburg.

8. Kurtze verandt- ‖ woꝛtung auff zwů gotß ‖ lesterungen, wider die ‖ feynd der hayligen ‖ schꝛifft, Durch ‖ D. Vrbanū ‖ Regi. ‖ M.D.XXIII. ‖ Drei Blattstücke. ‖ Mit titeleinfassung. Druck von Simprecht Ruff in Augsburg.

9. Wider den newē ‖ irrsal Doctor Andres ‖ von Carlstadt, des ‖ Sacraments ‖ halb, war ‖ nung. ‖ D. Vꝛbani Regij. ‖ Mit titeleinfassung. Druck von Simprecht Ruff in Augsburg.

10. Zꝛven ꝛvundersel ‖ tzam sendbrieff, zweyer Wi- ‖ dertauffer, an ire Rot- ‖ ten gen Augspurg ‖ gesandt. ‖ Uerantꝛvurtung ‖ *aller irrthum diser ob-* ‖ genantē brieff, durch ‖ Vrbanum Rhe ‖ gium. ‖ Blattstück ‖. Mit titeleinfassung. Am ende: Getruckt zů Augspurg, durch Alexander ‖ Weyssenhoꝛn, bey S. Vrsula. ‖

11. Verant- ‖ wortung dreyer ‖ gegenwurff der Papisten ‖ zu Braunswig, dar jnn fast ‖ jr grôster grund ligt, zu ‖ dienst dem Ersamen ‖ Heisen Oschersleuen, ‖ D. Vrbanum Regium, ‖ Celle Saxonum. ‖ 1536. ‖ *2. Thimot. 3.* ‖ *Impostores proficiēt in peius, dū et* ‖ *in errorē adducunt, & errant ipsi.* ‖ *Hæc Apostolus de Papistis &* ‖ *eorum similibus.* ‖ Mit titeleinfassung. Am ende: Gedruckt zu Wittemberg durch ‖ Joseph Klug. ‖ 1536. ‖

12. Ein Sendbꝛieff ‖ an das gantz Conuent ‖ des Jungkfrawen Closters ‖ Wynhusen, wider das ‖ vnchꝛistlich ge- ‖ sang. ‖ Salue Regina. ‖ Durch Vꝛbanum Rhegium. ‖ D. L. S. ‖ *PSAL. 46.* ‖ *Psallite Deo nostro, Psallite Regi* ‖ *nostro, sed sapienter.* ‖ Von newem widerumb getruckt, ‖ im Jar 1558. ‖ Am ende: Getruckt zů Tübingen, ‖ bey Vlrich Morharts seli- ‖ gen Witwen, Anno ‖ 1558. ‖

Mit vorsicht wird die übereinstimmung in einzelheiten der sprachlichen form, die alle diese schriften mit unsern fünf flugschriften aufweisen, zu beurteilen sein, denn sie braucht bloss von den druckern

herzurühren. Aber wenn 80, 10. 93, 10. 94, 23 u. ö. das dialectische *sie* für *sich* in den drucken steht, ganz wie *haben sy doch die blinden Juden ab Christo geergert* Von Reu a 1 b und *ayner armen tochtter sy zů verheyratten* Kirchweih a 2 b, so wird es auch im manuscript des verfassers gestanden haben. Ebenso wird es mit den mundartlichen formen *bewist* 84, 7 für bewusst und *fürsatz* 94, 35. 96, 16 für vorsatz stehen, auch sie kehren bei Rhegius wider: *Die zeyt so got mit den gotlosen, vnd der welt ain end will machen, ist freylich keinem Engel bewißt* Widertäufer h 1 a; *wo jemandt mit fürsatz das Salue Regina singet* Sendbrief a 7 b; *wenn er solchs mit fürsatz thůt, so ist er ein feind Christi* a 8 b.

Weniger zugänglich ist der willkür der drucker das gebiet der wortbildungslehre, bei der hier sich zeigenden ähnlichkeit wird darum länger zu verweilen sein. Die zusammensetzung *wunderwerk* begegnet 137, 17 wie bei Rhegius: *söllen wir den wunderzaychen glauben? Neyn, es ist vnsicher ding, die weil die schrifft sagt, des Entchrists zůkunfft habe wunderwerck* Widertäufer g 4 a. *Mönchswerk* ist im D. wb. nicht belegt, also gewiss nicht häufig, so dass die übereinstimmung des Gesprächs 106, 5 *So ist das münchwerk* mit den worten des Rhegius *menschen werk vnd scheyn mag verfůren, wie man denn in mönchswercken vnd leben jetz erfert* Widertäufer f 3 a beachtung verdient. In derselben schrift m 3 b heisst es: *auff das si mechtig seyen zů ermanen durch die haylsamen leere, vnd zů straffen die widersprecher*, mit fast denselben worten sagt das Wegspräch 171, 15 *ein bischof sol lerhaftig sein, sol mechtig sein zů ermanen, durch die heilsame ler zů strafen die widersprecher.* Die ableitungen *bewegnus* 83, 25 und *verstentnus* 74, 6. 90, 20 finden sich in entsprechender verwendung bei Rhegius: *darinn* (in der sinnlichkeit) *sollen böß bewegnus entspryngen* Drittes gebot a 4 b; *das seind grosse ding, übertreffen weyt allen gewalt vnd verstäntnüß der natur* Sacrament a 3 a; *möchts vnser blöde gefangne verstentnüß kains wegs erleyden* Verantwortung c 1 a. Daran reihen sich einige ableitungen auf -ung, *underhaltung* 94, 7, *übung* 95, 18, *tödung* 79, 11, *verwilligung* 87, 22, *aufenthaltung* 77, 3. 161, 9 und Löffelmacher d 1 a, die ebenfalls bei Rhegius ihr gegenbild finden: *Wir müssen je geessen haben, so haben wir macht.* 1. Cor. 9. *das wir underhaltung von der kirchen nement* Widertäufer k 4 a; *Nun hinfüro ligts an der übung alles gůts, das des tauffs werck... volbracht werd* b 4 b; *ain sollyche tödttung vnsers flaischs* Von Reu a 2 b; *wiewol ich laider deine gebot alle... hab übertretten... mitt bösen gedancken meines hertzen, mit verwilligung meines willens, mit dem mund, vnd mit den wercken*

Beichte a 3 a; *zů stercker auffenthaltung ditz glaubens empfacht er darzů das hochwirdig sacrament des leibs vnd blůts* Warnung a 3 b. Neben *aufenthaltung* bieten Unterred 75, 8 und Löffelmacher d 2 b *aufenthalt* in dem sinne 'schutz, stütze', auch das kehrt bei Rhegius wider: *man můß predig hören, dann Gottes wort ist vnser liecht, speiß vnd auffenthalt der seelen* Volkomenhait a 2 a. Das adjectiv *geldsüchtig* begegnet zweimal in den flugschriften (175, 9. 188, 7), zweimal bei Rhegius: *vnd můß das lieb hailttumb yetz der geltsychtigen pfarrer kautz sein* (vgl. damit auch Wegspräch 185, 35 *die heiligen haben bißher müßen in uf den hohen stiften und allenthalb im bistumb gelt kutzen und in die büchse geltsamler sein*) Drittes gebot b 4 b; *das die Papisten jrn geltsüchtigen ablaß (der in grossem zweyfel stat) mit brachtlichem geschray auffbliessen* Sacrament f 2 b. *Großmechtig* findet sich wie 85, 15 auch bei Rhegius: *vor dem aller großmächtigsten Kayser* Sacrament d 2 b; *wir haben im newen testament ain großmechtig wort der verhaissung* Warnung c 3 b, ebenso *begirlich* 85, 37 und *tötlich* 93, 36. 95, 22: *das jr zů dem Ewangelio inn rechtem verstand gepredygt So begirlich lauffen* Drittes gebot a 2 b; *Da Ayn Holdtschůch* [so!] *münnich zů ainem Tödtlych krancken menschen kommen ist* Drittes gebot c 2 b. Beliebt ist bei dem verfasser der flugschriften die zusammensetzung mit *erz-*, er bildet *erzgleisner* 171, 1, *erzpriester* 177, 28, *erznequam* 178, 25, *erzphariseier* 179, 23, dem entsprechen bei Rhegius: *Welcher will nun ayn söllicher ertz gleichßner sein vnd sagen ich bin on sünd?* Sacrament f 1 a; *falsch hirten seind, die ain frembde stymm bringen, vnd des ertzhirten Christi stymm verschweygen* Widertäufer c 2 a. Noch auffälliger ist eine vorliebe für die vorsilbe *ge-*, diese wäre entbehrlich in *abgeschnitlich* 107, 6, *gedaten* 75, 30. 78, 8, *gezeit* 139, 27, *angehengig* 78, 8, *begweltigen* 79, 15. 33, *gedulden* 84, 27, *gehören* 189, 30, *gelachen* 177, 27, *geleben* 194, 8. 195, 13, *gelieben* 74, 16, *gesammeln* 186, 4, *geschweigen* 94, 7. 19, *getrauen* 91, 18, *getrösten* 83, 25, *gewarten* 90, 6. 96, 30. 183, 12. 187, 13. Dagegen fehlt *ge-* in *dar*, das 98, 22. 99, 38 für häufigeres *getar* steht, und auch Rhegius bevorzugt hier die kürzere form: *Man darr onn forchtt Frelych eüch fürhalten das Ewangelium* Drittes gebot a 2 b; *Nun greyff yetz, Christlicher leser, was diser geyst sey: Er thar freuelich got heyssen liegen* Widertäufer h 1 a; *O du armer geyst, wol ain seltzams Euangelium hastu, das sich nitt thar überal sehen lassen* daselbst; *O wie ain feins Euangelium das sich nitt dar sehen lassen in der gantzen welt* k 1 a. Sonst wendet auch er das *ge-* reichlicher an als die zeitgenossen, völlige übereinstimmung mit den flugschriften besteht in folgenden stellen: *der*

Christen mensch sol . . . gotts werck in jm selber gedulden Drittes gebot a 3 b; *das dann ain Oberkeit nit gedulden kan* Widertäufer d 1 a; *aber des rechten gůten wercks geschweygt er fein* f 2 b; *Da lehret Augustinus, wer mit Gott wölle versönet sein, der künde es nicht durch einen Engel außrichten, will geschweigen durch einen pur lautern menschen* Sendbrief b 6 b; *man soll allein inn jren lieben Son, den ehrenkönig, glauben vnd hoffen, allen trost vnd hülffe von jm gewarten* a 6 b; *was wir von Sacramenten des newen Testaments söllen gewarten* Sacrament c 4 a. Statt *beflissen* steht 77, 12 *geflissen*, statt *entraten* 92, 9 *geraten*, statt *begründen* 80, 18 *gründen;* ebenso bei Rhegius: *Hierumb seyt geflissen auff sollich gmain gepet* Kirchweihe b 2 a; *nyemant glaubt, dann er hör das wort gotes, des wir kains wegs mügen geradten* Verantwortung a 2 a/b; *aber dein leer ist so übel gegründt, das sie vnser warheit nit mag leiden* Widertäufer f 1 b.

Die letzten drei beispiele gehörten schon zu der grossen gruppe von fällen, wo der schriftsteller die wahl hat zwischen zwei oder mehr wortformen oder worten, die seinem zweck gleich gut dienen. Überraschend oft entscheidet sich in fällen dieser art der verfasser der fünf flugschriften wie Rhegius. Und solche übereinstimmungen sind, selbstverständlich nur in ihrer gesamtheit, auch beweisend, wenn das einzelne wort gleichgiltig ist, denn gerade in dem reflexionslos gebrauchten teile seines wortschatzes lässt sich die eigenart eines schriftstellers am besten belauschen, ist sie am wenigsten getrübt durch sachliche erwägungen, die er ja von andern entlehnt haben, mit andern teilen kann.

Unser autor hat die wahl zwischen *besteten* und *bestetigen*, *nidern* und *erniedrigen*, *nöten* und *nötigen*, *versünden* und *versündigen*, er wählt 102, 17. 18. 74, 23. 92, 29. 93, 19. 108, 15. 102, 33 Löffelmacher c 3 b die zuerst genannten formen, ganz wie Rhegius: (Christus) *hat die verhayssung mit aygnem tod bestett* Unterricht a 2 a; *Ich hab dye zůsagung mit meinem aygen tod bestettet* a 4 a; *versigeltt vnd bestett mit dem . . . Sacrament* b 1 b; *er ist geschlagen von Got vnd genydert* Warnung d 3 a; *Das yetlicher von jm selbs hintzů gang, ob gleich niemants in nödtet* Von Reu b 1 a; *etwa werden die Vicari oder verweßer der pfarren auß mangel genöt, sollich fynantz zů treyben* Drittes gebot b 4 b; *darnach so man strafft, so sagt ir, es geschech euch vmb der warhait willen, wie den Aposteln, vnd versündet euch noch mer* Widertäufer c 1 a. Er hat die wahl zwischen *einwohner* und *bewohner*, *auskommen* und *einkommen*, *hinlässig* und *nachlässig*, *vergebens* und *vergeblich*, *vorlängst* und *längst*, *fürkommen* und *zuvorkommen*, *heimsuchen* und *besuchen*, *zertrennen* und *trennen*, und er wählt 80, 16

einwoner, 142, 7 *außkomens*, 168, 10 *hinleßiglich*, 98, 11 und 180, 6 *vergebens*, 86, 29 *vorlangst*, 81, 6. 149, 23. 189, 4 *fürkommen*, 181, 17 *heimsůchen*, 98, 26 *zertrennen*. Ganz ebenso hätte sich an seiner stelle Rhegius entschieden, wie folgende stellen beweisen: *welchen tempel der hailig gaist als ain einwoner haylygt* Kirchweihe b 2 b; *Ir thůts eüch allein zů gůt, Das jr ain schöneß auß kommen habt* Drittes gebot c 1 a; *das seind bischoff, die seind hinlessyg* Drittes gebot c 1 b; *auß vnwissenhait der geschryfft, vnd hinlessigkait der leerer* Sacrament b 2 a; *so wer doch Cristus schyer vergebens gstorben* Drittes gebot b 1 b; *der haylig gaist durch Seinn erweltten Werk zeüg Paulum, Hat Sollychs vor lenngst weyßgesagt* c 1 b; *Die welt ist ewers holtzs, hew vnd stro vorlangst vberdrüssig worden* Gegenwürf e 1 a; *Der gayst hat dise leüt vorlengst anzaygt, ee sie waren auß der schalen geschloffen* Verantwortung b 1 b u. ö.; *das er sich mit sölcher demůtiger anklag teglich rainige vnd fürkomm das gerecht vrtail gots* Beichte a 4 a; *Got der herr hat eüch . . . übergnedyklich haymgschůcht* Drittes gebot a 2 b; *Haymsuchen ainandern vnd helffen ist ain gůtswerck* Widertäufer d 3 a; *do erhebt sich als bald haß vnd widerwill, das aynigkeit zertrent wirt* a 1 b; *wer wider den befelch Christi thůt, vnd des weltlichen Regiments fryd vnd aynigkeyt zertrennen will* b 3 b. In der entstehungszeit der satiren beginnt *mörderisch* älteres *mördisch* zu verdrängen, wie in den Beitr. 24, 506 bewiesen ist, ihr verfasser greift in *seelmördisch* 188, 1. 191, 10 zu der älteren form, kennt aber in *mörderisch* 105, 3 *selmörderischen* Löffelmacher a 3 b auch schon die neue, die auch Rhegius anwendet: *Wie ain greüliche mörderische teuflische Gottes lesterung das sey* Volkomenheit b 1 a. Zu *seelmördisch* vgl. *O seelenmörder, Wer hat dich geheyssen von ain ander scheyden, das Gott veraynigt hatt?* Widertäufer h 1 b; *Aber die Christlich Kirch hat keine schuld daran, sondern hat solche seel tyranney von Papisten leiden müssen* Gegenwürfe e 2 b.

Für unsern zweck ist es gleichgiltig, ob die beiden ausdrücke, zwischen denen der schriftsteller im einzelnen falle zu wählen hat, einander ganz nahe liegen, wie in den bisherigen beispielen, oder weiter von einander entfernt sind. Im grunde noch um dieselben wörter handelt es sich bei *obersten* und *obrigkeit, ungezweifelt* und *zweifellos, urdrütz* und *überdrüssig, sich verzeihen* und *verzichten*. Unsere Satiren wählen 142, 27 *die obersten*, 82, 25. 83, 15 u. ö. *ungezweifelt*, 87, 33 *urderitz*, 107, 16. 17. 18 *sich verzeihen*, und sind darin eines sinnes mit Rhegius: *Wann wir die obersten des volks weren, vnd solche oberkeit begerten* Widertäufer f 3 b; *wir geben vns auch nit für obersten auß, sonder für diener des Euangeliums* f 4 a; *Nun will ich jnn bitten vmb*

den rechten willen zům gesatz, vnd darnach Got walten lassen, vngezweyfelt wer in Christum glaubt, der würt behalten Verantwortung c 3b; *wie man ietz die geschrifft haben wil vnnd aller menschen leer vrtrutz worden ist* a 2b; *wer gottes gnad predigt, můß sich der welt gnad verzeyhen* Sacrament a 1a. Gehen die beiden möglichkeiten weiter auseinander, so können unter umständen sachliche gründe die wahl der einen vor der andern bestimmt haben, wenn also das Wegspräch 162, 3 und 181, 31 von *wingärten* spricht und nicht von *weinbergen*, so wird sein verfasser in einer landschaft herangewachsen sein, wo der wein reif wird, auch wenn man ihn nicht auf berghängen pflanzt, etwa im südlichsten Schwaben, von woher Rhegius die weingärten kennt: *Ir habt mein Weyngart zertrendt* Drittes gebot c 1a. Der rohraffe war eine figur an der Strassburger orgel und wahrzeichen Strassburgs, wenn er im Wegspräch 169, 36 in übertragener bedeutung vorkommt, etwa wie sonst ölgötze, so ist das bei dem schwäbischen ursprung des Wegsprächs befremdlich, erklärt sich aber, wenn wir in seinem verfasser den am Oberrhein wolbekannten Rhegius sehen, der überdies das wort genau so braucht: *So sytzenn mir da Wye die Roraffen* Drittes gebot c 2a. Das wort *beherzigen* hat Luther bekanntlich als kanzleimässig abgelehnt, der verfasser der Unterred stand der kanzlei nahe genug oder war so fortschrittlich in seiner sprache, dass er 75, 22 *beherzigt*, 76, 37 *beherzigung* gebraucht. Ganz wie er dachte Urban Rhegius, vgl. *Hie merck, wie vil leüt denn artickel 'gemainschafft der hailigen' teglich mit mund sprechen, vnd wie wenig in recht behertzigen* Sacrament e 2a. Es ist nicht möglich, im folgenden jeder derartigen beziehung nachzugehen, jedesfalls ist die wortwahl der Satiren und des Rhegius jedesmal dialectisch bestimmt, wenn sie *anschlag* und nicht *plan*, *seckel* statt *beutel*, *aufklauben* statt *auflesen*, *erfragen* statt *erkundigen*, *losen* statt *hören*, *lugen* statt *sehen*, *strafen* statt *tadeln* sagen, vgl. *anschleg* 85, 1. 87, 7. 90, 9. 97, 9, *seckel* 105, 4. 7, *butzen und stil aufklauben* 146, 30, *erfragen* 109, 19, *losen* 193, 38, *lugen* 110, 24. 111, 3. 167, 25, *strafen* 98, 1 mit *Der schrifft wort, anschleg vnd geschicht seind gleich wider den gayst der welt* Verantwortung a 3b; *also verstehet man nun, was diser geist für ain annschlag hatt* Widertäufer b 2b u. ö.; *Nun siecht man, wo die grausamen trôm hinauß wôllen: sie wôllen der reichen brůder vnd schwestern seckel in steten erschrecken* i 1a; *was du für schrifft zamen klaubest wider vns, gehet stracks wider dich* m 1a; *Welicher nun an ainem ort etwas herauß klaubt, vnd mit stuckwerck vmbgeet* Volkomenhait d 3a; *ersuche vnd erfrag dich selbs wol mit ernst* Unterricht a 3b; *vnnd wie es ihr ge-*

ratten ist, also geradt es allen, so den irrenden gaystern zůlosen Widertäufer d 1 b; *gedencken, das vns Christus vor falschen lerern gewarnet hat, So můssen wir ye nit gleich ainem jegklichen aufflofsen* Volkomenhait a 3 b; *Bitten ist recht, lůgt nun das es euch ernst sey* Widertäufer d 3 a; *da ist ain lay zů gegen gestanden, vnd hat den münch gestrafft* Drittes gebot c 2 b. Ein kampf zwischen alten und neuen wörtern spielt hinein, wenn es sich um die wahl zwischen *durstig* und *kühn, nindert* und *nirgends, schier* und *bald, weger* und *besser* handelt, die Satiren und Rhegius wählen die alten wörter, vgl. *durstig* 153, 23, *nindert* 148, 21, Löffelmacher a 3 b. c 4 b u. ö., *schier* 102, 15. Almosen 36, *weger* 190, 7 mit *vnd vil brůder auß meinen banden zůuersicht an den herren gewonnen, dester dürstiger worden seind, das wort on scheüch zů reden* Volkomenhait d 2 b; *Man liset niendert in der geschrift* Von Reu b 3 a; *wann er gefragt würd wa es geschriben stůnd, so sprech er: niendert* Sacrament c a 3; *sich also halten gegen yederman, das die leer Christi nyenndert geschmecht werde* Widertäufer c 2 a u. ö.; *Nun soltestu schier sehen, wer billich der schlangen im Paradeyß zů vergleichen sey* d 1 a; *das ainer schier lieber solte ainem teufel begegnen, dann einem Widertauffer* d 3 a; *wa die gaystlich speiß nit ain hungerigen magen findt, ain seel die hungert nach fromkait, ist weger sie heraussen gelassen* Sacrament e 3 a.

Dagegen gehört es schon in das gebiet der individuellen wortwahl, wenn die flugschriften die worte *gemůt* 77, 17. 89, 28. 96, 25, *frölich* 107, 8. 109, 26, *schmal* 156, 38, *vndüchtig* Almosen 12, *außschreien* 74, 17. 76, 4, *erheischen* 188, 33, *erkalten* 176, 19, *fart schon* 102, 11, *verschulden* 86, 32. 192, 13 bevorzugen, neben denen überall mehr als ein gleichwertiger ausdruck zu gebote gestanden hätte und es ist unmöglich ein zufall, dass Rhegius hier stets den gleichen neigungen folgt: *daselbst thet jn Christus jr gemůt auff, das sie erst anfiengen zůuersten die schrifft* Verantwortung a 4 a; *Ich besorg mein Carlstadt, dein gemůt sei mit neid oder eitel eer hie verhindert* Warnung a 3 a; *da magstu jm mit frőlicher gewissny .helffen* Drittes gebot c 4 a; *Wer des widertauffers offenbarung ainn stuck vom Euangelio, so solt es sich frőlich sehen lassen* Widertäufer h 1 b; *dise leer vnd disen glauben kan der teufel nicht leyden, sie macht yhm seyn reich schmal* b 2 a; *vntuchtige bőse lere* Gegenwürfe d 3 b; *Also lyeß Moyßes durch ain pyttel außschreyen* Kirchweihe a 3 a; *man stőldt nit allein yetz Pyttel auff, die applaß auß schreyen* das.; *Es erhayschete ewer grosse gůtthåt mir reilich bewysen, auch ain grosse widergeltung* Volkomenhait a 1 b; *die schrifft erhayschet gůtte werck, vnd verbeüt die bősen* b 3 a; *die*

liebe würt erkalden, boßhait überhand nemen Sacrament e 2 b; *ich welt dennocht in der beycht gar freündtlich mit jm faren* Drittes gebot c 4 a; *dem vnwürdigen sünder, der hellische gefencknüß wol verschult hett* Unterricht a 4 b; *vil seind der Widertauffer, die können das vrtail wol verschulden* Widertäufer e 3 b.

Mitten in das gebiet des individuellen wortgebrauchs gelangen wir, wenn wir uns den lieblingsausdrücken zuwenden, die den Satiren und Rhegius gemeinsam sind. Das wort *büberei* steht im Gespräch 103, 29. 106, 10, Löffelmacher b 4 a, d 2 b, d 3 a, Almosen 8. 14. 154, bei Rhegius Drittes gebot c 1 a, Widertäufer d 1 a, d 3 b, h 3 a, k 4 b, *gespenst* begegnet in mannichfaltiger anwendung 162, 17. 175, 27. 28. 187, 11, ebenso Widertäufer c 1 a, c 2 b, d 1 b, d 3 b, e 3 a, g 3 b, h 1 a, *fürnemen* 75, 1. 81, 4. 84, 6. 85, 36. 88, 3. 10. 89, 9. 19. 91, 8. 95, 22. 96, 9. 175, 37, Almosen 153 und Verantwortung a 2 b, Widertäufer a 2 b, *leichtlich* 83, 16. 27. 89, 13 und Warnung a 4 a, Gegenwürfe f 1 a, Unterricht a 4 b, Verantwortung b 4 b, Widertäufer a 3 a, k 1 b, *widerwertig* und *widerwertigkeit* 75, 30. 79, 8. 78, 33, Löffelmacher b 4 a und Von Reu a 2 b, b 3 a, Volkomenheit a 2 a, Kirchweihe b 2 a, Drittes gebot b 3 b u. ö., *entlich* 80, 38. 82, 20. 29. 84, 6. 26. 86, 33. 92, 13. 94, 31. 98, 21 und Sacrament c 3 a, Beichte a 3 a, Verantwortung a 3 b, *lauter* 79, 29. 87, 25. 91, 14. 102, 28. 104, 24. 157, 34 und Sacrament b 2 a, b 3 b, c 1 a, c 3 b, d 2 a, Beichte a 3 b, Von Reu b 1 a, Drittes gebot b 1 a, c 1 b u. ö., *pur lauter* 102, 28 (139, 13) und Sacrament a 3 a, c 2 a, Sendbrief b 6 b, Volkomenheit b 2 a, Drittes gebot b 2 a, *biderman* Almosen 1, 107, 18 und Widertäufer d 3 b, i 1 a. Einige weitere ausdrücke, meist lieblingsworte des Rhegius, werden in den flugschriften nicht so oft gebraucht wie die bisher genannten, aber doch unverkennbar in derselben art wie bei jenem. Man vergleiche: *wir sein auch zů gleich gröβlich loben den wolbedachten rath* 91, 32 mit *wann du aber nit ain wolbedachtenn fürsatz hast zu sünden* Sacrament f 1 b; *wie mans mit der warhait beipringen* (d. i. beweisen) *mag* 138, 27 mit *der götlichen schrifft ist sie* (die stimme) *nit frembd, wie wir vns erbieten bey zů-bringen* Widertäufer c 2 a und *dazů haben noch die Widertauffer nit beibracht, das kinder nit glauben mögen* e 3 a; *du taubst mich mit disem narrenwerk* 173, 37 mit *die kinder glauben nit, man sey noch nit getaufft vnd vil des narrenwercks* Widertäufer a 2 b; *Ich bin nie bei solichem affenspil gewesen* 172, 18 mit *ist das nicht schön ding, vnnd billich das vmb sollichs affenspils willen so vil leüt vom Euangelio fallen?* Widertäufer e 4 a und *Wann ichs nit hette gelesen, gehört vnd gesehen, so het ichs nymmer gelaubt das die welt so taub ist, vnd solchem affen-*

spil glaubt h 3b. Hierher gehören noch die wörter *abtilgen* 166, 22 und Drittes gebot b 3b, Gegenwürfe b 2b, Unterricht a 4a, Warnung a 3a, c 3a, d 2a; *alweg* 102, 31. Löffelmacher a 2a, b 1a, b 2a, b 2b und Sendbrief b 7b, Kirchweihe a 2a, Drittes gebot b 1a, b 3b, c 2b, c 3a; *begaben* 80, 9. 85, 6. 90, 27 und Verantwortung b 2a; *beweren* (d. i. beweisen) 95, 31 und Sendbrief a 5a, b 3b, Von Reu b 1b, Gegenwürfe e 2a, Widertäufer b 3a; *eigentlich* 110, 16 und Sacrament c 4a, Drittes gebot c 3a, Verantwortung b 4b; *einbilden* 102, 3 und Gegenwürfe d 1a, Sacrament a 3a, Warnung e 3b; *erstatten* 97, 15, Löffelmacher b 3a und Sacrament a 3b, Volkomenheit a 1b, d 1b; *geverligkeit* 87, 3 und Kirchweihe b 2a, Drittes gebot c 3a, Von Reu b 1b, Volkomenheit a 4a, d 2b, Widertäufer a 3a; *hundschlachter* 179, 10 und *hundschlacher* Warnung a 2a; *überschwenklich* 94, 26 und Warnung c 3b, d 4a, Sacrament b 3a, Beichte a 3a; *verdrücken* 84, 12 und Verantwortung a 2a, a 4b, Verantwortung b 1a; *vergift* 76, 9 und Sacrament e 4b, Gegenwürfe a 4a, Widertäufer f 2b, Volkomenheit b 1b; *werkmeister* 96, 21 und Kirchweihe a 3a, Widertäufer f 2b; *zieren* 78, 32. 93, 2 und Volkomenheit a 2a/b; *wannen her* 103, 22 und Widertäufer d 1b.

Daran schliesst sich wider eine reihe fester wendungen, die in den Satiren und bei Rhegius gleichmässig vorkommen und wo widerum die übereinstimmung weit über das mass dessen hinausgeht, was zufall und ähnliche disposition zweier verfasser an anklängen aufbringen können. Im Gespräch begrüsst 103, 22 der edelmann den curtisanen mit dem wunsche *guts jar*, Löffelmacher a 2a seufzt der mönch: *Got geb dem Keß jagen ain gůts jar*, d a3: *Ey so hab im gleych ain gůt jar*, Rhegius beginnt die schrift Von Volkomenheit: *ander leut winschen ain gůts jar, Ich kan euch nichts grôssers in meynem gebet zů Got winschen, dann Gottes huld.* Der himmel wird 83, 23. 25 das vaterland der verstossenen engel genannt, daran klingen zwei stellen bei Rhegius an: *das du jn krafft der sâligen speiß môgest sicher wandlen durch die vnsichern abweg diser welt ins ewig, das sicher vatterland* Sacrament f 2a und *Augustinus ... spricht, Das wir das Gebot, von der liebe Gotts hie zeitlich nicht erfüllen, sondern erst im Vaterland nach diesem leben* Gegenwürfe b 1a. Das Wegspräch spricht 168, 14 von *unserem keiser Christus,* damit vgl. *Es naygt sichs haubt, als vor dem aller groſsmâchtigsten Kayser himmels vnd erden vnd aller geschepfft* Sacrament d 2b. Die übereinstimmung ist unverkennbar, daneben bleibt aber in jeder einzelnen anwendung so viel selbständigkeit, dass an eine entlehnung von der einen auf die andere seite nicht zu

denken ist. Feste wendungen, die beiderseits unverändert auftreten, sind die folgenden: *auf die bahn bringen, richten, führen* 77, 28. 161,24. 173,23 und Widertäufer a 3a, c 4b, d 3a; *es ist zu erbarmen* 105, 17. 26, Löffelmacher b 2a, c 4a und Drittes gebot c 2a, Widertäufer m 2a, Volkomenheit b 2a; *das hinder herfür keren, setzen* 145, 30, Löffelmacher c 4b und Widertäufer k 3b; *am narrenseil umführen* 148, 23 und Sacrament c 3a (vgl. *affen sayl* Drittes gebot a 2b); *in den sinn nehmen* Almosen 148 und Volkomenheit d 3a; *zu wegen bringen* 77, 11. 81, 12, Löffelmacher c 4a, Almosen 80 und Widertäufer a 1b; *busse wirken* 195, 18 und Volkomenheit b 1a. Mit kleinen abweichungen entsprechen sich die folgenden stellen: *nain, uns nit, unser katzen, weit hindan mit der bibel* 154, 36, *Mir nit, der katzen solich theure suppen* 176, 16 und *Mir des glaubens nit der auff trŏmen vnd sŏlchern geystern steet* Widertäufer h 3a; *auf der alten geigen bleiben* 138, 22. 140, 26 und *Hye kompt aber vnser vorsteer auff sein alte geygen* Widertäufer d 4a, *Du aber kumst mit einer newen geigen* Warnung a 2a: *es wirt sich alles on euern dank von im selbs fein schicken* 154, 9 und *was machen die Papisten viel mit diesem spruch? sie mŭssen jhe auch wider jren danck selbs bekennen, Erstlich das die schrifft Gottes wort sey* Gegenwürfe f 1b; *es möcht unrat in allen landen erwachsen* 79, 16 und *was vnrats darauß an vil orten erfolgt* Widertäufer d 1a. Endlich wird an einer stelle die übereinstimmung durch conjectur herzustellen sein: wie es im Wegspräch 178, 3 heisst *Nun fůr der wündig teufel des bischofs casus larvatos hin*, muss man wol auch Sacrament f 2b statt *wŭtigen* lesen *Trutz dem wŭndigen teüfel, das er mir denn ablaß vmbstoß*, der drucker hat das dialectwort *winnig* = wütend (Schmeller 2, 929. 949) beseitigt[1].

Ein letztes gebiet des individuellen sprachschatzes sind die fremdwörter, soweit sie nicht zur masse der von allen sprachgenossen gleichmässig gebrauchten gehören. Jedes derartige fremdwort, das in den sprachschatz eines gebildeten mannes aufgenommen ist, ist die spur

1) Umgekehrt verlangt Schades text an folgenden stellen besserungen: 77, 24 lies *selbigen;* 80, 24 *vor gesagt;* 84, 28 *wie*] *wa;* 86, 27 *was*] *wa;* 88, 33 *erstrecken*] *erschrecken;* 93, 6 *den drittail*] *die decretal;* 97, 14 *schaut*] *solt;* 105, 20 *gehabt hat, habt;* 106, 10 *aller hand;* 109, 3 *leiden vil überkomen;* 110, 1 *custor;* 142, 10 *seit*] *felt;* 28 *unsinnig;* 144, 36 *bstimmen;* 149, 29 *den*] *dem;* 150, 34 *Jörg*] *Hans Jörg;* 155, 18 *so würden;* 159, 14 *maister* zu streichen; 162, 8 *als*] *al;* 14 *ligt*] *lücht;* 166, 22f. *und siner underthan sünd und laster;* 170, 26 *mūß er dem;* 173, 22 *die*] *dis;* 30f. *affencial;* 176, 24 *in ortis*] *mortis;* 181, 23 *auslaufen;* 35 *unser;* 182, 15 *herlichen;* 183, 25 *ists*] *ist;* 184, 37 *christenlichen;* 185, 6 *seelsorger;* 186, 12 *leidenlicher;* 36 *ists*; 189, 34 *der*] *den.*

eines geistigen erlebnisses, seine aufnahme eine selbständige tat des einzelnen. Auch hierin zeigen die Satiren dieselbe erfahrung und denselben geschmack. Zum grossen teil stammen die ihnen eigentümlichen fremdwörter aus der theologie oder dem canonischen rechte. Neben *gewißne* 194, 25 und Von Reu a 2 a, b, b 1 b ist beiden der gelehrte ausdruck *conscienz* geläufig, vgl. 194, 3 mit Warnung a 4 a, Volkomenheit a 3 b; wie 164, 22 die nonne so wird Widertäufer d 4 a die kirche *gespons Christi* genannt. *Glori* ist bei Rhegius ein sehr geläufiger ausdruck, der z. b. Kirchweihe a 3 b, Drittes gebot b 1 b, b 2 a, Sacrament c 4 b, Unterricht b 1 a, Widertäufer h 2 b, i 3 b, m 3 b begegnet, der verbindung *glori und eher* 83, 4 entspricht *eer vnd glori* Volkomenheit a 2 b. Ein rechtes kirchenwort ist *pomp*, das sich 77, 21 und Drittes gebot c 2 a, Sacrament a 4 b, d 4 a findet, ebenso *krisam* 179, 21, das anzuwenden die verglichenen schriften des Rhegius keine gelegenheit bieten, doch vgl. *Keinen zum Predig ampt zu lassen, er sey denn Chrisomirth vom Weybischoff* Gegenwürfe e 1 b. Das Wort *Secte* ist hier wie dort gleich beliebt, vgl. 84, 11. 92, 12. 102, 20. 26 mit Gegenwürfe e 4 b, Widertäufer a 2 a, d 3 b, Volkomenheit a 4 a. Aus dem cultus entnommen ist das bild *ein placebo sive dilexi singen* 183, 9, den ausdruck *Placebo* kennt auch Rhegius: *walfarten, Kertzen brennen, Heiligen anruffen, Seelmessen, Vigilien, vnd Placebo keuffen, vnd jnn der Kirchweihung den Ablas lösen* Gegenwürfe d 4 b. *Pension* als bezeichnung des einkommens der pfarrer begegnet 154, 3 wie Gegenwürfe b 2 b, Drittes gebot c 1 a, *glosieren* 138, 18, Löffelmacher b 3 a kehrt bei Rhegius nicht wider, doch spielt auch bei ihm die finstere, menschliche glosse zum klaren wort gottes eine rolle, vgl. Sacrament b 2 a, b 4 a, c 1 a, Drittes gebot c 1 b. Genau entsprechen sich wider *wöllet mit uns dispensiern* 139, 21 und *Dann so inn dem fal mit den Juden dispensiert was* Drittes gebot c 3 b. Fremdwörter von weltlichem klange, die in den Satiren wie bei Rhegius begegnen, sind *alefanz* 186, 33 (*alefantzer* Löffelmacher a 4 a, b 1 a) und Widertäufer b 2 b, c 1 b, Drittes gebot c 1 a, *artikel* 90, 19 und Verantwortung a 4 a, *fantasei* 104, 24 und *fantisey* Sacrament b 2 a, *hofieren* 100, 14. 173, 9 und Sacrament d 4 a, *regieren* Almosen 6. 123 und Widertäufer a 1 b, Sendbrief b 6 b, *probiern* 93, 4. 101, 23 und Sacrament b 3 b, d 1 a, e 3 a, f 1 b, Verantwortung c 2 a, Warnung a 2 b, Widertäufer h 3 a, *purgieren* 190, 1. 4 und Drittes gebot b 3 b. *Item* steht zur anreihung eines neuen punktes wie 192, 11 und Löffelmacher c 1 a auch Unterricht a 3 a, Kirchweihe a 4 b, Drittes gebot b 1 a, c 3 b, c 4 a, Sacrament b 2 b u. o. Die curtisanen, denen es im Gespräch so schlecht ergeht, werden auch von

Rhegius verhöhnt: *es ist ain volck auff erden, die heissen Curtison, ist geschwynd wa gelt stat, vnnütz wa man predigen soll, die selben fallen die grossen pfarren an, vnd so ayne ledyg wirt, so schmeckens sy, wie ayn geyr ein aß, über vil meyl wegs* Drittes gebot b 4 b.

Diese stelle zeigt wie manche der vorher angeführten, dass Rhegius auch den humor und die kraft der anschaulichen darstellung hatte, die uns an dem verfasser der satiren erfreuen. Dass er die sachkenntnis besass, die diesen charakterisiert, und in der polemischen stimmung war, die alte kirche mit waffen des spottes anzugreifen, wird niemand bestreiten. Dagegen bleibt der einwand möglich, dass die schriften anonym erschienen sind, während Rhegius (Widertäufer k 1 b) an seinem widertäuferischen gegner tadelt, dass er seine schrift nur mit seinen anfangsbuchstaben unterzeichnet hat: *gehest du mit rechten sachen vmb, soltest billich dein namen vnd ort setzen.* Aber hier handelt es sich um eine lehrschrift, die normen aufstellen und eine ganze stadt bekehren will, für die also der verfasser auch äusserlich die volle verantwortung auf sich nehmen musste, darum ist die verweisung auf Paulus, Petrus und Johannes, die ihre briefe unter ihrem namen haben ausgehen lassen, durchaus am platze. Dagegen hat in leichter polemischer litteratur der jüngere Rhegius die verschweigung des namens nicht verschmäht, und er hatte seine gründe dazu, wie Uhlhorn (Urban Rhegius s. 29) gezeigt hat.

Otto Clemen hat im Centralblatt für bibliothekswesen 17, 566 fgg. nachgewiesen, dass unter dem pseudonym Simon Hessus kein anderer als Rhegius verborgen ist; entscheidend dafür ist, dass er sich nach einem briefe Hetzers an Zwingli[1] selbst zu den schriften bekannt hat, die unter dem namen Simon Hessus ausgegangen sind. Wir haben für unsere beweisführung die schriften des Hessus nicht herangezogen, um jede grundlage zu vermeiden, die etwa noch hypothetisch scheinen könnte; wenn wir im folgenden die auffälligsten übereinstimmungen zwischen zwei Hessusschriften und unsern satiren aufführen, so können diese zugleich als eine bestätigung für Clemens beweis gelten, wenn dieser noch einer bestätigung bedarf. Angeführt wird das „Argument disses biechleins ‖ Symon Hessus zeygt an Doctori Martino Luther vr= ‖ sach, warumb die Lutherischen bucher võ den Coloni= ‖ ensern vnd Louaniensern verbrent wordẽ sein . . .“ nach dem exemplar der Baseler universitätsbibliothek, der „Dyalogus nit vnlus ‖ tig zulesen. newlich von Martino ‖ Luther, vnd Simone Hesso, zů Worms geschehen . . .“

1) vom 14. september 1525, Zwingli Epistolae 1, 406.

nach dem neudruck in Böckings ausgabe von Huttens werken band 4, 603 fgg.

Einige sachliche beziehungen zwischen der ersten schrift und unsern satiren stehen billig voran. Klag und antwort 137, 21 und Wegspräch 159, 15 nennen den Regensburger convent ein *concilia-bulum*, mit gleichem hohne heissts hier e 4 b: *ein concilium, das wider den Bapst etwas fürnempt, soll nit ein Concilium, sonder schmeichlich ein Conciliabulum genent werden.* Dem spott über *Bigam salutis, Dormi secure* usw. in Klag und antwort 139, 17 und 155, 3 und über die darauf gestellte bildung der altgläubigen geistlichkeit schliesst sich Hessus b 3 a an: *weren sie bliben beym Alexander in der Grammatick, bei dem Colnischen Copulat inn der Logick, bey dem Thoma jnn der heyligen geschrifft, bey dem Carolo, vnd Pontio Pilato jnn der Rethorick, vnd hetten sich der Kriechischen sprach, des heyligen Euangeliums, Pauli, Hieronymi vnnd der alten herren sich* [so] *nichts angenomen, so weren sie noch frumm, schlecht, vnd gehorsam sün des Pabsts*, und ebenso deutlich e 1 a: *da hatt mancher nichts gelernet, dann Scoti Quodlibeta vnd Sententz, eyner Thomæ Summam alleyn gelernet, etlich künnen nichts, dann den Lyram vnd Carensem.* Die zwei hörner an der bischofsinfel bedeuten nach dem Wegspräch 169, 25, dass ein bischof im alten und neuen testament bescheid wissen soll, darauf deutet auch Hessus b 3 b: *daß zum dicker mal eyn ley meer rechter grüntlicher geschrifft kann, dan die leüt die Infelenn vff dem haupt tragen, als ob sye das alt vnd newe Testament konnen, das sie offt nit ansehen jnn dryen moneten.* Auch die häufige und sachgemässe anführung des päpstlichen rechtes verbindet diese schrift des Hessus mit dem Wegspräch. Eine spur hebräischer bildung bei Simon Hessus, die sich an die oben gegebene deutung von *assun* anschliesst, bietet das wort *parnosen* Dialogus 605, 43, das von Schmeller 1, 405 und Enders, Eberlin 3, 377 von hebr. *parnos* = vorsteher der judenschule abgeleitet wird.

Noch häufiger stimmt Simon Hessus in stil und ausdruck zu unsern satiren. Von ausdrücken, die diese mit schriften des Urban Rhegius verbinden, kehren bei Hessus wider: *alefanz, alweg, anschlag, besteten, büberei, dispensieren, fürkommen, fürnemen, geige, geltsüchtig, gemüt, geraten, grossmächtig, heimsuchen, das hinder herfür kehren, item, klauben, pomp, probieren, seckel, sich verzeihen, vorlängst, wannen her, widerwertigkeit, weingarten* und *zertrennen.* Wir reihen hier die nachweise nur kurz aneinander, da die übereinstimmung in diesen ausdrücken schon oben auf ihre beweiskraft geprüft ist: *welche*

alleyn weltweyß hie inn diser zeyt seind, an künigs höffen erzogen, allen alefantz, finantz vnnd bescheysserey gelernet, die seind zů geystlichem Regiment des glaubens keyn nütz Dialogus 606, 36; *Ich hab die leüt allweg gehasset* 603, 3; *Also haben die Apostlen zůletzt allweg jre leer mit jrem blůt bestat* (lies *bestet*) 604, 20; *(got) zertrennt die anschleg der boßhafftigen* 604, 38; *Aber sein anschlag felet jm* 609, 26; *sie ... helffen, raten vnd fürdern Römische büberey* 607, 36, vgl. 608, 7. 609, 42. 614, 29; *oder man dispensiert mit jm, sie seyn zů Rom jmm dispensiern trefflich geschickt* Arg. e 2 b; *darmit er gleych am anfang furkeme vil vngemach* a 2 a; *laß dich von deinem Christlichen fürnemen nit abschrecken* Dialogus 614, 7; *Aber dannoch gefallest du dinenn gesellen nit, dan sie verlassen jre geygen vngern* Arg. e 5 a; *vnd wann den Papisten der geltsüchtig bauch sölt zerspringen* Dialogus 614, 34; *ye baß er sicht daß dein schrift von einem Christlichen gemüed gat* 605, 22; *wann her kumpt den Teütschen die bestentlicheyt, das vnüberwintlich gemüet?* 605, 25; *aber der Murnarr můst seiner pfeyffer geraten* 609, 30; *als wenn kunst eynem söllichen großmechtigen Fürsten ein schand were* 606, 24; *ein vatter hat sein sun lieb, den er offt heymsůcht* Arg. d 2 a; *Darumb kerestu das hinder herfür* c 1 a; *daß ich ... etwar das hinder her für gekert* e 6 a; *item* zur anreihung eines neuen beweisgliedes Dialogus 604, 31. 613, 30 fgg.; *(Eck) hat etlichs vngegründs fetzwerck also zůsamen geklaupt* 613, 16; *guldin stuck, hoch hiet, vnd andre weltliche pomp* 604, 24; *da mit er ein herlichen pomp vnd gepreng haben möcht* 609, 22. 27; *Es volgt auch vß meynem schreyben nit daß das Concilium inn allen dingen hab geirrt, wann ich probier, daß es inn etlichen dingen geirret hab* 608, 40; *Man lauret nitt vff dein seckel, sonder vff dein leyp vnd leben* 614, 16; *Der sich nit verzeycht alle seiner hab, mag nit mein junger sein* 613, 40; *Ich hab dir vor lengst inn einem biechle getröwet* 603, 13; *die weyl auch die Romanisten dich vnd deine schrifften vorlengst dem fewer zůgeurteylt haben* 603, 29; *Wann her weystu das?* 610, 24; *widerwertickeyt diser zeytt* 604, 34; *den weyngarten des Christlichen glaubens den jm der herr Christus selber gebawen* 605, 17; *dann dein leer will inn dem geystlichen stand die ordnung zertrennen* 605, 41.

Dazu kommt eine neue reihe von anklängen zwischen unsern flugschriften und Hessus, die bei Rhegius zufällig ohne parallele sind. Das wort *schulter* fehlt dem schwäbischen, darum steht 94, 13 *achsel* statt dessen; dasselbe wort setzt Hessus im Dialogus 603, 11, wo ein anderer *schulter* gesagt hätte. Die *badreiberinnen* werden in der Klag

und antwort 155, 36 nicht eben rühmend genannt, entsprechend Arg. c 3b: *Ich wolt mich lieber reyssen mit einer sechtzig jerigen badreiberin, oder mit einem hippenbůben, dann mit den herlichen gesellen.* Das wort *schmieren* begegnet im Wegspräch 172, 31 in der form *schmirben*, dem entspricht *schmirben* Dialogus 611, 22, *beschmirben* 605, 35, *geschmirbt* 607, 13. 607, 48, *geschmerbet* Arg. d 4a. *Nach* in der bedeutung beinahe hat das Wegspräch 162, 26, ebenso Dialogus 606, 26: *Wie wol ich inn so vil irrsål menschlicher gesatz gar nach nit weyß, was doch eyn Bischoff thůn soll.* Unterred 80, 19 wollen die papisten drucker *bestellen*, die die bibel auf päpstliche weise drucken und verbreiten sollen, das erinnert in der sache wie im ausdruck an Dialogus 604, 45: *dann sie* (die papisten) *haben niemants vß den gelerten gefunden, der sich mit geld hab lassen wöllen bestechen vnd bestellen, daß er mit dir disputier oder schreib*, und 611, 24: *Die Romanisten haben ein gefunden vndter den gelerten, haben jn wöllen bestellen, daß er die warheyt wider dich anfechtet.* Von einem plane, Luther heimlich zu *ertöten*, spricht die Unterred 78, 14, vor einem gleichen anschlag wird Luther im Dialogus gewarnt, er aber antwortet unbesorgt: *es ist keyn groß ding ein armen münch ertödten* 614, 29. Die in ihrem ursprung unaufgeklärte redensart *durch die finger sehen* begegnet Wegspräch 166, 18 und Arg. e 5b, beide male wird sie von der kirchlichen obrigkeit gebraucht. Der vergleich des Wegsprächs 171, 8 *eid und gelübt thůn und nit halten, ist bei pfaffen, münch und nonnen als gemein als leus und flech im augsten* findet sein gegenstück Arg. c 3a *da mit du hörest Martine daß ein Thomist als voller Corollarij steckt, als ein hund mit flöhen jmm Augsten.* Beide schriften brauchen das adverb *thorlich*, vgl. *du fragst so thorlich* Wegspräch 164, 26 mit *Dar zu beklagest du dich thorlich* Arg. a 4b. Die drei stellen *Wenn aber das schlecht volck von den vngelerten plerern geefft wirt* Arg. d 1b, *noch blerren sie offentlich, du habest jm glauben geirt* d 4b, *sein Thomisten geplerr* e 2a treten neben den ausdruck der Klag und antwort 152, 11 *so pfeift man und plerret über uns wie über die Juden.* Das wort *nachteilig* brauchen beide schriften mit bezug auf die römische geistlichkeit: *so ist es uns auch nachtailig* Klag und antwort 146, 5 und *Den Sybenden artickel verdampt der Römisch hoff als ein nachteyligen der rennt vnd gillt zů Rom* Arg. b 2b. Mit dem rufe *weit hindan* weisen dort die priester die bibel zurück, Arg. b 2a wird der weg gewiesen *zů rechter, lautterer, vnuermischter, euangelischer warheyt, da vonn vns die gesellen Scotus vnd Thomas, Ockam vnnd der gleych ettwa weyt hyndan gefürt haben.*

Endlich ist es eine anzahl von fremdworten, deren gebrauch Simon Hessus mit unsern satiren teilt. Die *alten Beginen* erscheinen 103, 5. 161, 37 und 173, 6 als sinn- und sittenlose betschwestern, ähnlich Arg. b4a: *damit die herlichen gesellen ein ewigen rům erlangen mǒgen bey den alten beggeynen. Bestie* ist in Unterred und Wegspräch öfters das schimpfwort des Italieners für die Deutschen, s. 76, 3. 77, 23. 78, 11. 79, 25. 80, 33. 191, 21, einen schritt weiter in der einbürgerung des der mundart stets fremd gebliebenen wortes geht Hessus im Dialogus 605, 19, wo er Luthers gegner *die wilden Bestien vnd Tyrannen* schilt. Der mönch im Gespräch 110, 1 ist *custor* in seinem kloster, dieser titel kehrt Arg. d4a wider: *es lauffen zů alle ǒberste haupter der kirchen, die kein verstandt haben der geschrifft minder dann ein leye, custor, presentzmeyster, dechant, probst.* Der kirchendiener heisst Klag und antwort 157, 8. 11 *pedell*, Arg. e3a: *aller Bischoff hǒff, verstand, alle Official, alle Vicarij, Notari, Citatz schreyber, Pedellen ... so baldt der Notari oder Pedell den ban brieff verkündet hatt.* Ganz nahe kommen sich die folgenden beiden stellen im ausdruck: *so ein pfaff kompt und schon ein großer esel und idiot ist* 175, 2 und *Darnach lauffen zu vil vngelerte Pfaffen, groß ideoten, die haben wider dich zusamen geschworen* Arg. d4a. Der im 16. jahrhundert nicht ganz seltene witz, dass das canonische recht das *verbrent recht* genannt wird, ist ursprünglich nur bei schriftstellern möglich, die des lateinischen mächtig sind, denn er beruht ja auf dem wortspiel zwischen *decretum* und *decrematum*, er begegnet im Wegspräch 184, 6 *ich hett nimmer gemeint, daß so gůt ordnung ins bapst verbrent recht weren gestanden*, und im Dialogus 607, 15: *er würde wider erwecken das verbrennt Decret.*

Nach alledem ist kein zweifel, dass Urban Rhegius, Simon Hessus und der verfasser der sechs flugschriften ein und dieselbe person sind; damit, dass sich die übereinstimmungen auch auf den inhalt der Hessusschriften erstrecken, ist zugleich bestätigt, dass auch ihr lateinischer text, der ja nach Clemens beweis älter ist als der deutsche, von Rhegius stammt. Mit diesen erkenntnissen ausgerüstet, können wir noch auf eine weitere eroberung ausgehen. Es ist längst bemerkt worden, dass der Dialogus zwischen Kunz und Fritz, den Schade in den Satiren und pasquillen 2, 119—127 neu herausgegeben hat, Augsburger verhältnisse zum hintergrund hat, auch ist anerkannt, dass dieser Dialogus von den Hessusschriften kaum zu trennen ist. Endlich zeugt ein brief Michael Hummelbergs vom 1. august 1521, auf den schon Strobel (Neue beyträge 5, 265) aufmerksam gemacht hat, dafür, dass zeitgenossen den

Rhegius für seinen verfasser gehalten haben: *Dialogum Contzi et Fritzi necdum uidi: si tu habes, mihi legendi copiam facito. Non facile illorum sententiae accesserim, qui hunc Rhegio ascribunt autori.* Auf diesen zweifel Hummelbergs ist, wie schon Horawitz in seiner ausgabe des briefes bemerkt hat[1], nicht viel wert zu legen, da er sich alle mühe gibt, Johann Faber, an den der brief gerichtet ist, mit Rhegius auszusöhnen.

Dass sich die unterhaltung in Augsburg abspielt, geht schon aus der erwähnung hervor, die 122, 36 fgg. dem *prior von den Carmeliten mit sampt seinen münchen* zu teil wird. Gemeint ist Luthers freund Johann Frosch, unter dessen leitung das Augsburger carmeliterkloster herd und mittelpunkt der reformatorischen bewegung in der stadt wurde.[2] Nach veröffentlichung der bannbulle unternahm Eck den in unserer flugschrift geschilderten vergeblichen versuch, Frosch aus dem amte zu drängen. Der 123, 10 gerühmte lutherische prediger ist dr. Johann Speiser, prediger zu Sanct Moritz, die feinde der beiden, deren namen die flugschrift 121, 22 und 37 aus vorsicht nicht nennen will, müssen hochgestellte katholiken sein, die hand in hand miteinander arbeiten (122, 2). Die schilderung des einen, *der von ampts wegen wider den Luther můß sein, ob ers schon nit gern thät*, passt am besten auf den bischof von Augsburg, Christoph von Stadion. Der klug zurückhaltende kirchenfürst, dem die lutherische bewegung und Ecks ungestüm gleich unliebsame und unbequeme störungen seiner politik waren, kann im stile einer derartigen satire gar nicht besser gezeichnet werden als mit den worten: *doch geb er gern den Ecken dem teufel, daß der Luther am galgen hieng. des selben halb ist er unparteisch* 122, 5. Sein gefährte, entschlossener in der feindschaft gegen Luther und darum von der flugschrift härter mitgenommen, ist dr. Jacob Heinrichmann, der kluge, tatkräftige generalvicar des bischofs, der es offener mit Eck hielt, an der veröffentlichung der bulle gegen Luther wesentlich beteiligt und schon darum in der stadt verhasst war. Als domprediger in Augsburg wird 123, 20 fgg. Oekolampad genannt, auch bei seiner erwähnung tritt die beziehung auf Augsburg stark hervor. Uns leitet das, was die flugschrift über Oekolampad sagt, hinüber zu ihrer zeitlichen bestimmung. Denn sie weiss, dass er im kloster Altomünster mönch geworden (23. april 1520) und die schrift 'Quod non sit onerosa Christianis confessio paradoxon' verfasst hat, deren druck

1) Wiener sitzungsberichte, phil.-hist. classe 89, 151.

2) Vgl. hierzu und zum folgenden Friedrich Roth, Augsburgs reformationsgeschichte s. 53 fgg.

hat aber Cratander in Basel im juni 1521 vollendet. Eine weitere sicherung der abfassungszeit ergibt die schnöde bemerkung unsrer flugschrift über Eck: *er wurd Bollingen, da er iez ist, das ganz closter mit narren besetzen* 124, 36. In kloster Polling weilte Eck im jahre 1521, während in Ingolstadt die pest wütete, von hier aus trat er gegen ende des jahres seine zweite Romreise an, die durch den tod Leos X. am 21. dezember 1521 gehemmt wurde.[1]

Fällt somit die Satire in den juni oder juli 1521, so rückt sie zeitlich nahe an den Dialogus zwischen Simon Hessus und Martin Luther: die beiden schriften müssen also, wenn sie demselben verfasser gehören, zahlreiche berührungen zeigen. Das ist auch tatsächlich der fall. Das stärkste band, das die beiden verknüpft, ist die erwähnung des sonst in der reformationslitteratur kaum genannten Dr. Lemp in Tübingen. Beide schriften nehmen den ungelehrten decretisten hart mit: der Dialogus 612, 31 fgg. schilt über seine bemerkung, Luther habe unter den rechtsgelehrten noch keine anhänger gefunden, allein 'Poeten' hätten für ihn geschrieben, Kunz und Fritz entstellen zu beginn ihrer unterredung seinen namen zu Fetz und Hader und tadeln sein auftreten gegen einen Tübinger docenten, der angefangen habe *Paulum zů lesen nach des Erasmus schreibung* 120, 17. Auch hier wird also Lemp in gegensatz zu den humanisten gestellt, über seine eignen leistungen urteilen beide schriften gleich mitleidig: '*Aber sich selber hat er hoch vnd groß, vermeynet, er sey ein Jurist, vnnd zum teyl ein Theologist, kann beydes nit vil übrigs* Dialogus 612, 45 und *aber die alten rützigen geul verstond nit so vil latein* Kunz und Fritz 121, 6. Weitere feinde des Luthertums, die in beiden flugschriften angegriffen werden, sind Eck, Murner und Aleander. Dabei könnte es zufall sein, dass Eck Dialogus 605, 11 wie Kunz und Fritz 124, 26. 126, 26 *geck,* Murner 609, 7. 14 u. o. (auch Löffelmacher a 4 a) wie 126, 26 *Murnarr* genannt, dass Aleander 610, 18 wie 126, 24 sein judentum vorgeworfen wird, mindestens teilen die schriften diese wendungen, so recht satirische spitzen nach dem sinne des 16. jahrhunderts, mit vielen ihresgleichen. Aber über das durch zufall mögliche geht es wider hinaus, wenn Eck hier wie dort in einem atem ein verräter seines vaterlands genannt und mit Judas verglichen wird: (Eck) *ist worden ein verråtter seines eygen vatterlands . . . O Juda ich schetz dich vil frümmer, dann vß deiner verråtterey ist vns entsprungen all vnser gnad vnd såligkait* Dialogus 605, 12; *Ich trawe jm zů, wenn Gott vff erdtrich noch were,*

1) Th. Wiedemann, Johann Eck s. 37 fg.

er neme gelt vnd verriet jn 613, 20; *Mainst nit, ob er auch Cristum verkaufet, der sein aigen volk und vaterland also auf die babilonisch flaischbank geben dar? Er ist dannocht frümer dann Judas, er hat den Luther umb vil gold verkaufen wollen: so hat Judas Christum nur umb dreißig pfenning verkauft* Kunz und Fritz 125, 12 (vgl. *Judas verriet vnd verkaufft Christum den Juden vmb. xxx. silbren pfenning. So verkauffen wir münch vnd pfaffen Christum noch vm ain schlechters gelt, etwa vmb vij. pfenning. Ja zů zeytten nur vmb ain stuck brot, oder vmb aynen trunck wein* Löffelmacher c 4a). Der im jahre 1521 schon halb vergessnen disputation zu gunsten der Fugger, mit der Eck 1515 in Bologna seine laufbahn eröffnet hatte, gedenken Dialogus 612, 7 wie Kunz und Fritz 124, 27. Wo der neuen reinen lehre die überwundene, scholastische entgegentritt, wird diese in beiden schriften gleichmässig illustriert: im Dialogus 613, 10 durch *Scotum, Ockam, Thomam*, Kunz und Fritz 120, 21 durch *Scotum, Thomam, Tartaretum.* Der canonist Lemp wird vom Dialogus 613, 2 verhöhnt als *Doctor inn den sendbrieffen des Bapsts,* Fritz spricht 122, 33 vom *großen neid des obgemelten bäpstlicher vnd codicischer epistel doctor* (Heinrichmann). Derselbe erzählt 123, 29, Ökolampad sei *im hohen stift zů Augsburg prediger gewesen,* der Dialogus spricht 610, 25 von Ökolampads nachfolger *Vrbano Regio, dem prediger zů Augspurg im hohen Gestifft.* Die kanzlei des papstes heisst Dialogus 606, 5. 608, 9 mit einem ausdruck der Dunkelmännerbriefe (hg. von Böcking 196, 31) *Copistrey,* das übermütige wort kehrt nirgends wider, nur Kunz und Fritz 122, 20: *so man die decretales, decret, copisterei und der gleichen lugenschůlen und bäpstlich tröm abthůt.*

Neben solchen zwingenden übereinstimmungen in der sache können stilistische anklänge, die es gleichfalls in grosser zahl gibt, zurücktreten, nur einige seien kurz angedeutet. *Seltsam* bedeutet in beiden flugschriften 'was man, wie man es selten sieht', vgl. *Martine du bist ein seltzam man, daß du das nit verstast* Dialogus 606, 4 mit *Verden lung! da sich ich ain seltsamen gesellen* Kunz und Fritz 118, 2. *Vorhanden* bedeutet hier wie dort bevorstehend, vgl. *du sichst wol, was yetz vorhanden, wie sorgfelticklich ich bin, oder doch sein soll* 603, 16 mit *so ist großer hagel von in vorhanden über den Luther und all sein anhenger* 125, 31. *Gepränge* erscheint beidemale in ungünstigem sinne, vgl. *da mit er ein herlichen pomp vnd gepreng haben möcht* 609, 22 mit *so hat er doch die welt mit irem geprenk und neid veracht* 123, 30. Statt *leiden* bevorzugen beide flugschriften je zweimal die zusammensetzung *erleiden,* vgl. *das würd dir ein widerwillen gegen den Fürsten*

bringen, sie möchten villeycht baß erleyden, daß man die Concilia alle verachtet, dann daß man sprech, jre vorfaren hetten ... geirret 608, 31 und *Der Römer sach ist nit so redlich, daß si vil disputierens möge erleyden* 613, 24 mit *Es mag nit wol erlitten werden* 122, 24 und *das mag der doctor nit erleiden und ander mer* 123, 13. Statt *nicht eben* sagen beide *nit fast*, vgl. *Der Murnarr hatt seinen kampff mit mir nitt fast glücklich angefangen* 609, 31 mit *Fetz und Lemp ist nit fast ungleich* 120, 8 und *Ja es ist mer dann ainer hie, und besunder ainer fast geschwollen in oren, dem Lumpen und Lempen nit vast ungleich* 121, 19. Das wort *büberei* begegnet Dialogus 607, 36. 609, 42. 614, 29 wie Kunz und Fritz 122, 16.

Dem schliesst sich als willkommene bestätigung eine lange reihe von stellen an, in denen die flugschrift von Kunz und Fritz im ausdruck zu den oben dem Rhegius zugewiesenen schriften stimmt, wir geben auch davon nur einige proben. Wir haben oben gesehen, wie die satiren *ich dar* statt *getar, fürkommen* statt *zuvorkommen, fürnemen* statt *vornehmen, losen* statt *hören, subtil* statt *fein, statut* statt *gesetz* sagen. Dazu fügen sich die folgenden stellen der unterredung zwischen Kunz und Fritz: *ich dar in nit nennen: ich fürcht, man hör uns* 121, 21; *der sein aigen volk und vaterland also auf die babilonisch flaischbank geben dar* 125, 12; *man müß oft, umb args und übels zů fürkumen, ain weil ain aug zů thůn* 126, 1 (zu der verbindung *args und übels* vgl. *man macht nur übels noch übler und args noch ärger* 182, 20); *die beschornen bůben des unrechten fürnemen gestraft* 126, 12; *los her* 121, 37; *du alter tanhausischer eselfůhrer mit deinem subtilen narrenkopf* 120, 26; *das hat nun den Lempen verdroßen und hat ain statut gemacht* 120, 20. Dazu kommen aber auch neue anklänge. Der papst klagt Unterred 75, 23 *all frum ere- und gelt liebend vernünftig geistlich menschen tragen solchs überscharpfen andastens von Teutschen kein gefallen,* Fritz erzählt 124, 6 *darumb aber daß er den decretalischen junkherren zů hart antast, hat der obberůrt jurist sein blast außgelaßen,* die übereinstimmung ist um so bemerkenswerter, als *tasten* ein der schwäbischen mundart fremdes wort ist.[1] Die päpstlichen *aufsetzungen* werden von Fritz und Kunz 122, 14 getadelt wie Unterred 86, 18, *schelm* von ihnen 121, 13 als scheltwort verwendet wie Gespräch 105, 23 und Löffelmacher c 4 a, als abstractum dazu dient *schalkeit* 122, 16 wie Gespräch 109, 1. Statt *geiz* steht *geitigkeit* 126, 33 wie Unterred 86, 11, statt *widerstehen* oder *widerstand leisten; widerfechten* 126, 23 wie

1) Fischer, Schwäbisches wörterbuch 1, 274.

Unterred 99, 18 und Löffelmacher b 4 b, statt von *freunden* wird 123, 16 von *liebhabern* götlicher ler gesprochen wie Unterred 74, 15: *hau, stich, würg, prenn und schlag tot alle liebhaber des worts Christi.* Von festen wendungen steht *überhand nehmen* Almosen 97 wie Kunz und Fritz 122, 30. 123, 18. 124, 31, *innen werden* Gespräch 109, 1. 36, Löffelmacher d 3 a wie Kunz 121, 36, *fleiß ankeren* Wegspräch 188, 10, Löffelmacher a 3a. b 1a wie Kunz 124, 16. Mit dem von Kunz 126, 3 gebrauchten bilde: *dann du waist wol, wann man wil füchs fahen, was man in die lucken stellen můß* vgl. Klag und antwort 142, 10: *ir felt an euch selbs und wölt uns armen pfaffen für die lucken stellen.* Fritz wünscht dem doctor Lemp 120, 12 *daß dichs gicht ankum in groben büffel,* nicht höflicher ist der Löffelmacher c 3 a: *Ich wôlt das vorgedachter grob püffelßkopff solcher sprüch auß der hailigen geschrifft auch lese.*

So bleibt kein zweifel, dass auch der Dialog zwischen Kunz und Fritz von Urbanus Rhegius verfasst ist. Wir erkennen demnach, dass er die folgenden zehn flugschriften verfasst hat: im januar 1521 die rechtfertigung der Löwener usw. gegen Luther, im mai 1521 das Gespräch zwischen Simon Hessus und Luther, im juni[1] oder juli 1521 den Dialog zwischen Kunz und Fritz, etwa im frühling 1522 das gedicht Vom almosen, im juli 1523 den brief des Hessus an bischof Fischer von Rochester, im herbst 1523 das Gespräch zwischen edelmann, mönch und curtisan, im jahre 1524, wol noch im sommer, die schrift Vom Löffelmacher, im juni und juli 1524 die Unterred des papsts und seiner cardinäle, seit juni 1524 das Wegspräch gen Regensburg zu ins concilium, bald nach dem juli 1524 die Klag und antwort von lutherischen und päpstischen pfaffen über die Regensburger reformation. Drei dieser schriften fallen in die erste Augsburger zeit des Rhegius, vier in die in der heimat und zu Hall verbrachten jahre, die drei wichtigsten in die kurzen monate, die er amtlos wider in Augsburg verlebte. Die in Augsburg geschriebenen satiren sind im ton viel kecker und übermütiger, als die der zwischenzeit, sie atmen die luft der lebensfrohen weltstadt, in der sich Rhegius stets so wol fühlte, und manches witzwort von der gasse hat darin eine stelle gefunden, namentlich von den derben spässen

1) Vom 24. juni 1521 datiert ist des Henricus Phoeniceus 'Anzaygung, daß die Romisch Bull merklichen schaden in gewissin manicher menschen gebracht hab, vnd nit Doctor Luthers leer', die mit guten gründen für Rhegius in anspruch genommen worden ist, zuletzt von Otto Clemen, Beiträge zur bayerischen kirchengeschichte 9, 72 fgg. Die stellung dieser schrift in des Rhegius wirksamkeit umschreibt schon Roth, Augsburgs reformationsgeschichte [2] 67 fg.

des Wegsprächs wird mancher nicht im hirn des humanisten Rhegius seinen ursprung haben. Einigermassen wird man danach wol das urteil über den geschmeidigen gelehrten, der es bei der sicheren vornehmheit seines auftretens nicht recht verstand, die sympathien des gemeinen mannes zu erwerben[1], einschränken müssen. Anderseits bestätigen die flugschriften der zwischenzeit mit ihrem ernsteren tone das urteil Uhlhorns[2], der in diesen wenig bekannten wanderjahren eine schule der leiden sieht, sie zeigen aber doch, dass es dem reformator auch in den monaten, die er in feindseliger umgebung, unverstanden und amtlos verbringen musste, nicht an schaffensfrohen stunden gefehlt hat. Vielleicht ist mit der zuweisung der zehn flugschriften an Rhegius der umfang seiner anonymen schriftstellerei noch nicht vollständig erkannt, so dass ein abschliessendes urteil noch nicht gefällt werden darf, soviel kann man aber schon jetzt sagen, dass mit dieser zuweisung dem, der da hat, gegeben wird, dass er die fülle habe. In ein reiches leben voll der schönsten erfolge, erfüllt von einer gesegneten prediger- und bekennertätigkeit, von unerschöpflicher humanistischer und theologischer productivität strömt damit eine neue fülle von lebenskraft und sieghafter kampfesfreude, von frischer beredsamkeit und kernigem humor, wie sie nur wenige in jener reichen zeit besassen.

Es ist etwas grosses und wunderbares um jene litteratur der flugschriften, die mit der reformation emporsprosste, getragen von der stimmung der zeit und widerum ihre zeit bestimmend so stark wie selten wider im wechsel der jahrhunderte eine litteratur die öffentliche meinung beeinflusst hat. Kraftvoll und geistesstark stellt sich das heer dieser flugschriften in den dienst der reformation, mit logischer beweisführung und spottender laune nimmt es den widerstrebenden gefangen, kein gefühl des menschenherzens ist ihnen fremd und jedes herz wissen sie darum zu gewinnen. Und zehn der tüchtigsten und originellsten aus der zahl dieser flugschriften lassen sich als eigentum des Urban Rhegius erweisen.

Nicht geringer ist der gewinn, der aus dieser zuweisung den Satiren erwächst. Es ist nicht gleichgiltig, ob ein beliebiger anonymus oder der berühmte reformator von Augsburg es ist, der dem Regensburger convent mit so geringen erwartungen entgegensieht wie das Wegspräch, der seine beschlüsse in ihrer halbheit und mit ihren inneren widersprüchen so vernichtend beurteilt wie die Klag und antwort es

1) Roth, Augsburgs reformationsgeschichte ² 59.
2) Urban Rhegius 45fgg. 350fg.

tut. Der dialog zwischen Kunz und Fritz gewinnt für die geschichte Augsburgs eine höhere bedeutung, wenn der domprediger es ist, der da über die katholischen führer zu gericht sitzt und nicht irgend ein missvergnügtes schreiberlein, die vielen kirchengeschichtlichen mitteilungen des gesprächs Vom löffelmacher gewinnen an glaubwürdigkeit und farbe, wenn ihr verantwortlicher urheber bekannt ist. Endlich ist die pflicht litterarhistorischer gerechtigkeit, jedem das seine zu geben, in diesem punkte erfüllt und zugleich von dieser seite her einer ausgabe der deutschen schriften des Rhegius vorgearbeitet, die immer noch aussteht.

FREIBURG I. B. ALFRED GÖTZE.

BEITRÄGE ZUR ERKLÄRUNG DES ALTENGL. EPOS.

1. Zum Beowulf.

Die mehrfach widerholte durcharbeitung des textes und der umfangreichen Beowulflitteratur, die zum zweck einer neuen ausgabe des gedichtes von mir vorgenommen wurde, hat eine anzahl neuer conjecturen ergeben, die ich mit kurzer begründung hier zusammenstelle. Ich citiere nach Holder² und befolge die von Bülbring im Beiblatt zur Anglia XIV, nr. 1, 2 vorgeschlagene quantitätsbezeichnung.

v. 242 fg. *þ[ætt]e*[1] *on land[e] Dena* *lāðra nǣnig*
mid scip-herge *sceðþan ne-mĕahte.*

So ist offenbar zu lesen, da der accusativ *land* keinen sinn gibt.

v. 252 fgg. *ǣr gē fyr hĕonan,*
leas-sceaweras *on land Dena*
furþur fēran.

Die stelle ist öfters erörtert worden (zuletzt von Sievers, Beiträge 29, 329 fgg.), aber ohne dass eine befriedigende erklärung gegeben wäre. Ich ergänze einfach *swā* vor *leas-sceaweras,* wobei also nur ein vergleich, keine direkte beschimpfung herauskommt. Vgl. Sievers, der a. a. o. s. 331 übersetzt: „wie listige späher".

v. 262. *Wæs mīn fæder* *folcum gecȳþed.*

Trautmann in seiner neuen Beowulfausgabe ergänzt *foldan* nach *fæder;* ich ziehe nach v. 1196: *þāra þe ic on foldan gefrægen hæbbe* vor, *on foldan* einzusetzen. Vgl. auch *on ĕorðan* v. 1822; 2855; 3138, *ofer ĕorðan* v. 248; 802, *gĕond ĕorðan* 266.

v. 305 fg. *ferh-wĕarde heold*
gūþ-mōd grummon; *guman ōnetton.*

1) Eckige klammern bedeuten ergänzungen.

Diese oft besprochene stelle ist wol am einfachsten zu heilen, wenn man zunächst mit Lübke *fær* für *ferh* liest, dann *grum-mon* in *gār-getrum* 'schar' bessert.

v. 328 fg. *gūð-sĕaro gumena;* *gāras stōdon,*
sǣ-manna sĕaro.

Die widerholung von *sĕaro* ist unschön und verdächtig; in v. 328 wird dafür das in v. 2660 belegte *scrūd* zu setzen sein.

v. 386 fg. *Beo ðū on ofeste,* *hāt in gan[gan]*
seon sibbę-gedriht *samod ætgædere.*

In *seon* erblicke ich einen fehler für *sōna,* das auch in v. 1591. 1618. 1794 im ersten halbverse mit allitteriert. Dann ist auch keine ergänzung von *hie* nach *hāt* nötig.

v. 457 fgg. *Fere fyhtum þū,* *wine mīn Beowulf,*
ond for ār-stafum *ūsic sōhtest.*
Geslōh þīn fæder *fǣhðe mǣste.*

Die ersten worte verbessere ich in *for wælslyhtum*, das im Finnfragment v. 28 vorkommt; *geslōh þīn fæder* wird durch einfache umstellung: *þīn fæder geslōh* ein tadelloser vers.

v. 489 fg. *Site nū tō symle* *ond onsǣl mĕoto*
sigehrēð secgum, *swā þīn sefa hwette!*

Die beliebte übersetzung von v. 489b: 'und entseile die gedanken' u. ä. ist schon deshalb unmöglich, weil sie gegen die grundregeln der metrik verstösst! Im zweiten halbvers kann bekanntlich das verbum nur dann vor dem nomen allitterieren, wenn eine schilderung vorliegt. *On sæl* ist offenbar mit Kemble in das häufige *on sǣlum* 'im glück' zu bessern und in *meoto* — oder *eoto,* wenn man das *m* zum vorhergehenden zieht, dürfte der imperativ *wĕota* von *witian, wĕotian* 'bestimmen, festsetzen' stecken. *Sigehrēð* endlich wird aus *-hrēðgum* entstellt sein. Ich übersetze das ganze: 'und im glück (wohlsein) bestimme den siegberühmten männern, wie dich dein sinn treibt'. Hrōðgār fordert also Beowulf gewissermassen auf, jetzt beim geselligen treiben den ton anzugeben!

v. 522 fg. *frĕoðo-burh fǣgęre,* *þǣr hē folc āhte,*
burh ond beagas.

Das zweite *burg,* eine widerholung des unachtsamen schreibers, bessere ich in *bold.*

v. 574. *Hwæþęre me gesǣlde,* *þæt ic mid swĕorde ofslōh.*

Schon mehrfach, von Rieger und Bugge, ist darauf hingewiesen worden, dass *ofslōh* regelwidrig an der allitteration teilnimmt. Es ist wol dafür *ābreat* einzusetzen.

v. 668 b. *ĕoton wĕard abead.*

Die verschiedensten besserungsvorschläge sind zu dieser stelle gemacht worden, aber kein überzeugender. Man lese einfach *wean* statt *wĕard:* vgl. *fela ic weana gebād* Finnfrgm. v. 25. Diese bemerkung ist natürlich als vorwegnahme der folgenden erzählung zu verstehen und *wĕard* dürfte sich als widerholung aus dem vorhergehenden verse leicht als schreibfehler erklären.

v. 681. *Nāt hē þāra gōda, þæt hē mē ongean slea.*

Lies *gūða* statt des sinnlosen *goda* (Thorpe schlägt *þǣre gūðe* vor) und vgl. dieselbe besserung von Grundtvig zu v. 299. Über *witan* c. gen. vgl. Wülfing, Synt. Alfreds II, 81 und den aisl. gebrauch.

v. 693. *Folc opðe freo-burh, þǣr he āfēded wæs.*

Dieses bloss hier vorkommende *freo-burh* wird nichts anders sein, als das v. 522 belegte *frĕoðo-burh.* — Vgl. den nachtrag zu v. 1451.

v. 728 fgg. *Gesĕah hē in recede rinca manige*
swefan sibbę-gedriht samod ætgædęre,
mago-rinca heap.

Für *rinca* v. 728 lies *rincas,* da Grendel ja nicht viele von den männern, sondern viele männer schlafen sieht! Das zweite *rinca* in v. 730 hat schon Möller ansprechend in *þegna* gebessert.

v. 739. *Ne þæt sē āglǣca yldan þōhte.*

Da nach Mourek, Zur negation im agerm. s. 37 *ne* hier ganz ausnahmsweise steht, ist es offenbar für *nō* verschrieben, wie schon Grundtvig annahm, ohne diesen grund zu kennen!

v. 779. *þæt hit ā mid gemete manna ǣnig.*

Die metrische härte der ersten halbzeile, wo die allitteration im typus B allein auf der zweiten hebung ruht, ist leicht zu beseitigen, wenn man schreibt: *þæt hit mid gemete ǣfre.*

v. 844 fgg. *Hū hē wērig-mōd on weg þanon,*
nīða ofercumen, on nicera mere
fǣge ond geflȳmed fĕorh-lāstas bær.

Die *fĕorh-lāstas* sind gewiss in *forþ-lāstas* zu bessern, vgl. ausdrücke wie *forþ-cyme, -faru, -fēring, -fōr, -fromung, -gang, -gewitenes, -lǣdnes, -ryne, -scipe, -sīð, -spell, -weg.* Der ausdruck bedeutet natürlich: 'er ging fort'. Grein schlug *fĕor-lāstas* vor.

v. 850. *Deað-fǣge deog, siððan dreama leas*
in fen-frĕoðo fĕorh ālegde.

Die mannigfaltigen versuche, die ersten drei worte zu erklären (*deop* Sievers, *deag* Cosijn, *deaf* Zupitza, vgl. auch Bugge, Beiträge XII, 90) sind unbefriedigend. Vor v. 850 ist offenbar eine zeile ausgefallen und

deog mag ursprünglich *dreog, dreag* (prät. von *dreogan*) gewesen sein, vgl. stellen wie v. 131 *(þegn-sorge dreah)* und 422 *(nĕaro-þĕarfe dreah)*.

v. 1002 fg. *Nō þæt ȳðe byð*
to befleonne, fremme sē ðe wille!

Mit recht nimmt Rieger Zeitschr. III, 391 an der ersten hälfte von v. 1003 anstoss, da ein object zu *befleonne* fehlt. Dies ist aber leicht als *fyll* 'fall, untergang, tod' vor *tō* zu ergänzen.

v. 1014 fgg. *fǣgere geþǣgon*
medo-ful manig māgas þāra,
swīðhicgende, on sele þām hean,
Hrōðgār ond Hrōþulf.

Das sinnlose *þāra* v. 1015 wird verschrieben sein für *geþwǣre* 'willfährig', vgl. v. 1230: *þegnas syndon geþwǣre.* Trautmann schlägt ein unsicheres *þwǣre* vor.

v. 1119 fg. *Wand tō wolcnum, wæl-fȳra mǣst*
hlynode for hlāwe; hafelan multon.

Was soll *for hlāwe*[1] 'vor dem grabhügel' heissen? Ich vermute in *hlāwe* einen schreibfehler für *hrāwe* 'leiche' und *for* ist dann causal zu fassen: das feuer prasselte von dem leichnam, den es ergriffen hatte.

v. 1151 fg. *Ðā wæs hĕal ḥroden*
feonda feorum, swilce Fin slægen.

Da *feorum* natürlich nicht 'leichen' bedeuten kann (v. 1210 ist statt *fĕorh* mit Sievers *fĕoh* zu lesen), wird es wol für *dreore* 'blut' verschrieben sein, vgl. *dreore fāhne* v. 447, *blōde bestȳmed,* ‖ *hĕall hĕoru-dreore* v. 486, *hē geblōdegod wĕarð* ‖ *sāwul-driore* v. 2693, *wæl-dreore fāg* v. 1631, ferner das adj. *dreor-fāh* v. 485, *brynegĭeld onḥread* ‖ *rommes blōde* Gen. 2931, *dreore druncne deaðwang rudon* Andr. 1003.

v. 1171 fgg. *ond tō Geatum spræc*
mildum wordum! Swā scĕal man dō[a]n.
Beo wið Geatas glæd, gĕofena gemyndig.

Statt des *Geatas* der letzten zeile ist gewiss *gestas* zu setzen; ersteres ist offenbar nur durch das *Geatum* von v. 1171 hervorgerufen. Trautmann nimmt das umgekehrte an, was mich weniger wahrscheinlich dünkt.

v. 1174. *nean ond fĕorran, þū nū hafast.*

Das von Ettmüller ergänzte *frĕoðo* ist metrisch falsch, Riegers *nȳd* metrisch richtig, aber nach v. 2317: *nĕaro-fāges nīð nean ond fĕorran* möchte ich *nīð* einfügen. Darnach ist aber jedenfalls eine zeile ausgelassen, denn mit dem folgenden verse besteht kein zusammenhang.

1) Grundtvigs und Trautmanns *from hlāwe* ist sinnlos.

v. 1177 fgg. *brūc, þenden þū mōte,*
manigra mēdo ond þīnum māgum lǣf
folc ond rīce.

Kemble bessert *medo* in *mēda* — aber kann der könig belohnungen geniessen? Heyne-Socins 'belohne gut' ist vollends unmöglich! *Medo* ist m. e. einfach der rest eines ursprünglichen *medo-dreama,* das v. 2016 im sgl. erscheint und Botsch. des gem. v. 44 in eben der pluralform, die ich hier einsetzen möchte.

v. 1280 f. *þā ðǣr sōna wĕarð*
ed-hwyrft ĕorlum,

Cosijn will *sōna* in *sōra* = *sāra* 'wunden' bessern, näher liegt aber offenbar *sōcna* 'verfolgungen, nachstellungen'. Weiter ab liegt *sorga.*

v. 1285. *þonne hĕoru bunden hamere geþuren.*

Da *hĕoru* (= got. *haírus,* aisl. *hiǫrr*) im altengl. wie im as. nur in zusammensetzungen und dann mit der bedeutung 'kampf, verderben' erscheint, kann es in diesem verse natürlich nicht allein und in der bedeutung 'schwert' gestanden haben. Es wird zu *heŏru-wǣpn* zu ergänzen sein, das in Jud. v. 263 vorkommt.

1378 fg. *ðǣr þū findan mĕaht*
fela-sinnigne secg.

Ob *fela* mit Heyne und Holder-Kluge einfach zu streichen ist? Vielleicht ist es doch das letzte wort einer zwischen 1378 und 79 ausgefallenen langzeile!

v. 1514. *þǣr him nǣnig wæter wihte ne sceþede.*

Die unregelmässigkeit des ersten halbverses ist leicht durch umstellung zu heben: *wæter nǣnig.*

v. 1604 fg. *wīs[c]ton ond ne wēndon, þat hie hĕora winedrihten*
selfne gesāwon.

Für *ond* — die hs. bietet hier das zeichen 7 — ist wol besser *ac* 'aber' zu lesen, da offenbar ein gegensatz der stimmungen ausgedrückt werden soll.

v. 1624 fg. *sǣ-lāce gefĕah*
mægen-byrþenne, þāra þe hē him mid hæfde.

Bugge ändert *þāra* in *þǣre,* aber gerade so gut kann man *lāca* für *lāce* lesen (abhängig von *byrþenne*), wobei weitere besserungen überflüssig werden. Auch 1652 erscheint der plural *þās sǣlāc.*

v. 1728 fg. *Hwīlum hē on lufan lǣteð hworfan*
monnes mōd-geþonc, mǣran cynnes.

An der ersten halbzeile hat schon Sievers, Beiträge X, 289 anstoss genommen, an der zweiten Rieger, da sie gegen das metrische

grundgesetz verstösst, dass immer das regierte verb stärker betont ist — also auch die allitteration trägt — als das regierende. *Lǣteð* gehört gewiss noch zur ersten vershälfte und vor *hworfan* dürfte das *lustum* ausgefallen sein, das Tr. für *lufan* einsetzen will. Der vers würde demnach lauten: *hwīlum hē on lufan lǣteð* [*lustum*] *hworfan.* Dazu paßt auch das folgende vorzüglich.

v. 1755fgg. *fēhð ōþer tō,*
sē þe unmurnlīce *mādmas dǣleþ,*
ēorles ǣrgestreon, *egesan ne gȳmeð.*

In *egesan* vermag ich keinen sinn zu finden und vermute darin ursprüngliches *ĕaforan:* der neue herr denkt an keinen nachkommen und erben, sondern verteilt alles: *après nous le déluge!* Vgl. v. 2451: *ĕaforan ellor-sīð, ōðres ne gȳmeð*, wo auch beide wörter im selben verse erscheinen. Tr. will in *ǣhta* bessern.

v. 1832fg. *þæt hē mec fremman wile*
wordum and worcum, þæt ic þē wēl herige.

Das zweite *þæt* scheint blosse widerholung des ersten zu sein und dürfte wol zur besserung des ausdrucks in *gif* geändert werden; für *herige* hat schon Lübke ansprechend *nerige* vorgeschlagen.

v. 1903fg. *yrfe-lāfe.* *Gewāt him on nacan*
drēfan deop wæter.

Die zweite halbzeile von v. 1903 ermangelt der allitteration. Ich nehme den ausfall von *ĕorpne* 'dunkelbraun, schwärzlich' vor *nacan* an, vgl. *nīw-tyrwydne nacan* v. 295 und Homers *νῆα μέλαιναν* Od. VIII, 34.

v. 1925fg. *Bold wæs betlīc,* *brego rōf cyning,*
hea hĕalle, *Hygd swīðe gĕong.*

Kluge bessert v. 1926: [*on*] *hea*[*n*] *hĕalle,* aber graphisch näher liegt *heah hĕalreced,* wodurch auch eine grössere symmetrie des ausdrucks erzielt wird.

v. 1931fg. *Mōd þrȳðo wæg,*
fremu folces cwēn.

Man erblickt jetzt wol allgemein in *þrȳðo* den namen einer königin, welche die spätere sage *Thrida* nennt. Aber ist *þrȳðo* im altengl. eine mögliche namensform? Auch der plötzliche übergang von *Hygd* auf eine ganz andere frau wäre seltsam und deshalb glaube ich, dass *mōd-þrȳðe,* ac. pl. von *mōd-þrȳð* (= *mōd-þracu*) 'geisteskühnheit' zu lesen ist, vgl. *higeþrȳðe wæg* Gen. 2238 (von Agar gesagt), was genau unserm ausdrucke entspricht. *Fremu* hat schon Bugge ansprechend in *fromu* gebessert. — Vgl. den nachtrag!

v. 1935. *þæt hire an dæges eagum starede.*

Diese viel besprochene stelle ist vielleicht so herzustellen: *þæt* [*hē on*] *hire and*[*wlitan*] *eagum starede*, obwol ich die kühnheit dieser emendation zugebe; *æges* könnte bei auslassung von *wlitan* durch das folgende *eagum* veranlasst sein. Bugge bemerkte längst, dass es mindestens *hie* statt *hire* heissen müsste; *dæges* ist überflüssig, weil man sie ja bei nacht doch nicht zu sehen bekam!

v. 1955 fgg. *ĕalles mon-cynnes mīne gefrǣge*
þone sēlestan bi sǣm tweonum,
ĕormen-cynnes.

Die ungeschickte widerholung von *cynnes* hat schon Möller bemerkt. Das zweite mal dürfte es für ursprüngliches *þeoda* stehn, das Menol. v. 139 und im Heliand so vorkommt.

v. 1980 fg. *Mĕodu-scencum hwĕarf*
gĕond þæt sīde reced Hæreðes dohtor.

Kemble änderte *sīde reced* in *hĕalreced;* könnten nicht aber zwischen *reced* und *Hæreðes* zwei halbverse ausgefallen sein? Sicherer wäre es doch, eine lücke hier anzunehmen.

v. 2035. *dryht-bĕarn Dena duguða bi werede.*

Wenn man mit Grein so statt des überlieferten *biwenede* liest, muss man doch auch *duguða* in den gen. singl. *duguðe* verwandeln, wie Thorpe liest (allerdings mit folgendem *beþenede*).

v. 2041. *þonne cwið æt beore, sē ðe beah gesyhð.*

Von einem ring ist vorher (v. 2036 fg.) und nachher (v. 2047 fgg.) nicht die rede und daher ist gewiss *beah* in *bĕarn* = *bĕorn* (wie in v. 2035) zu bessern. Es ist der *byre*, wie er v. 2053 genannt wird, den der alte krieger erblickt.

v. 2048. *þone þīn fæder tō gefĕohte bær.*

Nach *fæder* könnte etwa *ofta* ausgelassen sein.

v. 2226 fg. *secg synbysig. Sōna mwatide*
þæt þǣr ðām gyste gryrebrōga stōd.

Das sinnlose *mwatide* ist erst von zweiter hand durch auffrischung eines verblichenen wortes hergestellt worden. Ich vermute, dass ursprünglich *hē wagode* 'er bewegte sich' (nämlich der drache) dagestanden hat, was die schriftzüge m. e. auch gestatten.

v. 2239 fg. *wĕarð winegeōmor, wēnde þæs yldan.*

Im zweiten halbverse steckt ein metrischer fehler, da das regierende, also schwächer betonte, verbum hier die allitteration trägt. Durch umstellung und zwei kleine veränderungen lässt sich der vers bessern: *wēnde winegeōmor* | *wĕard þæt yldan.* Auch v. 739 ist *yldan* mit dem acc. *þæt* verbunden; der *wĕard* ist der frühere besitzer des schatzes.

v. 2251 fg. *leoda mīnra, þāra ðe þis [līf] ofgĕaf,*
gesāwon seledream. Nāh, hwā swĕord wege.

Für *sele* hat schon Rieger *swegl* vorgeschlagen; aus metrischen gründen möchte ich ferner *dreamas* lesen. *Gesāwon* passt nicht zum vorhergehenden und ist gewiss irrtümlich für *gesēgon* aus *gesĕcon* (inf.) gesetzt. Am ende der seite, nach *dream*, sind zwei buchstaben unleserlich: gewiss *ic*. [Correcturnote. Besser: *sīþa seledream.*]

v. 2283 fg. *Ðā wæs hord rāsod,*
onboren beaga hord, bēne getīðad.

Statt des ersten *hord* ist wol *hlǣw* zu schreiben.

v. 2337 fgg. *Heht him þā gewyrcean wīgendra hleo*
ĕallīrenne ĕorla dryhten,
wīgbord wrǣtlīc.

Wenn wir mit Bugge *scyld* nach *īrenne* ergänzen, so ist das vor letzterem stehende *ĕall* natürlich zu streichen!

v. 2395. *hē gewræc syððan*
cĕaldum cĕarsīðum, cyning ĕaldre bineat.

Vor *gewræc* fehlt offenbar *þæt*, vgl. v. 2005 b: *ic þæt ĕall gewræc.*

v. 2430 fg. *heold mec ond hæfde; Hrēðel cyning*
gĕaf mē sinc ond symbel, sibbe gemunde.

Um dem mangelhaften 2. halbverse 2430 aufzuhelfen, braucht man nur *gĕaf mē* aus der folgenden zeile d a v o r zu stellen: *gĕaf mē Hrēðel cyning.*

v. 2441 fg. *þæt wæs fĕohleas gefĕoht, fyrenum gesyngad,*
hreðre hygemēðe; scĕolde hwæðre swā þeah.

Für *hreðre* hat schon Grein *Hrēðle* vorgeschlagen, aber dann müssen wir auch *mēðo* statt *mēðe* schreiben. Das substantiv ist zwar im altengl. nicht belegt, aber nach ahd. *muodī* wol zu erschliessen. Tr. schlägt *-mēððo* vor.

v. 2456 fg. *wīnsele wēstne, windge reste*
reote berofene; rīdend swefað.

Das sinnlose *reote* bessere ich in *reowe* 'decke'; er sieht das unbereitete lager.

v. 2464 fgg. *wĕallinde wǣg; wihte ne mĕahte*
on ðām fĕorhbonan fæghðe gebētan:
nō ðȳ ǣr hē þone hĕaðorinc hatian ne mĕahte
lāðum dǣdum, þeah him leof ne wæs.

Das zweimalige *mĕahte* am schluss der verse 64 und 66 wirkt sehr unpoetisch; man darf wol statt des ersteren ein ursprüngliches *þōhte* vermuten. — Vor *lāðum* aber ist offenbar *for* zu ergänzen.

v. 2486. *þǣr Ongenþeow Ĕofores niosað.*

Da sonst überall das praeteritum steht, setze ich *niosde.* Greins *niosade* ist metrisch falsch!

v. 2489. *fǣhðo genōge,* *fĕorhsweng ne ofteah.*

Da *ofteon* sonst mit dem gen. verbunden wird (vgl. besonders v. 1520: *hond swenge ne ofteah*) ist auch hier *swenge* zu setzen. Natürlich gehört *ofteah* nicht zu as. *tiohan* 'ziehen', sondern ist gleich as. *aftīhan*, lat. *abdīcere*; bei Heyne-Socin steht es aber immer noch unter *téon* 'ziehen'!! (vgl. jetzt auch Sievers, Beitr. 29, 307).

v. 2556 fgg. *From ǣrest cwōm*
oruð āglǣcean *ūt of stāne,*
hāt hildeswāt; *hrūse dynede.*

Da der drache weder blutet noch schwitzt, ist *swāt* wol in *steam* 'dampf' zu bessern.

v. 2573. *Ðǣr hē þȳ fyrste* *forman dōgorę*
wĕaldan mōste, *swā him wyrd ne gescrāf,*
hrēð æt hilde.

Vor *mōste* schiebe ich mit Tr. *ne* ein und lasse *hrēð* als alten endungslosen dat. instr. eines neutralen *s*-stammes davon abhängen. *Swā — gescrāf* ist eine eingeschobene zwischenbemerkung, worin *ne* auch entbehrt werden könnte.

v. 2645 fg. *forðan hē manna mǣst* *mǣrða gefremede,*
dǣda dollīcra.

Sollte *dollīcra* nicht für *deorlīcra* verschrieben sein? Tr. schlägt *dōmlīcra* vor.

v. 2659 fg. *gesīgan æt sæcce:* *ūrum scĕal swĕord ond helm,*
byrne ond byrduscrūd *bām gemǣne.*

Schon Thorpe bessert *byrdu* in *bĕadu*, aber auch *byrne* kann nicht richtig sein, da es ja dasselbe ist wie *bĕaduscrūd*! Zur rüstung des helden gehört doch noch der schild, und so wird *bord* für *byrne* zu setzen sein.

v. 2661 fg. *Wōd þā þurh þone wælrēc,* *wig hĕafolan bær*
frean on fultum, *fea worda cwæð.*

Man fasst *wig hĕafolan* gewöhnlich als compositum: *wīg-hĕafolan* 'kampfhaupt', das 'helm' bedeuten soll! Aber Beowulf hat doch keinen helm nötig! Ich lese: *wig*[*a*] *hĕafolan bær*[1] 'der krieger (= *Wīhstān*) brachte dem herrn seinen kopf (d. h. sein leben, sich selbst) zur hülfe'.

v. 2724 fg. *Biowulf maþelode,* *hē ofer benne spræc,*
wunde wælbleate, *wisse hē gĕarwe.*

Man lese: *wundum wælbleat* 'von wunden erschöpft', vgl. *wundum āwyrded* 1113, *stille* 2830, *wērge* 2937, *hĕard* 2687, *fĕorh-bennum seoc* 2740. Der schreibfehler ist wol durch anschluss an *benne* entstanden.

[1) So las bereits, wie ich nachträglich sehe, Grundtvig und übersetzte: '*kæmpen vovede sin hals*'.]

v. 2764 fgg. *Sinc eaðe mæg,*
gold on grund[e], gumcynnes gehwone
oferhī[d]gian: hȳde, sē ðe wylle!

Hȳde 'verberge' gibt kaum sinn und so vermute ich darin umgekehrte schreibung des kentischen copisten für *hēde* 'hüte sich'. Vgl. *hēde, sē ðe scīre hēalde, ðæt hē wite ā* usw. L. R. S. 4 (Bosworth-Toller).

v. 2783. *Ār wæs on ofoste, eftsīðes gēorn,*
frætwum gefyrðred: hyne fyrwet bræc.

Sollte *gefyrðred* 'gefördert' nicht für *gefēðred* 'beladen' (zu *fōðor*) verschrieben sein? Allerdings ist das verbum erst im me. belegt.

v. 2930 fg. *ābreot brimwīsan, brȳd āhēorde,*
gomela io-meowlan, golde berofene.

Das unverständliche *āhēorde* ist einfach in *āfēorde* 'entfernte' zu bessern, vgl. v. 2955 fg.

v. 3055 fg. *sigora sōðcyning, sēalde þām ðe hē wolde,*
hē is manna gehyld, hord openian.

Die bisherigen besserungsversuche sind nicht überzeugend. Ich schlage vor, v. 3056 a zu lesen: *heah-māþma gehyld.* Zwar ist dies compositum nicht überliefert, aber wol nach *heah-gestreon* als möglich zu erschliessen.

v. 3069 fg. *Swā hit oð dōmes dæg diope benemdon,*
þeodnas mǣre, þā ðæt þǣr dydon.

Sollte für *diope* nicht *diore* 'kühne' (adj.) zu lesen sein?

v. 3071 fg. *þæt sē secg w ̄re synnum scildig,*
hergum gehēaðerod, hellbendum fæst.

Man lese *hefgum,* dat.-instr. von **hefgu* 'schwierigkeit' = ahd. *hebīgī* oder adverbialer dat.-instr. des adj. *hefig*, statt *hergum.*

v. 3073 fg. *wommum gewītnad, sē ðone wong strude,*
næs hē gold hwæte, gēarwor hæfde.

Die erste hälfte von v. 3074 möchte ich bessern: *neosde gold-æhte,* was eine variation des vorhergehenden *sē ðone wong strude* (*strade* hs.) sein würde.

v. 3118 fg. *scōc ofer scild-wēall, sceft nytte heold,*
fæder-gēarwum fūs flāne fulleode.

Schon Kemble hat *fæder* in *feðer* gebessert, aber *flāne* gibt keinen sinn. Offenbar ist es aus *flihte* = *flyhte* 'flug' entstellt (Tr. schlägt *flyge* vor), denn *flyhte fulleode* bedeutet einfach: 'er vollzog flug' = 'er flog', vgl. *gāres fliht* 1765.

v. 3126. *Næs ðā on hlytme, hwā þæt hord strude.*

Für *onhlytme* ist wol *unhlytme* = *unhlitme* v. 1129 zu lesen.

v. 3131. *dracan ēc scufun,*
wyrm ofer wēallclif, lēton wēg niman.

Das *ēc* scheint mir hier sinnlos, da sie ja sonst nichts wegschieben; ich halte es für entstellt aus *līc* 'leiche'. Natürlich muss es dann auch *wyrmes* heissen.

v. 3180 fg. *cwǣdon, þæt hē wǣre wyruldcyning[a]*
manna mildust ond monðwǣrust.

Das zweimalige vorkommen von *man* in derselben zeile ist verdächtig, weshalb ich statt *manna* nach v. 1229 *mōdes* zu lesen vorschlage.

2. Zum Finnsburgfragment.

v. 1 fg. ...... *[hor]nas byrnað nǣfre.*
Hleoþrode ðā hēaþogeong cyning.

Dass die zweite halbzeile von v. 1 metrisch falsch ist, behauptet Trautmann, Bonner beitr. VII, 37 mit unrecht, da die cäsur offenbar vor *byrnað* anzusetzen ist und vor *[hor]nas* ein mit *b* allitterierendes wort gestanden haben wird. Die in der zweiten zeile von ihm vorgenommene umstellung: *ðā hleoþrode* ist ohne zweifel richtig und entspricht genau Andr. v. 1360 a. Ein *Hnæf* davor ist aber überflüssig!

v. 13. *gold-hladen ðegn, gyrde hine his swurde.*

Der erste halbvers enthält einen metrischen fehler, da nach Sievers, Beiträge 29, 565 fg., das zweite wort des verses nach dreisilbigem compositum mit kurzer wurzelsilbe des zweiten gliedes (⏗ | ⏑×) im ersten halbverse meistens ein zweisilbiges mit langer stammsilbe, seltener ein dreisilbiges mit kurzer stammsilbe ist. Die einfachste besserung ist die einsetzung des *Be monna cræfte* v. 83 überlieferten *gumþegn* für *ðegn*.

v. 19 fg. *ðæt hē swā freolīc fēorh formon sīþe*
tō ðǣre hēalle durum hyrsta ne bǣre.

Die hs. hat *bæran*, ich bessere zu *bǣre* mit Kemble. Merkwürdigerweise hat aber noch niemand gesehen, dass in *fēorh* v. 19 a derselbe fehler steckt, wie in Beow. v. 1210, wo Sievers evident *fēoh* dafür vorschlägt! Wenn wir dies hier einsetzen, wird der zusammenhang klar, denn *hyrsta* v. 20 b ist natürlich nur die poetische variation davon. In der folgenden zeile: *nū hyt nīþa hēard ānyman wolde* braucht dann auch *hyt* nicht mit Thorpe in *hie* geändert zu werden, da es sich eben auf *fēoh* bezieht.

v. 29 fg. *scēolde celæs bord cēnum on handa,*
bānhelm berstan.

Das unverständliche *celæs* hat Grein nach Byrhtn. 283 in das ebenfalls unerklärte *cellod* geändert — aber liegt nicht *cēorlæs* 'des mannes' viel näher? Über den collektiven singular vgl. Sievers, Beitr. 29, 569 fgg.

v. 34 fg. *hwĕarflīcra hrǣw* *hræfen wandrode,*
swĕart and sĕalobrūn.

Die besserung der ersten beiden worte aus Hickes' *hwearflacra hrær* mit Grundtvig annehmend, möchte ich *wandrode* in *wĕardode* 'bewachte' bessern, wozu *hrǣw* das object ist.

v. 41. *Hig fuhton fīf dagas,* *swā hyra nān ne fĕol.*

Man hat allerlei ergänzt, um die fehlende allitteration herzustellen. Aber vielleicht hat ursprünglich *niht fīfe* dagestanden (vgl. *sĕofon niht* B. v. 517 a), und *dagas* ist erst später bei auslassung von *niht* von einem schreiber eingesetzt worden?

Nachtrag zum Beowulf.

v. 788. *helle hæfton.* *Heold hine fæste.*

Diese bezeichnung Grendels als *helle hæfton* (sc. *gehȳrdon wānīgean*) ist verdächtig, da ein subst. *hæfta* sonst m. w. nicht belegt ist, sondern nur das st. m. *hæft* (= aisl. *haptr*). Es liegt nahe, nach Andr. v. 1342, wo der teufel *helle hæftling* genannt wird, *hæftling* für *hæfton* einzusetzen.

v. 941. *ðe wē ĕalle* *ǣr ne-mĕahton.*

Die metrik scheint mir *ðā-ðe* zu verlangen; das relativum bezieht sich auf vorhergehendes *dǣd*.

v. 1333 fg. *Heo þā fǣhðe wræc,*
þe þū gystran niht *Grendel cwĕaldest.*

Lies *þætte* für *þe*.

v. 1382. *wundini golde,* *gyf þū on weg cymest.*

Für *wundini* ist gewiss die instrumentalform *wundne* zu schreiben.

v. 1393. *ne on foldan fæþm,* *no on fyrgenholt,*
ne on gyfenes grund, *gā þǣr he[o] wille!*

no in v. 1393 b ist wol widerholung des *no* von v. 1392 b und offenbar für *ne* verschrieben.

v. 1408. *Ofereode þā* *æþelinga bĕarn.*

Da *bĕarn* hier nicht bloss *Hrōðgār* (oder *Beowulf?*), sondern die ganze schar der helden ist — vgl. v. 1412: *hē feara sum beforan gengde, wīsra monna* — dürfte *eodon* das richtigere sein.

v. 1451. *befongen frea-wrāsnum*

wird der helm genannt. Gewiss sind hier 'schutzketten' gemeint, also ist *frĕoðo* für *frea* zu lesen, vgl. oben zu v. 693.

v. 1506 fg. *Bær þā seo brim-wyl[f],* *þā heo tō botme cōm,*
hringa þengel *tō hofe sīnum.*

Für *heo* 'sie' ist wol *hē* 'er' zu schreiben, da ja Beowulf, als er den grund erreicht, in den hof geschleppt wird!

v. 1840. *Hrōðgār maþelode* *him on ondsware.*

Dass dieser vers der allitteration ermangelt, scheint noch niemand bemerkt zu haben; im zweiten halbverse kann doch nur *ond*, nicht etwa *him*, die erste hebung tragen! Offenbar sind zwei halbverse ausgefallen und man könnte wol ergänzen:

Hrōðgār maþelode, [*helm Scyldinga,*
ěorl æþelum gōd] *him on ondsware,*

vgl. v. 456 u. 1870. Aber es kann ja auch etwas anderes dagestanden haben.

v. 1860 fg. *manig ōþerne*
gōdum gegrēttan *ofer ganotes bæð!*

Gegrēttan wird gewöhnlich in den opt. pl. *gegrētan* gebessert; eben so gut kann es natürlich aus dem sgl. *gegrēte* entstellt sein.

v. 1931 fg. *Mōd-þrȳðo wæg*
fremu folces cwēn, *firen ondrysne.*

Oben habe ich bereits *-þrȳðo* in *-þrȳðe* gebessert und Bugges *fromu* angenommen. Aber auch der ac. sgl. f. *firen* für *firene* (resp. *firne*) kann nicht richtig sein und wird wol in das einsilbige neutr. *fācẹn* gebessert werden müssen. Formen wie *wēn ic* gehen natürlich auf **wǣn(u) ic* mit lautgesetzlicher synkope zurück und können hier nicht angezogen werden, *firẹne* aber ergäbe einen metrischen fehler!

v. 1982 fg. *līð-wǣge bær*
hæ num tō handa.

Man schreibt jetzt gewöhnlich mit Bugge *Hǣnum,* worin er die anord. *Hei(ð)nir* sieht, vgl. Beiträge XII, 9 fgg. Aber wie können die *Geatas,* die aisl. *Gautar,* schwed. *Västgötar,* zugleich norwegische *Heiðnir,* bewohner der *Heiðmǫrk* sein? Hinter *hæ* ist in der hs. ein ð ausradiert; ich vermute, dass der schreiber ein ursprüngliches *hæðnum* in *hæleðum* bessern wollte, aber seinen plan nur halb ausgeführt hat.

v. 2152. *Hēt ðā in beran* *ěafor heafod segn.*

Die zweite vershälfte ist oft besprochen worden, aber jedesfalls ist das angenommene *ěofor-heafod-segn* 'eberhauptzeichen' ein unding. In *ěafor* könnte ein ursprüngliches *ěodor* 'schutz' stecken und *heafod* aus dem *heafod-māga* des vorhergehenden verses stammen. Sollte nicht *hæleða* in der vorlage gestanden haben? Also: *ěodor hæleða segn* (typus E).

v. 2280 fgg. *oð-ðæt hyne ān āběalch*
mon on mōde: *man-dryhtne bær*
fǣted wǣge etc.

Die widerholung von *man* in derselben zeile ist unschön und verdächtig, weshalb ich in dem ersten eine entstellung aus *maga* vermute.

KIEL. F. HOLTHAUSEN.

LITTERATUR.

Henrik Bertelsen. Om Didrik af Berns sagas oprindelige skikkelse, omarbeidelse og håndskrifter. København 1902. (Kopenhagener doctordissertation.) VIII, 195 s. 4 kr.

Bertelsen hat sich die aufgabe gestellt, durch eine analyse der Þ S zu einer vorstellung von ihrer composition zu gelangen, sodann auf grund des gewonnenen bildes des sagaschreibers die interpolationen auszuscheiden; darauf versucht er nachzuweisen, dass das verhältnis der hss. den auf diesem wege von ihm gewonnenen resultaten nicht widerspricht, und für die entstehung der pergamenths. sowie für das handschriftenverhältnis überhaupt eine neue theorie aufzustellen. Diese methode, die im allgemeinen als die weniger sichere gelten muss, da sie den verfasser nötigte, über die absichten des sagaschreibers ein urteil auszusprechen, bevor er sich von dem ursprünglichen inhalt der saga eine vorstellung gebildet hatte, ist doch sehr berechtigt. Denn einmal lässt sich die ausscheidung der interpolationen auf mechanischem wege nur für einen teil des werkes durchführen, und ferner hat es ein interesse zu sehen, inwiefern die resultate von verschiedenen forschern auf vollständig entgegengesetzten wegen geführter untersuchungen einander bestätigen.

Der verf. hat auf seine arbeit grosse sorgfalt verwendet. Zwar regt die schrift zu vielem widerspruch an, aber sie ist wol geordnet, sie zeugt für das kritische talent des verfassers und sie führt zu erneuter prüfung eigener ansichten. An mehreren stellen bietet sie eine genügende erklärung bisher nicht vollständig verstandener einzelheiten.

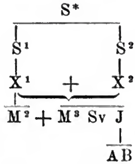
B.s ansichten stimmen in den wichtigsten punkten mit den früher von mir (Arkiv 7, 205 fgg., Ztschr. 25, 433 fgg.) ausgesprochenen überein. Auch er glaubt, dass in der erhaltenen pergamenths. zwei redactionen der saga miteinander verbunden sind, die nach den hauptredactoren der beiden partien als M^2 und M^3 unterschieden werden. Auch er sieht in M^2 die relativ ursprüngliche redaction, in M^3 eine ausführliche umarbeitung. Die von ihm anerkannten interpolationen decken sich mit den von mir als solche bezeichneten nicht vollständig, indem er einige dieser abschnitte für — allerdings stark überarbeitete — teile der ursprünglichen saga ansieht; in den fällen, wo der nämliche abschnitt in doppelter redaction vorliegt, nimmt auch er an, dass die in M^2 erhaltene den vorzug verdient. Die wichtigste abweichung, von der die übrigen abhängig sind, besteht darin, dass nach B.s auffassung der text von M^2 nicht eine nahezu unveränderte fortsetzung des ursprünglichen textes ist, sondern dass er glaubt, dass derselbe, obgleich dem urtexte viel näher stehend als M^3, doch eine gekürzte ausgabe repräsentiere, welche mehrere abschnitte ausgeschieden habe. Das musste zu einer neuen auffassung des verhältnisses der hss. führen. Denn wenn M^2 und M^3 auf zwei unabhängige umarbeitungen der saga zurückgehen, wie ist es dann möglich, dass die übrigen hss., sowol AB wie die schwedische übersetzung S, in ihrer ersten hälfte mit M^2 in der fortsetzung aber mit M^3 übereinstimmen? Für den, der M^2 für einen guten repräsentanten der urspr. saga hält, ist diese schwierigkeit nicht vorhanden; er braucht bloss anzunehmen, dass der mit M^2 correspondierende teil der zweiten redaction, soweit die übereinstimmung reicht, von der umarbeitung nicht betroffen wurde. Für B. aber stellen sich auch AB und S als producte derselben contamination, die in M vorliegt, dar. Dieses sonderbare verhältnis erheischt eine erklärung. B. denkt einen augenblick daran, S und AB aus M abzuleiten; doch sieht er die unmöglichkeit einer solchen auffassung ein und versucht es dann nachzuweisen, dass M zusammen mit S und AB auf eine hs. zurückgeht, die vollständig denselben inhalt wie M hatte.

Bevor ich diese hypothese prüfe, wird es mir erlaubt sein, auf die einwände einzugehen, die B. s. 170—71 wider meine auffassung erhebt. Durch diese wird nach ihm nicht erklärt: 1. weshalb alle interpolationen in dem späteren teil der hss. vorkommen; 2. weshalb alle hss. doppelte redactionen enthalten; 3. weshalb mehrere abschnitte in den hss. an einer stelle stehen, wo sie nicht hin gehören. Ich glaube, dass B., so genau er sonst verfährt, doch eine stelle übersehen hat, welche zeigt, dass ich diese schwierigkeiten in einer ähnlichen weise wie er zu lösen versucht habe. Zeitschr. 25, 473 bemerke ich über den ersten umarbeiter: „Als die ansprechendste (erklärung der tatsache, dass er verschiedene teile der saga, die er doch in derselben weise beurteilte, auf so verschiedene art behandelte) erscheint diese, dass er sich in einer ähnlichen lage befand wie der schreiber nr. 3 von membr, dass nämlich ein teil der handschrift, die er bearbeitete, und zwar mindestens bis c. 144, höchstens bis c. 171, schon von ihm oder einem andern geschrieben war, ehe er sich vornahm die saga umzuarbeiten. Was vor c. 144 schon erzählt war, musste somit, wenn es dem umarbeiter unrichtig erschien, widerholt werden, was nach c. 171 (wo die erste interpolation von seiner hand anfängt) folgt, wurde in solchem fall nur umgearbeitet.“ Ich glaube auch jetzt, dass diese hypothese für die erklärung des eigentümlichen verhaltens von SAB vollständig denselben dienst erweist wie die von B. aufgestellte [1]. Diese lässt die gemeinschaftliche stammhs. für SAB dadurch entstanden sein, dass zuerst eine hs. der red. I bis c. 196 mechanisch copiert wurde; sodann sei der schluss der saga nach einer hs. der red. II hinzugefügt worden. Die doppelten redactionen, die in jüngeren hss. die versetzung einzelner abschnitte zur folge hatten, und die interpolationen in der fortsetzung erklärt der verf. also wie ich daraus, dass die anfangspartie der hs., die dem texte von SAB zu grunde liegt, schon geschrieben war, bevor ein fortsetzer sich entschloss die saga anders mitzuteilen. Nur besteht darin ein unterschied, dass während nach meiner ansicht jener fortsetzer der umarbeiter war, B. ihn für einen abschreiber hält, der eine jetzt verschollene auch in der anfangspartie umgearbeitete vorlage mechanisch copierte. Wie durch diese annahme versetzungen, interpolationen und doppelte redactionen besser erklärt werden als durch jene, verstehe ich nicht. Die frage bleibt demnach

1) B. wundert sich darüber, dass eine zweimalige umarbeitung, wie sie von mir angenommen wird, gerade den in M^2 enthaltenen teil der saga, nichts mehr und nichts weniger, verschont haben würde. Das ist nicht vollständig richtig. M^2 enthält, abgesehen von dem von M^3 eingeschalteten abschnitte, c. 21 — (incl.) 196. An welchem punkte der erste umarbeiter einsetzte, lässt sich nicht genau bestimmen; wenn aber die oben citierte stelle das richtige trifft, so fieng er an einer stelle zwischen c. 144 und 171 an, also vor dem schlusse des in M^2 enthaltenen teiles der saga; er hat auch keineswegs diesen teil geschont; ist ja doch der grösste teil von dem was zwischen c. 171 und 196 steht, eine von ihm herrührende interpolation. — Die von mir angenommene zweite umarbeitung aber erstreckt sich über die ganze saga; schon mit c. 152 hebt eine grössere interpolation dieses umarbeiters an, und in c. 1—20 findet sich mehr als éine spur seiner tätigkeit. Man kann aber nicht einmal sagen, dass c. 21—144 ganz von der umarbeitung verschont wurden, denn c. 21—56 sind ja umgearbeitet — und an eine andere stelle versetzt — worden, sogar c. 57—59 sind wenigstens in AB umgearbeitet. Also besteht das wunderbare nur darin, dass die doppelte umarbeitung einen abschnitt von 72 capiteln (80—151) verschont hat. Dass der zweite umarbeiter seine dem stoffe der ÞS durchaus fremden zusätze lieber später als in Þiðreks jugendgeschichte einschaltete, beruht wol auf der geschlossenheit der composition dieses teiles der saga, die um so deutlicher hervortreten musste, nachdem der zusammenhang der fortsetzung durch die erste umarbeitung gelockert worden war.

nur diese, welche hypothese die grössere innere wahrscheinlichkeit für sich hat und sich mit den übrigen tatsachen am besten verträgt.

B. glaubt nun, dass jene von ihm angenommene mischhandschrift, die er X nennt — ihre hauptteile unterscheidet er als X^1 und X^2 — auch die quelle von M ist, und er stellt den folgenden stammbaum auf:



Dieser stammbaum wird auf folgende weise erklärt: X^1 reicht bis c. 196, 10 (wo M^2 aufhört). Davon wurde eine abschrift angefertigt (= M^2). Dann wurde die fortsetzung von X^1, also X^2 nach einer abweichenden vorlage (S^2, d. i. eine umarbeitung der ganzen saga) geschrieben. Aus X (d. i. $X^1 + X^2$) wurden darauf die quellenhss. von Sv und J (= AB) abgeschrieben und gleichfalls M^3.

Eine bestechende einfachheit kann man dieser hypothese nicht nachrühmen. Etwas anderes wäre es, wenn M als ganzes sich auf eine fertige hs. $X^1 + X^2$ zurückführen liesse. Das ist aber nicht möglich wegen des zustandes der überlieferung in dem abschnitt c. 152—196. — C. 152—169. 172—188 wurden von M^3 in M^2 eingeschaltet. Wenn M^2 und M^3 auf dieselbe vorlage zurückgehen, so fragt es sich, ob die betreffenden capitel in jener vorlage standen oder nicht. Falls sie dort nicht vorhanden waren, wo hat sie dann M^3 her geholt? Falls sie dort standen, weshalb lies M^2 sie aus? Um auf diese fragen die antwort nicht schuldig zu bleiben, schliesst B., dass sie nicht dort standen, als M^2 geschrieben wurde, aber in die vorlage aufgenommen waren, als M^3 entstand. So sieht er sich zu der verzweifelten annahme genötigt, dass der verfasser von X^2, nachdem M^2 aus X^1 abgeschrieben worden war, in X^1, auf dieselbe weise wie M^3 in M^2, c. 151—169. 172—188 eingeschaltet habe; und da c. 170—171 wol nicht auf einem besonderen blatte gestanden haben, muss auch X^2 wie M^3 die beiden capitel da wo sie standen durchgestrichen und nach c. 169 widerholt haben. Also wird die geschichte von M zu einer vollständigen widerholung der geschichte von X; nicht nur war der inhalt derselbe, sondern die arbeit war in vollständig ähnlicher weise auf zwei redactoren verteilt, und in beiden hss. wurden in der arbeit des ersten redactors durch den zweiten genau an derselben stelle dieselben änderungen vorgenommen. Ich glaube kaum, dass diese hypothese viel anhang finden wird[1].

Diese complicierte hypothese soll also erklären, dass, obgleich B. zugibt, dass M^3 M^2 nach einer zu einer anderen redaction gehörenden vorlage geändert hat, dennoch die vorlagen von M^2 und M^3 zusammen éine handschrift bildeten. Eine

*) Mit S bezeichnet B. das original, während er die schwedische übersetzung Sv nennt. Ich benutze die von mir auch früher angewendete bezeichnung, nach der die übersetzung S heisst.

1) B. glaubt (s. 181) für seine meinung eine stütze zu finden in einer nachricht über eine hs. der ÞS, welche nach Gödels annahme zugleich mit M dem bischof Arne in Bergen (1302—14) gehört haben und später nach Vadstena gebracht worden sein soll. Wir wissen aber über die beschaffenheit jener hs. nicht das geringste.

solche hs. könnte dann auch die grundlage des in AB und S erhaltenen textes sein. Von dieser auffassung aus liesse sich dann ferner die ansicht verfechten, dass auch in S und AB eine gekürzte und eine interpolierte recension miteinander contaminiert seien. Die übereinstimmung zwischen dem inhalt von SAB und M^2 würde dann nicht länger beweisen, dass M^2 die ursprüngliche recension darstellt.

Wenn das richtig ist, so ist ein näheres verhältnis entweder zwischen M und S oder zwischen M und AB ausgeschlossen. Denn da die hypothese die möglichkeit eines zwischengliedes zwischen X und M ausschliesst, ist die einzig mögliche gemeinsame quelle von M und S resp. AB die mischhandschrift, welche allen erhaltenen hss. zu grunde liegt. Auch ist die möglichkeit ausgeschlossen, dass M^2 sich den übrigen hss. gegenüber anders verhalte als M^3. B. versucht nun weiter zu beweisen, dass in der tat für eine gruppierung der hss., die seiner abstammungshypothese widerspricht, kein grund vorhanden ist. Er hat mit grossem geschick alles angeführt, was für seine auffassung zu reden scheint. Zu beachten ist seine warnung vor einem allzu grossen vertrauen auf die beweiskraft gemeinsamer fehler. Er führt z. b. s. 6fg. mehrere übereinstimmungen zwischen S und B (resp. A) an, wo A (resp. B) zu M steht; die stellen zeigen, dass bei einem werke von dem umfange der Þ S der zufall stets eine bedeutende rolle spielt. Man kann nur dankbar sein für die sehr brauchbare illustration einer allbekannten, aber leider nur zu oft vergessenen wahrheit. Indessen hat doch seine beweisführung mich nicht davon überzeugt, dass man berechtigt, viel weniger, dass man genötigt ist, auf eine nähere gruppierung einzelner hss. zu verzichten[1].

Auf die beweiskraft einzelner stellen gehe ich diesmal nicht ein, um nicht der versuchung zu erliegen, den wert einer stelle zu hoch anzuschlagen; es ist auch weniger notwendig, da ich die für mich beweisenden stellen schon einmal ausführlich besprochen habe. Aber ich glaube, dass auch den zahlenverhältnissen ein zeugnis abzugewinnen ist. Zwar liegt keine vollständige statistik der fehler vor, aber aus dem, was bekannt ist, lassen sich einige schlüsse ziehen. Zunächst betrachte ich das verhältnis von M^2 zu AB und S. Der stammbaum ist nach B. $\begin{array}{c} X^1 \\ \overline{|\quad|\quad|} \\ M^2\ AB\ S \end{array}$. Wenn das richtig ist, so wird man erwarten, dass die zahl der übereinstimmungen zwischen je zwei untergruppen zu der zahl der stellen, die den gedanken an einen gemeinsamen fehler aufkommen lassen, in einem bestimmten verhältnis stehen wird. Nun ist es bekannt, dass S im ganzen viel näher zu M^2 als zu AB stimmt. Man wird also mit recht erwarten, dass die zahl der verdächtigen stellen in $M^2 + S$ grösser sein wird als die entsprechende zahl für $S + AB$. Auch für $M^2 + AB$ wird man aus ähnlichen gründen — da S ja durchgehend kürzt und dadurch selbständig abweicht —

1) Ich muss hier bemerken, dass die möglichkeit der gruppierung $M^2 > M^3SAB$ nicht abhängig ist von der grösseren oder geringeren sicherheit, mit der sich die von mir gemachten untergruppierungen $M^2 > SAB$ und $M^3S > AB$ als richtig erweisen lassen; ihre bedeutung in meiner untersuchung Arkiv 7, 217 war diese, dass dadurch bestätigt wurde, was B. ja als richtig anerkennt, dass M^2 und M^3 verschiedenen redactionen angehören. Das zugegeben, ist es für das verhältnis von M^2 zu den übrigen hss. einerlei, ob diese gruppe sich teilen lässt in $SAB > M^3$ oder $SM^3 > AB$ oder in drei unabhängige gruppen S AB M^3. Aber für B.s hypothese ist das eine lebensfrage. Denn wenn es sich erweisen lässt, das M^3 einer der beiden anderen untergruppen (S oder AB) näher steht als der anderen, oder dass M^2 sich S resp. AB gegenüber anders als M^3 verhält, so ist davon die unmittelbare folge, dass M als ganzes nicht mit S und AB auf eine und dieselbe vorlage zurückgeführt werden kann.

eine grössere zahl erwarten als für S + AB. Es fragt sich nun, ob die zahlen diese erwartung bestätigen.

Für eine gruppierung $M^2 + AB > S$ ist die zahl 1[1]. Sie beruht auf B.s nach seiner eigenen aussage[2] erschöpfender angabe.

Für eine gruppierung $M^2 + S > AB$ schwankt die zahl zwischen 1 und 4. Die stellen wurden von mir Arkiv 7, 219 fgg. angeführt. Von diesen kommt meiner ansicht nach nur éine (c. 80, 10) in betracht[3]; dass an den drei übrigen M^2S das allein richtige haben, daran zweifelt auch B. nicht; da aber früher von anderen zweifel über die stellen ausgesprochen ist, lasse ich die zahl 4 gelten. Soviel ich urteilen kann, ist die zahl erschöpfend. (B. fügt s. 185 zwei stellen 58, 2. 99, 17 hinzu, denen er jedoch keine beweiskraft beimisst. Doch dürfte erstere einige bedeutung haben. Wenn wir beide mitzählen, steigt die zahl bis 6).

Für die gruppierung $S + AB > M^2$ wurden von mir Arkiv 7, 219 fgg. 9 stellen angeführt. Die zahl ist vielleicht nicht erschöpfend; es wurde damals von mir in dieser hinsicht keine vollständigkeit angestrebt, da es mir bloss um einige beweisende beispiele zu tun war. Diese 9 stellen beurteilt B. so, dass er in einigen fällen an eine zufällige übereinstimmung denkt, während er glaubt, dass man in den übrigen fällen die lesart von S + AB auch für die richtige halten kann, — nirgends aber halten muss[4]. Demnach ist die zahl 9 für die verdächtigen stellen, die für diese gruppierung zu reden scheinen, keinesfalls zu hoch.

Bei durchgehender übereinstimmung von S mit M^2 sprechen also:

für $M^2S > AB$ im besten fall 1—4 (5. 6?) unbedeutende stellen,

für $M^2AB > S$ 1 stelle,

für $M^2 > SAB$ 9 stellen.

Die handschriften sprechen demnach für die gruppierung $M^2 > SAB$.

1) Die stelle ist c. 98, 1 wo M^2AB *en* haben, während *er* (S *är*) das richtige zu sein scheint. Wenn B. behauptet, dieses beispiel zeige, wie vorsichtig man bei der gruppierung von hss. auf grund gemeinschaftlicher fehler verfahren müsse, so ist das mindestens übertrieben; ein fehler wie dieser gehört, wie die vom verfasser gegebene erklärung erweist, zu denen, die am leichtesten entstehen. — Übrigens ist auch hier eine correctur in S nicht ausgeschlossen.

2) S. 189. 'Jeg har kun kunnet finde ét tilfælde, som kan tale for en sådan gruppering'.

3) Die stelle wurde jedoch von mir a. a. o. anders erklärt und auch B. lässt sie nicht als einen fehler in M^2S gelten.

4) C. 99, 8, wo der umarbeiter an *dróttningar* als bezeichnung für prinzessinnen anstoss genommen und an die stelle *konungs dætra* oder wol wie B hat *k. d. ok dróttningar* geschrieben hat, was weiter in B und S an zwei folgenden stellen 99, 12 und 100, 13 eine ähnliche änderung veranlasst hat, lässt B. nicht gelten. Er glaubt, dass auf grund von c. 98, 1, wo auch in M^2 *konongs dætr* steht, unabhängig voneinander A éinmal, B zweimal (nicht ganz richtig: B hat auch c. 100 *k. dætrum ok dróttningu*), S dreimal *dróttningar* in *konungs dætr* geändert hat. Dass 99, 8 *konongs dætr* aus c. 98 stammt, bestreitet niemand; aber die bezeichnung ist nicht einfach aus c. 98 weitergeschleppt; denn einmal steht die stelle ziemlich weit von den drei anderen entfernt (49 z.; der abstand zwischen den drei folgenden stellen ist 4 resp. 22 z.); sodann zeigt die lesart in B, dass die änderung absichtlich geschehen ist. Es ist nun weniger wahrscheinlich, dass drei schreiber unabhängig auf grund derselben ziemlich weit zurückstehenden stelle dieselbe besserung vorgenommen haben, als dass die correctur éinmal, und dann von dem schreiber einer hs., von der AB und S stammen, angebracht worden ist. Die änderung der beiden folgenden stellen in B und S war nur eine weitere consequenz, die sich namentlich von der lesart von B (*k. d. ok dr.*) aus leicht verstehen lässt. — Unsere stelle muss also unter denen, die einen gerechten verdacht erregen, mitgezählt werden.

Betrachten wir nun den zweiten teil der saga. Nach B.s hypothese ist das hss.verhältnis widerum

X
| | |
M^3 AB S

. An verdächtigen übereinstimmungen finden sich:

zwischen M^3AB > S nach B. (s. 189) keine einzige,
zwischen ABS > M^3 nach B. (s. 188) keine einzige.

An auch von herrn B. anerkannten aber für zufällig erklärten fehlern in M^3S > AB 4. — Eine fünfte stelle, c. 219, 9 fgg. (vgl. Arkiv 7, 223), deren bedeutung B. nicht anerkennt, zähle ich nicht mit. — Auch für diese zahl gilt das oben über die zahl der fehler in SAB > M^2 bemerkte, dass sie vielleicht nicht erschöpfend ist; von den fünf fällen wurden zwei von Unger beispielsweise angeführt, die drei übrigen wurden von mir gleichfalls als beispiele aus dem sehr beschränkten abschnitte c. 196 bis 240 hinzugefügt. Doch lege ich darauf keinen wert.

Diese zahlen weisen auf eine gruppierung M^3S > AB.[1]

Dem möglichen einwande, dass hier mit verdächtigen stellen operiert wird, während doch für die verdächtigkeit einer stelle kein bestimmtes kriterium existiert, glaube ich dadurch begegnen zu können, dass ich bei der zusammenstellung der zahlen für den ersten teil der saga für verdächtig zum vorteil meiner hypothese nur solche stellen gelten lasse, die früher von mir für offenkundige fehler angesehen, aber von B. nicht als solche anerkannt wurden, während für die entgegengesetzte ansicht alle stellen mitgezählt worden sind, welche B. nur der erwähnung wert geachtet hat, obgleich er ihnen selbst nicht die geringste beweiskraft beilegt. Für den zweiten teil der saga zählen für meine auffassung nur die stellen mit, wo B. zugibt, dass gemeinschaftliche fehler vorliegen, wider dieselbe alle solche, denen B. auch nur die geringste bedeutung beilegt (d. h. keine einzige). Ein mögliches zu viel oder zu wenig wird also auch hier nur B. zu gute kommen.

Bei dem zustande der in AB und namentlich in S vorliegenden überlieferung ist es eine sonderbare forderung, die der verf. s. 187 aufstellt, dass man in ABS > M^2 und M^3S > AB eine grosse anzahl gemeinschaftlicher fehler oder sogar fehler von einer bestimmten beschaffenheit nachweisen soll. Die überwiegende mehrzahl solcher fehler sind nicht als gemeinsame widerzuerkennen, aus dem einfachen grunde, dass entweder S oder AB oder beide selbständig abweichen[2]. Es hat denn auch gar keinen sinn, wenn B. der dürftigkeit dieses materials gegenüber die lange fehlerliste lobt, die er angeführt hat, um zu beweisen, dass SAB nicht von M abhängig sind. Dazu braucht er nur offenbare fehler einer einzigen hs. (M) zusammenzusuchen, die

1) Zum rechten verständnis der tatsachen führe ich die zahlen noch in anderer gruppierung vor. Betrachtet man die saga als ganzes, so erhält man die folgenden verdächtigen übereinstimmungen: M > ABS: nur in der anfangspartie. Dort aber die grösste der angeführten zahlen, 9. MS > AB (bei durchgehender übereinstimmung): in der anfangspartie 1—6 leichte fälle, von denen jedoch mindestens 3 (fall 2—4) anerkanntermassen auf falscher beurteilung der lesart beruhen. In der schlusspartie 4 anerkannte fehler auf ziemlich beschränktem raume. MAB > S: éine stelle in der ersten partie.

2) Wo z. b. die vorlage von M^3S einen fehler enthielt, ist die stelle nur dann für die beurteilung des hss.verhältnisses brauchbar, wenn 1. der fehler als ein solcher deutlich erkennbar ist, 2. S nicht die stelle ausgelassen oder auf eine andere radicale weise geändert hat, 3. AB das richtige bewahrt haben. Nur in seltenen fällen sind diese drei bedingungen zu gleicher zeit erfüllt. Ähnlich liegen die verhältnisse bei gemeinsamen fehlern von ABS > M^2.

natürlich auf jeder seite zu finden sind, wie man deren auch in A oder B oder S eine beliebige anzahl nachweisen kann.

Die oben angeführten und beleuchteten zahlenverhältnisse scheinen mir zu beweisen, dass B.s ohnehin unwahrscheinliche hypothese unhaltbar ist, und dass man nicht M auf éine schon aus zwei redactionen combinierte vorlage zurückführen kann. Daraus folgt aber, dass die beiden hälften von SAB dieselbe redaction, d. i. die grosse umarbeitung, repräsentieren. Wo nun der inhalt der ersten hälfte mit dem inhalte von M^2 durchaus übereinstimmt, da lässt sich diese gleichheit nur dadurch erklären, dass dieser teil, soweit die übereinstimmung reicht, keine redactionellen änderungen erfahren hat. Also ist M^2 nicht eine gekürzte ausgabe der saga. Es ist demnach nicht erlaubt, solche abschnitte, die in der zweiten hälfte in einem wunderlichen zusammenhange überliefert sind, an eine beliebige stelle in die erste hälfte der saga zu versetzen, wie das B. mehr als einmal tut. Ich gehe jetzt auf die einzelnen fälle ein.

B. glaubt, dass die erzählung von Sigurðs jugend vom verfasser der kürzeren redaction ausgelassen worden ist. Der grund für diese annahme ist der von Jiriczek beobachtete scheinbare zusammenhang mit c. 57 (Velents saga). Wo die Velents saga erzählt, Vaði habe seinen sohn bei Mímir in die lehre getan, aber ihn später zurückgeholt, weil Sigurðr ihn geschlagen habe, und wo Sigurðs jugendgeschichte gleichfalls berichtet, dass der junge held die lehrbuben zu prügeln gewohnt war — doch ohne Velent zu nennen; im gegenteil heisst der geprügelte lehrbube Æckiharð, — da wird man in der tat zunächst geneigt sein, beide stellen demselben verfasser zuzuschreiben. Man kann auch sagen, dass die handlung durch Velents aufenthalt bei Mímir keinen fortgang hat, denn nachher wird er bei zwergen in die lehre getan. Der sagaschreiber hätte demnach c. 57 ersonnen, um zwischen Velents und Sigurðs geschichte eine verbindung zu stande zu bringen. — Ich gebe zu, dass man die sache so auffassen kann, wenn die überlieferung diese auffassung zulässt. Aber es lässt sich auch viel dagegen sagen. Es wäre das einzige beispiel, dass der sagaschreiber eine selbsterfundene erzählung aufnahm, um einen zusammenhang zuwege zu bringen zwischen personen, die in der saga nirgends miteinander in berührung kommen. Nicht allein stehen Velent und Sigurðr einander durchaus fern; Velent spielt auch in der saga, soweit sie von Þiðrekr und seinen helden handelt, gar keine rolle, er gehört einer anderen generation an. Das führt zu dem chronologischen einwande, mit dem B. es allzu leicht nimmt, wo er von 'denne lille unøiagtighed' redet. Allerdings enthält der bericht, dass Sigurðr zusammen mit Velent bei Mímir sich aufhält, auch sonst vom standpunkte des sagaschreibers einen anachronismus (vgl. unten), aber der geringe irrtum wird zu einem bedeutenden fehler, wenn man den sagaschreiber wider die überlieferung unmittelbar vorher erzählen lässt, dass Sigurðr als erwachsener held zu könig Isung fuhr, bei dem er sich aufhält, wenn Velents sohn erwachsen ist; und — was von bedeutung ist — der fehler war absolut unnötig; durch die verbindung der beiden helden in c. 57 wird für die erzählung nichts erreicht. Die sache lässt sich auch leicht anders erklären. Auch ich halte es für möglich, dass der sagaschreiber Velents aufenthalt bei Mímir ersonnen hat. Dazu könnte er dadurch veranlasst worden sein, dass Mímir der berühmte schmied der sage ist; mit diesem wünschte er Velent, der ja auch der schmiedekunst seinen ruhm verdankt, zu verbinden. Ein weiterer grund war der, dass Velent ein schwert schmiedet, welches Mímungr heisst; es war ganz natürlich, dass er den namen des schwertes mit dem des schmiedes

in verbindung setzte[1]. Die quelle aber berichtete, dass Velent von zwergen seine kunst lernte. Also musste Vaði den knaben wider zurückholen. Der sagaschreiber kannte ferner die durch die erzählung von Sigurðs jugend und die einleitung des Sigfridsliedes bestätigte erzählung von den lehrbuben, die Sigurðr prügelt. Dieses motiv benutzte er um zu erklären, dass Velent Mímir widerum verlässt. Da Sigurðr für ihn keine hauptperson war, konnte er hier leicht einen in diesem fall geringen anachronismus begehen; vielleicht hat er den fehler nicht einmal bemerkt (was unmöglich ist, wenn er unmittelbar vorher Sigurðs jugendgeschichte erzählt hat). Der interpolator, der später die jugendgeschichte Sigurðs schrieb, berichtete natürlich gleichfalls, aber unabhängig von c. 57, das rohe auftreten des jungen helden. C. 57 und c. 165 sind demnach zwei unabhängige zeugnisse für denselben sagenzug.

Mehr gründe für die ursprünglichkeit von Sigurðs jugendgeschichte hat B. nicht angeführt[2]. Er wirft mir s. 152 vor, ich sehe darin, dass Sigurðr in Bertangaland auf der seite von Dietrichs feinden steht, einen beweis, dass die jugendgeschichte nicht ursprünglich sei. Das ist unrichtig. Der umstand beweist nicht, dass die geschichte vom sagaschreiber nicht mitgeteilt werden konnte, sondern er erklärt, dass sie von ihm nicht mitgeteilt worden ist — auch von könig Ísungr und seinen söhnen wird eine vorgeschichte nicht erzählt — und er beweist, dass sie da wo sie steht nicht am platze ist. Die für den zusammenhang notwendige auskunft über Sigurðr wird c. 190 kurz gegeben[3].

Aber das ist nicht zu übersehen, dass B. um die geschichte behalten zu können genötigt wird sie zu versetzen (vgl. oben) und sie für eine umarbeitung zu erklären. Und dasselbe gilt mit einer einzigen geringen ausnahme (der erwerbung des pferdes Falka, die er zwar versetzt, aber gegen deren form und inhalt er keinen einwand erhebt) für alle erzählungen, welche red. I nach B. ausgelassen hat, also für die Walters saga (B. s. 153), einen abschnitt über Sifka (s. 154), die zweite redaction von Osanctrix tode (s. 156) und die heldenbeschreibung[4]. Es wäre

1) Doch ist die möglichkeit gar nicht ausgeschlossen, dass Velents aufenthalt bei Mímir auf einer tradition beruht.

2) B. hält es mit recht für unwahrscheinlich (s. 78—79), dass nachdem Mímir c. 57 mit den worten: *Spurt hævir hann til æins smiðs i Hunalande sa hæitir Mimir ok er hann allra manna hagaztr* eingeführt worden ist, darauf ursprünglich c. 163 berichten konnte: *Einn maðr het Mimir. hann er smiðr sva frægr oc sva hagr at nalega var ængi hans maki at þeirri iðn.* Doch ist dazu zu bemerken: 1. dass c. 163 ziemlich weit von c. 57 entfernt steht; 2. dass die unwahrscheinlichkeit nicht länger besteht, wenn c. 163 von einem anderen verfasser herrührt als c. 57. Wenn nun aber B. c. 152—168 an den anfang der saga versetzt, so kommt nicht nur der aus c. 163 citierte satz, sondern eine ganze erzählung von dem schmiede unmittelbar vor die einführung des Mímir in c. 57 zu stehen, was nach demselben principe doppelt unmöglich ist. Also würde man, wenn B. recht hätte, die einführung des Mímir c. 57 streichen müssen; damit würde aber der einzige grund für die versetzung von c. 152—168 hinfällig werden.

3) Übrigens werden auch nicht alle helden, welche Þiðrekr nach Bertangaland begleiten, durch eine längere erzählung eingeführt; die burgundischen brüder werden in einem einzigen kurzen capitel abgetan (vgl. die folgende anmerkung).

4) Die ansichten des verf. über c. 169. 170 sind ziemlich compliciert. C. 169 ist die arbeit des umarbeiters II, es setzt c. 170 voraus. Aber auch c. 170 ist in der vorliegenden form nicht ursprünglich. In der saga wurde die herkunft der Niflungar 'vielleicht' nicht in, sondern vor der erzählung von Dietrichs fest mitgeteilt, und I wird sie gekürzt haben. Das scheint B. bloss aus der analogie der erzählungen von Þiðreks kämpen zu schliessen; die überlieferung bietet dafür nicht die geringste gewähr; sie widerspricht sogar dieser hypothese aufs bestimmteste, indem c. 169 nichts

wenigstens ein seltsamer zufall, wenn der redactor der version I gerade alle die partien und keine andern ausgelassen hätte, die in der ihm nicht bekannten version II umgearbeitet worden sind.

Über die erzählung von Walter handelt B. s. 150. 153, vgl. 166. 105. Er führt zunächst die gründe an, welche beweisen: 1. dass die episode da, wo sie steht, nicht ursprünglich ist; 2. dass sie in der vorliegenden form nicht zu der saga gehört haben kann. Offenbare widersprüche mit echten teilen der saga und berührungen mit von B. anerkannten interpolationen beweisen das zur genüge. S. 153 redet der verf. dann der ursprünglichkeit einer älteren nicht umgearbeiteten Walters saga das wort, c. 128 heisst es: *Nú mælti einn riddari. sa het Valtari af Vaskansteini, hann er systorsvnr Erminrics konongs oc Þetmars oc allra kappa mestr i konongs hirð at afli oc atgorvi.* B. meint, dieser satz genüge nicht um Walter einzuführen; wenn der sagaschreiber seine jugendgeschichte nicht kannte, so müsste er den helden früher erwähnt haben, da wo er die genealogie von Erminreks geschlecht mitteilt. Ich verstehe nicht, weshalb der sagaschreiber Walter nur an der von B. postulierten stelle hätte einführen können; die einführung c. 153 genügt für die unbedeutende rolle, die Walter zufällt; sie wird aber zu einer unnützen widerholung von der art, wie sie B. s. 78—79 aus anlass von c. 163 für unmöglich hält, wenn eine ausführliche erzählung von Walter unmittelbar vorhergeht (B. setzt nämlich die episode vor c. 128). — Ferner soll die saga von Walter, die erzählt, dass Attila und Erminrekr freundschaft schliessen, erklären, dass c. 129 die beiden könige freunde sind. Mir scheint es, dass die stelle gerade das gegenteil beweist. Wenn dort gesagt wird: *Attila konungr, er Ærminrik konongr hafði þingat boðit til sinnar veizlv, firir þvi at þar var goð vinatta milli þeirra,* so geht daraus hervor, dass der sagaschreiber nicht unmittelbar vorher von dieser freundschaft erzählt haben kann. Er nimmt die möglichkeit an, dass der leser sich über ein intimeres verhältnis zwischen Attila und Ermenrik wundert, und fügt dem berichte seiner quelle, dass die *merkistǫng* von der die rede ist, Attilas eigentum war[1], die erläuternde bemerkung hinzu: 'denn es herrschte damals zwischen ihnen gute freundschaft'. Mir ist es nicht unwahrscheinlich, dass der interpolator der Waltersage für die einleitung seiner erzählung an diese phrase angeknüpft hat.

Für die ursprünglichkeit eines c. 186 entsprechenden aber damit im einzelnen nicht übereinstimmenden abschnittes über Sifka, deren platz im anfang der saga gewesen sei, führt B. als einzigen beweis an, dass Sifka c. 127 'noget uforberedt' eingeführt wird. Dass eine längere erzählung von Sifka unentbehrlich sei, ist widerum ein aprioristisches postulat. Übrigens ist der inhalt von c. 186, das Sifkas äusseres beschreibt, dazu durchaus ungeeignet, Sifka in einer den erzählungen von Dietrichs helden entsprechenden weise einzuführen. C. 186 schliesst sich vielmehr nicht nur

enthält, was c. 170 könnte ausgelassen haben (hat also an dieser stelle gegen seine gewohnheit auch II gekürzt, sogar auf eine mit I vollständig übereinstimmende weise?). Die argumentation beruht hier auf einem voreiligen urteil über die composition der saga. Wenn von Dettleif, Viðga und anderen eine längere jugendgeschichte erzählt wird, so beruht das darauf, dass sie Dietrichs mannen sind; die Niflungar sind nicht seine mannen, sondern seine gäste; der sagaschreiber braucht sie nur, um die zwölfzahl voll zu machen; gerade die kürze der einführung zeigt, dass ihnen in der saga keine bedeutende rolle zufällt (vgl. auch unten s. 138 fgg.).

1) Auch B. nimmt s. 70 an, dass die quelle ein gedicht über eine zusammenkunft der beiden könige in Rom war.

der reihenfolge nach, sondern auch inhaltlich der heldenbeschreibung an, in deren zusammenhang es steht[1].

Für die ursprünglichkeit — in einer älteren gestalt — der zweiten redaction von Osanctrix tode (c. 191—2) spricht nach B. (s. 156): 1. dass die geschichte nach Storm (Aarbøger 1877, 341 fgg.) sagenhistorisch mit der auf c. 192 folgenden erzählung von den kriegen mit Valdemar (c. 293—316) zusammengehört; 2. dass c. 292 erzählt, wer nach Osanctrix in Wilkinaland könig wurde, c. 144 aber nicht. Beide gründe sind überaus schwach. Auch wenn c. 293—316 einen mit c. 291—2 verwandten stoff behandeln, so folgt daraus nicht, dass die beiden abschnitte in der saga zusammengehören. (Übrigens ist auch ein wichtiger teil von c. 293—316 unecht). Der einzige zusammenhang ist der, dass Valdemar Osanctrix' bruder genannt wird und nach seinem tode einen einfall in Húnaland macht. Wenn das absolut ein rachezug sein muss, so kann er denselben auch unternommen haben, wenn Osanctrix c. 144 umgekommen ist. Wer aber nach Osanctrix in Wilkinaland regierte, brauchte schon deshalb nicht mitgeteilt zu werden, weil der sagaschreiber c. 144 für immer von Wilkinaland abschied nimmt. Nur eine auch von B. anerkannte interpolation (c. 349 bis 355 erwähnt später könig Hertnit.

Am wenigsten befriedigend aber ist die erklärung, die in diesem zusammenhange für die erste redaction von Osanctrix tode (c. 144) gegeben wird. Der redactor I wollte kürzen, um aber später c. 191—2 fortlassen zu können, redigierte er c. 144 um und fügte c. 134 und 145 hinzu. C. 134 nimmt in Ungers ausgabe 38½ z. ein, c. 145 15¼ z., zusammen 53¾ z.; c. 191 8¾ z., c. 192 13½ z., zusammen 22¼ z. Also um später 22¼ z. fortlassen zu können, hat dieser redactor 53¾ z. hinzugefügt und ein capitel umgearbeitet. B. glaubt zwar, dass redactor I auch die absicht hatte, c. 293—316 auszulassen; aber wie beweist er das? Wenn aber eine solche absicht bewiesen wäre, so konnte sie auch mit beibehaltung von c. 291—2 zur ausführung kommen. Mir scheint die annahme, dass c. 144 echt, c. 191—2, die auch B. in der vorliegenden gestalt nicht acceptiert, interpoliert sind, weit einfacher[2].

S. 149 erklärt B. es für unmöglich, dass derselbe mann, der die Wilkina saga umgearbeitet hat, sie auch an die stelle versetzt habe, wo die umgearbeitete redaction steht, nach c. 240; der ursprüngliche platz der zweiten Wilkinasaga muss nach ihm da sein, wo in M^2 die erste steht. Das geht von der unbewiesenen voraussetzung aus, dass die quelle der zweiten hälfte der saga nur eine hs. sein kann, in der auch die erste hälfte vollständig umgearbeitet war. Wenn es aber richtig ist, dass die umarbeitung zuerst in einer handschrift entstanden ist, von der schon ein teil geschrieben war, ehe mit der neuen redaction ein anfang gemacht wurde, so ist es sehr begreiflich, dass der umarbeiter die zweite Wilkinasaga, welche er an der schon von der ersten Wilkinasaga eingenommenen stelle nicht mehr unterbringen konnte, an einer späteren stelle niederschrieb; die einzige stelle, welche sich dazu

1) Ich halte es nicht für unmöglich, dass am anfang von c. 284 eine bemerkung, dass Sifka Erminreks *ráðgjafi* war (vgl. c. 276; c. 127 wird er nur des königs *féhirðir* genannt) durch die interpolation von c. 276—283 in wegfall gekommen ist.

2) In AB kommt Osanctrix c. 144 mit dem leben davon. Doch kann das auch nach B's. hypothese nicht das ursprüngliche sein; diese hss.gruppe soll auf grund von c. 191 – 2 das richtige widerhergestellt haben. Allerdings steht der ausgang von c. 144 in AB unter dem einfluss von c. 191—2, aber das ist kaum eine widerherstellung des ursprünglichen.

eignete, war aber die zwischen c. 240 und 275[1], denn c. 276 fgg. liess er eine erzählung folgen[2], welche die Wilkinasaga voraussetzt[3]. Da ferner c. 276—283 mit c. 284—290 unmittelbar zusammenhängen, war für die durch diese zusätze unentbehrlich gewordene zweite erzählung von Osanctrix tod der einzig mögliche platz der zwischen c. 290 und 293, denn aus c. 293 geht hervor, dass der könig tot ist.

Über die heldenbeschreibung bemerkt B. nur (s. 157), dass sie zwar in der vorliegenden form nicht ursprünglich sein kann, aber dass nichts der annahme widerspreche, dass die ursprüngliche saga im zusammenhange von c. 171 eine ähnliche beschreibung enthalten habe; das wäre für die reise nach Bertangaland eine passende einleitung. Das ist nun geschmackssache; der versuch, einen positiven nachweis zu führen, wird nicht gemacht, was mich der aufgabe überhebt, die gründe, die gegen die heldenbeschreibung sprechen, zu widerholen.

Die erwerbung des pferdes Falka durch Heimir wird s. 149. 152 besprochen. B. glaubt, dass diese erzählung, und zwar 'ved et heldigt greb'[4], ursprünglich da stand, wo sie in S. überliefert ist. Die combination von Brynhildr, Heimir und den berühmten pferden hält er für das eigentum des sagaschreibers. Daraus würde dann folgen, dass c. 188 echt ist, denn ein interpolator konnte nicht diese combination des verfassers ganz in demselben geiste fortsetzen; in der saga bekommt Heimir Rispa, Velent und später Viðga Skemming, Dietrich Falka und Sigurdr Grani.

Ich glaube nicht, dass die verbindung von Brynhild mit Heimir (c. 18) vom sagaschreiber herrührt, aber das ist für die frage, die uns beschäftigt, von untergeordneter bedeutung. Die verbindung von Heimir mit dem gestüte ist in der saga ursprünglich. C. 70 wird berichtet, woher Skemmingr stammt, aber nicht, wie das pferd in Velents besitz kam. C. 91 wird in gleicher weise Falkas abstammung mitgeteilt: *hann var broðir Skemmings er Viðga atti oc broðir Rispa er Heimir atti.* Das ist der stil des sagaverfassers. Es wäre aber ganz gegen seine gewohnheit, wenn er, nachdem er vorher über die herkunft des pferdes ausführlich berichtet hatte, an dieser stelle die bekannten data widerholt hätte. Er hätte dadurch eine tautologie begangen, welche B. an anderer stelle (vgl. oben s. 133 anm. 2) für unmöglich erklärt. Also beweist c. 91, dass c. 188 nicht in der ursprünglichen saga vor c. 21 gestanden hat. C. 188 aber ist aus c. 18 und 91 abstrahiert. — Ferner liefert c. 91 einen neuen beweis dafür, dass nicht eine kürzere ausgabe von Sigurðs jugendgeschichte im anfange der saga gestanden hat. Denn der verfasser nennt unter Falkas brüdern nicht Grani. Der wunsch, auch Grani zu einem bruder der berühmten pferde zu machen, hat einen interpolator auf den wunderlichen gedanken geführt, Sigurð bei Brynhild, die er nach der skandinavischen tradition mit Heimir verband, ein pferd holen zu lassen.

1) Über c. 241—4, die saga von Walter von Aquitanien, vgl. oben; c. 245—274 sind auch nach B. ein zusatz.

2) Auch nach herrn B. rührt dieser abschnitt von dem umarbeiter her.

3) C. 278 beruht auf der voraussetzung, dass zwischen Erminrekr und Osanctrix ein feindliches verhältnis besteht.

4) In einem fall wie der vorliegende wäre das allerdings denkbar, aber man muss mit dergleichen annahmen sehr vorsichtig sein. B. glaubt auch an 'et heldigt greb', wodurch die Walterssaga in AB an ihre ursprüngliche stelle geraten sei; und die widerherstellung des — supponierten — ursprünglichen in c. 144 (vgl. oben s. 135 anm. 2) beruht auf demselben principe. — Da wird der leser am ende doch stutzig.

Das sind die stellen, an denen B. in I kürzung des ursprünglichen textes annimmt. Aus dem vorhergehenden wird deutlich sein, weshalb ich von diesem teile seiner resultate nichts acceptieren kann. Über die fortsetzung gehen des verf. und des ref. ansichten nicht so vollständig auseinander. Auch B. glaubt, dass sie eine umarbeitung in grossem massstabe repräsentiert. Als interpoliert werden auch von ihm die folgenden episoden anerkannt:

c. 231—39 Herburt und Hilde,
c. 245—274 Iron jarls saga,
c. 303—307 Þiðreks kampf mit Þiðrekr Valdemarsson,
c. 349—355 Hertnils krieg mit Isungr,
c. 416—422 Þiðreks drachenkämpfe und dritte ehe,
c. 437 Þiðreks rache für Heimir,
c. 438 die erste redaction von Þiðreks tod,

und er neigt zu der annahme, dass auch die von mir ausgeschiedenen c. 276—83 Ermenriks tod und Harlungensage,

c. 398—400 klage über Roðingeirr und kampf mit Elsung

unecht sind.

Als umgearbeitet betrachtet er mit mir

c. 284—90 Dietrichs flucht (darin mindestens c. 289 unecht),
c. 293—315 Dietrichs kriege mit Waldemar,
c. 316—339 Dietrichs krieg wider Ermenrik,
c. 395—416 Þiðreks rückkehr; darin grössere interpolationen; eine abweichung ist hier, dass B. den bericht über Hildebrands tod (c. 415) bestehen lässt.

Die zweite nur in S erhaltene erzählung von Þiðreks tode hält er mit mir für echt.

Als interpoliert, wo ich eine umarbeitung vermutet habe, sieht B. c. 429 (s. 141 steht 428, wol ein druckfehler) — 436, die erzählung von Heimes letzten heldentaten, an. Unmöglich ist das nicht, aber doch unsicher; auch der verf. zweifelt.

Ein gegensatz besteht nur in der beurteilung der Niflungasaga (c. 340—48. 356—94) und der damit zusammenhängenden erzählungen von Sigurðs und Gunnars hochzeit (c. 226—30) und von Attilas tode (c. 423—28). Diese abschnitte habe ich für interpolationen angesehen; B. glaubt, dass es umarbeitungen sind. Das urteil über diese stücke kann sich nicht direct auf das verhältniss der hss. stützen. Sie stehen sämtlich in dem teile der saga, den wir nur in der erweiterten gestalt kennen, und da diese recension sowol interpolationen als umgearbeitete abschnitte enthält, ist a priori beides möglich. Die inneren kriteria müssen die frage entscheiden. Doch ist das urteil über den ersten teil der saga auch für den zweiten teil nicht ohne bedeutung. Wenn Sigurðs jugendgeschichte nicht ursprünglich ist, wenn die Nibelungen c. 170 nur gelegentlich eingeführt werden, so ist es auch von vornherein wahrscheinlicher, dass diese helden nicht die hauptpersonen eines sehr wichtigen teiles der ursprünglichen ÞS waren, als im entgegengesetzten falle.

Über das verhältniss der einzelnen abschnitte ist zunächst das zu sagen, dass sie nicht notwendig auf dieselbe weise beurteilt werden müssen. Es wäre an und für sich denkbar, dass die saga eine erzählung ähnlichen inhaltes wie die Niflungasaga enthalten hätte, und dass doch die erzählung von Gunnars hochzeit ein zusatz wäre. Die Niflungasaga berichtet von ereignissen, die während Dietrichs aufenthalt an Attilas hofe sich dort zugetragen haben; Gunnars hochzeit steht mit Dietrichs geschichte in keinem zusammenhange. Die möglichkeit aber, dass umgekehrt Gunnars

hochzeit in einer älteren form echt, die NS aber unecht sei, ist wol ausgeschlossen; ohne diese erzählung steht jene, die nur für die fortsetzung bedeutung hat, haltlos da. Es ist wol auf grund solcher erwägungen, dass B. der von ihm supponierten echtheit von c. 226—230 eine stütze für die echtheit der NS im engeren sinne abzugewinnen sucht. Was aber bringt er für c. 226—230 vor?

Seine beweisführung umfasst 1: eine einwendung gegen meine auffassung von 226—30; 2: zwei positive gründe für seine meinung, dass die saga von anfang an eine diesem abschnitt ähnliche erzählung enthielt.

Die einwendung ist die, dass ich genötigt sei, in c. 224 die interpolation eines kurzen satzteiles anzunehmen, wo mitgeteilt wird, dass Sigurðr Þiðrekr auf der heimreise begleitet. B., der selbst in der saga massenhaft interpolierte sätze annimmt, und c. 226—230 für eine vollständige umarbeitung erklärt, wird diesen einwand kaum hoch anschlagen. Übrigens beurteile ich jetzt, wie sich unten zeigen wird, c. 224 auf eine andere weise und lasse die früher von mir beanstandete mitteilung stehen. Als positive beweise für die echtheit von c. 226—30 führt B. das folgende an: 1. alle personen, die in c. 226—30 auftreten, wurden im vorhergehenden schon erwähnt. Das kann nur auf Brynhild und Grímhild gehen. Da ich in bezug auf Brynhild die ansicht des verfassers nicht teile, gehe ich nur auf die erwähnung der Grímhild ein. C. 170 nennt die kinder des königs Isungr in Niflungaland; er hat vier söhne *oc eina dottur, oc heitir su Grimhildr;* dann werden die namen der söhne genannt. Soll das beweisen, dass Grímhild dazu berufen war, in der saga eine rolle zu spielen? Ist denn B. die passion der sagaschreiber für genealogien nicht bekannt, und glaubt er ernsthaft, dass ein solcher nicht im stande war, den namen der schwester aus keinem andern grunde mitzuteilen, als weil er nun einmal die namen der brüder aufzählte? Wie ist es dann zu erklären, dass er auch Guttorm nennt, dessen doch später auch in den interpolationen nirgends mehr gedacht wird?

2. Das hauptargument ist das, dass die saga von dem geschicke eines jeden helden näheres berichtet; weshalb, so fragt B., sollen gerade Gunnarr und Hǫgni unmotiviert verschwinden? Ja, wie verhält es sich denn mit jenen helden? Ausser Gunnarr und Hǫgni begleiten noch zehn kämpen den könig. Von diesen begegnen nur Heimir, Viðga, Vildifer und Hildibrandr später in der saga; mit nicht weniger als sechs helden rechnet der sagaschreiber in c. 225 und dem damit zusammenhängenden c. 240 zusammen in ca. 10 zeilen auf immer ab. Hornbogi und Amlungr reisen heim, dieser mit seiner frau, nach Vinland und regieren lange in ehren. Sintram reist nach Venedig und wird ein berühmter herzog. Herbrandr wird gleichfalls ein berühmter herzog in seinem lande (der verfasser gibt sich nicht einmal die mühe, den namen des landes mitzuteilen). Fasold und Þettleifr bekommen je eine schwägerin Dietrichs zur frau und regieren zusammen das land am Drachenfels. Damit sind sie *ór sǫgunni;* die beiden zuletzt genannten helden begegnen später noch in einer episode, die auch B. für interpoliert hält. Da der sagaschreiber sich so wenig daraus macht, die helden, die ihre schuldigkeit getan, gehen zu lassen, obgleich er von ihnen früher viel erzählt hat, wird man eher fragen müssen, weshalb er dazu genötigt gewesen sein soll, gerade Gunnarr und Hǫgni, die nicht Dietrichs mannen, sondern nur seine gäste waren, und die er c. 170 behufs der reise nach Bertangaland nur gelegentlich eingeführt hat, eine längere erzählung zu widmen. Höchstens könnte man verlangen, dass er sie wie die sechs helden mit einer kurzen bemerkung heimsenden würde. Eine solche aber konnte bei der

interpolation von c. 226—230 leicht ausfallen oder in die erzählung aufgenommen werden.

Eine erneute prüfung des zusammenhanges hat es mir wahrscheinlich gemacht, dass letzteres tatsächlich geschehen ist. Ich glaube jetzt, dass der sagaschreiber nicht nur kurz angedeutet hat, was aus Gunnarr und Hǫgni, sondern auch was aus Sigurðr wird, der ja c. 224 Þiðreks mann geworden ist, und dass sogar der wortlaut der darauf bezüglichen bemerkungen erhalten ist. Der anfang von c. 226 berichtet darüber in demselben stile, in dem c. 225 die heimfahrt der übrigen helden erzählt. Diese $4^1/_2$ zeilen können echt sein. Sie berichten namentlich von Sigurðr. Da er später in Dietrichs geschichte nicht eingreift, lässt der sagaschreiber ihn wie Amlungr, Fasold und Þettleifr sich verheiraten und wie die sechse ein reich erwerben und verschwinden. Eine bessere gelegenheit als Gunnars abschied konnte sich nicht darbieten; Sigurðr wird dem Gunnarr mit auf den weg gegeben; heimreise und hochzeit werden wie gesagt in $4^1/_2$ zeilen abgetan. Diese kürze unterscheidet sich in auffallender weise von der breite. mit der darauf Gunnars hochzeit erzählt wird[1]. Letztere erzählung wurde später von einem interpolator an c. 226, 1—5 geknüpft[2].

Gerade das, was der sagaschreiber von den übrigen helden Dietrichs erzählt, ist für mich im vollständigen gegensatze zu B. ein beweis, dass der abschnitt c. 226, 5—230 nicht ursprünglich sein kann. Denn er unterbricht den zusammenhang der erzählung. C. 225 und 240 gehören deutlich zusammen (auch B. scheidet 231—239 aus); 225 gibt das programm an: Þiðrekr und seine helden wollen *setia sin riki oc borgir storhofðingium til forraða oc stiornar;* darauf folgt die aufzählung der helden, die ein reich bekommen, während einige zu gleicher zeit sich verheiraten. Die augenscheinlich den ersten teil der saga abschliessende erörterung erstreckt sich über die zusammenhängenden c. 225. 226, 1—5. 240. 275 (wo Viðga durch Þiðreks fürsorge ein weib und ein reich gewinnt; auch B. streicht c. 241—274 aus diesem zusammenhange); sie wird aber in der mitte durch diese fünf capitel lange erzählung von der hochzeit eines fremden fürsten unterbrochen. Mir scheint es, dass die composition der saga die annahme, dass eine solche episode echt ist, aufs bestimmteste verbietet.

Auch in bezug auf die NS im engeren sinne kann ich den ansichten des verf. nicht beitreten. Seine innere kritik der partie enthält manches gute, obgleich wenig

1) Die stelle lautet: *Nu riðr Þiðrekr konungr oc með honum allir þeir er æptir voru hans kappar heim með Gunnari konungi til Niflungalandz. oc er nu þat rað gort. er siðan er orðit harðla frægt. at Sigurðr sueinn skal ganga at æiga Grimilldi systur Gunnars konungs oc Hægna. oc taca með henni halft riki Gunnars konungs.* — Beachtung verdienen hier die worte *er siðan er orðit harðla frægt.* Die hochzeit des Sigurðr mit Grímhildr ist an sich gar nicht berühmt, sondern nur durch ihren zusammenhang mit späteren ereignissen. Darauf bezieht sich die bemerkung auch, wenn jene ereignisse nicht unmittelbar darauf mitgeteilt werden; die worte sind dann ein hinweis auf den nicht mitgeteilten wichtigeren teil der geschichte. Im zusammenhange einer fortlaufenden erzählung können die worte aber nur auf die hochzeitsfeier, oder höchstens auf die ehe Sigurðs bezogen werden und sind dann mindestens übertrieben.

2) Dass Þiðrekr der hochzeit beiwohnt, ist damit ganz analog, dass er auch Fasolds und Þettleifs sowie Viðgas ehe schliessen hilft, und erklärt sich daraus, dass Sigurðr Þiðreks mann ist. Erst der interpolator ist auf den verzweifelten einfall gekommen, Dietrich als statisten die fahrt nach Brynhilds burg mitmachen zu lassen. Der schlusssatz von c. 230, wo abschied genommen wird und Dietrich heimreist, wird alt sein.

neues; mit recht weist er auf mehrere widersprüche, die dafür angeführt werden können, dass in der erzählung mehrere schichten übereinander liegen, aber zum teil wenigstens auch auf dem mangel an einheitlichkeit der quellen beruhen können[1]. Auch ich habe früher vermutet, dass die NS an einigen stellen umgearbeitet worden ist[2], ich glaube aber auch jetzt noch, dass die änderungen und zusätze dem zweiten interpolator zugeschrieben werden müssen. Über B.'s gründe für die relative ursprünglichkeit der NS fasse ich mich so kurz wie möglich. Wenn der verf., obgleich er anerkennt, dass die ursprüngliche saga frau Herað als Þiðreks gemahlin nicht kannte, doch c. 340 behalten zu können glaubt, da das capitel zwar mitteile, dass Erka Herað dem könige empfiehlt, aber nicht, dass er sich mit ihr vermählt, so sieht das fast aus wie eine ausrede, denn was soll: *hana vil ek yðr gefa* denn sonst bedeuten, und wozu soll der bericht überhaupt dienen, wenn nicht um zu erklären, dass später Herað Dietrichs gemahlin ist? B. setzt die stelle mit c. 393 in verbindung, wo gesagt wird, dass Herað eine *frænkona* Dietrichs ist, aber c. 340 ist sie eine *frænkona* der Erka; wenn sie durch blutsverwandtschaft auch Dietrich nahe gestanden hätte, so wäre gar kein grund vorhanden gewesen, weshalb Erka, sogar ohne die geringste anspielung auf ein solches verhältnis, ihre gemeinschaftliche verwandte ihm zu übergeben brauchte, es sei denn, dass *gefa* zur ehe geben bedeutet, was B. leugnet. Auf den zweifelsohne auf einer fälschung beruhenden bericht des c. 393 einzugehen, sehe ich um so weniger grund, als in kurzem eine studie von meiner hand über frau Herað und ihren sohn anderswo erscheinen wird[3]. Es wird daraus auch klar werden, weshalb ich B.'s behauptungen über das gegenseitige verhältnis der ÞS, des Högniliedes und der Hvenschen chronik für vollständig verfehlt ansehe. Aber auf die unwahrscheinlichkeit weise ich schon jetzt hin, dass, wenn die geschichte von Attilas tode ursprünglich von Grímhildr erzählt worden wäre, der widersprüche glättende sagaschreiber, den B. sich vorstellt, sie auf Attila übertragen und selbst gegen die überlieferung in willkürlichster weise den vorhandenen absoluten widerspruch mit der NS geschaffen haben sollte. Übrigens wird diese annahme durch die bekannte stelle der Klage, die auf die sage von Attilas tode anspielt, endgiltig widerlegt. B. nimmt an, dass in der ursprünglichen saga Grímhildr Attila als werkzeug ihrer rache benutzte; von einer solchen darstellung der begebenheiten sollen die paar sätze, in denen Attila sagt, dass die schätze der Niflungar ihm bekannt sind, ein versprengter rest sein[4]. Wenn das

1) Ein widerspruch ist es nicht, aber es fällt doch auf, dass c. 357 Ósíð und nicht Roðingeirr für Attila um Grímhildr wirbt. B. sieht darin eine willkürlichkeit des sagaschreibers und weist auf c. 41, wo gleichfalls Ósíð in M² als brautwerber für Attila auftritt. Ich glaube, dass gerade c. 41 fgg. lehrt, dass der parallelismus zwischen Roðingeirr und Ósíð aus den quellen der saga stammt. Denn dort treten in der ursprünglichen saga Ósíð und Roddolfr, der niemand anders ist als Roðingeirr (Zschr. 25, 443, vgl. Arkiv 7, 233) beide als brautwerber für Attila auf. Der umarbeiter lässt zwar von c. 43 an Roðingeirr an Roðolfs stelle treten, aber Ósíð behält er bei (c. 42). Man sieht deshalb nicht ein, weshalb er nicht auch in der NS Ósíð in dieser function auftreten lassen konnte. Die quellen der NS sind ja mit denen des NL nicht vollständig identisch.

2) Ich benutze die gelegenheit, einen druckfehler in meinem letzten aufsatz über diese fragen zu bessern. Arkiv 17, 354 fussnote steht: Donau und Main. Es ist zu lesen: Donau und Rhein.

3) Ist inzwischen erschienen, Arkiv f. n. fil. 20, 185 fg.

4) B. glaubt (s. 130), die erzählung von Attilas tode sei deshalb unentbehrlich, weil der sagaschreiber gegen den schluss der saga von allen helden, mit denen Dietrich in verbindung gewesen, abschied nehme. Dass das nicht richtig ist,

richtig ist, so kann man die NS kaum mehr eine umarbeitung nennen; überhaupt, wenn man alles das, was B. für jünger erklären muss, ausscheidet oder durch etwas anderes ersetzt, so bleibt für die ältere NS kaum ein wort des überlieferten textes stehen; ich sehe nicht, was unter solchen umständen durch die annahme einer ursprünglichen NS gewonnen wird[1].

Über des verf. versuch zu beweisen, dass der prolog in M gestanden habe, bemerke ich folgendes. Er rechnet aus, dass für die in M verlorenen c. 1—20 auf 7 blättern kein raum gewesen sein kann, und glaubt, dass zwei lagen, also 15 beschriebene blätter — das erhaltene erste blatt ist unbeschrieben — verloren sind. Er hält es ferner für sicher, dass die zweite hand die verlorene partie geschrieben habe. Nach seiner berechnung würden c. 1—20, wie sie überliefert sind, in M² ca. 10 blätter einnehmen, zusammen mit dem prolog ca. 12 blätter. Es bleiben dann noch drei blätter übrig, die so erklärt werden, dass der text von M ausführlicher als der von AB gewesen sei. Da aber gerade AB die längere redaction der saga repräsentieren, ist es von vornherein unwahrscheinlich, dass in der anfangspartie das

dürfte aus dem, was oben über Hornbogi, Amlungr, Sintram, Herbrandr, Fasold und Þettleifr bemerkt wurde, hervorgehen. Aber auch für die übrigen helden ist das nur eine petitio principii. C. 415 berichtet Hildebrands tod. Ich habe Zschr. 25, 449 vermutet, dass dieses capitel unecht ist; es erwähnt Roðingeirr, es berichtet die verurteilung von Arius ketzerei; es erzählt den tod der Herað. Auch B. verwirft aus denselben gründen das ganze capitel zusammen mit der folgenden erzählung c. 416—422; nur mit dem berichte von Hildebrands tode, der mitten in jenem aus lauter jüngeren zusätzen bestehenden capitel steht, macht er ohne spur eines beweises eine ausnahme und erklärt (s. 138): 'Beretningen i. k. 415 om Hildebrands død er sikkert ægte, om Herads død interpoleret' (also wie der anfang des capitels). Wie dieser bericht sich an das echte c. 414 schliesst, vernehmen wir nicht. — Und wo nimmt der sagaschreiber abschied von Heimir? Die erzählung von seinem tode ist nach B. eine interpolation.

Einen weiteren beweis für die echtheit der episode von Attilas tode sieht der verf. darin, dass dadurch Dietrich könig in Húnaland wird, indem nach dem plane der saga der held 'skal ende som konge over alle kendte lande'. Aber was beweist, dass das der plan der saga ist? Es widerspricht wenigstens jeder bekannten überlieferung und wäre eine willkürlichkeit, die man dem sagaschreiber nicht aufdrängen sollte. Ich sehe also gerade in diesem berichte über die thronfolge in Húnaland einen weiteren beweis für die unechtheit der erzählung.

1) Weshalb es unmöglich ist, dass Þiðrekr bald nach seinem unglücklichen feldzuge nach Bern zurückkehrte (B. s. 124), verstehe ich nicht. Wenn Þiðrekr zu Attila sagt, er wolle des königs helden nicht von neuem der gefahr aussetzen, so setzt zwar eine solche bemerkung nicht voraus, dass die Rabenschlacht unmittelbar vorhergeht, aber im unmittelbaren anschluss an die NS, die damit schliesst, dass Attila keinen einzigen helden mehr zu seiner verfügung hat, ist das doch ein barer unsinn. — Über die zahlen, welche die dauer von Þiðreks landesflüchtigkeit angeben, ist zu bemerken, dass allerdings zwanzig jahre c. 413 nur in S steht und c. 429 nur in A (in M³ fallen beide stellen in eine lücke), aber B. übersieht 1. dass allein die zahl 20 an beiden stellen überliefert ist, und zwar in voneinander durchaus unabhängigen handschriften; 2. dass die abweichenden zahlen c. 413 A IX, B XI nachweislich unrichtig sind, da nach c. 316 Þiðrekr schon zur zeit der schlacht bei Gronsport 20 jahre bei Attila war, während in B c. 429 XXX allein steht und deshalb keine gewähr hat; 3. dass, wenn XXXII (c. 396) richtig ist, man nicht versteht, wie zwei schreiber unabhängig auf den gedanken kommen konnten — an verschiedenen stellen — XX zu schreiben; dass aber XXX und XXXII unabhängige besserungen auf grund der interpolation der NS sein können (XXXII eine besserung des umarbeiters, der die beiden anderen stellen stehen liess; XXX besserung in B, vielleicht auf grund alter tradition, vgl. Hild. 50; IX und XI können entstellungen von XX sein).

verhältnis das umgekehrte sein und M^2 sogar um ein drittel länger als AB gewesen sein sollte.

Ich glaube, dass die von B. angeführten zahlen etwas ganz anderes beweisen. Wenn c. 1—20, wie sie in AB überliefert sind, ca. 10 blätter einnehmen würden, so geht schon aus dem umstand, dass c. 18 interpoliert ist, hervor, dass der verlorene abschnitt weniger als 10 blätter eingenommen hat. Nach dem grössten teil des von M^2 geschriebenen abschnittes (von s. 67, 12 bis zu der ersten lücke s. 135, 22) zu urteilen, enthält ein von diesem schreiber geschriebenes blatt 66 druckzeilen[1]. C. 1—20 enthalten 657 zeilen, c. 18 35 zeilen, für c. 1—17. 19. 20 bleiben also 622 zeilen, d. i. 9 blätter und 28 zeilen. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass die längere redaction auch andere kleinere zusätze enthielt, spuren einer umarbeitung von c. 13 wurden von mir Zschr. 25, 460 nachgewiesen. Die annahme, dass solche zusätze zusammen 28 druckzeilen umfassten, ist kaum zu kühn. Es wären dann am anfang von M neun blätter verloren. Das wäre etwa so zu erklären. Zwei schreiber setzten sich zu gleicher zeit an die arbeit. Der hauptredactor (M^2) fieng mit dem anfang der saga an; er berechnete den ersten abschnitt auf eine lage, — möglicherweise den raum, den derselbe in der vorlage einnahm, — und liess seinen helfer (M^1) bei dem zweiten hauptabschnitt, der Vilkinasaga, anfangen. Er hatte aber für sich die berechnung zu knapp gemacht und musste, als die lage voll war, éin blatt hinzufügen. Er nahm nun ein doppelblatt, in welches er die schon fertige lage von 8 blättern legte, und benutzte die zweite hälfte für die fortsetzung der saga; die erste hälfte musste auf diese weise unbeschrieben bleiben; das ist das erhaltene leere blatt am anfang. Es lässt sich gegen diese erklärung der einwand nicht erheben, dass keine der übrigen lagen 10 blätter enthält, denn die siebente der erhaltenen lagen enthält deren 18; gerade die behandlung, die diese durch M^3 erfahren hat, zeigt, dass man, wie auch natürlich, kein bedenken hegte, aus practischen rücksichten von der achtzahl abzuweichen.

Auch der inhalt des prologs lässt sich für seine echtheit nicht anführen. B. vermutet s. 193, dass bei der reihenfolge der aufzählung von ländern im prolog nicht oder nicht ausschliesslich die reihenfolge, in der die länder in der saga erwähnt werden, massgebend gewesen sei, sondern dass dabei die rücksicht auf die geographische lage dieser länder eine rolle gespielt habe. Das scheint mir nicht unmöglich. Wenn aber damit vielleicht eine einzelne einwendung, die man wider den prolog machen könnte, hinfällig wird, so folgt daraus zu gleicher zeit, dass ebensowenig aus dieser reihenfolge schlüsse für seine ursprünglichkeit gezogen werden können. Wider den prolog aber spricht, auch abgesehen von seinem fehlen in M und von dem stile, auf den ich hier nicht eingehe, dass er die geschichte von Sigurðr Fáfnisbani (man beachte auch diese in der saga nicht vorkommende bezeichnung) und den Nibelungen als einen teil des hauptinhalts der saga hinstellt. Wenn nun hinzukommt, dass er auch in S nicht steht, so scheint es mir, dass kein grund vorhanden ist, ihn dem sagaschreiber aufzudrängen.

Abgesehen von den erörterungen über die hss., den ursprünglichen inhalt und die umarbeitungen der saga enthält die schrift auch ausführungen über die quellen der einzelnen abschnitte und das verhältnis der überlieferung zu anderen quellen. Im allgemeinen schliesst der verf. sich hier den von anderen gewonnenen resultaten

1) Dieser teil der hs-partie enthält 26 blätter; darauf gehen 1717 druckzeilen der Ungerschen ausgabe.

an; er hat aber die litteratur über den gegenstand vollständig verwertet und gut verarbeitet. Das buch könnte daher, auch wegen der citate, als nachschlagebuch gebraucht werden; schade nur, dass ein register fehlt. Nicht ohne wert ist der versuch, den anteil des sagaschreibers an der erfindung zu bestimmen; das resultat ist, dass der verfasser der saga namentlich bei der anordnung des stoffes und bei der herstellung chronologischer und genealogischer verbindungen ziemlich frei verfahren ist.

Zum schlusse bemerke ich, dass, wenn die grosse bedeutung der von B. besprochenen fragen mich dazu geführt hat, die punkte, in bezug auf welche ich seine ansichten nicht als richtig anerkennen kann, besonders stark zu betonen, wie denn überhaupt zustimmung in zwei worten ausgedrückt werden kann, während eine abweichende ansicht stets begründet werden muss, damit nicht gesagt sein soll, dass das buch nicht in mancher hinsicht fördernd wirken kann. Aber es muss mit vorsicht benutzt werden. Denn zu einer richtigen würdigung der einzelnen tatsachen scheint der verf. mir an manchen stellen nicht gelangt zu sein. Der eindruck, den ich bei der ersten oberflächlichen kenntnisnahme empfieng, war der, dass der verf. vielleicht in seiner auffassung der überlieferuug recht haben könnte; erst seine wunderliche handschriftenhypothese machte mich stutzig; die nachprüfung der einzelheiten hat mich dann zu der überzeugung geführt, dass dieser versuch, die entstehung der ÞS zu erklären, verfehlt ist. Dieselbe nachprüfung empfehle ich solchen forschern, die über diese fragen noch kein urteil sich gebildet haben und denselben deshalb vielleicht vorurteilsfreier gegenüberstehen als ich.

AMSTERDAM, MÄRZ 1903. R. C. BOER.

Nachschrift.

In seiner vor kurzem erschienenen recension von Bertelsens buch (Arkiv 21, 81 fgg.) versucht Mogk die alte hypothese, dass die hss. AB und S von M stammen, deren unhaltbarkeit Klockhoff vor 24 jahren überzeugend dargetan hat, wider zu ehren zu bringen. Weshalb ich ihm nicht beistimmen kann, wird aus dem vorhergehenden erhellen. Ein hauptfehler Mogks ist, dass er daraus, dass wie natürlich die fassungen von c. 170. 171 in M^2 und M^3 untereinander keine grosse abweichungen aufweisen [den 6 von Mogk genannten fällen sind freilich die acht folgenden hinzuzufügen: 172, 3 *drottningarennar* M^2] *drottningar* M^3. 172, 4. 8 *en* M^2] *oc* M^3. 172, 13 *Hogna bræðr hans* M^2] *broður hans Hoggna* M^3. 173, 1 *Er* M^2] *Oc er* M^3. 173, 2 *no* M^2] fehlt M^3. 173, 5 *ok* (zweimal) M^3] fehlt M^2], schliessen zu dürfen glaubt, dass M^3 diesen abschnitt direct aus M^2 abgeschrieben habe, und darauf weitere hypothesen baut. Die übereinstimmung erklärt sich aus dem für beide redactionen gemeinsamen originale, das die directe vorlage von M^2 sein kann und von M^3 vielleicht durch nicht mehr als éin zwischenglied getrennt ist. Nur dann, wenn aus M^2 in M^3 übergegangene fehler sich nachweisen liessen, könnte von einer abhängigkeit dieser hs. von jener die rede sein.

AMSTERDAM, OCTOBER 1904. R. C. BOER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm. Bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart und Berlin, Cotta 1904. (VIII), 633 s. und 2 porträts. 12 m.

Braune, Wilhelm, Über die einigung der deutschen aussprache. Akad. rede. Heidelberg 1904. 32 s. 4.

Delbrück, B., Einleitung in das studium der indogerm. sprachen. 4. aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1904. XVI, 175 s. 3 m.

Epistolae obscurorum virorum. — Brecht, Walther, Die verfasser der Epistolae obscurorum virorum. Strassburg, Trübner 1904. [QF. 93.] XXV, 383 s. 10 m.

Goethe. — Goethes fragmente vom ewigen juden und vom widerkehrenden heiland. Ein beitrag zur gesch. der religiösen fragen in der zeit Goethes von J. Minor. Stuttgart und Berlin, Cotta 1904. VIII, 224 s. 3,50 m.

Grillparzer. — Hock, Stefan, Der traum ein leben. Eine litterarhistor. untersuchung. Stuttgart und Berlin, Cotta 1904. VIII, 214 s. 5 m.

Hebbel. — Friedr. Hebbel, Briefe. 1. band (1829—1839). Besorgt von Rich. Maria Werner. [Hebbels sämtl. werke, 3. abteil.] Berlin, B. Behr 1904. VIII, 414 s. 3 m.

— Zinkernagel, Franz, Die grundlagen der Hebbelschen tragödie. Berlin, G. Reimer 1904. XXXIV, 188 s. 3 m.

Jespersen, Otto, Phonetische streitfragen. Leipzig u. Berlin, Teubner 1904. IV, 186 s.

Holtei. — Landau, Paul, Karl von Holteis romane. Ein beitrag zur geschichte der deutschen unterhaltungs-litteratur. [A. u. d. t.: Breslauer beiträge zur littgesch., hrg. von M. Koch und G. Sarrazin. I.] Leipzig, Max Hesse 1904. (X), 168 s. 4,50 m.

Kircheisen, Friedr. M., Die geschichte des literarischen porträts in Deutschland. 1. bd. Von den ältesten zeiten bis zur mitte des 12. jhs. Leipzig, Hiersemann 1904. VIII, 170 s. 5 m.

Kleist, Heinr. von, Briefe an seine schwester Ulrike. Mit einleitung, anmerkungen, photogrammen und einem anhang: Aus dem tagebuche Ludw. von Brocke's. [Kleist-bibliothek, hrg. von S. Rahmer. I.] Berlin, B. Behr 1904. XI, 228 s. 2,50 m.

Mitzschke, Ellen und **Paul,** Sagenschatz der stadt Weimar und ihrer umgegend. Weimar, H. Böhlau nachf. 1904. XVIII, 152 s. 2,40 m.

van Moerkerken jr., P. H., De satire in de nederlandsche kunst der middeleeuwen. Amsterdam, S. L. van Looy 1904. X, 243 s.

Oswald von Wolkenstein. — Die gedichte Oswalds v. Wolkenstein, hrg. von J. Schatz. 2. ausg. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1904. II, 312 s. 6 m.

Revue, Die deutsche, von Karl Gutzkow und Lud. Wienburg (1835) hrg. von J. Dresch. Berlin, B. Behr 1904. XLIII, 39 s. 1,50 m.

Rolandslied. — Jacobi, Joh., Über die bezeichnung der verschobenen verschluss- und reibelaute in den hss. des Rolandsliedes. Erlangen 1904. (IV), 70 s. (Dissert.).

Rozwadowski, Jan v., Wortbildung und wortbedeutung. Eine untersuchung ihrer grundgesetze. Heidelberg, Carl Winter 1904. VIII, 109 s. 3 m.

Settegast, Franz, Quellenstudien zur galloromanischen epik. Leipzig, O. Harrassowitz 1904. (VIII), 395 s. 9 m.

Stricker. — Wilhelm, Friedr., Die geschichte der handschriftl. überlieferung von Strickers Karl dem grossen. Amberg, Böes 1904. VIII, 290 s. 8 m.

NACHRICHTEN.

Geh. hofrat professor dr. Wilh. Braune in Heidelberg wurde zum correspondierenden mitgliede der kgl. bayer. akademie gewählt.

Der ao. professor dr. Samuel Singer in Bern ist zum ordinarius, der privatdocent professor dr. A. v. Weilen in Wien zum extraordinarius ernannt worden.

Der privatdocent dr. Robert Petsch in Würzburg ist nach Heidelberg übergesiedelt.

Professor dr. Friedrich Panzer in Freiburg hat einen ruf an die akademie für social- und handelswissenschaft in Frankfurt a. M. erhalten und angenommen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

DIE ÜBERSETZUNGSTECHNIK DES WULFILA

untersucht

auf grund der bibelfragmente des Codex argenteus.

Wer sich mit der Wulfilanischen bibelübersetzung beschäftigte, musste sich einmal die frage stellen, wie weit denn eigentlich das vorliegende gotisch wirklich echtes gotisch sei, wie gross die abhängigkeit vom griechischen text, d. i. die frage nach der übersetzungstechnik. Vor allem aber konnten alle diejenigen diese frage nicht unbeantwortet lassen, die syntaktische untersuchungen irgendwelcher art an der bibel des Wulfila anstellten. Sie mussten sich erst darüber klar werden, ob in dem benutzten material nicht griechische syntax sich darstelle, und mussten dieses material auf seine abhängigkeit vom griechischen original prüfen.

So haben sich in der tat fast alle herausgeber der gotischen denkmäler und die meisten bearbeiter gotischer syntax mit der frage nach der übersetzungstechnik beschäftigt und sie zu lösen gesucht.

Es wird bei den verschiedenen, ganz entgegengesetzten ansichten notwendig sein, zunächst diese urteile über die übersetzungstechnik in chronologischer reihenfolge vorzuführen.

Einleitung.

Die bisherigen urteile über die übersetzungstechnik des Codex argenteus.

Die ersten erwähnenswerten bemerkungen über die übersetzungstechnik der gotischen bibel finden sich in der von J. Chr. Zahn besorgten ausgabe des Ihreschen textes[1]. Dort heisst es in der von Zahn verfassten historisch-kritischen einleitung (s. 36): „Ulfilas folgt seinem griechischen original von wort zu wort nach, und behält sogar treu die griechische wortfolge bei, so lange es, ohne die regeln seiner sprachlehre und seinen wollaut zu verletzen, geschehen kann, so dass zuweilen bei seiner treue die deutlichkeit leidet. Er umschreibt oder übersetzt mit gewissenhafter ängstlichkeit jedes wort richtig und genau, und da, wo er fehlt, welches jedoch selten geschieht, verstand er entweder sein original nicht und las falsch, oder seine sprache wollte sich demselben nicht anschmiegen."

1) Ulfilas gotische bibelübersetzung nach Ihres text, herausg. von J. Chr. Zahn, Weissenfels 1805.

Zahn spricht also der übersetzung syntaktisch jedesfalls keine selbständigkeit zu. Noch schärfer spricht sich Castiglione in der einleitung zu den von Angelo Mai aufgefundenen Ambrosianischen bruchstücken[1] über die unselbständigkeit der gotischen übersetzung aus: „Tanta vero religione usus est Ulphilas, quae numquam eum sineret sacri autographi oblivisci. Graecum ergo exemplar totidem saepe verbis interpretatus est, obscurum obscure vertit, ambiguum in ambiguitate reliquit, syntaxim ipsam collocationemque verborum servavit; ita ut in ulphilano libro graecum habeas textum gothicis quidem vocabulis convestitum, borealibus tamen idiotismis plane carentem. Quare et nostra gothici exemplaris latina interpretatio, minus fere ad Ulphilam accedit quam ipse graecus contextus." Aber diese art der übersetzung, heisst es dann weiter, hatte ihren grund, ihre berechtigung, weil es sich eben nicht um irgend ein buch, sondern um das wort gottes handelte. Da war grösste treue und gewissenhaftigkeit am platze.

Ganz in dieselbe richtung fällt auch das urteil, das Ribbeck[2] abgibt: „Eine hauptschwierigkeit für die auffassung des der gotischen sprache eigenen syntaktischen gebrauchs entsteht begreiflicher weise aus der knechtischen treue, mit welcher Ulfila seinem griechischen texte folgt. Wo er daher in auffallenden constructionen mit den griechischen übereinstimmt, wird man immer zweifelhaft sein können, ob man es nur mit einer gräcisierenden sprachverrenkung oder mit einer wirklich deutschen ausdrucksweise zu tun hat, so lange nicht das vorkommen derselben satzform in völliger unabhängigkeit vom griechischen ihr das deutsche bürgerrecht sichert. So viel als möglich werde ich im folgenden nach diesem beurteilungsgrunde das, was sich als blosser gräcismus verdächtig macht, von dem zu sondern versuchen, was wir als echt deutsche eigentümlichkeit der alten sprache mögen gelten lassen. Weniger nötig hätten wir freilich diese sonderung, wäre Ulfila wirklich, wie Zahn behauptet, nur in soweit dem griechischen muster treu geblieben, als es die gesetze der eignen (got.) sprache erlaubten: aber wenigstens meinem gefühle hat sich das nicht bewähren wollen." Von der wortstellung des Goten sagt Ribbeck im weiteren: „Er folgt hier dem griechischen vorbilde so durchaus knechtisch wort für wort, dass es in der tat mit einem wunder hätte zugehen müssen, wenn die gut griechische

1) Ulphilae partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Maio repertarum specimen coniunctis curis eiusdem Maii et Caroli Octavii Castillionaei editum. Mediolani 1819, s. XX.

2) Syntax des Ulfila, v. d. Hagens Germania bd. I, 40 (1836).

wortfolge auch eine gut gotische geblieben und nicht die ärgsten verrenkungen auch für das gefühl damaliger leser entstanden wären."

Gegen diese urteile wendet sich nun Löbe und bemüht sich, durch eine umfassende bearbeitung der gotischen laut- und formenlehre und der gotischen syntax hierzu in den stand gesetzt, seine meinung über die übersetzungstechnik eingehender zu begründen.

Vorher ist jedoch noch eine bemerkung von J. Grimm zu erwähnen[1], die sich gleichfalls von den obigen urteilen entfernt: „Ulfilas übersetzung ist gelehrt und treu, aber mit rücksicht auf die eigentümlichkeit des gotischen, wie sich leicht beweisen lässt; sie weiss feine beziehungen des urtextes zu unterscheiden und glücklich zu bezeichnen; selbst abstracte sätze (man sehe den brief an die Römer) fügen sich ohne zwang in die gotische rede."

Das urteil Löbes, das in ausdrücklichem gegensatz zu Zahn und Castiglione aufgestellt ist, findet sich im ersten bande seiner Ulfilasausgabe[2]: „Ulfilam religiosissime sequentem textus graeci auctoritatem verbum de verbo reddidisse omnes fere consentiunt, sed eam fidem servilem plerique tamque superstitiosam cogitaverunt, ut vituperandane sit magis quam laudanda, in incerto relinquatur. Nam qui ita graecos secutum eum dicunt, ut vel formis passivis pro mediis graecis, male intellectis, utatur, quid aliud agunt, quam ut Gothum imperitiae linguae graecae atque adeo suae ipsius accusent? Sed iidem tamen Gothum modo accuratiorem graeci textus imitationem oblitum esse dicunt, modo graecorum auctoritatem deseruisse, id ubi aut soni suavitas aut sermonis gothici ingenium postulaverit. Si vero ita convertit de graecis, ut suae etiam linguae leges observaret, quis eum, cuius sola fides laudanda sit, servilem in modum interpretatum esse contendat? Neque verum est, quod alii viri docti Ulfilam graecum exemplar totidem saepe verbis interpretatum esse, obscura obscure vertisse, ambigua in ambiguitate reliquisse, syntaxin graecorum collocationemque verborum servavisse aiunt, ut in eius libro graecum habeamus textum gothicis quidem vocabulis convestitum, borealibus tamen idiotismis plane carentem. Sed non solum per se incredibile est, hominem sapientem suo se sensu ita privasse, ut librorum sacrorum interpretationem faceret ita comparatam, ut eius verba legentes neque intelligerent, nec ullum inde fructum perciperent, quum tamen spectasset id, ut cives doctrina christiana e bibliis haurienda imbuerentur atque confirmarentur; sed etiam demon-

1) Deutsche grammatik, I. ausgabe 1819, s. XLVI.

2) Ulfilas . . . coniunctis curis edd. H. C. de Gabelentz et dr. J. Löbe. Lipsiae 1843. Vol. I, XXV.

strari perfacile potest, Gothum suae linguae copiis ita usum esse eiusque leges ita observasse, ut translationem vere gothicam, non graecam verbis gothicis vestitam exhibuisse dici possit. Nam neque articulum ponit, nisi ubi sermo gothicus eum admittit, neque morem graecum cum subiecto neutro pluralis verbum singularis numeri coniungendi imitatur; duali numero saepius, quam in graecis fit, et loco genitivorum a substantivis pendentium saepissime dativis utitur (cf. ad J. VIII, 34); praedicatum non casu cum subiecto congruo ponit, sed addita *du* praepositione reddit; duobus verbi temporibus contentus neque ad reddendum futurum, neque ad praeterita distinguenda novas formas inducit; tempora non computat annorum, sed hiemum spatiis (vid. ad Mt. IX, 20 et Lc. II, 42), non noviluniis, sed pleniluniis (vid. ad Coloss. II, 16), et quis enumerare potest, quoties verba transponit, neque negationem quidem solum, de qua re supra diximus, sed etiam alia; quoties nullam auctoritatem secutus verba quaedam addit; quoties alia omittit; quoties rerum ac notionum amplificationes admittit; quoties verba graeca, saepius posita, variis gothicis reddit; ex quibus omnibus, nec solum in Matthaeo inventis, verum in reliquis etiam evangeliis et in epistolis, Ulfilam non inepte graecissare, sed sermonis gothici et morum indolem fideliter servare apparet. Neque in altera illa recensione, quam posteriore tempore factam et stylo graecis accuratius respondente elaboratam esse supra diximus[1], proprietates linguae gothicae ita interierunt, ut pro graeca verbis gothicis vestita haberi possit. Quae qui considerant, Ulfilam, quantum pro intelligentia fieri poterat, graecorum vestigia religiose persequutum, ubi autem linguae indoles sic postularet, illorum auctoritate contemta sensum tamen probe atque recte reddidisse sentient."

Hiermit ist das urteil über die übersetzungstechnik im wesentlichen beendet. Im weiteren werden noch die fehler erwähnt, die Wulfila unterlaufen sind, teils weil er gewisse griechische ausdrücke nicht verstand, teils weil er falsch las; aber das ändert nichts an dem ersten urteil, auch nicht die fälle (s. XXVIII), wo Löbe zeigt, dass Wulfila vom gotischen sprachgebrauch abgewichen sein muss.

S. XXVIII fasst Löbe sein urteil über die leistung des Wulfila nochmals in folgenden worten zusammen: „Quamquam enim non pauca enumeravimus loca, in quibus Ulfilas sive per errorem, sive de consulto a graecis discessit, et permulta etiam alia sunt, ubi eum sermonis gothici ingenium a diligentiore graecorum imitatione avocavit; tamen versionem nostram primo omnium loco ponere non dubitamus, propterea quod non solum fidissime graeca reddidit, sed etiam quia nulla alia

1) Prolegomena s. XIX.

lingua graecae propius cognata, nulla magis idonea est, quae textus graeci tanquam imaginem exprimat, quam gothica.“

Dieses urteil musste notwendig grossen eindruck machen. So sehen wir denn auch, dass man sich in den nächsten jahren entweder an dasselbe anschliesst oder in der wertschätzung der übersetzung sogar noch über das von Löbe gesagte hinausgeht.

Wackernagel schreibt in seiner Geschichte der deutschen litteratur[1]: „Er übertrug mit geziemender gewissenhaftigkeit, knechtisch aber nicht: die beschaffenheit seiner sprache gestattete ihm noch einen näheren anschluss an die der urschrift, als im späteren deutschen möglich war: doch wich er auch ab, wo die eigene sprache es verlangte, liess z. b. den artikel weg oder setzte den pluralis in den dualis um oder begann adjectivsätze nicht mit den relativen, sondern mit persönlichen pronominibus. Eine fast durchaus wolgelungene arbeit, und zugleich die erste bibel in germanischer zunge, die erste germanische prosa, überhaupt die erste noch erhaltene schrift und der erste name unsrer ganzen grossen litteraturgeschichte: das werk ist in mehr als einem bezug aller auszeichnung wert.“

Noch deutlicher ist der einfluss Löbes bei dem theologen W. Krafft[2], der eine eingehende besprechung der gotischen bibel gibt und es zum ersten mal unternimmt, nun auch ästhetische vorzüge an der übersetzung zu betonen. Seine angaben sind zunächst im wesentlichen nur eine übersetzung des Löbeschen urteils. S. 260 heisst es dann weiter: „Manches, was als graecismen in der übersetzung erscheinen könnte, ist doch im geiste der sprache gewesen, da constructionen, wie z. b. die attraction, auch ohne den griechischen vorgang vorkommen; überhaupt kam dem Ulfila bei seiner arbeit der umstand zur hilfe, dass die gotische sprache sich äusserst leicht an fremde idiome anschliessen und selbst abstracte sätze in sich übertragen liess. In der wortstellung ferner weicht er, dem charakter der gotischen sprache entsprechend, vom griechischen ab, wie z. b. in der stellung der negation beim verbum und in der stellung gewisser partikeln (wie *iþ* für *δέ*) und des pronomen demonstr., das er dem substantivum voraussetzt; und sonst in fällen, wo es die gotische sprache erforderte, zeigt er sich freier in der stellung der wörter, oder er erlaubt sich kleine zusätze, die sich nirgendwo sonst finden. Auch einzelne auslassungen sind vorhanden. Zu dieser freiheit, die sich Ulfila vom buchstaben des griechischen textes

1) Basel 1848, bd. I, § 8.

2) Die kirchengeschichte der germanischen völker, I. band, 1. abt., 1854, s. 259 fgg.

erlaubt, ist auch das zu rechnen, dass Ulfila dieselben griechischen wörter, die mehrmals widerkehren, mit verschiedenen gotischen wörtern übersetzt.

Sodann erlaubt sich Ulfila manche erweiterungen der wörter und begriffe, um die sache den Goten anschaulicher zu machen und zugleich den eindruck der erzählung, besonders für die vorlesung in der volksgemeinde, zu erhöhen. Daher diese erweiterungen meist bei wundererzählungen sich finden, um das erstaunen recht auszudrücken, oder bei gewaltsamen vorgängen, um den eindruck zu erhöhen oder um etwas recht nachdrücklich zu sagen. Ulfila geht weiter und wagt es, um nicht gegen gotische sitte zu verstossen, die zeitabschnitte nicht nach jahren in jüdischer weise, sondern nach wintern zu zählen.

Von ganz anderer art als die bisher angeführten abweichungen vom griechischen text sind diejenigen, zu denen Ulfila durch irrtum veranlasst worden ist, die eigentlichen fehler in der übersetzung."

Krafft spricht ganz wie Löbe von den verschiedenen arten dieser fehler und fährt dann fort: „Es lässt sich von der übersetzung im ganzen sagen, dass sie treu an das griechische sich hält und das original genau widerzugeben bemüht ist, ohne deshalb sich knechtisch daran zu halten und dem geist der gotischen sprache eintrag zu tun[1]."

1) S. 264 finden sich folgende bemerkungen: „Die übersetzung musste den Goten dadurch besonders sich empfehlen, dass sie in formeller und materieller beziehung durchaus volkstümlich, eine echt gotische übersetzung war. Ulfila hat es mit wahrer meisterschaft verstanden, den grossen wolklang und die anmut der gotischen sprache recht hervortreten zu lassen." Es folgen nun die beispiele:

1. Hebung und senkung der vocale (*a*, *o*, *u* und *e*, *i*).
2. Häufung gleichtönender vocale oder diphthonge.
3. Allitteration.

Am schluss heisst es. „Sodann weiss Ulfila den grossen reichtum der sprache an präpositionen geschickt zu verwenden, um durch composita neben grösserer deutlichkeit auch den wolklang zu erhöhen, besonders, wenn er gleiche wurzelworte zu den composita wählt, während im griechischen wörter von ganz abweichendem stamme stehen. Ferner liebt es Ulfila, in demselben satze als object ein wort von gleichem stamm mit dem regierenden verb zu setzen, wenn es im griechischen auch nicht so ist. Zuweilen wendet Ulfila vielfach volltönende pleonasmen an, welche die gotische sprache besonders geliebt zu haben scheint. Was aber mehr noch als alles dies die meisterschaft des übersetzers bekundet, sind die gelungenen versuche durch den ton der worte dem sinn zu entsprechen."

Das ist ein noch weit günstigeres urteil, als selbst Löbe es gefällt hat. Man kann sagen, dass Krafft in der übersetzung des Wulfila eine art gotischer kunstprosa sieht, die noch weit mehr leistet, als nur eine widergabe des griechischen originals.

In den fusstapfen von Krafft bewegt sich Massmann[1]: „Wie sehr wir die zum teil früheren syrischen, ägyptischen .... und armenischen übersetzungen der heiligen schrift für herstellung des ursprünglichen griechischen textes zu schätzen wissen, so dürfte doch an anschmiegender treue, an verständiger gewissenhaftigkeit keine der gotischen übersetzung gleichkommen.

Es bedurfte daher ... noch einer andern sprache, welche gleichzeitig und mit tieferen mitteln der wortableitung, des wurzelzusammenhangs und des satzbaus begabt, ohne sich selbst gewalt antun zu müssen und somit ihren zweck zu verfehlen, wort für wort den griechischen text der h. schriften treu zu begleiten und wahrhaft widerzugeben vermochte. Dies ist unbedingt die gotische oder deutsche sprache."

Endlich heisst es (s. LXXXVII): „Das aber darf jetzt schon, nach genauester prüfung jeder stelle und lesart, gesagt werden, dass keine stelle der gotischen übersetzung, wird dabei in anschlag gebracht, was Ulfilas der treue gegen seine eigene muttersprache schuldete, sowol in anwendung von lesarten, als auch in stellung und umstellung der worte usw., auch jetzt schon irgend einer griechischen handschrift als vorlage oder vorbild entbehre. Von der treue des ehrwürdigen gotischen übersetzers gegen den griechischen text, wie er ihm vorlag, haben schon Löbe, Grimm und andere, zuletzt Krafft zusammenfassend gehandelt. Es bleibt uns hier daher nur noch eine anzahl eigentümlicher stellen zusammenzufassen übrig, welche dort weniger berührt worden und der beleuchtung wol wert sind, um teils auf den geist der gotischen übersetzung, teils auf die beschaffenheit der gotischen handschriften noch ein bestimmteres licht zu werfen."

Die stellen, welche Massmann bespricht, sind vor allem beispiele dafür, in wie hohem masse Wulfila die alliteration als künstlerisches mittel in seiner übersetzung angewandt habe. In diesem punkte sucht er also das von Krafft aufgestellte urteil noch zu vertiefen.

Die nächsten bemerkungen über die übersetzungstechnik finden sich erst fast zwanzig jahre später, und es ist nun eine deutliche reaction gegen die hohe wertschätzung der übersetzungskunst des Wulfila zu bemerken.

Im jahre 1874 haben K. Schirmer in einer Marburger dissertation über den syntaktischen gebrauch des optativs im gotischen, O. Apelt in einem aufsatz über den accusativ cum infinitivo im goti-

1) Ulfilas. Die heiligen schriften alten und neuen bundes in gotischer sprache, herausgegeben von H. F. Massmann, Stuttgart 1857, s. Ifg.

schen und H. Gering in seiner arbeit über den syntaktischen gebrauch der participien im gotischen auch die frage nach der übersetzungstechnik berührt.

Schirmer sagt (s. 1 fgg.): „Auch dürfte das als ein allgemeiner mangel der Köhlerschen schrift[1] anzusehen sein, dass sie zu wenig den übersetzungscharakter der gotischen quellen berücksichtigt und so alle sprachlichen erscheinungen als selbständige schöpfungen des gotischen sprachgeistes auffasst, während eine vorurteilslose betrachtung doch oft sich bescheiden muss, den bestimmenden einfluss des originals auf den gotischen ausdruck anzuerkennen und demgemäss auf eine eigentliche erklärung aus dem gotischen allein zu verzichten.

Die quellen des gotischen sind äusserst wenig umfangreich, und obendrein sind sicher die meisten, wahrscheinlich alle, übersetzungen. Darum liegt die befürchtung allerdings nahe, dass eine syntaktische untersuchung des gotischen, ganz besonders eine auf die syntax des verbums bezügliche, nicht gotische, sondern griechische syntax zu tage fördere — wie denn Burckhardt[2] nicht viel anderes gesucht hat. Doch kann dagegen zunächst auf das massgebende urteil Löbes verwiesen werden; vieles, besonders auch das, wie entschieden die freiheit der sprache in beziehung auf die modi gewahrt worden ist, wird noch im verlaufe der untersuchung ersichtlich werden, man denke hier nur beispielsweise daran, welch verschiedene functionen bei der übersetzung der gotische optativ in sich vereinigt, wenn er bald für den griechischen optativ, bald für conjunctiv oder indicativ (bes. futuri) steht. Vor einem allzu grossen vertrauen auf die eigenartigkeit der vorliegenden gotischen prosa freilich, wie es Köhler zuweilen zeigt, ist schon oben gewarnt worden."

Bei Apelt (Germania 19, 283) lesen wir: „Darüber ist man jetzt einverstanden, dass kaum jemals ein übersetzer treuer, um nicht zu sagen ängstlicher in widergabe seines originals verfahren ist, als der Gote." Und (s. 289): „Bei der grossen gewissenhaftigkeit der gotischen übersetzer ist es kaum denkbar, dass dieselben ohne not, d. h. ohne durch die gesetze ihrer sprache gezwungen zu werden, dem griechischen untreu wurden; wol aber hat man grund anzunehmen, dass der trieb nach genauigkeit zuweilen lebhafter und stärker war als derjenige, die eigentümlichkeit der gotischen sprache überall zu wahren." S. 297

1) Der syntaktische gebrauch des optativs im gotischen. (Bartsch, Germanistische studien I, 77—133.)

2) Der got. conjunctiv verglichen mit den entsprechenden modis des neutestamentlichen griechisch. Zschopau 1872.

wird hinzugefügt: „Im allgemeinen jedoch scheint mir soviel festzustehen, dass der Gote aus übergrosser treue gegen das griechische original nicht selten über das seiner sprache geläufige hinausging."

Etwas anders drückt sich Gering aus, der in seinem urteil Löbe näher steht (Zeitschr. 5, 431): „Was die anwendung der participia betrifft, so hat sich Vulfila im allgemeinen seiner vorlage mit grösster treue angeschlossen, so dass häufig, wie in einer interlinearversion, wort für wort dem griechischen texte genau entspricht. Es ist jedoch in diesem umstande kein beweis für sklavische abhängigkeit des übersetzers von seinem original zu erblicken, vielmehr ist der einfache grund davon der, dass die griechische und gotische sprache, wie sie zeitlich neben einander bestanden, so auch in ihrem ganzen charakter eine grosse ähnlichkeit hatten." Ferner (s. 432): „Dass Vulfila den sinn des originals meist richtig widergegeben und mit geschmack übersetzt hat, ist von allen kennern des gotischen anerkannt. Die wenigen unrichtigkeiten, die ihm nachgewiesen werden können, kommen dagegen gar nicht in betracht: man darf nicht vergessen, dass er als der erste, so viel wir wissen, germanische prosa schrieb. Mitunter hat Vulfila sogar den sinn der schrift in seiner übersetzung zu vertiefen gesucht."

Wie wenig es nach allen diesen untersuchungen und urteilen zu klarheit und einigkeit gekommen war, zeigen uns besonders deutlich zwei kurze bemerkungen aus dem folgenden jahre, die von K. Marold und A. Lichtenheld herrühren.

K. Marold sagt[1]: „Dass Ulfilas bei der übersetzung der bibel in seine muttersprache trotz des genauen, oft sklavisch erscheinenden anschlusses an seine vorlagen nichts weniger als unselbständig gewesen ist, zeigt aufs deutlichste seine umschreibung des der eigenen sprache mangelnden futurs."

Bei Lichtenheld heisst es[2]: „Dass der sprache nicht nur überhaupt, sondern sogar in hohem masse zwang angetan ist, und dass wir in der bibelübersetzung nichts weniger als ein, einem Goten mundgerechtes gotisch vor uns haben, ist zwar nicht stets zugestanden worden, doch führt von selbst darauf die erwägung, dass wir hier einen höchst wahrscheinlich allerersten übersetzungsversuch einer für prosalitteratur noch ganz unausgebildeten sprache vor uns haben, und dass dieser versuch noch dazu an der bibel gemacht wurde, deren worte ein unantastbares heiligtum sind."

1) Futurum und futurische ausdrücke im gotischen. Wissenschaftliche monatsblätter 1875, s. 169.

2) Das schwache adjectiv im gotischen. Z. f. d. a. bd. 18, 23.

Eine klärung der frage war auf diesem wege nicht zu erreichen. Sie konnte nur herbeigeführt werden durch eine gründlichere untersuchung des materials. In dieser beziehung tut nun Bernhardt[1] einen schritt weiter, indem er die frage nach der übersetzungstechnik auf grund einer eingehenden vergleichung des gotischen und griechischen textes behandelt: „Die gotische sprache gestattete durch die fülle und klarheit ihrer flexion dem übersetzer einen sehr genauen anschluss an seine vorlage. Die wortstellung ist meist übereinstimmend, unter den abweichungen sind manche ziemlich regelmässig oder doch häufig, wie die voranstellung des objects vor das verb (zu Joh. V, 46), die stellung der possessiva hinter dem nomen (zu Mt. VIII, 3), der negation unmittelbar vor dem verb. Eigentümlich griechische partikeln wie *ἄν, μέν, γέ, πέρ* werden nicht übergangen, wenngleich nicht immer ganz sinngetreu widergegeben. Selbst den mängeln seiner conjugation, gegenüber der griechischen, versteht der Gote in mancherlei weise abzuhelfen; das futurum z. b., das meist durch den indicativ oder conjunctiv des präsens übersetzt wird, kann doch auch durch umschreibungen mit *skulan, duginan, haban,* auch durch zusammensetzungen mit *ga* gegeben werden, und diese partikel muss auch andere lücken der gotischen conjugation ausfüllen, vgl. meine abhandlung in Zachers Zeitschrift II. Dem griechischen imperativ aoristi entspricht gewöhnlich gotischer imperativ, dem des griechischen präsens der conjunctiv. Auf unmittelbare nachahmung griechischer redeweise mögen manche anwendungen des artikels, die des infinitivs in folgesätzen, der accusativ der näheren bestimmung beruhen. Hebraisierende formeln wie *ἐγένετο καί* (zu Lc. VI, 12) oder *ἀμὴν λέγω ὑμῖν εἰ δοθήσεται σημεῖον* (Mc. VIII, 12) pflegt Vulfila unverändert widerzugeben, ebenso Rö. XIV, 11 *liba ik, qiþiþ frauja, þatei,* die ellipse des nachsatzes Mc. VII, 11, das *ὅτι* vor directer rede (*þatei,* selten *ei* oder *unte*), pleonasmen wie Mt. VI, 26 *mais wulþrizans sijuþ, μᾶλλον διαφέρετε*; vgl. Mc. V, 26, anakoluthe wie Mc. VII, 2, Lc. IX, 3 ....

Daneben weiss jedoch Vulfila die eigentümlichkeiten seiner sprache entschieden zu wahren; wie z. b. die sparsame anwendung des artikels vor substantiven, die des duals, des conjunctivs, der casus, der häufige übergang zum natürlichen geschlecht und numerus (sogar beim artikel: *þai fadrein*), das vermeiden des praesens historicum, die bezeichnung von ländern durch den volksnamen beweisen. Die genauigkeit ist nicht so gross, dass nicht von dem reichtum griechischer partikeln ein *οὖν, καί, γάρ, ἰδού, μέν, ἄρα, γέ* ab und zu weggelassen, oder umgekehrt

1) Vulfila oder die gotische bibel, Halle 1875, s. XXXI fgg.

das asyndeton durch ein zugesetztes *iþ, þanuh, þaruh, nunu* beseitigt, ein demonstrativ (namentlich vor dem relativ), ein persönliches pronomen, und besonders häufig das verbum *wisan* zugefügt würde.

Nicht selten ist der gotische satzbau, besonders im modus, richtiger und bedeutsamer als der des griechischen, der gotische ausdruck reichhaltiger als der griechische.

Besonders schön ist Mc.V, 2 fgg. die erzählung von dem besessenen übersetzt. Damit ist zuweilen eine erweiterung des griechischen ausdrucks, ein zusatz, verbunden. Bisweilen genügte schon der zusatz des artikels, um dem gedanken erhöhte bedeutsamkeit zu geben. Nicht minder wirksam ist oft ein dem verbum zugesetztes *ga*, vgl. meine abhandlung in Zachers Zeitschr. 2, 158 fgg.

Griechische wortspiele und gleichklänge, wie sie besonders Paulus liebt, pflegt auch Vulfila widerzugeben.

Aber auch ohne vorgang des griechischen liebt Vulfila solchen schmuck der rede und stellt gern verschiedne derivata von gleichem stamme, namentlich nomen und verbum, neben einander.

Andererseits zeigt sich eine entschiedene neigung des Goten im ausdruck, in der structur, in den wortformen abzuwechseln. Löbe hat hierfür in seiner Grammatik p. 284 fgg. viele beispiele gesammelt, die freilich starker kritischer sichtung bedürfen, vgl. auch meine Kritischen untersuchungen II, p. 18 und meine anmerkung zu Mt. V, 23. Man kann ohne übertreibung sagen, dass ein hauch dichterischer begeisterung durch Vulfilas werk geht; auch das häufige vorkommen der allitteration beweist dies. Zahlreiche beispiele hierzu hat Massmann, Got. sprachdenkmäler, p. LXXXIX gesammelt.

Von dem soeben geschilderten verfahren, das sich über evangelien und episteln gleichmässig erstreckt und entschieden auf einen übersetzer hinweist, unterscheidet sich höchst auffallend die willkür, mit welcher in den büchern Esra und Nehemia der text behandelt ist.“

Endlich spricht Bernhardt noch über die fehler, die dem übersetzer unterlaufen sind: „Bei aller sorgfalt hat freilich Vulfila doch zuweilen eine stelle missverstanden oder auch gar nichts damit anzufangen gewusst. In letzterem falle pflegt er sich wol mit wörtlicher widergabe zu begnügen.“

Auch diese zweite eingehendere prüfung des materials hatte, wie schon einmal bei Löbe, den erfolg, dass die übersetzung wider höher eingeschätzt wurde als vorher. Doch erfuhr das urteil Bernhardts sogleich widerspruch.

O. Lücke schreibt nämlich in seiner 1876 erschienenen dissertation[1], nachdem er sowol das urteil von Löbe wie das von Castiglione als übertrieben abgelehnt hat: „Vulfilas übersetzung war für ihre zeit gewiss ein meisterwerk, das nicht nur durch die grossartigkeit des gedankens, sondern auch durch die art der ausführung auf einsamer höhe dasteht; aber Vulfila blieb doch immer ein mensch und ein — übersetzer. An eine übersetzung jener zeit darf man obenein nicht dieselben anforderungen stellen, wie heutzutage, wo wir auf unzählige vorbilder zurückblicken und von klein auf uns selbst eine übersetzungsroutine aneignen. Der einfluss des originals musste sich daher noch ganz anders geltend machen, als heute; dazu kam, dass der Gote einen heiligen text vor sich hatte und um so gewissenhafter mit ihm umging. Das bestätigt sich denn auch im einzelnen auf jeder seite des Vulfila. Hebraisierende wendungen finden sich durch das medium des griechischen hindurch noch im texte des Vulfila; griechische anakoluthe, die dem Goten unmöglich geläufig sein konnten, werden wörtlich übertragen; ja, wenn der Gote gezwungen ist, die griechische construction etwas anders zu wenden, überträgt er oft attribute oder andere satzglieder genau so, wie sie nur in die construction seiner vorlage, die er verlassen hat, nicht in seine eigene hineinpassen würden. Die mehrzahl derartiger beeinflussungen durch das original gestehen natürlich auch die gegner an den einzelnen stellen ein; selbstverständlich muss aber dadurch auch unsere gesamtansicht von der übersetzungsart des Vulfila bedeutend geändert werden. Da wir den unebenen einfluss von aussen her an jenen stellen nicht leugnen können, so werden wir jetzt, wenn gewisse gründe uns veranlassen sollten, auch das indigenat einiger andern gotischen constructionen stark zu bezweifeln, in jenen allgemeinen ästhetischen rücksichten kein hindernis mehr vor uns haben. Wir können überhaupt bei der grossartigen gewissenhaftigkeit unseres übersetzers die regel aufstellen, dass eine construction nicht echt gotisch sein kann, die Vulfila bald dem originaltexte gemäss widergibt, bald aber, ohne dass ein besonderer grund erkennbar wäre, verändert. Eine zweite frage wird dann natürlich die sein, ob wir die fragliche structur überhaupt als undeutsch oder nur als in bestimmten fällen undeutsch bezeichnen müssen."

Die folgenden urteile bewegen sich auf einer mittellinie. Ohne auf die von Bernhardt nochmals besonders betonte ästhetische seite der übersetzung einzugehen, geben sie eine grosse übereinstimmung zwischen

1) Absolute participia im gotischen. Magdeburg 1876. Göttinger diss. s. 54.

gotischem und griechischem text zu, schreiben diese aber, wie auch schon vorher geschehen, der ähnlichkeit beider sprachen zu und betonen die abweichungen zwischen beiden texten.

So schreibt Ed. Weisker[1]: „In den überresten der gotischen bibel liegt uns nicht ein originalwerk, sondern nur eine übersetzung aus dem griechischen vor. Dies ist bei jeder untersuchung über die syntax des gotischen zu berücksichtigen. Die gotische sprache ist infolge ihrer reichhaltigen flexion und durch ihre biegsamkeit im ausdruck und satzbau dem streben Vulfilas, den text des griechischen originals so genau als möglich widerzugeben, so günstig, dass man gar oft im zweifel sein muss, ob wirklich ein bestimmter gotischer sprachgebrauch oder einfach nur nachahmung des griechischen vorliegt. Andererseits finden sich aber auch in jeder hinsicht viele abweichungen vom griechischen text, welche teils die eigentümlichkeiten der gotischen sprache uns zeigen, teils von dem streben des übersetzers nach klarheit und deutlichkeit des ausdrucks herrühren."

O. Erdmann äussert sich folgendermassen[2]: „Die gotische bibelübersetzung zeigt im allgemeinen bewusste selbständigkeit gegenüber dem griechischen original. Namentlich sind die modusformen des verbums oft ohne rücksicht auf die des neutestamentlichen griechisch nach eigener und feiner überlegung angewandt; und wo der übersetzer durch die reicheren genus- und tempusformationen des griechischen zur umschreibung angeregt sein mag, da hat er dieselbe mit richtiger schätzung der mittel seiner sprache ausgeführt. Dennoch lässt sich vermuten, dass er durch den griechischen, ja auch durch den ihm wolbekannten lateinischen sprachgebrauch geleitet, in manchen fällen weitergegangen ist, als es seine muttersprache bis dahin gewöhnt war. Es zeigt sich dies z. b. bei manchen verwendungen des artikels, in der stellung der worte, bei einigen in auffallender weise absolut gesetzten participien, sowie namentlich bei der verbindung des accusativs und infinitivs mit einem verbum."

In seiner Geschichte der deutschen litteratur[3] macht Scherer folgende bemerkung: „Er brachte die übersetzung zu stande, indem er möglichst wortgetreu den griechischen text ins gotische übertrug, aber doch mit dem äussersten respect vor dem heiligen buch auch die achtung

1) Über die bedingungssätze im gotischen (Programm) s. 3. Freiburg in Schlesien 1880.

2) Zur geschichtlichen betrachtung der deutschen syntax. Zeitschrift für völkerpsychologie, bd. 15, 410.

3) Berlin 1885, s. 34.

vor dem einheimischen sprachgesetze verband. Die sprache selbst kam ihm dabei entgegen, die gotische syntax stand der griechischen damals noch näher, als etwa die neudeutsche oder selbst die altdeutsche der gotischen."

Allein steht demgegenüber mit seiner ansicht E. Friedrichs[1], der jede abhängigkeit des Goten vom griechischen text zu leugnen sucht. Er sagt nämlich, nachdem er auf die urteile, die Erdmann und Eckardt[2] über die gotische wortfolge gefällt haben, eingegangen ist: „Unleugbar ist die grosse übereinstimmung zwischen original und übersetzung. Dass aber trotzdem beide vorwürfe, der der unselbständigkeit und auch der der regellosigkeit in der wortstellung, ungerechtfertigt sind, wird sich deutlich ergeben. Auf welche weise werden nun die ausgesprochenen vorwürfe zu widerlegen sein? Widerspricht ihnen zunächst nicht schon die logik? Wenn Vulfila seinen untergebenen geistlichen und der gemeinde die heilige schrift in der ihnen bekannten und geläufigen sprache zugänglich machen wollte, wäre da nicht der zweck des ganzen unternehmens hinfällig gewesen, wenn nun der zuhörenden gemeinde eine ungewöhnliche wortfolge entgegen trat? Stört doch nichts den sinn so leicht als gerade diese! Es ist also anzunehmen, dass, da die gotische wortfolge sich äusserst häufig mit der des griechischen textes deckt, die regeln über wortfolge für beide sprachen gemeinsame sind." Er spricht dann über das verhältnis der got. wortfolge zur nhd. und ahd. und führt fort: „Sollte nun in den punkten, wo sich zwischen der gotischen und unserer sprache ein so tiefgehender unterschied herausstellt, zwischen Vulfilas bibelübersetzung und diesen denkmälern keine so breite kluft liegen, bisweilen sogar genaueste übereinstimmung herrschen, so muss daraus gefolgert werden, dass, wenn Vulfila sich dem griechischen anschloss, er damit seiner sprache keinen zwang, keine gewalt antat, dass in jener zeit die germanische wortstellung noch dieselbe war wie die griechische, wie die indogermanische. Oben ist gesagt, dass sich Vulfilas wortfolge äusserst häufig mit dem griechischen texte deckt — also nicht immer. Führt er hier und dort regeln auch gegen die griechische vorlage durch, so ist dies ein neuer beweis für seine selbständigkeit."

S. 49 fgg. sucht er endlich den accusativ cum infinitivo gegen die ansicht von Erdmann und Apelt als dem gotischen sprachgebrauch geläufig zu erweisen: „Apelt bemerkt, dass Vulfila ziemlich häufig den

1) Die stellung des pronomen personale im gotischen. Leipziger diss. s. 2 fgg. Jena 1891.

2) Über die syntax des got. relativpronomens. Diss., Halle 1875, s. 7 fgg.

griechischen accusativ cum infinitivo durch die construction mit *ei* umschrieben hat. Vulfila war also seinem originale gegenüber nicht so peinlich, dass er vor jeder umänderung des accusativs cum infitivo zurückschreckte: im gegenteil, er gab diese construction 'ziemlich häufig' auf. Und da sollte er, wenn er von dieser freiheit ziemlich häufig gebrauch machte, bedenken getragen haben, falls der accusativ cum infinitivo wirklich seinen sprachgesetzen zuwiderlief, ihn auch in den übrigen fällen über bord zu werfen? Noch mehr. Apelt fügt hinzu, dass der Gote einen accusativ cum infinitivo gewählt hat, wo griechisch der nominativ cum infinitivo vorlag (Jh. VII, 4). Dass Vulfila, der wörtlichen widergabe halber seiner sprache zwang antat, ist der so oft gegen ihn erhobene vorwurf; aber nun soll er gar, wo kein zwang vorlag, doch die ihm fremde und daher sicherlich nicht zusagende construction gewählt haben! Eine annahme, die nicht wahrscheinlich aussieht. Wenn er den accusativ cum infinitivo hier wählte, so zeigt er damit, dass er ihm von seiner muttersprache her geläufig war, und dass er ein gleiches von seinen lesern wusste."

Auch fehlte es nicht an stimmen, die wie Bernhardt der übersetzung besondere ästhetische vorzüge oder andere feinheiten nachrühmen.

Zum beispiel sagt Fr. Streitberg[1]: „Bei der gewissenhaftigkeit und feinfühligkeit, mit der Wulfila seiner aufgabe gerecht zu werden sucht, sind wir zu der annahme berechtigt, dass eine solche abweichung (er spricht von den fällen, wo griechischem simplex im gotischen ein compositum entspricht) vom wortlaut der vorlage nicht blosser willkür zuzuschreiben sei, und sind zugleich verpflichtet, den gründen des unterschiedes nachzuforschen. Die übersetzungskunst des Wulfila hat sich mehr als einmal nicht damit begnügt, die äussere form des originales mit möglichster treue widerzuspiegeln, sondern sie hat oft den hauptaccent auf die treue in der reproduction des gedankens gelegt, jene dieser zum opfer gebracht."

Ähnlich äussert sich J. Kelle[2]: „Auch Wulfila hat wol manchmal den urtext nicht richtig verstanden oder nicht richtig übertragen. Abgesehen aber hiervon hat er ausserordentliches geleistet. Er beherrschte die griechische sprache nicht minder wie die gotische. Die bildsamkeit der gotischen sprache ermöglichte engen anschluss an die griechische. Einzelnes der übersetzung darf auch gewiss als direkte nachahmung derselben aufgefasst werden. Im allgemeinen jedoch hat Wulfila die

1) Perfective und imperfective actionsart im germanischen. PBB 15, 81 fg.
2) Geschichte der deutschen literatur, bd. I, 30, Berlin 1892.

eigenart der gotischen sprache allseitig gewahrt. Schöpferisch greift er in seine muttersprache ein. Um den begriffen der neuen lehre leichter eingang zu verschaffen, bediente er sich der ausdrücke, die im recht und im gesetz seines volkes vorhanden waren. Er erstrebt abwechselung des ausdruckes und der construction. Überall zeigt sich schmuck der rede. Eine art dichterischer begeisterung geht durch das ganze werk, durch welches wir den ersten direkten einblick in die germanischen sprachen gewinnen."

Noch weiter geht in der angedeuteten beziehung R. Kögel[1]: „Der übersetzer schliesst sich mit sichtlicher absicht so enge als möglich an das heilige original an, das er auf das genaueste durchforscht hat. Trotz seiner scheu vor abweichungen tut er doch nirgends der sprache gewalt an, er handhabt sie vielmehr mit künstlerischer freiheit, und diese steigert sich an nicht wenigen stellen bis zu poetischem schwunge. Vgl. Bernhardt, Einleitung s. XXXV, der eine menge alliterierende wendungen nachgewiesen hat. Missverständnisse des griechischen textes bleiben nicht ganz aus, sind aber nirgends von erheblicher bedeutung. Mit recht sagt Bernhardt, dass ein hauch dichterischer begeisterung durch Wulfilas übersetzung wehe. Man fühlt, dass er seinem grossen werke, nicht nur mit dem vollen aufgebote seines scharfen verstandes, sondern mit dem ganzen gemüte eines frommen, ja begeisterten christen oblag, einem werke, das seinesgleichen nur in der Lutherischen übersetzung hat. Beiden männern war ihre aufgabe eine heilige glaubenssache, sie wollten ihrem volke das wort gottes in so treuer und des originals würdiger form vermitteln, dass sie vor dem höchsten richter mit ihrem tun bestehen konnten. Und der erfolg blieb ihrem gewaltigen wollen nicht versagt."

Wider in ganz anderer richtung liegt eine kurze bemerkung aus demselben jahre von R. Heinzel[2]: „Die (von Mourek) als perfecta praesentiae gefassten fälle sind recht unsicher, da sie fast alle wörtlich dem griechischen entsprechen. Das hängt mit einer das ganze buch durchziehenden überschätzung Ulfilas zusammen. Weil Ulfilas oft dem griechischen text selbständig gegenüber steht, müsse seine übersetzung, auch wo sie mit dem griechischen text übereinstimmt, immer gutes gotisch sein. So consequent ist der menschliche geist bei einer länger andauernden arbeit nicht. Festen boden haben wir nur bei den abweichungen vom griechischen: von diesen wäre überall auszugehen gewesen."

1) Geschichte der deutschen literatur bis zum ausgange des mittelalters, bd. I, 1, s. 187, Strassburg 1894.

2) Mourek, Syntax des got. zusammengesetzten satzes. Rec., A.f.d.a. XX, 144.

Hier sei gleich eine bemerkung aus dem jahre 1898 von Mourek[1] mit angeführt, die sich gegen die vorwürfe Heinzels wendet und zugleich auch Behaghel zurückzuweisen sucht: „Behaghel sagt hier mit deutlicher anspielung auf des ref. syntaktische arbeiten: 'bei der gotischen bibel hat man überall mit der möglichkeit fremden einflusses zu rechnen, und man muss dies, glaube ich, viel mehr tun, als es zur zeit geschieht.' Denselben vorwurf der 'überschätzung Ulfilas' macht mir auch Heinzel (s. Anz. XX, s. 144). Ich kann nur bemerken, dass ich genau dieselbe meinung von dem gotischen texte hatte, als ich an die arbeit ging; aber eben das eingehende studium desselben hat mich eines andern belehrt.“

Mourek hatte schon vorher[2] folgendes gegen Bernhardt vorgebracht: „Er (Bernhardt) sagt nämlich: 'Wulfila fand keine litterarisch durchgebildete und gefestigte sprache vor; wenn er nicht überall mit strenger folgerichtigkeit verfährt, so ist sein werk im ganzen darum nicht weniger der bewunderung wert.' Dazu habe ich zu bemerken: Wulfilas sprache folgt äusserst biegsam jeder psychologisch veranlassten nüancierung des gedankens und ist in diesem psychologischen sinne sehr strenge folgerichtig.“

Im gegensatz hierzu fällt nun Mc Knight[3] wider ein urteil, das noch schärfer ist, als das von Heinzel: „For the study of word-order, Wulfila is of little value, owing to the slavish way in which he followed the Greek order. Friedrichs, in his investigation of the word-order in Wulfila, explains the exact correspondence of the Gothic order with that of the Greek original, as resulting not from slavish imitation on the part of the translator, but from the natural similarity of word-order in the two languages. But so exact a coincidence in every phrase is hardly to be explained in this simple manner. Although many of the Greek idioms belong also to Teutonic, and actually do occur in other ancient Teutonic monuments, it is absurd to assume between any two languages a natural similarity in word-order as striking as that between the Gothic translation of the Bible and the Greek original. Consequently the statistics gathered by Friedrichs show not the word-order of the Gothic of that period, but that of New Testament Greek, and the only evidence afforded by the translation of Wulfila is that offered by those passages

1) Behaghel, Die syntax des Heliand. Rec., A.f.d.a. XXIV, 341 anm.

2) Nochmals über den einfluss des hauptsatzes auf den modus des nebensatzes im gotischen. (Sitzungsber. der k. böhm. ges. d. wiss. 1895, XVII, 5).

3) Primitive Teutonic Order of Words. The Journal of germanic Philology. 1897. Vol. I, 147.

1) in which the Gothic employs more words than the Greek does and, therefore, necessarily has an independent arrangement, or 2) in which the word-order of the translation differs from that of the original. Such passages are not numerous. In the fragmentary translation of Matthew, if we leave out of consideration differences in the position of the particles, we find less than a hundred. Of these passages three-fourths are 1) instances of Gothic circumlocution, and only about one-fourth are 2) instances of departure from the Greek order."

In demselben jahre hat auch Vogt[1] ein urteil über die gotische bibelübersetzung formuliert: „Das wirklich bewundernswerte an Wulfilas leistung aber ist, wie er die sprache dieses aller speculation fremden, heidnischen kriegervolkes nicht nur den erzählungen, sondern auch den ethischen und dogmatischen erörterungen der bibel anzupassen wusste. Selten läuft ihm dabei ein missverständnis unter; selten auch hat er sich genötigt gesehen, einen biblischen ausdruck als unübersetzbar beizubehalten; eher bedient er sich eines griechischen oder lateinischen fremdworts, das seinem volke durch die berührungen mit dem Römerreiche schon damals geläufig war; sonst hat er durchaus seine griechische vorlage getreu aber nicht sklavisch in ein unverfälschtes gotisch übersetzt, und der guten form wandte er genug aufmerksamkeit zu, um gelegentlich auch gegen die quelle abwechslung im ausdruck einzuführen."

In der neusten zeit scheint sich wenigstens das éine immer mehr durchzusetzen, dass bei benutzung der gotischen bibel zu syntaktischen zwecken jedesfalls grösste vorsicht walten muss, wenn man zu sicheren resultaten gelangen will. Die grosse übereinstimmung zwischen dem gotischen und griechischen text ist besonders dadurch noch evidenter geworden, dass es Fr. Kauffmann gelungen ist, diejenige bibelrecension festzulegen, die der Gote bei seiner übersetzung vor sich hatte (vgl. Zeitschr. 30. 31 und 32). Bei diesen untersuchungen[2] kommt er auch auf die übersetzungstechnik zu sprechen: „Als hauptresultat der quellenkritischen untersuchung darf schon an dieser stelle ausgesprochen werden, dass wir bei den bisher behandelten alttestamentlichen fragmenten und bei dem Matthäusevangelium eine und dieselbe übersetzungstechnik gefunden haben und dass diese technik durchaus derjenigen verwandt erscheint, die wir aus der althochdeutschen Evangelienübersetzung zur genüge kennen. Die schriftstellerische leistung des

1) Vogt und Koch, Geschichte der deutschen literatur. Leipzig und Wien 1897. (2. aufl. 1904 s. 11).

2) Beiträge zur quellenkritik der gotischen bibelübersetzung. II. Das neue testament. Zeitschr. 30, 183.

übersetzers ist nicht so hoch anzuschlagen, wie sie bisher veranschlagt worden ist."

Auch Koppitz[1] drückt sich in ähnlichem sinne aus: „Wie stellt sich nun aber Wulfila zu seiner vorlage? Übersetzt er frei oder schliesst er sich eng an die vorlage an? Gibt er nur in einzelnen partien der gotischen bibel eine genaue übersetzung oder durchweg? Nach meiner meinung hält sich Wulfila (trotz gegenteiliger ansicht z. b. Friedrichs, Moureks u. a.) geradezu ängstlich genau an die vorlage; in der wortstellung mindestens ist dies zur gewissheit zu erheben. Es soll damit keineswegs behauptet werden, dass die stellungen, wie wir sie vorfinden, griechisch und daher ungotisch wären; es war wol der usus überhaupt ein freierer, aber ob der übersetzer die worte auch so gefügt hätte, wenn er ohne vorlage geschrieben hätte, ist wol mehr als fraglich. Wir können oft mehrere seiten lesen, ohne dass (ausser *iþ* oder *þan* und dergl.) auch nur ein einziges wort seinen platz gegenüber dem griechischen geändert hätte."

In dem abschnitt über gotische litteratur, der von W. Streitberg in Pauls Grundriss[2] verfasst ist, steht das urteil über die übersetzungstechnik der bibel der von Heinzel, Behaghel, Kauffmann und Koppitz vertretenen ansicht nicht mehr sehr fern: „Ein abschliessendes urteil wird man freilich erst dann fällen können, wenn die übersetzungstechnik der neutestamentlichen, wie der alttestamentlichen texte bis ins einzelne untersucht worden ist. Bis jetzt fehlt noch jede unterlage zu einer definitiven entscheidung.

Die absicht des übersetzers ist, das griechische original so treu als möglich widerzugeben. Es lässt sich nicht leugnen, dass diesem bestreben nicht selten die eigenart des germanischen sprachgebrauchs zum opfer gefallen ist. Namentlich in syntaktischer beziehung macht sich der einfluss des urtextes deutlich bemerkbar. Auf der andern seite muss jedoch anerkannt werden, dass es dem übersetzer nicht nur gelungen ist, in zahlreichen fällen seine selbständigkeit zu wahren, sondern dass er auch ein überraschendes verständnis für die widergabe feiner nüancierungen bekundet. Am glänzendsten vielleicht offenbart sich seine kunst in der verwertung der perfectiven actionsart. Im allgemeinen wird man, ohne sich der gefahr einer überschätzung auszusetzen, sagen dürfen, dass die gotische bibel den ahd. übersetzungen

1) Gotische wortstellung. Zeitschr. 32, 433.

2) II. bd., 2. aufl., VI. abschnitt: Litteraturgeschichte. 1. Gotische litteratur. Strassburg 1901, s. 26.

— abgesehen vom Isidor — überlegen ist, mag sich auch ihre technik nicht allzuweit von der unsrer ahd. Evangelienübertragungen entfernen."

Am schluss dieser chronologischen übersicht mag eine bemerkung von H. Reis[1] platz finden: „Jede untersuchung über gotische syntax muss die tatsache beherzigen, dass wir die gotische sprache nur aus übersetzungen kennen, und dass der satzbau bei übersetzungen nur gar zu leicht durch den satzbau der vorlage beeinflusst werden kann. Daraus ergibt sich die folgerung, dass für die syntaktische forschung nur diejenigen stellen in betracht kommen, in denen die übersetzung von der vorlage abweicht. Denn wo das gotische mit dem griechischen text übereinstimmt, ist immer die möglichkeit vorhanden, dass wir es nicht mit einer gotischen, sondern mit einer griechischen spracherscheinung zu tun haben. Allerdings werden eigentümlichkeiten der einen sprache, die dem sprachgefühl des übersetzenden ganz grell widerstreiten, unter allen umständen eine änderung erfahren, es müsste denn eine interlinearversion vorliegen, und eine solche ist die bibelübersetzung des Ulfilas nicht. Andere spracherscheinungen des einen volkes werden von dem sprachgefühl des andern zwar fremdartig empfunden, aber sie erinnern doch, wenn auch manchmal nur entfernt, an diesen oder jenen gebrauch der eigenen sprache, sie finden in dieser irgend eine analogie und werden alsdann übernommen, ohne erbgut der sprache zu sein. Für die sprachgeschichte kann eine solche herübernahme sehr wichtig werden — aber nur dann, wenn die sprache noch eine bedeutende entwicklung später durchmacht, was beim gotischen bekanntlich nicht der fall gewesen ist.

In einer gotischen casussyntax müssten daher in jedem abschnitt zuerst die fälle ausgeschieden werden, die von der griechischen vorlage abweichen. Diese allein sind zunächst von bedeutung für die historische sprachwissenschaft. Die fälle, wo vorlage und übersetzung übereinstimmen, dürfen ja nicht ohne weiteres übersehen werden, da die beiden sprachen gewiss auch gemeinsame eigentümlichkeiten besitzen können, und es mag sich durch sprachvergleichung manches hiervon als gemeingermanisch erweisen. So lange man sich jedoch hier auf einem noch nicht hinreichend geebneten boden befindet, werden solche fälle lediglich für den descriptiven teil der grammatik in betracht kommen können."

1) Dr. M. J. van der Meer, Gotische casussyntaxis I. Leiden 1901. Rec., Zeitschr. 35, 120.

Damit wäre die reihe der bemerkenswerten urteile über die übersetzungstechnik der gotischen bibel erschöpft. Es sind so ziemlich alle schattierungen der wertschätzung vertreten, eine entwicklung aber und klärung des problems ist, abgesehen vielleicht von der allerjüngsten zeit, nicht zu entdecken. Es würde folglich von geringem werte sein, wollte man den vielen urteilen, die es schon gibt, noch ein weiteres hinzufügen. Vielmehr kommt es darauf an, eine gesicherte basis für die untersuchung zu schaffen, und dies kann offenbar nur dadurch geschehen, dass man das material, aus dem sich das urteil über die übersetzungstechnik aufbauen soll, zunächst lediglich aus den zwischen dem gotischen und griechischen text bestehenden abweichungen sich zusammensetzen lässt, diese aber möglichst vollständig sammelt. Aus den übereinstimmungen lässt sich, von wenigen fällen abgesehen, zunächst weder für die gotische syntax, noch für die übersetzungstechnik etwas schliessen.

Mit dieser umgrenzung des zu verwendenden materials ist gleichzeitig die disposition der untersuchung gegeben. Wir müssen offenbar zwei grosse klassen von abweichungen unterscheiden[1]. Die eine klasse umfasst alle diejenigen abweichungen, die rein grammatischer natur sind, und die der gotischen bibel überhaupt den charakter einer übersetzung verleihen. Die zweite klasse umfasst die abweichungen stilistischer art, diejenigen, zu denen der übersetzer nicht durch die gesetze seiner sprache gedrängt wurde, sondern die seiner persönlichen neigung, seinem persönlichen geschmack und stilgefühl entsprungen sind. An ihnen wird also der eigentliche charakter der übersetzung abzuschätzen sein, sie bilden das bei weitem wichtigste material für die beurteilung der übersetzungstechnik. Natürlicherweise ist die grenzlinie zwischen beiden gruppen nicht immer leicht zu ziehen.

1) Bei feststellung der abweichungen ist für das gotische der Uppströmsche text massgebend gewesen, abgesehen von einigen allgemein gebilligten conjecturen. Für das griechische konnte ich mich in bezug auf das Matthäus- und Johannesevangelium an die recension EFGHSUV beziehungsweise den text des Chrysostomus halten und zwar an der hand der Beiträge zur quellenkritik der got. bibelübersetzung von Fr. Kauffmann (Zeitschr. 30 und 31). Für das Lucas- und Marcusevangelium war ich betreffs der feststellung der gr. lesarten auf Tischendorffs Editio octava angewiesen und habe versucht mit ihrer hilfe die recension EFGHSUV auch für sie zu grunde zu legen.

Capitel I.

Die abweichungen rein grammatischer art.

Es liegt in der natur dieser abweichungen, dass sich unter ihnen sehr viele einzelfälle zu grösseren gruppen zusammenschliessen, und es würde ein unnötiger aufwand sein, wollte ich jeden einzelfall citieren. Zudem sind auf diesem gebiete schon, namentlich in der syntax von Löbe, stellensammlungen mannigfacher art vorhanden, so dass es im allgemeinen genügt, bei den regelmässigen abweichungen, auf diese sammlungen zu verweisen. Die gruppierung ist bedingt durch die syntaktischen kategorien.

I. Verbum.

A. Genus.

1. Medium.

Regelmässig gibt der Gote das gr. medium durch die reflexive form des verbums wider[1]. Daneben finden sich aber fälle, in denen das blosse activ zur widergabe verwandt wird (vgl. G.L. § 178, 2b).

2. Passiv.

Das gr. passiv, soweit es nicht im gotischen wörtlich widerzugeben war, wird durch andere formen des verbums ersetzt. Dazu dient 1. das reflexivum (doch kann auch hier das reflexivpronomen gelegentlich fehlen) 2. das activ von intransitiven verben.

In beiden fällen wird durch die bedeutung des reflexiven oder intransitiven verbs die passivische function widergegeben[2].

3. Die verba auf -*nan*[3].

Auch sucht der Gote das gr. passiv durch umschreibungen widerzugeben. Hierzu werden verwandt die hilfsverben *im, was* und *warþ*[4]. Dem infinitiv passivi entspricht im got. in der regel der infinitiv activi, doch tritt auch umschreibung mit hilfsverben und dem participium praeteriti oder adjectiven ein[5].

1) Es findet sich auch für gr. intransitivum got. reflexivum bei bestimmten verben; doch fehlt das reflexivpronomen auch widerum in einigen fällen (G.L. § 176, 4).

2) So steht z. b. *ufhausjan* für *πείθεσθαι* oder *ushafjan sik* für *αἴρεσθαι* (vgl. G.L. § 177, 4 und 5).

3) Belege hat ausführlich gesammelt A. Skladny (Über das got. passiv. Programm. Neisse 1873, s. 15).

4) Vgl. H. Gering, Über den syntaktischen gebrauch der participia im gotischen, Zeitschr. 5, 411 und 412 und Skladny s. 8. 9 und 10. Statt der participia finden sich auch adjectiva mit hilfsverben (Gering s. 415).

5) Vgl. G.L. § 177, anm. 4; Gering s. 419fg. und Skladny s. 10 und 11.

B. Tempus.

α) In hauptsätzen.

1. Futurum.

Das gr. futurum wird gewöhnlich durch den indicativ oder optativ praesentis ersetzt; es finden sich aber auch umschreibungen mit *skulan*, *duginnan*, *haban* u. a. mit dem infinitiv[1]. Endlich kann der Gote das gr. futur durch verwertung der perfectiven actionsart zum ausdruck bringen[2].

2. Praesens.

Für das gr. praesens historicum tritt regelmässig, soweit der Gote es nicht nachbildet (G.L. § 180, 3), das praeteritum ein (vgl. ebenda). Auch für einige fälle, in denen das gr. praesens perfective bedeutung hat, findet sich regelmässig im got. das praeteritum[3].

3. Perfect.

Das gr. perfect wird durch das got. praesens gegeben, wenn eine noch in der gegenwart fortdauernde handlung ausgedrückt ist (G. L. § 180, 4b). Es kann aber auch das praesens eines den praesentialen sinn des gr. perfects ausdrückenden got. verbums eintreten[4].

β) In abhängigen sätzen.

In abhängigen sätzen (optativ) zeigt der Gote sich wie im modus so auch im tempus vom gr. text unabhängig[5].

γ) Participia[6].

Besonders frei in bezug auf genus wie tempus zeigt sich der Gote bei der widergabe der gr. participien. Got. partic. praes. act. steht

1) G.L. § 182, 2 und Marold, Futur und futurische ausdrücke im got. (Wissenschaftl. monatsblätter 1875, s. 170fgg.).

2) Eine genaue untersuchung dieser fälle gibt Streitberg in PBB 15: Perfective und imperfective actionsart im germanischen, s. 119—137, wo insbesondere auch festgestellt ist, unter welchen bedingungen eine perfective präsensform die fehlende futurform zu ersetzen im stande ist.

3) Z. b. J. XI, 28 *laisarei[illegible] am*, ὁ διδάσκαλος πάρεστιν u. a. Vgl. G. L. § 180, 4a.

4) Z. b. Mc. IV, 29 *unte atist[illegible] ns* ὅτι παρέστηκεν ὁ θερισμός. G. L. § 180, 4a.

5) So steht z. b. für ἐὰν c. coni. [illegible] isti *jabai* c. coni. praes. Vgl. Schulze, Glossar s. 178 (3c); ebenso nach gr. ἵνα und go[illegible] *ei*, vgl. Bernhardt, Der got. optativ (Zeitschrift 8, 20fg.).

6) Vgl. H. Gering, Zeitschr. 5, s. 295fgg. und s. 299fgg., wo sich auch die entsprechungen der gr. verbaladjectiva auf -τός finden.

ausser für gr. partic. praes. act. auch für gr. partic. perf. und aorist. act. Auch kommt es vor, dass für gr. partic. perf. und aorist. pass. sinnverwandte got. participia act. eintreten[1]. Ferner steht das got. particip. pass. ausser für die gr. particip. praet. pass., auch für das gr. part. praes. pass. Auch fälle, in denen es das gr. participium aorist. med. vertritt, kommen vor. Die verba auf *-nan* nehmen auch hier ihre besondere stellung ein.

C. Numerus.

Steht im gr. ein subject im neutrum pluralis mit dem praedicat im singular, so wird dies im got. nicht nachgebildet (G. L. § 209, anm. 2).

An einigen stellen kommt eine abweichung im numerus dadurch zu stande, dass der Gote *κατὰ σύνεσιν* construiert, der Grieche nicht[2].

D. Modus.

In der widergabe des modus zeigt der gote eine weit grössere unabhängigkeit von seiner vorlage[3].

Der got. optativ steht für gr. indicativ (besonders um das futurum widerzugeben), conjunctiv, imperativ, optativ und modus irrealis (belege bei Burckhardt s. 30fgg.). „Das resultat dieser vergleichung ist", sagt Erdmann in der recension der Burckhardtschen abhandlung Zeitschr. 4, 455, „dass der got. conjunctiv gelegentlich allen modis des gr. textes entspricht.

Dieses resultat kann man nach den vom verfasser selbst sowie von G.L. öfters gemachten andeutungen dadurch vervollständigen, dass anderseits auch got. indicativ häufig allen diesen gr. formen entspricht; so namentlich der indicativ praesent. dem futur (s. 4. 5), der auffordernden 1. pl. des conjunctivs (s. 6), dem conjunctiv in zweifelnder frage (s. 7; Mc. IV, 30 und Mt. VI, 31), öfters dem conjunctiv in conditionalsätzen (s. 15. 16)." Dann kommt Erdmann auf den wechsel im modus zu sprechen und schliesst: „Aus alledem ergibt sich, dass sich Ulfilas eben nicht, wie z. b. meistens die ahd. prosaiker, an den gr. text in der weise band, dass er bestimmten gr. tempus- oder modus-

1) Z. b. Lc. IX, 55 *gawandjands*, *στραφείς* u. a.

2) J. VII, 49 *so managei þaiei ni kunnun*, *ὁ ὄχλος οὗτος ὁ μὴ γιγνώσκων*. Mt. VIII, 32 *run gawaurhtedun sis*, *ὥρμησεν* bezogen auf *hairda sweine*. Ähnlich J. XVI, 32 *ei distahjada ƕarjizuh*, *ἵνα σκορπισθῆτε ἕκαστος*, wo der Gote das verbum sich auf *ƕarjizuh* beziehen lässt.

3) Eine zusammenstellung der gesamten entsprechungen des got. optativs im griechischen gibt F. Burkhardt, Der got. conjunctiv, verglichen mit den entsprechenden modis des neutestamentlichen griechisch, Zschopau 1872, s. 26.

formen bestimmte got. regelmässig entsprechen liess, sondern dass er die allerdings beschränkte zahl der verbalformationen, die ihm zu gebote stand, in freier auswahl nach dem sinne, in dem er jede schriftstelle auffasste, verwandte. Wir sind daher berechtigt mit berücksichtigung des gr. textes den modusgebrauch des Ulfilas als seiner eigenen sprache angehörig zu betrachten und zu untersuchen."

In der tat ist soviel klar, dass der Gote hier seinen eigenen sprachgebrauch gegenüber dem griechischen durchgesetzt hat. Aber sollte er wirklich bei jeder einzelnen schriftstelle auf grund einer überlegung eine auswahl aus seinen got. verbalformationen getroffen haben?

Ähnlich wie Erdmann sagt Köhler in seinem aufsatz: Der syntaktische gebrauch des optativs im got. (Germanist. studien I, s. 77): „Es wird sich im verlaufe der untersuchung zeigen, dass der got. optativ durchaus nicht willkürlich neben dem indicativ zur widergabe des gr. futurums verwendet wird, sondern dass der übersetzer überall mit gutem bedacht verfuhr und ein unterschied der bedeutung obwaltet, je nachdem Vulfila den indicativ oder den optativ dafür setzte."

Auch bei Bernhardt (Über den got. optativ, Zeitschr. 8, 12) heisst es: „Das griechische ist bei der wahl des modus fast nie bestimmend gewesen; es beweisen also solche sätze, wie sorgsam Vulfila bei seiner übersetzung sich den zusammenhang gegenwärtig hielt."

Beweisen sie das wirklich? Ist denn zur erklärung einer gewissen sinngemässheit und innerlichen gesetzlichkeit des got. modusgebrauchs unabhängig vom griechischen die annahme nötig, Wulfila habe jedesmal den zusammenhang sich genau überlegt und dann sorgsam ausgewählt und so oft noch feinheiten zum ausdruck gebracht, die nicht einmal im gr. text standen? In vielen fällen genügen zur erklärung die gebrauchsformen seiner eigenen sprache, die der übersetzer naturgemäss anwandte[1].

II. Nomen.

A. Casus.

1. Dativ.

Von den got. casus ist es besonders der dativ, welcher vielfach unabhängig vom gr. verwandt wird[2]. Einige got. verben haben bald

1) Andere wenige fälle lassen allerdings eine deutliche überlegung des übersetzers erkennen. Diese sind unter den stilistischen abweichungen behandelt. Vgl. auch die anm. zum wechsel im modus, s. unten.

2) Genaueres vgl. bei Köhler, Über den syntaktischen gebrauch des dativs im gotischen (Germania 11, s. 261—305).

den accusativ, bald den dativ nach sich. Oft handelt es sich hierbei um einen instrumentalen dativ, z. b. nach *atwairpan, usdreiban, saian, straujan.* Steht dem Goten ein instrumentalis zu gebote, so setzt er diesen ein (z. b. Mt. VI, 25 *hve wasjaiþ, τί ἐνδύσησθε.* J. XVI, 2 *hunsla saljan guda, λατρείαν προσφέρειν τῷ θεῷ*[1]). Auch für gr. genitiv nach verben findet sich der got. dativ (z. b. bei *tekan* und *attekan*).

Ferner für gr. accusativ des inneren objects (vgl. Lc. II, 8. 9, Mc. IX, 41 und im passiv Lc. VII, 29, Mc. X, 38).

Der gegenstand, mit welchem ein anderer verglichen werden soll, wird im got. mit dem dativ, im gr. mit dem genitiv widergegeben (G. L. § 250, 4 b); so steht Lc. XVI, 8 *frodozans sunum* für *φρονιμώτεροι ὑπὲρ τοὺς υἱούς* (obwol sonst im got. *ufar* angewandt wird G. L. § 197, 4).

Auch auf die frage um wie viel? steht im got. der dativ, beziehungsweise der instrumentalis für gr. accusativ (z. b. Lc. IV, 35 *ni waihtai gaskaþjands imma, μηδὲν βλάψαν αὐτόν.* Mt. V, 47 *hve managizo taujiþ, τί περισσὸν ποιεῖτε;* G. L. § 250, 4 a[aa]).

Ebenso wird der accusativ, der den gegenstand bezeichnet, an dem etwas geschieht (der näheren bestimmung) im got. nicht nachgebildet, sondern durch den instrumentalen oder lokalen dativ widergegeben (z. b. Lc. IV, 18 *þans gamalwidans hairtin, τοὺς συντετριμμένους τὴν καρδίαν.* Mc. VIII, 36 *gasleiþeiþ sik saiwalai seinai, ζημιωθῇ τὴν ψυχὴν αὐτοῦ.* G. L. § 243. Doch steht im got. auch nach dem gr. gebrauch der accusativ, G. L. § 220, 4).

Sehr häufig tritt auch dadurch für den gr. genitiv im got. der dativ ein, dass der Gote das betreffende wort in abhängigkeit bringt vom verbum, während es im gr. von einem substantiv abhängt (z. b. Lc. I, 76 *manwjan wigans imma, ἑτοιμάσαι ὁδοὺς αὐτοῦ.* Ebenso Mc. VII, 33 *(sic!)*, V, 30; J. XII, 3, XIX, 2, XVIII, 10, X, 21, IX, 32, IX, 6. 21; Mt. IX, 30; Lc. XVI, 6[2]. Häufig ist diese abweichung auch dann, wenn an statt eines verbums *wisan* oder *wairþan* mit einem substantiv auftreten (z. b. J. VIII, 34 *skalks ist frawaurhtai, δοῦλός ἐστιν τῆς ἁμαρτίας*[3]).

1) *hunsla* wird von Bernhardt als instrumental. dativ gefasst (Zeitschr. 13, s. 18), während Schulze die form für einen acc. pl. hält (Got. glossar, s. 145 b).

2) Lc. II, 6 *usfullnodedun dagos du bairan izai, ἐπλήσθησαν αἱ ἡμέραι τοῦ τεκεῖν αὐτὴν* ist *izai* gleichfalls zum praedicat gezogen.

3) Im griechischen hängt *ἁμαρτίας* vom dem substantiv *δοῦλος* ab, im got. von dem ganzen praedicat *skalks ist*; vgl. Mc. II, 28, X, 44; J. IX, 27. 28, XVIII, 13; Lc. IV, 20, X, 29. Hierher gehört auch die stelle Lc. II, 32 *liuhaþ du andhuleinai*

Endlich wird auch der preis im got. durch den dativ gegeben, während im gr. der genitiv steht (z. b. J. VI, 7 *twaim hundam skatte, διακοσίων δηναρίων*. J. XII, 5 steht dafür *in .t. skatte*, G.L. § 250, 3a).

2. Genitiv.

Der genitivus partitivus hat im got. eine selbständige verwendung gefunden. Er steht nach indefinitem pronomen abweichend vom gr. (G.L. § 205, anm. 2. 7. 9. 11, und V, 2b). Sodann wird er im got. gesetzt nach *filu*, welches adjectivisches *πολύς* widergibt, aber substantivisch gebraucht wird (z. b. Lc. V, 6 *manageins fiske filu, πλῆθος ἰχθύων πολύ*, ebenso Mc. IV, 1, V, 21. 24, IX, 14 u. ö.).

Ganz ebenso verhält es sich mit dem genitiv nach *swalaud* (*τοσοῦτος*): J. XIV, 9 *swalaud melis, τοσοῦτον χρόνον*. Genitivus partitivus findet sich auch nach dem fragepronomen *hvas* (z. b. Mt. V, 46 *hvo mizdono, τίνα μισθόν*, G.L. § 204, anm. 1).

Bei zahlen setzt der Gote ebenfalls abweichend vom griechischen den genitivus partitivus (z. b. Lc. IX, 14 *fimf þusundjos waire, ἄνδρες πεντακισχίλιοι*, ebenso Lc. IV, 2). Ferner steht genitivus part. abweichend vom gr. nach *wisan* c. dat. und *haban* (z. b. Lc. II, 7 *ni was im rumis, οὐκ ἦν αὐτοῖς τόπος*, ebenso Lc. I, 7. J. XV, 22 *inilons ni haband, πρόφασιν οὐκ ἔχουσιν*, vgl. J. IX, 41; Mt. IX, 36).

Aber auch sonst findet sich abweichend vom gr. ein genitiv im got. nach verben (z. b. Mc. VIII, 12 *jabai gibaidau kunja þamma taikne, εἰ δοθήσεται τῇ γενεᾷ ταύτῃ σημεῖον* und Lc. XX, 31 *ni biliþun barne, οὐ κατέλιπον τέκνα*; Mc. XIV, 51 *gripun is, κρατοῦσιν αὐτόν*, G.L. § 236). Endlich setzt der Gote dreimal nach seinem sprachgebrauch genitiv für gr. dativ ein: Lc. II, 23 *weihs fraujins haitada, ἅγιον τῷ κυρίῳ κληθήσεται*, Lc. I, 27 *þizei namo Josef, ᾧ ὄνομα Ἰωσήφ* und Lc. I, 45 *ustauhts þize rodidane, τελείωσις τοῖς λελαλημένοις*.

3. Präpositionale casus.

Es kommen sowol fälle vor, in denen ein gr. casus mit präposition im got. durch einen casus ohne präposition gegeben wird, als auch umgekehrt. So steht nach *galaubjan* im got. dat. (für gr. *πρός*, *εἰς* c. acc.). Für gr. *ἐκ* c. part. genit. steht im got. der partitive genitiv ohne präposition, desgl. nach *hailjan* und *lekinon* für gr. *ἀπό* u. a.

þiudom jah wulþu managein þeinai Israela, φῶς εἰς ἀποκάλυψιν ἐθνῶν καὶ δόξαν λαοῦ σου Ἰσραήλ (Bernhardt zieht die dative *þiudom* und *managein þeinai* zu dem vorhergehenden *manwides*).

Andererseits findet sich nach *qiþan* oft *du* c. dat. für gr. dativ ohne präposition[1].

Gr. doppelten accusativ vermeidet der Gote bisweilen dadurch, dass er den einen accusativ durch *du* c. dat. widergibt (z. b. J. X, 33 *taujis þuk silban du guda, ποιεῖς σεαυτὸν θεόν*, so noch Mc. XI, 17, XII, 23, vgl. G.L. § 220, anm. 1). Oder er verwendet für den einen accusativ den dativ oder den genitiv (z. b. Mc. XV, 17 *jah gawasidedun ina paurpurai, καὶ ἐνδύουσιν αὐτὸν πορφύραν*, vgl. Lc. XVI, 19, VII, 29; Mc. X, 38; J. XIX, 2; G.L. § 220, 4. Der genitiv steht Mc. IV, 10 *frehun ina . . . þizos gajukons, ἠρώτων αὐτὸν . . . τὴν παραβολήν*. J. XIV, 26 *gamaudeiþ izwis allis, ὑπομνήσει ὑμᾶς πάντα*).

4. Orts- und zeitangaben.

Hier gehen got. und gr. sprachgebrauch ziemlich auseinander. Der Gote ist häufiger seinem eigenen usus treu geblieben[2] und gebraucht für gr. εἰς c. acc., welches die richtung bezeichnet, *in* c. dat., womit die ruhe bezeichnet wird (z. b. Lc. IV, 1 *in auþidai, εἰς τὴν ἔρημον*; stets bei *miduma* und *midjis* Lc. VI, 8; Mc. III, 3, XIV, 60 u. ö.). Eine ähnliche verschiedenheit liegt vor, wenn *fram* für gr. *παρά* steht (Mc. X, 27 *fram mannam unmahteig ist, παρὰ ἀνθρώποις ἀδύνατον* u. a.). Auf die frage wohin? setzt der Gote den genitiv für gr. εἰς c. acc. (z. b. Lc. XV, 15 *insandida ina haiþjos seinaizos, ἔπεμψεν αὐτὸν εἰς τοὺς ἀγροὺς αὐτοῦ*; ebenso Lc. XIX, 12; Mc. IV, 35). Ein scheinbar umgekehrter fall (Lc. XIX, 4 *unte is and þata munaida þairhgaggan, ὅτι ἐκείνης ἤμελλεν διέρχεσθαι*) ist nicht vergleichbar, da hier im gr. der gen. von dem *διά* in *διέρχεσθαι* regiert wird.

Auch bei den zeitangaben begegnen wir vielfachen abweichungen. Für gr. casus mit praeposition steht im got. einfacher casus und umgekehrt (Lc. I, 7 *dage seinaize, ἐν ταῖς ἡμέραις αὐτῶν*. Lc. V, 5 *alla naht, δι' ὅλης νυκτός*, ähnlich Lc. VIII, 27. 43; J. VIII, 51; Lc. XVIII, 4). Gr. *κατὰ* c. acc. zur angabe eines sich widerholenden zeitpunktes gibt der Gote durch acc. oder dat. mit dem pronomen *ƕazuh* (vgl. Mc. XIV, 49; Lc. II, 41, IX, 23, XVI, 19, XIX, 47). Es kommt auch die praeposition *and* zur verwendung: Mt. XXVII, 15 *and dulþ þan ƕarjoh,*

1) Auffälliger ist Lc. II, 38 *rodida bi ina in allaim þaim usbeidandam, ἐλάλει περὶ αὐτοῦ πᾶσιν τοῖς προσδεχομένοις*, da *rodjan* sonst nie mit *in* c. dat. gebraucht wird, doch liegt hier die annahme eines schreibfehlers nahe (vgl. *ina in allaim*) und *in* ist vielleicht zu streichen.

2) Vgl. J. Borrmann, Ruhe und richtung in den gotischen verbalbegriffen. Diss. Halle 1892.

κατὰ δὲ ἑορτήν; ebenso Mc. XV, 6[1]. Umgekehrt findet sich auch im got. die praeposition gegen das gr.: J. VII, 50 *in naht*, *νυκτός*. J. VII, 14 *ana midjai dulþ*, *τῆς ἑορτῆς μεσούσης*. Mc. XII, 2 *at mel*, *τῷ καιρῷ*. Endlich bleiben die fälle, wo gr. und got. sich nur im casus unterscheiden (z. b. Lc. II, 1 *in dagans jainans*, *ἐν ταῖς ἡμέραις ἐκείναις*; so Mc. XIII, 24; J. XI, 9; vgl. Bernh. anm. zu Ephes. VI, 18; ferner Lc. VIII, 29 *manag mel*, *πολλοῖς χρόνοις*, Lc. II, 37 *nahtam jah dagam*, *νύκτα καὶ ἡμέραν*; so Mc. IV, 27. Lc. XVIII, 7 *nahtam jah dagam*, *ἡμέρας καὶ νυκτός*. Mc. XIII, 18 *wintrau*, *χειμῶνος*)[2].

B. Numerus.

Gr. *πᾶς* = jeder übersetzt der Gote meist durch *alls* mit dem zugehörigen wort im plural (z. b. Mt. IX, 35 *jah hailjands allos sauhtins jah alla unhailja*, *καὶ θεραπεύων πᾶσαν νόσον καὶ πᾶσαν μαλακίαν*. Mt. VII, 17 *all bagme πᾶν δένδρον*). Auch sonst steht häufig im got. der plural für gr. singular, indem der Gote eine mehrzahl als solche bezeichnet oder *κατὰ σύνεσιν* construiert (z. b. Lc. II, 37 *nahtam jah dagam*, *νύκτα καὶ ἡμέραν*, ebenso Mc. V, 5, Lc. XVIII, 7)[3].

Das umgekehrte gr. plural = got. singular findet sich seltener (G.L. § 192, 1): Lc. VIII, 29 *manag mel*, *πολλοῖς χρόνοις*. Lc. VII, 24 *du managein*, *πρὸς τοὺς ὄχλους*[4]. J. XII, 3 *skufta*, *ταῖς θριξίν*; vgl. J. VII, 12, XI, 2, Lc. VII, 38. 44[5].

Es bleibt noch der dual zu besprechen. Bemerkenswert ist, dass im gr. neuen testament überhaupt kein dual vorkommt. Wo wir also im got. dualformen treffen, haben wir es mit grammatischen abweichungen zu tun (belege bei G. L. § 187 II). Plural, obwol von zweien die rede ist, findet sich Lc. II, 48. 49.

1) Mc. V, 5 heisst es *sinteino nahtam jah dagam*, *διὰ παντὸς νυκτὸς καὶ ἡμέρας*.

2) Vgl. zu dem ganzen absatz G.L. § 246. 247. 249.

3) Ferner J. XVI, 33 *aglons habaiþ*, *θλῖψιν ἔχετε*. J. XIV, 27 *izwara hairtona*, *ὑμῶν ἡ καρδία*; ebenso J. XII, 40. Mc. VI, 8 *faurbauþ im ei waiht ni nemeina in wig ... nih in gairdos aiz*, *μὴ εἰς τὴν ζώνην χαλκόν*. Lc. V, 6 *natja dishnupnodedun ize*, *διερρήγνυτο δὲ τὸ δίκτυον αὐτῶν*. J. XVII, 20 *þairh waurda ize*, *διὰ τοῦ λόγου αὐτῶν*, aber auch Lc. XX, 20 *ei gafaifaheina is waurde*, *ἵνα ἐπιλάβωνται αὐτοῦ λόγου*. Mc. IV, 6 *unte ni habaida waurtins*, *διὰ τὸ μὴ ἔχειν ῥίζαν*. Lc. VIII, 25 *watnam*, *τῷ ὕδατι*. Lc. VI, 23 *in himinam*, *ἐν τῷ οὐρανῷ*. So wird auch Lc. IV, 21 *γραφή* durch *mela* übersetzt.

4) Vgl. Bernhardt, anm.: „Vielleicht ist *managein* zu lesen wie Lc. III, 7 und Mt. XI, 7."

5) Ferner heisst es Lc. III, 8 *akran wairþata*, *καρποὺς ἀξίους*, wo vielleicht nach Mt. III, 8 geändert ist. Lc. XV, 15 *haiþjos seinaizos*, *εἰς τοὺς ἀγροὺς αὐτοῦ*. Mc. V, 26 *allamma seinamma*, *τὰ παρ' αὐτῆς πάντα*.

C. Genus.

Selbstverständlich ist, dass der Gote sich durch das gr. nicht zu abweichungen im genus der nomina bestimmen lässt. Zu erwähnen ist aber, dass er bisweilen zum natürlichen geschlecht übergeht (z. b. Lc. II, 40 *iþ þata barn wohs jah swinþnoda ahmins fullnands, τὸ δὲ παιδίον ηὔξανεν καὶ ἐκραταιοῦτο πνεύματι πληρούμενον*[1]).

Beziehen sich attribute im got. auf wörter verschiedenen geschlechts, so stehen sie auch gegen das gr. im neutrum (z. b. Mc. III, 31 *jah qemun þan aiþei is jah broþrjus is, jah uta standandona insandidedun du imma haitandona ina,* wo gr. ἑστῶτες und καλοῦντες steht; vgl. Lc. I, 6 u. ö.).

III. Der einzelne satz.

In der fügung des einzelnen satzes sind es vor allem infinitiv und participium, bei deren widergabe der Gote vom gr. abweicht. Gr. accusativ c. infinitivo pflegt der Gote, soweit er ihn nicht nachbildet, mit dem dativ c. inf. widerzugeben (so nach *wairþan* Mc. II, 23 *jah warþ þairhgaggan imma, καὶ ἐγένετο παραπορεύεσθαι αὐτόν*; vgl. noch Lc. VI, 1. 6, Lc. XVI, 22)[2].

Statt des dat. c. inf. kann auch einfacher infinitiv eintreten (z. b. Lc. I, 57 *mel du bairan, ὁ χρόνος τοῦ τεκεῖν αὐτήν* oder nach *skulan* Lc. XVII, 25 *aþþan faurþis skal manag gaþulan, πρῶτον δὲ δεῖ πολλὰ παθεῖν αὐτόν*)[3].

Für grammatische, nicht für stilistische abweichungen möchte ich es auch halten, wenn der Gote für gr. participium in bestimmten fällen den infinitiv einsetzt nach *gasaiƕan* (Mc. XIII, 29 *þan gasaiƕiþ þata wairþan, ὅταν ταῦτα ἴδητε γενόμενα.* J. VI, 62 *jabai nu gasaiƕiþ sunu mans ussteigan, ἐὰν οὖν θεωρῆτε τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἀναβαίνοντα*). Andere fälle sind Lc. VII, 45 *ni swaif bikukjan fotuns*

1) Ebenso mit bezug auf *barn* Lc. I, 59, Lc. II, 27. 28. Mt. VIII, 31 *þo skohsla . . . qiþandans, οἱ δαίμονες . . . λέγοντες,* wo im gr. ein solcher übergang nicht in frage kam. Mt. IX, 33 *biþe usdribans warþ unhulþo, ἐκβληθέντος τοῦ δαιμονίου,* vgl. Bernhardts anm.

2) Aber auch sonst, z. b. Mc. X, 25 *azetizo ist ulbandau . . . galeiþan, εὐκοπώτερόν ἐστι, κάμηλον . . . διελθεῖν*; ebenso Lc. XVIII, 25. Mc. X, 24 *ƕaiwa aglu ist þaim hugjandam . . . galeiþan, πῶς δύσκολόν ἐστι τοὺς πεποιθότας . . . εἰσελθεῖν.* Mc. IX, 43 *goþ þus ist hamfamma in libain galeiþan, καλόν σοί ἐστιν κυλλὸν εἰς τὴν ζωὴν εἰσελθεῖν.* Mc. IX, 5 und Lc. IX, 33 ist nicht zu entscheiden, ob dativ oder accusativ c. inf. vorliegt.

3) Auffällig ist J. VII, 4 *sokeiþ sik uskunþana wisan, ζητεῖ αὐτὸς ἐν παρρησίᾳ εἶναι,* wo gegen das gr. ein acc. c. inf. gesetzt ist, indem der Gote das reflexivpronomen zum infinitiv gezogen hat.

meinans, οὐ διέλιπεν καταφιλοῦσά μου τοὺς πόδας. Mt. XXVII, 49 *saihvam qimaiu Helias nasjan ina*, ἴδωμεν εἰ ἔρχεται Ἠλίας σώσων αὐτόν. Lc. XIX, 48 *hahaida du hausjan imma*, ἐξεκρέματο αὐτοῦ ἀκούων[1].

Zweifeln kann man, ob die umgekehrten fälle, in denen got. participium für gr. infinitiv steht, unter die grammatischen abweichungen zu rechnen sind[2].

Zur bezeichnung der absicht steht im got. auch der inf. mit *du*, wo im gr. der blosse infinitiv vorliegt (G.L. § 254, I2).

Endlich ist noch anzuführen J. VI, 35 *þana gaggandan du mis ni huggreiþ jah þana galaubjandan du mis ni þaurseiþ hvanhun*, ὁ ἐρχόμενος πρὸς μὲ οὐ μὴ πεινάσῃ, καί ὁ πιστεύων εἰς ἐμὲ οὐ μὴ διψήσει πώποτε, wo der Gote unpersönlich construiert hat.

IV. Satzverbindungen.

Mourek sagt in seiner Syntax der mehrfachen sätze im got., Prag 1893: „In bezug auf die verteilung der parataxis und hypotaxis stimmt der got. text im ganzen mit dem originale überein, indem beigeordnete sätze treu wider durch beigeordnete, untergeordnete durch untergeordnete übersetzt sind. Doch gibt es auch ziemlich zahlreiche abweichungen."

Hier handelt es sich im wesentlichen um griech. infinitiv und participium, die den Goten veranlassten, einfachen gr. satz durch haupt- und nebensatz widerzugeben, während der umgekehrte fall, dass der Gote ein gr. satzgefüge in einen satz zusammenfasst, viel seltener ist und zumeist auf stilistische motive zurückgehen dürfte.

1. Infinitiv.

In einer grossen zahl von fällen macht der Gote einen gr. einfachen satz zu einem zusammengesetzten dadurch, dass er gr. inf. mit praeposition in einen nebensatz verwandelt. Es sind zumeist rein grammatische abweichungen, veranlasst durch den vom gr. abweichenden got. sprachgebrauch.

1) Hierher gehört wol auch Mc. X, 46 *blinda sat faur wig du aihtron*, τυφλὸς ἐκάθητο παρὰ τὴν ὁδὸν προσαιτῶν, ebenso Lc. XVIII, 35; J. IX, 8 dagegen steht *aihtronds*.

2) Fälle wie Mc. IV, 9 *saei habai ausona hausjandona*, ὃς ἔχει ὦτα ἀκούειν; ebenso Mc. IV, 23, VII, 16, Lc. XIV, 35. Lc. VIII, 8 steht dagegen *du hausjan*. Lc. I, 54 *hleibida Israela þiumagau seinamma, gamunands armahairteins*, μνησθῆναι ἐλέους (vgl. zu diesem abschnitt G.L. § 254, I, 2 und Apelt, Germ. 19, 280 bis 297).

a) gr. inf. mit ἐν τῷ = got. temporal. nebensatz mit *miþþanei*, *biþe* oder *in þammei*[1].

b) gr. inf. mit μετὰ τὸ = got. temporal. nebensatz mit *afar þatei*[2].

c) gr. inf. mit πρίν, πρὸ τοῦ = got. temporal. nebensatz mit *faurþizei*[3].

d) gr. inf. mit διὰ τὸ = got. nebensatz mit *unte, duþe ei, in þizei*[4].

e) gr. inf. mit πρὸς τὸ = got. nebensatz mit *du þammei*[5].

f) gr. inf. mit εἰς τὸ = got. nebensatz mit *ei*[6].

So ist endlich auch ὥστε mit acc. c. inf. durch einen got. nebensatz mit *swaei, swaswe* oder *swe* vertreten[7].

Dagegen ist die gr. construction nachgebildet: Mt. VIII, 24, Mc. IV, 1, Lc. IX, 52.

Blosser infinitiv wird häufig im got. in einen nebensatz verwandelt, ein finaler infinitiv in einen finalen nebensatz: Mc. VIII, 7 *qaþ ei atlagidedeina jah þans*, εἶπεν παρατεθῆναι καὶ αὐτά[8].

Um einen aussagesatz handelt es sich Lc. XX, 7 *jah andhofun ei ni wissedeina lvaþro*, καὶ ἀπεκρίθησαν μὴ εἰδέναι πόθεν und Lc. I, 73 *aiþis þanei swor ... ei gebi unsis*, ὅρκον ὃν ὤμοσεν ... τοῦ δοῦναι ἡμῖν.

Wie schon ὥστε mit acc. c. inf. durch einen nebensatz vertreten war, so auch der blosse acc. c. inf. (z. b. Lc. IX, 54 *wileizu, ei qiþaima, fon atgaggai*, θέλεις εἴπωμεν πῦρ καταβῆναι oder J. XII, 18 *hausidedun ei gatawidedi þo taikn*, ἤκουσαν τοῦτο αὐτὸν πεποιηκέναι τὸ σημεῖον); besonders aber der gr. infinitiv passivi. Sehen wir von den fällen mit praepositionen ab, die schon erwähnt sind, so bleiben noch folgende

1) Mt. XXVII, 12 *jah miþþanei wrohiþs was*, καὶ ἐν τῷ κατηγορεῖσθαι αὐτόν. (Weitere zahlreiche beispiele für *miþþanei* s. G. L. Glossar s. 71.) Lc. III, 21 *biþe daupida alla managein*, ἐν τῷ βαπτισθῆναι ἅπαντα τὸν λαόν; so noch Lc. XIX, 15; Mc. II, 15; Lc. IX, 51 *in þammei usfullnodedun*, ἐν τῷ συμπληροῦσθαι.

2) Mc. I, 14 *afar þatei atgibans warþ Johannes*, μετὰ τὸ παραδοθῆναι τὸν Ἰωάννην.

3) Z. b. Mt. VI, 8 *faurþizei jus bidjaiþ ina*, πρὸ τοῦ ὑμᾶς αἰτῆσαι αὐτόν.

4) Beispiele für *unte* Mc. IV, 6, V, 4, für *duþe ei* Lc. II, 4, für *in þizei* Lc. VIII, 6, XVIII, 5, Mc. IV, 5.

5) Lc. XVIII, 1 *du þammei sinteino skulun*, πρὸς τὸ δεῖν πάντοτε.

6) Lc. XX, 20 *ei gafaifaheina is waurde jah atgebeina ina reikja*, ἵνα ἐπιλάβωνται αὐτοῦ λόγου εἰς τὸ παραδοῦναι αὐτὸν τῇ ἀρχῇ, indem der Gote an den ersten finalsatz den zweiten copulativ mit *jah* anschliesst.

7) Beispiele bei Apelt, Germ. 19, 290. Die conjunction *ei* steht Mt. XXVII, 1 *ei afdauþidedeina*, ὥστε θανατῶσαι αὐτόν.

8) Ebenso Lc. V, 7 *bandwidedun gamanam ... ei atiddjedeina hilpan ize*, κατένευσαν τοῖς μετόχοις ... τοῦ ἐλθόντας συλλαβέσθαι αὐτοῖς, indem ausserdem noch im got. das participium zum hauptverb gemacht worden ist. (Stilistische abweichung.)

beispiele: Lc. XV, 19 *wairþs ei haitaidau sunus þeins*, ἄξιος κληθῆναι υἱός σου. Mc. X, 38 *magutsu driggkan stikl ... jah daupeinai ... ei daupjaindau*, δύνασθε πιεῖν τὸ ποτήριον ... καὶ τὸ βάπτισμα ... βαπτισθῆναι. J. III, 4 *ibai mag ... galeiþan jag gabairaidau*, μὴ δύναται ... εἰσελθεῖν καὶ γεννηθῆναι[1].

Wird nun umgekehrt ein gr. satzgefüge im got. durch einen infinitiv gegeben, so haben wir hierin jedesfalls eine stilistische abweichung zu sehen. Allein ein bestimmter fall tritt mit solcher regelmässigkeit auf und betrifft eine so eigentümlich gr. construction, dass wol eine rein grammatische abweichung zu statuieren ist. Es ist der fall, wo im gr. zwei imperative asyndetisch nebeneinander stehen, und der Gote das asyndeton dadurch beseitigt, dass er den einen imperativ in einen infinitiv verwandelt: J. IX, 11 *gagg afþwahan*, ὕπαγε νίψαι; ebenso J. IX, 7. Mt. V, 24 *gagg ... gasibjon*, ὕπαγε... διαλλάγηθι. Mc. I, 44 *gagg þuk silban ataugjan*, ὕπαγε σεαυτὸν δεῖξον. Mc. X, 21 *hiri laistjan*, δεῦρο ἀκολούθει[2].

2. Participium.

Eine der häufigsten erscheinungen ist es, dass der Gote ein gr. participium in einen relativsatz verwandelt (z. b. J. V, 45 *ist saei wrohida izwis Moses*, ἔστιν ὁ κατηγορῶν ὑμῶν Μωσῆς oder Lc. IX, 17 *jah ushafan warþ þatei aflifnoda im*, καὶ ἤρθη τὸ περισσεῦσαν αὐτοῖς)[3].

Für grammatische abweichungen halte ich es auch, wenn der Gote die eigentümlich substantivierten praepositionalen ausdrücke mit artikel in einen relativsatz verwandelt: Lc. V, 7 *gamanam þoei wesun in anþarama skipa*, τοῖς μετόχοις τοῖς ἐν τῷ ἑτέρῳ πλοίῳ. Lc. XVII, 31 *jah saei ana haiþjai*, καὶ ὁ ἐν τῷ ἀγρῷ. Lc. IX, 61 *þaim, þaiei sind in garda meinamma*, τοῖς εἰς τὸν οἶκόν μου[4].

1) So scheint mir auch Lc. XVII, 25 nur eine grammatische abweichung vorzuliegen, durch die der Gote den infinitiv passivi widergeben wollte: *aþþan faurþis skal manag gaþulan jah uskiusada*, πρῶτον δὲ δεῖ πολλὰ παθεῖν αὐτὸν καὶ ἀποδοκιμασθῆναι.

2) Ebenso Lc. XVIII, 22. Allerdings findet sich Mt. VIII, 4. IX, 13; Mc. X, 21 auch die gr. construction nachgeahmt; Mt. XXVII, 65 das asyndeton beseitigt.

3) Lc. XVIII, 9 *qaþ þan du sumaim, þaiei silbans trauaidedun sis*, εἶπεν δὲ πρός τινας τοὺς πεποιθότας ἐφ' ἑαυτοῖς. J. VIII, 16 *ak ik jah saei sandida mik atta*, ἀλλ' ἐγὼ καὶ ὁ πέμψας με πατήρ. Mt. V, 32 *ƕazuh saei afletiþ*, πᾶς ὁ ἀπολύων. Die vielen einzelnen fälle hier aufzuführen, ist nicht erforderlich. Sie finden sich gesammelt bei Gering, Zeitschr. 5, 313. 317 fgg.

4) Hierher gehören auch fälle wie J. IX, 13 *ina ..., þana saei was blinds*, αὐτὸν ... τόν ποτε τυφλόν. Mt. X, 32. 33 *attins meinis, saei in himinam ist*, τοῦ πατρός μου τοῦ ἐν οὐρανοῖς. Lc. XVI, 10 *saei triggws ist in leitilamma*, ὁ πιστὸς ἐν ἐλαχίστῳ. Lc. II, 24 *swaswe qiþan ist*, κατὰ τὸ εἰρημένον. Man kann jedoch im

Eine besondere besprechung verlangt der gr. genitivus absolutus, da er im got. die allermannigfachsten übersetzungen erfahren hat[1].

Es findet sich nämlich als entsprechung im gotischen:

a) ein dativ, der als apposition zum dativobject des hauptsatzes steht;[2] oder ein accusativ in derselben eigenschaft[3].

b) dativus absolutus[4].

c) dativus absolutus mit *at*[5].

d) nominativus absolutus[6].

e) genitivus absolutus[7].

f) accusativus absolutus[8].

einzelnen fall schwanken, ob nicht stilistische gründe die abweichung bewirkt haben, so dass fälle, die von den hier erwähnten nicht weit abweichen, unter den stilistischen abweichungen aufgeführt sind.

1) Vgl. Gering, Zeitschr. 5, 403 fgg. und O. Lücke, Absolute participia im got. Götting. Diss. 1876.

2) Z. b. Mt. XXVII, 17 *gaqumanaim þan im, qaþ im Peilatus, συνηγμένων οὖν αὐτῶν εἶπεν αὐτοῖς ὁ Π.* (Belege Zeitschr. 5, 403).

3) Mc. V, 18 *jah inngaggandan ina in skip baþ ina, καί ἐμβαίνοντος αὐτοῦ εἰς τὸ πλοῖον παρεκάλει αὐτόν.* Lc. XV, 20 *nauhþanuh þan fairra wisandan gasalv ina atta, ἔτι δὲ αὐτοῦ μακρὰν ἀπέχοντος, ἴδεν αὐτὸν ὁ πατήρ,* wo der ganze acc. von dem hauptverb abhängt, da das pronomen nur einmal gesetzt ist.

4) Z. b. Mc. V, 35 *nauhþanuh imma rodjandin qemun fram þamma synagogafada, ἔτι αὐτοῦ λαλοῦντος ἔρχονται ἀπὸ τοῦ ἀρχισυναγώγου.* Lc. III, 1 liegt wol got. dativ der zeit vor. (Belege Zeitschr. 5, 404.)

5) Z. b. Lc. XX, 1 *at laisjandin imma þo managein in alh jah wailamerjandin, atstoþun þai gudjans, διδάσκοντος αὐτοῦ τὸν λαὸν ἐν τῷ ἱερῷ καὶ εὐαγγελιζομένου, ἐπέστησαν οἱ ἱερεῖς.* (Belege bei Grimm IV, 1083 n. a. und Zeitschr. 5, 405.)

6) Mc. VI, 21 *jah waurþans dags gatils, þan Herodis . . . nahtamat waurhta, καὶ γενομένης ἡμέρας εὐκαίρου, ὅτε Ἡρώδης . . . δεῖπνον ἐποίει.*

7) Mc. XVI, 1 *jah inwisandins sabbate dagis Marja so Magdalene jah Marja so Iakobis jah Salome usbauhtedun aromata, καὶ διαγενομένου τοῦ σαββάτου Μαρία . . . ἠγόρασαν ἀρώματα.* Grimm und G.L. setzen hier temporalen genitiv an, da *dagis* auch sonst z. b. Mc. XVI, 2 temporal steht und ein absoluter genitiv sich im got. sonst nirgends findet. Dieser auffassung schliesst sich auch Bernh. an (vgl. anm.).

8) Mt. VI, 3 *iþ þuk taujandan armaion, ni witi hleidumei þeina, σοῦ δὲ ποιοῦντος ἐλεημοσύνην μὴ γνώτω ἡ ἀριστερά σου.* Mc. VI, 22 *jah atgaggandein inn dauhtar Herodiadins jah plinsjandein jah galeikandein Heroda jah þaim miþanakumbjandam, qaþ þiudans du þizai maujai, καὶ εἰσελθούσης τῆς θυγατρὸς . . . εἶπεν ὁ βασιλεὺς τῷ κορασίῳ.* Gering (Zeitschr. 5, 397) lässt Mt. 6, 3 *þuk taujandan* von *witi* abhängen; ebenso Köhler. Mc. VI, 22 ist von Uppström *dauhtar* in *dauhtr* geändert und so ein dat. absolutus hergestellt worden. Dieser conjectur schliessen sich Gering, Heyne und Köhler an (vgl. Zeitschr. 5, 406). Als accusativ der zeit wird gewöhnlich aufgefasst Mt. XXVII, 1 *at maurgin þan waurþanana runa nemun allai gudjans, πρωΐας δὲ γενομένης συμβούλιον ἔλαβον πάντες οἱ ἀρχιερεῖς;* vgl. G.L § 247 anm. 4, Zeitschr. 5, 407 und Bernh. anm.

g) temporaler nebensatz[1].

Ob man in dieser mannigfaltigkeit nur den bald mehr bald weniger gelungenen versuch sehen soll, die dem Goten fremde construction widerzugeben, wie O. Lücke es in seiner Diss. s. 33 getan hat, oder mit Winkler (Got. casussyntax I, s. 137) besondere feinheiten des übersetzers, ist nicht zu entscheiden[2].

V. Wortstellung.

Es ist allgemein bekannt und zugegeben, wie genau der Gote sich in der wortstellung an den gr. text angeschlossen hat. Dennoch lassen sich einige regelmässig auftretende abweichungen verzeichnen.

1. Subject.

Die im gr. ziemlich häufige stellung des subjects hinter dem praedicat wird im gotischen oft vermieden (z. b. Lc. VI, 3 *wiþra ins Iesus qaþ*, πρὸς αὐτοὺς εἶπεν ὁ Ἰησοῦς; ebenso für εἶπεν ὁ Ἰησοῦς *Iesus qaþ:* Lc. IV, 8 J. VI, 10)[3].

In anderm zusammenhang steht diese abweichung Lc. V, 6 *swe natja dishnupnodedun ize*, διερρήγνυτο δὲ τὸ δίκτυον αὐτῶν. Lc. III, 23 *swaei sunus munds was Iosefis*, ὢν ὡς ἐνομίζετο υἱὸς Ἰωσήφ. Lc. VIII, 38 *þos unhulþons usiddjedun*, ἐξεληλύθει τὰ δαιμόνια. J. XVI, 19 *iþ Iesus wissuh*, ἔγνω οὖν ὁ Ἰησοῦς. Mc. I, 42 *þata þrutsfill aflaiþ af imma*, ἀπῆλθεν ἀπ' αὐτοῦ ἡ λέπρα[4].

1) Z. b. Mt. IX, 10 *biþe is anakumbida in garda*, αὐτοῦ ἀνακειμένου ἐν τῇ οἰκίᾳ. (Belege Zeitschr. 5, 407 fg.).

2) Doch meine ich, dass es Winkler nicht gelungen ist, die schlussfolgerungen Lückes zu widerlegen. Lücke stellt (s. 32) zunächst fest, dass sich die constructionen mit *at* von denen ohne *at* nicht unterscheiden. Auch sei es nicht gelungen, die rein absoluten constructionen in ihrer mannigfaltigkeit zu begründen S. 33 fährt er dann fort: „Dazu kommt, dass der Gote einerseits niemals eine absolute structur selbständig gebraucht, ohne dass sein original ihn deckte, dass er aber andrerseits die gr. absolute structur vielfach umschreibt oder umgeht. — Irgend ein grund muss doch nun aber vorliegen, warum der Gote, während er bei nicht absoluter construction im griechischen so consequent dem texte der vorlage folgt, die absoluten casus des originals willkürlich bald ändert, bald beibehält. Ich komme aus dieser klemme nicht anders heraus, als durch die annahme, dass Vulfila im falle der änderung seiner sprache zu liebe die treue anlehnung an sein original aufgab, während im andern falle die scheue ehrfurcht vor demselben doch den sieg behielt."

3) Ähnlich J. XIV, 8 *iþ Filippus qaþuh du imma*, λέγει αὐτῷ Φίλιππος. J. XIII, 37 *þaruh Paitrus qaþ du imma*, λέγει αὐτῷ Πέτρος. Auffällig ist, dass es sich in den angeführten fällen gerade um einleitungen der directen rede handelt, die auch sonst eine besondere stellung einzunehmen scheinen (vgl. s. 186 anm.).

4) In einigen fällen haben wir auch das umgekehrte, dass im got. gegen das gr. inversion vorliegt. Doch handelt es sich hier wol um stilistische motive.

2. Object.

Abweichend vom gr. stellt der Gote das object vor das praedicat: J. V, 46 *Mose galaubidedeiþ ἐπιστεύετε Μωσεῖ.* Mc. VI, 5 *handuns galagjands, ἐπιθεὶς τὰς χεῖρας.* Mc. XV, 15 *Iesu atgaf, παρέδωκεν τὸν Ἰησοῦν*[1].

3. Formwörter[2].

a) Pronomina.

Das possesivpronomen steht im got. oft gegen das gr. nach seinem substantiv: Mt. VI, 17 *salbo haubiþ þein, ἄλειψαί σου τὴν κεφαλήν* u. ö. (vgl. Koppitz, Zeitschr. 32, 444 δ)[3]. So stehen auch *is, izos, ize, izo* abweichend vom gr. nach ihrem regens (vgl. Zeitschr. 32, 446). Näher an das regens herangerückt als im gr. ist *ize* Lc. IX, 46 *þata hvarjis þau ize maists wesi, τὸ τίς ἂν εἴη μείζων αὐτῶν.* Auffällig ist danach die stellung von *izwara* Lc. XIV, 28 *izwara hvas raihtis, τίς γὰρ ἐξ ὑμῶν,* zumal sonst das fragepronomen immer an der spitze des satzes steht.

Das demonstrativpronomen *sa, so, þata* finden wir auch gegen das gr. vor seinem beziehungswort (vgl. Zeitschr. 32, 446).

Auch die stellung von *jains, sama* und *silba* ist im got. ziemlich unabhängig vom gr. text (vgl. Zeitschr. 32, 448—51).

Ebenso die stellung der pronomina indefinita: J. IX, 16 *sumai þize Fareisaie, ἐκ τῶν Φαρισαίων τινές.* Lc. VIII, 39 *and baurg alla, καθ' ὅλην τὴν πόλιν.* Mc. XIV, 53 *auhumistans gudjans allai, πάντες οἱ ἀρχιερεῖς* u. a.

Das subjectpronomen steht bisweilen abweichend vom gr. hinter dem verbum: J. VIII, 53 *hvana þuk silban taujis þu, τίνα σεαυτὸν σὺ ποιεῖς,* ebenso J. VIII, 58, XVIII, 26. Ferner J. VI, 46 *ni þatei attan selvi hvas, οὐχ ὅτι τὸν πατέρα τις ἑώρακεν.* Mt. IX, 32 *biþe ut*

1) Hier sei auch Mc. XV, 17 erwähnt, eine stelle, die wol wegen der eigentümlich gr. structur im got. eine abweichung hervorgerufen hat: *jah atlagidedun ana ina þaurneina waipja uswindandans, καὶ περιτιθέασιν αὐτῷ πλέξαντες ἀκάνθινον στέφανον.* In der stelle Mc. III, 2 *jah witaidedun imma, hailidediu sabbato daga, καὶ παρετηροῦντο αὐτόν, εἰ τοῖς σάββασιν θεραπεύσει* ist die änderung der wortstellung im got. durch das angehängte *-u* veranlasst.

2) Um alle abweichungen in der wortstellung zusammenzufassen, ist die stellung der formwörter, über die im übrigen cap. II (s. 183) zu vergleichen ist, hier behandelt worden. Was dort von den formwörtern im allgemeinen gesagt wird, ist auch bei diesen abweichungen in betracht zu ziehen.

3) Die statistiken in der arbeit von Koppitz sind so vollständig, dass ein verweis auf sie auch im folgenden meist genügt.

usiddjedun eis, αὐτῶν δὲ ἐξερχομένων. J. VI, 7 *þei nimai ƕarjizuh leitil*, ἵνα ἕκαστος βραχύ τι λάβῃ, wo man auch annehmen kann, dass *nimai* seine stellung geändert hat. In participialconstructionen findet sich umstellung von verb und pronomen ebenfalls: Mc. XIV, 58 *qiþandan ina*, αὐτοῦ λέγοντος. Lc. VII, 6 *ni fairra wisandin imma* αὐτοῦ οὐ μακρὰν ἀπέχοντος.

Got. subjectpronomen steht gegen das gr.[1] vor dem verbum: J. XVIII, 25 *iþ is afaiaik*, ἠρνήσατο οὖν ἐκεῖνος. J. XI, 4 *iþ is gahausjands qaþ*, ἀκούσας δὲ ὁ Ἰησοῦς εἶπεν. Mc. II, 15 *biþe is anakumbida*, ἐν τῷ κατακεῖσθαι αὐτόν. Lc. IX, 13 *weis gaggandans*, πορευθέντες ἡμεῖς.

Das objectpronomen steht oft abweichend vom gr. hinter dem verbum: Mt. V, 25 *ibai ƕan atgibai þuk sa andastaua stauin*, μήποτέ σε παραδῷ ὁ ἀντίδικος τῷ κριτῇ[2]. Nicht selten findet sich auch das objectpronomen gegen das gr. vor dem verbum: Lc. I, 22 *du im rodjan*, λαλῆσαι αὐτοῖς[3].

Noch zu erwähnen bleiben zwei fälle von präpositionalen casus: J. XIX, 6 *iþ ik fairina in imma ni bigita*, ἐγὼ γὰρ οὐχ εὑρίσκω ἐν αὐτῷ αἰτίαν. Lc. XV, 17 *qimands þan in sis*, εἰς ἑαυτὸν δὲ ἐλθών.

Pronomina, die im gr. zusammenstehen, werden im got. bisweilen getrennt: J. XVIII, 26 *þuk saƕ ik*, ἐγώ σε εἶδον. J. XVIII, 22 *iþ þata qiþandin imma*, ταῦτα δὲ αὐτοῦ εἰπόντος. J. XVII, 6 *mis atgaft ins*, ἐμοὶ αὐτοὺς ἔδωκας. J. VIII, 53 *silban tawjis þu*, σεαυτὸν σὺ ποιεῖς. Lc. VIII, 30 *ƕa ist namo þein*, τί σοί ἐστιν ὄνομα[4].

In anderen fällen zeigt sich eine neigung des Goten, das pronomen näher an das verbum zu ziehen: Lc. II, 44 *hugjandona in gasinþjam ina wisan*, νομίσαντες δὲ αὐτὸν ἐν τῇ συνοδίᾳ εἶναι. Lc. I, 14 *wairþiþ þus faheds*, ἔσται χαρά σοι. Mc. XIV, 44 *gaf . . . im bandwon.* δεδώκει . . . σύσσημον αὐτοῖς.

Bisweilen ist die negation der grund zur veränderung der stellung:

J. XV, 24 *anþar ainshun ni gatawida*, οὐδεὶς ἄλλος ἐποίησεν. Lc. VIII, 51 *ni fralailot ainohun inngaggan*, οὐκ ἀφῆκεν εἰσελθεῖν οὐδένα. Lc. XV, 16 *jah manna imma ni gaf*, καὶ οὐδεὶς ἐδίδου αὐτῷ. Mc. XVI, 8 *ni qeþun mannhun waiht*, οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον.

1) Unter der voraussetzung, dass die betreffenden codd. die got. vorlage bildeten!

2) Die fälle sind recht zahlreich: Mt. VI, 24. IX, 18; Lc. VIII, 28, X, 16, XIV, 12, XIX, 48; Mc. II, 8, VIII, 27, IX, 18, X, 49, XII, 5, XIV, 65; J. XII, 4, XVIII, 30.

3) Vgl. ferner J. XII, 6, XIII, 38, XIV, 15, XVI, 25; Lc. IV, 11, XX, 8; Mc. VII, 7, VIII, 2. 26.

4) Auch kommt es vor, dass sie im got. nur den platz tauschen: Lc. VII, 36 *baþ þan ina sums*, ἠρώτα δέ τις αὐτόν. J. XVI, 30 *þuk ƕas fraihnai*, τίς σε ἐρωτᾷ.

Die verwandlung des gr. participiums oder infinitivs in einen nebensatz hat die änderung in der stellung bewirkt: J. XI, 33 *Iudaiuns þaiei qemun miþ izai gretandans*, τοὺς συνελθόντας αὐτῇ Ἰουδαίους κλαίοντας. J. XVII, 5 *þanei habaida at þus, faurþizei sa fairhvus wesi*, ᾗ εἶχον πρὸ τοῦ τὸν κόσμον εἶναι παρὰ σοί.

b) Partikeln.

Es bleibt besonders auch bei diesen abweichungen stets zu berücksichtigen, dass wir die vorlage des Goten nicht kennen, sondern nur annähernd zu reconstruieren vermögen: J. VII, 51 *nibai faurþis hauseiþ fram imma*, ἐὰν μὴ ἀκούσῃ παρ' αὐτοῦ πρότερον. Mc. I, 19 *jah jainþro inngaggands framis*, καὶ προβὰς ἐκεῖθεν. J. XI, 17 *juþan fidwor dagans*, τέσσαρας ἡμέρας ἤδη. Mt. IX, 27 *Iesua jainþro*, ἐκεῖθεν τῷ Ἰησοῦ. Mt. IX, 33 *swa uskunþ was*, ἐφάνη οὕτως. Mc. XV, 12 *aftra andhafjands*, ἀποκριθεὶς πάλιν.

Über die stellung der conjunctionen im got., die häufig vom gr. abweicht, vgl. Koppitz, Zeitschr. 33, 25—44. Die wichtigsten fälle sind: Gegen das gr. an erster stelle steht *aiþþau, ak* (J. XVI, 27), *allis* (Mc. XII, 25), *aþþan, auk* (J. IX, 30), *iþ, jah, sweþauh* (Mc. X, 39), *þanuh, þaruh, unte*. Gegen das gr. an zweiter stelle steht *þan, þau* (J. VIII, 19), *-uh*. Gegen das gr. an dritter stelle steht *auk, raihtis, þan, nu* (bei negationen). Gegen das gr. an vierter stelle steht *nu* (Lc. XX, 33).

Andere abweichungen in der stellung treten besonders da ein, wo im got. zwei partikeln zusammentreffen: *iþ biþe*, ὅτε δέ (Mc. IV, 10); *iþ jabai*, ἐὰν οὖν; *nu jabai*, ἐὰν γάρ; *jah jabai*, εἰ καί. J. XVIII, 7 *paþroh þan ins aftra*, πάλιν οὖν αὐτούς. J. XVI, 16 *leitil nauh jah ni*, μικρὸν καὶ οὐκέτι u. ö.

c) Negation.

Die stellung der negation im got. weicht darin häufig von der gr. ab, dass die negation enger an das praedicat gezogen wird: Mc. I, 45 *swaswe is juþan ni mahta*, ὥστε μηκέτι αὐτὸν δύνασθαι[1].

Besonders zu beachten ist auch die stellung der negation bei *hvashun, mannahun* u. a, wo die gr. vorlage stärker eingewirkt hat (Zeitschr. 33, 16 fg.)[2].

1) Eine genaue aufstellung aller abweichungen vom gr. text in dieser beziehung findet sich Zeitschr. 33, 12 fgg.

2) Lc. VIII, 12 ist durch die stellung der negation beim verbum ein ganz falscher sinn herausgekommen: *ei galaubjandans ni ganisaina*, ἵνα μὴ πιστεύσαντες σωθῶσιν. Vielleicht um die negation besonders hervorzuheben, ist sie J. XIV, 22 umgestellt: *iþ þizai manasedai ni*, καὶ οὐχὶ τῷ κόσμῳ.

d) Verbum substantivum.

Häufig steht im got. das verbum substantivum gegen das gr. vor dem subject oder praedicatsnomen, z. b. Mc. II, 19 *und þatei miþ im ist bruþfaþs, ἐν ᾧ ὁ νυμφίος μετ' αὐτῶν ἐστιν.* Mc. XIII, 28 *nehva ist asans, ἐγγὺς τὸ θέρος ἐστίν.* Lc. X, 7 *wairþs auk ist waurstuja mizdons seinaizos, ἄξιος γὰρ ὁ ἐργάτης τοῦ μισθοῦ αὐτοῦ ἐστιν.* Lc. XVIII, 3 *wasuþ þan jah widuwo, χήρα δὲ ἦν.* Lc. IX, 18 *qiþand wisan þos manageins, λέγουσιν οἱ ὄχλοι εἶναι.* Lc. XIX, 17 *in leitilamma wast triggws, ἐν ἐλαχίστῳ πιστὸς ἐγένου.* Mc. VII, 4 *ist manag, πολλά ἐστιν.*

Vorgestellt ist das verbum subst.: Lc. IX, 48 *unte sa minnista wisands in allaim izwis, ὁ γὰρ μικρότερος ἐν πᾶσιν ὑμῖν ὑπάρχων*[1].

In einigen fällen steht auch das verbum subst. im got. hinter dem subject oder praedicatsnomen: Mc. XII, 37 *imma sunus ist, ἐστὶν υἱὸς αὐτοῦ.* J. XVIII, 25 *iþ Seimon Paitrus was, ἦν δὲ Σίμων Πέτρος.* Lc. VIII, 11 *aþþan þata ist, ἔστιν δὲ αὕτη.* Lc. II, 25 *ahma weihs was, πνεῦμα ἦν ἅγιον.* Lc. VI, 47 *galeiks ist, ἐστὶν ὅμοιος*[2].

Capitel II.

Schwankungen der übersetzung im gebrauch der formwörter.

Eine besondere stellung nehmen in der übersetzungstechnik naturgemäss die formwörter ein (artikel, pronomina, partikeln). Sie stellen das gebiet dar, auf dem sich abweichungen auch bei der treusten übersetzung ergeben müssen, so dass es kaum möglich ist zu entscheiden, in welchen fällen stilistische motive gewirkt haben. Dazu kommt noch, dass wir nie mit sicherheit die gr. vorlage des Goten in diesem punkt bestimmen können. Fr. Kauffmann sagt in seinen Beiträgen zur quellenkritik der got. bibelübersetzung, Zschr. 31, 187: „Für jede bibelhandschrift muss ein gewisser spielraum gelassen werden im gebrauch der formwörter (artikel, pronomina, partikeln). Es ist unmöglich, eine feste richtschnur des usus zu finden; es ist also unbillig, an die gotische fassung strengere anforderungen zu stellen wie an die übrigen bibeltexte. Man wird im allgemeinen ohne weiteres voraussetzen dürfen, dass dem übersetzer der ihm eigene bestand von seiner unmittelbaren griechischen vorlage geliefert worden ist."

Lateinischer einfluss und der von parallelstellen wird gewiss auch oft anzusetzen sein, doch lässt sich hierüber schwer bestimmtes ausmachen.

1) Vielleicht nicht um umstellung des verbum subst., sondern des pronomens handelt es sich J. XII, 2 *was sums, εἷς ἦν.* Lc. XVIII, 2 *staua was sums, κριτής τις ἦν.*

2) Verlesen ist der gr. text Mc. XIII, 29 *sijuþ, ἐστιν* (geles. *ἐστέ*).

1. Artikel.

Der got. artikel ist viel seltener als der gr. Eine sammlung der stellen, an denen im got. gegen das gr. kein artikel steht, findet sich bei Eckhardt, Über die syntax des got. relativpronomens, Diss., Halle 1875, s. 45fgg. Vgl. im übrigen Bernhardt, Der artikel im got., Progr., Erfurt 1874.

Im allgemeinen erhält (z. b. bei einer verbindung von nomen und attribut) im got. nur das attribut den artikel, während im gr. der artikel auch vor das nomen gesetzt wird; vgl. Gering, Zeitschr. 5, 311[1].

Got. *sa* übersetzt demgemäss gr. αὐτὸς — ὁ, ὁ — αὐτὸς, ὁ — ἐκεῖνος, ἐκεῖνος — ὁ; vgl. Schulze, Glossar s. 355 und 356.

Nur in ganz wenigen fällen steht im got. der artikel gegen das gr.: Lc. III, 14 *frehun þan ina jah þai militondans qiþandans*, ἐπηρώτων δὲ αὐτὸν καὶ στρατευόμενοι λέγοντες, um das participium zu substantivieren. Lc. XX, 20 *insandidedun fcrjans þans us liutein taiknjandans sik garaihtans wisan*, ἀπέστειλαν ἐγκαθέτους ὑποκρινομένους ἑαυτοὺς δικαίους εἶναι, wo das nachfolgende attribut im got. gewohnheitsmässig den artikel erhält. Mc. I, 7 *qimiþ swinþoza mis sa afar mis*, ἔρχεται ὁ ἰσχυρότερός μου ὀπίσω μου[2].

Sonst ist noch an abweichungen in bezug auf den artikel zu erwähnen, dass im got. attribute, die einer person in der directen anrede beigelegt werden, durch das persönliche pronomen, im gr. durch den artikel angefügt werden; z. b. Lc. VI, 25 *wai izwis jus sadans nu*, οὐαὶ ὑμῖν οἱ ἐμπεπλησμένοι. Lc. VI, 20. 21 *audagai jus unledans*, μακάριοι οἱ πτωχοί, *audagai jus gredagans*, μακάριοι οἱ πεινῶντες, *audagai jus gretandans*, μακάριοι οἱ κλαίοντες. Lc. X, 15 *jah þu K. þu und himin ushauhido*, καὶ σὺ K. ἡ ἕως τοῦ οὐρανοῦ ὑψωθεῖσα. Mt. VI, 9 *atta unsar þu in himinam*, πάτερ ὑμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς.

2. Pronomina.

a) Personalpronomina.

aa) Gegen das gr. zugesetzt.

Besonders das personalpronomen als subject findet sich im got. zugesetzt. Für die erste und zweite person sind es folgende stellen: *ik* zugesetzt: Mc. I, 7, XII, 36; Lc. III, 16, VI, 42, XIX, 13, XX, 43;

1) Ausnahmen kommen auch hier vor, z. b. Mc. III, 3 *jah qaþ du þamma mann þamma gaþaursana habandin handu*, καὶ λέγει τῷ ἀνθρώπῳ τῷ ἐξηραμμένην ἔχοντι τὴν χεῖρα; so noch Lc. IV, 22; J. VI, 27 u. ö.

2) Die abweichung im got. ist vielleicht durch Mt. III, 11 ὁ δὲ ὀπίσω μου ἐρχόμενος oder J. I, 27 ὁ ὀπίσω μου ἐρχόμενος hervorgerufen; vgl. Bernh. anm.

J. IX, 11. 25, XIII, 20. 34, XIV, 28. 31, XV, 12. 15, XVI, 16. *þu* zugesetzt: Mc. I, 24; J. XIII, 38 (wo Wulfila für gr. *οὐ* vielleicht *σύ* las), J. XVI, 30. *weis* zugesetzt: Mc. XIV, 63; J. XVIII, 30. *jus* zugesetzt: Mt. XXV, 41; Lc. X, 23, XVII, 6; J. XIV, 28.

Weit häufiger ist es, dass der Gote das personalpronomen der dritten person einführt; vgl. G.L. § 199b.

Oft kommt es aber auch vor, dass das personalpronomen als object (im weiteren sinne) zugesetzt ist[1]. *ize* findet sich gegen das gr.: J. XVI, 4; Mc. V, 37.

bb) Gegen das gr. fortgelassen.

Hier handelt es sich um weit weniger fälle.

Als subject ist das personalpronomen in folgenden fällen fortgelassen: *ἐγώ* Lc. XIX, 23; J. XIII, 14; *ὑμεῖς* J. VIII, 46; *αὐτὸς* Lc. XIX, 2.

Ausserdem pflegt der Gote die phrase *ὁ δὲ εἶπεν* durch *þaruh qaþ* widerzugeben: Mc. X, 20, XVI, 6; Lc. III, 13, VIII, 30. 52, X, 26, XIV, 16, XV, 31, XVI, 6. Dagegen J. VI, 20 *þaruh is qaþ, ὁ δὲ λέγει.*

In participialconstructionen fehlt das personalpronomen Lc. VII, 42 *ni habandam þan, μὴ ἐχόντων δὲ αὐτῶν* (sonst wird *αὐτῶν* durch *im* gegeben) und Lc. XV, 20 *fairra wisandan gasalv ina atta, αὐτοῦ μακρὰν ἀπέχοντος ἴδεν αὐτὸν ὁ πατήρ*, da hier im got. eine andere construction gewählt ist.

Als object bleibt das personalpronomen häufiger fort, doch nur in der dritten person: *αὐτῷ* Mt. IX, 14; J. VI, 8, IX, 26, XIII, 36. 38, XVI, 29, XVIII, 23; Lc. XIV, 18; Mc. XI, 7. *αὐτῇ* J. XI, 25. *αὐτόν* Mc. I, 40, X, 17, XIV, 44. *αὐτό* Lc. IX, 47. *αὐτοῖς* Mc. X, 3; J. VI, 20, VII, 16, X, 25; Lc. III, 11. *αὐτούς* Mc. X, 6[2].

Selbstverständlich ist, dass der Gote, wenn er gr. unpersönliche verba durch persönliche oder infinitivconstructionen durch verba finita übersetzt, die im gr. stehenden personalpronomina nicht besonders durch got. widergibt; vgl. G.L. § 199 anm. 3.

1) Da diese fälle bei G.L. nicht gesammelt sind, finden sie sich hier zusammengestellt. Für die erste und zweite person sind es folgende: *mik* Lc. IV, 7; J. XV, 24. *mis* Lc. VII, 44, XV, 12. *þus* Lc. VII, 48. *unsis* Mc. X, 4. Für die dritte person sind die fälle sehr zahlreich: *imma* Lc. V, 14, VII, 11, XVIII, 40; Mc. VII, 28, XIV, 47; J. IX, 6. *ina* Mc. XII, 1, XV, 31; Lc. VI, 16. *im* Mc. X, 29; Lc. IV, 41. *ins* Lc. VII, 19. *du imma* Lc. IX, 12. 13. *du im* Lc. IX, 55. *ana im* J. VII, 39.

2) Nach Kauffmann (Zeitschr. 31, 189) ist zu lesen: J. VI, 15 *jah wilwan ina, καὶ ἁρπάζειν αὐτόν.* J. VII, 12 *jah birodeins mikila was bi ina, καὶ γογγυσμὸς πολὺς ἦν περὶ αὐτοῦ.*

Fortgelassen ist das gr. personalpronomen im genitiv Mt. IX, 16; J. XVI, 17 (*αὐτοῦ*); Mc. VII, 25 (*αὐτῆς*)[1].

cc) Pronomen reciprocum, *sama* und *silba*.

Gr. *ἑαυτοῦ* gibt der Gote an verschiedenen stellen durch das pronomen reciprocum (*sis misso);* z. b. Mc. I, 27 *swaei sokidedun miþ sis misso qiþandans, ὥστε συνζητεῖν πρὸς ἑαυτοὺς λέγοντας;* so noch Mc. IX, 10, XI, 31, XVI, 3; J. VII, 35, XII, 19. Vgl. G.L. § 200, anm. 7. Mt. XI, 16 wird *καὶ προσφωνοῦσι τοῖς ἑτέροις* gegeben durch *anþar anþa*[*rana*].

Während das gr. reflexivum *ἑαυτοῦ* gewöhnlich durch das got. personalpronomen verbunden mit *silba* übersetzt wird, ist an einigen stellen *silba* fortgelassen: Lc. XVI, 9, XVII, 14; J. XII, 8. 32; vgl. G. L. § 200 anm. 6.

Sama übersetzt auch gr. *εἷς*, z. b. Lc. XVII, 34 *ana ligra samin, ἐπὶ κλίνης μιᾶς*, ebenso Mc. X, 8 (vgl. G.L. § 198 anm. 2b).

b) Relativ- und demonstrativpronomina.

aa) Gegen das gr. zugesetzt.

Wenn adverbiale ausdrücke und participien mit artikel im got. durch relativsätze widergegeben werden, so tritt gegen das gr. oft das demonstrativpronomen *sa* vor den relativsatz (z. b. Mc. V, 15 *þana saei habaida, τὸν ἐσχηκότα.* Lc. IX, 61 *þaim þaiei sind in garda meinamma, τοῖς εἰς τὸν οἶκόν μου*)[2].

Seltener wird das demonstrativ zugesetzt, wenn schon im gr. ein relativsatz steht (z. b. Mt. V, 32 *jah sa izei afsatida liugaiþ, καὶ ὃς*

1) Schon bei der stellung von subject und praedikat kam es vor, dass die formelhaften sätze, welche eine directe rede einleiten, besonders oft abweichungen zeigen. Noch deutlicher tritt dies beim zusetzen und fortlassen der personalpronomina hervor. Von den angeführten stellen handelt es sich, sehen wir von dem schon erwähnten *þaruh qaþ* ab, noch in 17 fällen um solche einleitungsformeln der directen rede. Es sind dies unter den zusätzen: Mc. VII, 28 (*imma*); Mc. X, 29 (*im*); Lc. IX, 13 (*du imma*); Lc. IX, 55 (*du im*). Unter den auslassungen: J. VI, 8, IX, 26, XIII, 36. 38, XVI, 29, XVIII, 23; Lc. XIV, 18 (*αὐτῷ*); J. XI, 25 (*αὐτῇ*); Mc. X, 3, J. VI, 20, VII, 16, X, 25; Lc. III, 11 (*αὐτοῖς*), so dass z. b. von *αὐτῷ* alle stellen aus dem Johannesevangelium hierunter fallen, von *αὐτοῖς* überhaupt alle fälle. Eine zusammenstellung solcher abweichenden einführungsformeln gibt Kauffmann für das Johannesevangelium Zeitschr. 31, 186 („Das wesentliche dieser gruppe ist die formelhaftigkeit und diese erklärt und entschuldigt zugleich das verhalten des einzelnen autors").

2) Andere fälle bei Schulze, Glossar s. 369.

ἐὰν ἀπολελυμένην γαμήσῃ. J. XVII, 9 *ak bi þans þanzei atgaft mis*, ἀλλὰ περὶ ὧν δέδωκάς μοι. Lc. I, 4 *ei gakunnais þize bi þoei galaisiþs is waurde astaþ*, ἵνα ἐπιγνῷς περὶ ὧν κατηχήθης λόγων ἀσφάλειαν. Lc. VII, 43 *þana gawenja þammei managizo fragaf*, ὑπολαμβάνω ὅτι ᾧ τὸ πλεῖον ἐχαρίσατο)[1].

Um einen conjunctionalsatz handelt es sich J. XVI, 9 *bi frawaurht raihtis þata, þatei ni galaubjand*, περὶ ἁμαρτίας μέν, ὅτι οὐ πιστεύουσιν[2].

Einfluss des nebensatzes liegt auch wol vor J. XVIII, 13 *sa was auk swaihra . . . saei*, ἦν γὰρ πενθερὸς . . . ὅς. Mc. XI, 23 *ak galaubjai þata, ei þatei qiþiþ gagaggiþ*, ἀλλὰ πιστεύσῃ ὅτι ἃ λέγει γίνεται.

bb) Gegen das gr. fortgelassen.

Lc. XV, 32 *broþar þeins*, ὁ ἀδελφός σου. οὗτος. Mc. IV, 16 *jah sind*, καὶ οὗτοί εἰσιν.

cc) Sonstige abweichungen.

Gr. relativpronomen ist im got. durch demonstrativum vertreten (ohne relativpartikel), z. b. Lc. XVII, 12 *taihun þrutsfillai mans, þaih gastoþun fairraþro*, δέκα λεπροὶ ἄνδρες, οἳ ἔστησαν πόρρωθεν. Lc. XVI, 20 *Lazarus, sah atwaurpans was du daura is banjo fulls*, Λάζαρος, ὃς ἐβέβλητο πρὸς τὸν πυλῶνα αὐτοῦ εἱλκωμένος. Lc. II, 37 *soh þan widuwo jere ahtautehund jah fidwor, soh ni afiddja fairra alh*, καὶ αὐτὴ χήρα ἐτῶν ὀγδοήκοντα τεσσάρων, ἣ οὐκ ἀφίστατο ἀπὸ τοῦ ἱεροῦ u. ö.[3].

Umgekehrt tritt bisweilen got. relativpronomen für gr. demonstrativum ein (z. b. Mt. XXVII, 46 *þatei ist*, τοῦτ' ἔστιν).

In andern fällen steht got. relativpronomen für gr. interrogativum: J. VI, 6 *wissa þatei habaida taujan*, ᾔδει τί ἔμελλεν ποιεῖν

1) Lc. VIII, 15 *þai sind, þai izei in hairtin godamma* . . . οὗτοί εἰσιν οἵτινες ἐν καρδίᾳ καλῇ, ist das zweite *þai* vor *izei* zugesetzt, um gr. οἵτινες widerzugeben. Ebenso Mc. IX, 1 *þai izei ni kausjand dauþaus*, οἵτινες οὐ μὴ γεύσωνται θανάτου. So übersetzt got. *salvazuh saei* gr. πᾶς ὅστις, z. b. Mt. X, 32 *salvazuh nu saei andhaitiþ mis*, πᾶς οὖν ὅστις ὁμολογήσει ἐν ἐμοί, ferner got. *þatalvah þei* gr. ὃ ἐάν, z. b. J. XV, 7 *þatalvah þei wileiþ*, ὃ ἐὰν θέλητε (vgl. auch J. XV, 16) und ähnliches.

2) G. L. hat *þata* angezweifelt und Bernhardt lässt es mit berufung auf G. L. fort. Vgl. dazu die ausführung bei Klinghardt (Die syntax der got. partikel *ei*, Zeitschrift 8, 293 fg.), der *þata* verteidigt und seine syntaktische bedeutung erklärt.

3) Um den ersatz einer relativen conjunction durch eine got. demonstrative handelt es sich J. XVI, 25 *þanuh izwis ni þanaseiþs in gajukom rodja*, ὅτε οὐκέτι ἐν παροιμίαις λαλήσω ὑμῖν.

oder auch für gr. indefinitum: J. III, 3 *niba saei, ἐὰν μή τις*, (ebenso J. III, 5, XV, 6). Eigentümlich got. ist die form des relativums, das sich auf eine erste oder zweite person bezieht (z. b. Mc. I, 11 *in þuzei, ἐν ᾧ*, ebenso Lc. III, 22. Lc. XVI, 15 *jus sijuþ, juzei, ὑμεῖς ἐστε οἱ*; vgl. G.L. § 203, 2)[1].

c) Possessivpronomen.

Das got. possessivpronomen gibt in einigen fällen den dat. des gr. persönlichen pronomens wider, z. b. Mc. V, 9 *ƕa namo þein? jah qaþ du imma : namo mein laigaion, τί ὄνομά σοι; καὶ λέγει αὐτῷ Λεγεὼν ὄνομά μοι*; ebenso Lc. VIII, 30. Hierher gehört auch Mc. V, 26 *allamma seinamma, τὰ παρ' αὐτῆς πάντα*[2].

Oft steht im got. das possessivpronomen, wo sich im gr. nur der artikel findet: Mt. V, 24 *aflet jainar þo giba þeina, ἄφες ἐκεῖ τὸ δῶρον.* So noch Lc. VII, 44, X, 22. 23, XV, 12, XVIII, 13; J. XI, 16, XIV, 31 (vgl. G.L. § 201, 3).

Fortgelassen ist das possessivum J. VII, 3 *þai siponjos, οἱ μαθηταί σου.* Lc. V, 23 *þus frawaurhteis, σοι αἱ ἁμαρτίαι σου.* Mt. V, 31 *ƕazuh saei afletai qen, ὃς ἂν ἀπολύσῃ τὴν γυναῖκα αὐτοῦ.*

d) Interrogativpronomen.

Die gr. doppelfrage wird nicht nachgeahmt: Mc. XV, 24 *ƕarjizuh ƕa nemi, τίς τί ἄρῃ.* Lc. XIX, 15 *ƕa ƕarjizuh gawaurhtedi, τίς τί διεπραγματεύσατο*[3].

e) Pronomen indefinitum.

Gr. *τις* ist fortgelassen: Lc. I, 5 *gudja, ἱερεύς τις.* Lc. X, 30 *manna, ἄνθρωπός τις.* Lc. VIII, 2 *qinons, γυναῖκές τινες.* Lc. VII, 19 *twans siponje, δύο τινὰς τῶν μαθητῶν*[4].

1) *Swaleiks* scheint ausgefallen zu sein: Mc. X, 14 *unte þize ist, τῶν γὰρ τοιούτων ἐστίν*, da *τοιούτων* sonst durch *þize swaleikaize* gegeben wird, z. b. Lc. XVIII, 16.

2) Auch gr. *ἴδιος* übersetzt der Gote mit dem possessivpronomen: Mt. IX, 1 *jah qam in seinai baurg, καὶ ἦλθεν εἰς τὴν ἰδίαν πόλιν;* so Lc. II, 3, VI, 41; J. VII, 18.

3) Nicht ganz genau ist übersetzt: J. XVIII, 21 *ƕis mik fraihnis, τί με ἐρωτᾷς.* J. XIII, 18 wird gr. relativpronomen durch got. interrogativpronomen gegeben: *wait ƕarjans gawalida, οἶδα οὓς ἐξελεξάμην.*

4) Eigentümlich ist die übersetzung von *τις* durch *sums manne:* Lc. VIII, 49; Mc. XV, 21.

f) Genus, numerus, casus und person des pronomens.

Ein demonstrativ-, interrogativ- oder relativpronomen als subject, das im gr. im genus des praedikatsnomens steht, ist im got. neutrum: Mc. VI, 3 *niu þata ist sa timrja, οὐχ οὗτός ἐστιν ὁ τέκτων* (vgl. G.L. § 208, 2)[1].

Ferner stehen got. pronomina, die zwei personen verschiedenen geschlechts bezeichnen, nicht wie im gr. im masculinum, sondern im neutrum: Lc. II, 6 *miþþanei þo wesun jainar, ἐν τῷ εἶναι αὐτοὺς ἐκεῖ* (vgl. G.L. § 208, 3). Das genus der pronomina richtet sich im übrigen natürlich nach dem beziehungswort und ist im got. selbständig[2].

Im numerus der pronomina sind folgende abweichungen zu verzeichnen: Lc. II, 34 *jah þiuþida ina Symaion, καὶ εὐλόγησεν αὐτοὺς Συμεών*[3]. Lc. I, 65 *þaim bisitandam ina, τοὺς περιοικοῦντας αὐτούς.*

Die gr. attraction des relativums vermeidet der Gote in seiner übersetzung; z. b. J. XV, 20 *gamuneiþ þis waurdis þatei ik qaþ, μνημονεύετε τοῦ λόγου οὗ ἐγὼ εἶπον.* Die fälle sind ziemlich zahlreich: J. XVII, 5. 9; Lc. I, 20, XV, 16, XVII, 30; Mc. XIII, 19 (vgl. G.L. § 266 anm. 1)[4].

In casus und numerus sinngemäss übersetzt ist Lc. IV, 6 *þata waldufni þize allata, τὴν ἐξουσίαν ταύτην ἅπασαν*[5].

3. Partikeln.

Behandelt werden im folgenden nur die beiden fälle, dass im got. partikeln zugesetzt oder fortgelassen sind, da über änderungen in der stellung schon s. 182 gehandelt ist.

1) Doch kommt auch der anschluss an den gr. sprachgebrauch vor: Mc. IX, 7 *sa ist sunus meins sa liuba, οὗτός ἐστιν ὁ υἱός μου ὁ ἀγαπητός.*

2) Auffällig sind demgegenüber Mc. XV, 16 *iþ gadrauhteis gatauhun ina innana gardis, þatei ist praitoriaun, οἱ δὲ στρατιῶται ἀπήγαγον αὐτὸν ἔσω τῆς αὐλῆς, ὅ ἐστιν πραιτώριον* und Mc. XV, 42 *unte was paraskaiwe, saei ist fruma sabbato, ἐπειδὴ ἦν παρασκευή, ὅ ἐστιν προσάββατον,* wo sich das genus des relativs nicht nach dem beziehungswort, sondern nach dem praedicatsnomen des relativsatzes richtet.

3) Massmann vermutete *ija.*

4) Auch sonst umgeht der Gote gr. attraction: Lc. I, 72. 73 *gamunan triggwos weihaizos seinaizos, aiþis þanei swor, μνησθῆναι διαθήκης ἁγίας αὐτοῦ, ὅρκον ὃν ὤμοσεν.* Mc. XII, 10 *stains þammei . . . sah, λίθον, ὃν . . . οὗτος,* ebenso Lc. XX, 17.

5) Um verlesungen oder corrumpierungen des gr. textes handelt es sich Lc. XV, 8 *suma, τίς* (für *τις*). Lc. VIII, 14 *þaiei gahausjandans, οἱ ἀκούσαντες* (οἵ) vgl. Bernh. anm. Lc. IX, 31 *þai gasaiwanans, οἳ ὀφθέντες* (οἱ). J. XIII, 38 *þu, οὐ* (σύ). Mc. IV, 8 *ain, ἐν,* dreimal (ἓν), vgl. *itvg.*, ebenso Mc. IV, 20. Mc. XII, 13 *sumai, τινάς,* wo wahrscheinlich *τινές* gelesen wurde.

1. Partikeln sind gegen das gr. zugesetzt:

jah: Mc. XIV, 66 (pleonast.); Mt. XXV, 40; Mc. III, 35; J. VIII, 25, IX, 15, XI, 35; Lc. VI, 38, VIII, 2, IX, 59, XVIII, 3. 12.

uh: Mt. XXVII, 65; Mc. XVI, 7; J. VII, 41, IX, 9. 16. 17. X, 21. In doppelfragen: Mt. XI, 3; J. VII, 17; Mc. XI, 30; Lc. XX, 4. Pleonastisch: Mc. VIII, 1; Lc. XV, 26; J. XI, 31[1].

þatei: Lc. XVII, 34, IV, 25, VIII, 20.

þei: J. XIII, 38.

ei: J. XIII, 29 (pleonast.). Lc. VI, 12 (= καί). Zwischen zwei imperativen ebenfalls im sinne von καί: Mt. XXVII, 49; Mc. VIII, 15, XV, 36. Im sinne von ὅτι: Mt. X, 23. 42. Im sinne von ὅπως: Mt. VIII, 4, IX, 30; Mc. I, 44. Nach *wiljan:* Mt. XXVII, 17; Lc. IX, 54, XVIII, 41; Mc. X, 51, XIV, 12, XV, 12.

iþ: Mt. V, 19; Mc. XV, 31; Lc. XVIII, 8; J. VI, 58, VII, 8. 23. 29; VIII, 15. 23, IX, 12. 25, XI, 29, XIV, 8. 24, XV, 5.

aþþan: Lc. XVII, 22, XVIII, 8; J. XV, 7.

allis: Mt. V, 39 (nach V, 34?).

þan: Mc. X, 28; J. XI, 25; Lc. II, 2. 37, VII, 8, VIII, 8, IX, 3, XVII, 3[2].

þanuh: Lc. I, 26; J. IX, 28, XIII, 36, XVIII, 24. 38.

nu: J. XIII, 32.

þannu: Mc. XIV, 6.

þaruh: J. XIII, 37, XIV, 5. 9. 22, XVI, 29, XVIII, 5.

sai: J. VII, 48; Mc. X, 23.

Sehr oft stehen nun zwei got. partikeln tautologisch für eine gr., so dass man von einem wirklichen zusatz nicht reden kann. Besonders *þan* verbindet sich gerne mit andern partikeln (vgl. G. L. § 284, 2)[3].

1) Ausserdem tritt *uh* sehr häufig in verbindung mit andern partikeln auf; vgl. Zeitschr. 33, 27.

2) Temporal: Mc. IV, 35; J. VII, 33; Lc. II, 42, III, 16; XVI, 23.

3) *jah þan* = δὲ J. XI, 42, XIV, 21, XVIII, 18
= καὶ J. XIV, 3. 7.
ei jah = καὶ Lc. VIII, 1.
iþ þan = δὲ Mt. XXVII, 46; Lc. VII, 50, XVII, 15; J. VIII, 59.
þan auk = δὲ J. XII, 10.
þaþroh þan = ἔπειτα Mc. VII, 5; Lc. XVI, 7; J. XI, 7.
= οὖν J. III, 25, XVIII, 7.
þaruh þan = δὲ Lc. VIII, 23.
iþ sweþauh = πλὴν Lc. XVIII, 8.
aþþan sweþauh = πλὴν Lc. XIX, 27.

Drei got. partikeln für eine gr. stehen J. XII, 10 *munaidedunuþ þan auk*, ἐβουλεύσαντο δέ[1].

2. Partikeln sind gegen das gr. fortgelassen:

δέ: Mc. VII, 36, X, 27, XI, 8; Lc. II, 44, X, 5; J. VIII, 46. 50, XII, 37, XVI, 20.

μέν: Lc. III, 18, X, 2.

καί: Mc. II, 22; Lc. I, 35, II, 4, VI, 4. 35, VII, 49, X, 4; J. VI, 36, VIII, 16, XI, 31, XII, 26, XIII, 13, XVII, 1. 11. 20.

τέ: Mc. XV, 36; Lc. II, 16 u. ö. (vgl. G.L. § 258 anm. 3).

πέρ: J. XII, 43.

ἄν: Mt. V, 19.

γάρ: J. III, 24, XIII, 29, XIV, 30; Mc. IX, 34.

ὅτι: Lc. VII, 43, Mc. XI, 23.

οὖν: Mc. XII, 23, XX, 44; J. VI, 30, VIII, 12, IX, 7. 19, X, 31, XI, 6, XII, 21, XIII, 30, XVIII, 33, XIX, 4. 8.

ἄρα: Mc. IV, 41; Lc. I, 66, VIII, 25.

ὡς: Lc. II, 37.

οὕτως: J. VII, 46.

πάλιν: Mc. III, 20[2].

Mc. VII, 12 (*ni* = οὐκέτι) ist -έτι unübersetzt geblieben.

Gr. ἰδού ist fortgelassen Lc. I, 20 *jah sijais*, καὶ ἰδοὺ ἔσῃ. Lc. II, 9 *iþ aggilus*, καὶ ἰδὸυ ἄγγελος.

Auch hier kann man nicht von eigentlichen auslassungen reden, wo mehrere gr. partikeln durch eine got. widergegeben werden. So steht Lc. XV, 32 *waila wisan jah faginon*, εὐφρανθῆναι δὲ καὶ χαρῆναι. Mc. VI, 14 *duþþe*, καὶ δία τοῦτο. Lc. III, 9 *aþþan ju*, ἤδη δὲ καί. Lc. XIV, 26 *nauhuþ þan*, ἔτι δὲ καί. Lc. XVIII, 11 *aiþþau*, ἢ καί. Lc. XVI, 13 *andizuh*, ἢ γάρ. Mt. IX, 3 *þaruh*, καὶ ἰδού; ebenso Lc. II, 25. Mt. IX, 2 *þanuh*, καὶ ἰδού.

So gibt der Gote gr. εἰ μή, welches den irrealen bedingungssatz einleitet, nur durch *ni*, *nih* wider, indem er die bedingung durch den modus ausdrückt: J. IX, 33, XV, 22 u. ö[3].

Partikeln, die im gr. widerholt sind, werden im got. oft nur einmal gesetzt: J. XVII, 23 *ei sijaina . . . jah kunnei*, ἵνα ὦσιν . . .

1) *Biþeh þan* ist zugesetzt Mt. IX, 17 *biþeh þan jah wein usgutniþ*, καὶ ὁ οἶνος ἐκχεῖται.

2) Nach Kauffmann (Zeitschr. 31, 189) ist zu lesen J. XVIII, 38 *jah þata qiþands aftra galaiþ ut*, καὶ τοῦτο εἰπὼν πάλιν ἐξῆλθεν (vgl. XIX, 4).

3) So auch Mc. XIII, 20 *jah ni*, καὶ εἰ μή. Ferner Mt. VI, 1 *aiþþau*, εἰ δὲ μήγε.

καὶ ἵνα γινώσκῃ. Lc. VI, 22 *audagai sjiuþ þan . . . jah, μακάριοί ἐστε ὅταν . . . καὶ ὅταν.*

Es kommt freilich auch vor, dass der Gote gegen das gr. die partikel wie die praeposition widerholt: J. XIII, 29 *sumai mundedun ei, unte . . . þatei, τινὲς γὰρ ἐδόκουν, ἐπεὶ . . ., ὅτι.* Mt. V, 45 *ana garaihtans jah ana inwidans, ἐπὶ δικαίους καὶ ἀδίκους*[1].

4. Negation.

Die doppelte negation im gr. bildet der Gote im allgemeinen nicht nach, vgl. G. L. § 213, 4: Mc. I, 44, XII, 14. 34, XIV, 60, XV, 5, XVI, 8; Lc. IV, 2, VIII, 43. 51; J. VI, 63, XII, 19, XIV, 30, XVI, 23, XIX, 11[2].

Einmal hat der Gote gegen das gr. doppelte negation: J. VIII, 42 *nih þan auk fram mis silbin ni qam, οὐδὲ γὰρ ἀπ' ἐμαυτοῦ ἐλήλυθα*[3].

Mc. XVI, 11 hat der Gote gr. *ἀπιστεῖν* mit *ni galaubjan* übersetzt.

Zu erwähnen bleibt noch, dass der Gote *οὔτε . . . οὔτε* durch *ni . . . ni* widerzugeben pflegt: Lc. XX, 35; Mc. XII, 25, XIV, 68. Ähnlich Mc. VI, 11 *ni . . . ni, μή . . . μηδέ.* Mc. VIII, 26 *ni . . . ni, μηδέ . . . μηδέ.* Mc. XIV, 68 *ni, οὐδέ.* Lc. III, 14 *ni mannanhun . . . ni mannanhun, μηδένα . . . μηδέ*[4].

5. Das verbum substantivum.

Das verbum substantivum schliesst sich seinem ganzen charakter nach übersetzungstechnisch eng an die formwörter an.

a) Es ist gegen das gr. zugesetzt.

Hier handelt es sich um fälle, bei denen meist im gr. eine ellipse des hilfsverbs vorliegt, die im got. nicht nachgebildet ist: Mc. IX, 34

1) Auffällig ist Mc. VI, 56 *in haimos aiþþau baurgs aiþþau in weihsa, εἰς κώμας ἢ εἰς πόλεις ἢ ἀγρούς* (gr. text nach F.).

2) Doch sind die ausnahmen recht zahlreich: Mt. XXVII, 14; Mc. II, 2, III, 20, VII, 12, XV, 4; Lc. IX, 36, XVIII, 13, XX, 40; J. V, 22, IX, 33, XV, 5, XVI, 24.

3) Denselben fall hätten wir J. XVI, 21, wenn das zweite *ni*, welches radiert ist, gelten soll: *ni þanaseiþs ni gaman, οὐκέτι μνημονεύει.*

4) An einigen stellen liegen fehler oder ungenauigkeiten in den got. partikeln vor. Lc. V, 34 wird die gr. frage nicht wie sonst durch *ibai* widergegeben: *ni maguþ sununs . . . gataujan fastan, μὴ δύνασθε τοὺς υἱοὺς . . . ποιῆσαι νηστεύειν.* Mt. XXV, 40 steht *jah þanei* für gr. *ἐφ' ὅσον.* Lc. V, 6 wird im got. durch *swe*, im gr. durch *δὲ* angeknüpft. Lc. IX, 26 steht für gr. *καὶ aiþþau.* J. XII, 35 *in izwis, μεθ' ὑμῶν.* Mc. IX, 13 *ju* = *καί.* Mt. VI, 24 *jabai, ἢ* (wol als *εἰ* verlesen). Mc. VIII, 17 *unte, ἔτι* (wol als *ὅτι* verlesen). Mc. IV, 12 *nibai ƕan, μήποτε*, statt *ibai ƕan*, das sonst *μήποτε* übersetzt (vgl. Bernh. anm.). Verlesen ist der gr. text vermutlich auch Mt. VIII, 33 *all bi þans daimonarjans, πάντα καὶ τὰ τῶν δαιμονιζομένων* (vgl. Bernh. anm.).

hvarjis maists wesi, τίς μείζων. Mc. X, 27 *unmahteig ist*, ἀδύνατον. Mc. XIII, 22 *jabai mahteig sijai*, εἰ δυνατόν. J. XIV, 2 *aþþan niba weseina*, εἰ δὲ μή. J. XIX, 5 *sai ist sa manna*, ἴδε ὁ ἄνθρωπος. Lc. II, 25 *jah sa manna was garaihts*, καὶ ὁ ἄνθρωπος οὗτος δίκαιος. Lc. VIII, 29 *fastaiþs was*, φυλασσόμενος. Lc. VI, 4 *þaim miþ sis wisandam*, τοῖς μετ' αὐτοῦ.

b) Es ist gegen das gr. fortgelassen.

Mt. XXV, 43 *gasts jan ni galaþodeduþ mik*, ξένος ἤμην καὶ οὐ συνηγάγετέ με[1]. Mc. X, 1 *swe biuhts*, ὡς εἰώθει. Mc. X, 32 *faurbigaggands*, ἦν προάγων. Lc. III, 23 *swaei sunus munds was Iosefis*, ὤν ὡς ἐνομίζετο υἱὸς Ἰωσήφ. J. XI, 44 *jah urrann sa dauþa gabundans handuns jah fotuns faskjam, jah wlits is auralja bibundans*, καὶ ἐξῆλθεν ὁ τεθνηκὼς δεδεμένος τὰς χεῖρας καὶ τοὺς πόδας κειρίαις, καὶ ἡ ὄψις αὐτοῦ σουδαρίῳ περιεδέδετο[2].

1) Kauffmann, Zeitschr. 31, 179 liest *gasts was*.

2) Während Gering hier nominativus absolutus ansetzt, Lücke glaubt, dass ein anakoluth vorliege, indem der Gote in dieselbe construction wie vorher verfiel und *wlits* dann doch als nominativ stehen liess, nehmen Grimm, Schulze, Massmann, Köhler und Rückert ellipse von *was* an (vgl. hierzu auch Dietrich, Die bruchstücke der Skeireins s. LXIV fgg.).

(Schluss folgt.)

KIEL. HANS STOLZENBURG.

VOM PFRÜNDMARKT DER CURTISANEN.

Im dritten bande der Satiren und pasquille aus der reformationszeit hat Oskar Schade die flugschrift 'Von dem pfründmarkt der curtisanen und tempelknechte' herausgegeben[1], die ohne nennung des druckers im september 1521 bei Adam Petri in Basel erschienen ist. Der verfasser ist nicht genannt und es gibt kein directes zeugnis, aus dem er sich feststellen liesse. Goedeke vermutet im Grundriss[2] 2, 279 in dem Strassburger ritter Wurm von Geudertheim[2] den verfasser, doch verrät der

1) An einigen stellen bedarf sein text der besserung: 60, 33 lies *erweck* statt *erweckt*; 62, 4 *ouch* statt *euch*; 64, 13 *erwachst* statt *erwacht*; 64, 14 *merung* statt *werung*; 64, 25 *inher* statt *mer*; 66, 3 *mess nit* statt *messner*; 70, 25 *halb* statt *hab*.

2) Über ihn vgl. Brants Narrenschiff hrg. von Zarncke CXLI; Pamphilus Gengenbach hrg. von Goedeke 678 fg.; Röhrich, Mitteilungen zur kirchengeschichte der stadt Strassburg 3, 8; Jung, Geschichte der reformation in Strassburg 1, 231; Claussen, Historisch-topographisches verzeichnis des Elsass, unter Geudertheim.

ungenannte autor mehr gelehrsamkeit, als man diesem ritter zutrauen darf. Er beginnt die schrift mit dem blick auf die *historien und geschichten der concilien* und berichtet 66, 3 fgg. mit guter sachkenntnis über die massregeln des concils von Konstanz gegen die concubinarii unter den priestern. Den schlussabschnitt leitet er ein mit der bemerkung: *dis hab ich geschriben und dem leser zů gůt all geschrift und gemelter dingen bewerung abgesundert, do mit der gemein man im lesen durch das latin nit zerstreuet werd:* er ist also des lateinischen kundig und kann sich die belege für seine behauptungen sowie bibelcitate nur in lateinischer sprache vorstellen. Auf eine lateinische parallelschrift scheinen die schlussworte hinzudeuten: *obgemelter ding hab ich zwen gleich lutend zedel gemacht und uß ein ander geschniten, den geistlichen und weltlichen, ieder parthi einen, sich wißen darnach zů richten,* das datum setzt er in lateinischer sprache unter die flugschrift.

Danach möchte man in dem unbekannten verfasser eher einen theologen als den federfertigen ritter sehen, doch sind die anhaltspunkte zu schwach, um einen sichern schluss zu erlauben. Auch was sich sonst aus dem inhalt der schrift über ihren verfasser ergibt, ist dürftig: nach 71, 9 *und kompt einer von Schwoben, von Niderland oder anders wo har, den nimpt man an und fromer lands kinder hat man kein acht,* ist sie nicht in Schwaben geschrieben, nach 70, 37 *wie hübsch ist es, daß einer zů Costnitz und hie und anders wo thůmherr ist und hat nit me dann an einem ort sin wesen,* stammt sie aus einer stadt mit domstift, die nicht Konstanz ist. Die mundart der flugschrift ist alemannisch: *numen* für nur 60, 9 gilt im südlichen und westlichen Schwaben, im Schwarzwald, dem Elsass und der Schweiz, etwa denselben bereich haben *lůgen* für sehen 60, 9. 63, 14. 67, 13; *überkomen* für bekommen 60, 10. 67, 13; *kleben* für klecken (*daß si sich köstlichen bekleiden witer dan in zimpt, das macht daß si ein pfründ nit klebet* 60, 29); *wiler* für dorf 61, 6; *kilchwie* und *nachkilwie* 63, 33 fgg.; *haltet* statt hält 64, 33; *got wilkom* 65, 6; *ungeschaffen* für hässlich 68, 28; *libpriester* für leutpriester 68, 35; *anrucks* für sofort 69, 23 ist nur aus Geiler von Kaisersberg belegt; *můtmassen* 69, 24 ist von haus aus ein elsässisches wort, das jedoch im 16. jahrhundert schon über den kreis seiner heimat hinauszudringen beginnt. Von den alemannischen städten mit domcapitel waren im jahre 1521, von Konstanz abgesehen, wol nur Strassburg und Basel der reformation soweit zugänglich, dass sie einem so entschiedenen anhänger der neuen lehre wie unserm autor zum aufenthalt dienen konnten. Dass die schrift bei Petri gedruckt ist, lässt

die wage zu gunsten Basels sinken und so ist alles, was sich aus dem inhalt der flugschrift über ihren verfasser vermuten lässt, der annahme Stricklers günstig, der sie in seinem Neuen versuch eines litteraturverzeichnisses zur schweizerischen reformationsgeschichte, nr. 21, ohne nähere begründung Sebastian Meyer aus Neuenburg am Rhein[1] zuschreibt. Seb. Meyer war als lesmeister des Strassburger Franciscanerklosters frühzeitig Luthers anhänger geworden und deshalb von anfang an manchen anfeindungen ausgesetzt gewesen. Am 19. october 1521 erscheint er urkundlich in Bern, in den monaten vorher, also zur zeit da unsere flugschrift entstand, war er custos der custody in Basel. Als prediger in Bern hat er lange jahre die reiche, volkstümliche beredsamkeit bewährt, die wir bei dem verfasser unserer flugschrift voraussetzen müssen, als verfasser von commentaren zur Offenbarung Johannis, den Corintherbriefen und dem briefe an die Galater die gelehrsamkeit bewiesen, die in einigen stellen des Pfründmarkts durchscheint. Dass er auch neigung und talent zu volkstümlicher schriftstellerei besass, zeigt die satirische 'Auslegung und erklärung zu dem hirtenbrief bischof Hugos von Konstanz', die im juli 1522 ohne nennung des druckers bei Wolf Köpfel in Strassburg erschienen ist[2]. Auch hier hat sich der verfasser nicht genannt, doch darf man die schrift Sebastian Meyer zuschreiben nach seinem briefe von Bern, 11. november 1522 (Zwingli, Opera 7, 242), in dem er nach humanistenart das schicksal der eben vollendeten schrift in Zwinglis hände legt und sie seinem urteil unterwirft, das heisst mit andern worten ihn bittet, die schrift zum druck zu befördern. Dass er dabei im plural vom verfasser redet, wird man nicht auf eine eigentliche mitarbeiterschaft des kurz zuvor erwähnten Berthold Haller zu deuten haben, sondern allgemeiner auf einen freundschaftlichen anteil und beirat Hallers am zustandekommen der Auslegung.

Durch den vergleich mit der Auslegung wird Sebastian Meyers anrecht an den Pfründmarkt vor allen dingen festzustellen sein, daneben bietet sich zum vergleich Meyers 1524 bei Jörg Gastel in Zwickau er-

1) Siehe über ihn Blöschs artikel in der Allgemeinen deutschen biographie und die dort angeführte litteratur.

2) „Ernstliche ermanung des Fridens ‖ vnd Chꝛistenlicher einigkeit des durch= ‖ lüchtigen Fürsten vnnd genådigen ‖ herꝛen, Hugonis vō Landenberg ‖ Bischoff tzů Costantz mitt ‖ Schőner vßlegung vnnd ‖ erklårung, vast trost= ‖ lich vnnd nutzlich ‖ zů låßen, nüw= ‖ lich vßgan= ‖ gen. ‖ ·.· ‖ “. Mit titeleinfassung, 38 blätter in quart, letztes leer. Am ende: „Gedꝛuckt zů Hohensteyn, durch ‖ Hanns Fürwitzig.“ Vorhanden in Berlin und Zürich St.

schienene widerrufung[1] dar, die jedoch nach inhalt und ton nur wenig berührungen mit dem Pfründmarkt erwarten lassen kann, endlich Des Bapsts und seiner geistlichen Jarmarkt[2], der zeitlich weiter ab, inhaltlich aber um so näher liegt.

Die flugschrift vom Pfründmarkt ist keine satire, sondern eine in directer polemik gegen die pfründenhäufung gerichtete abhandlung. Sie steht damit durchaus auf der seite Luthers und seiner anhänger und folgt mit ihrer grundidee, die reform der geistlichkeit dem weltlichen stande anzuvertrauen, die namentlich 60, 19. 68, 21. 71, 14. 34 hervortritt, gänzlich Luthers Sendbrief an den adel, sondert sich aber dadurch scharf von den hunderten von flugschriften jener jahre ab, dass sie den namen Luthers nirgends nennt. Die einzige beziehung auf gleichgesinnte 66, 15: *so were es tusent mal götlicher, die pfaffen hetten eewiber (wie einer onlang ouch treffenlich und christenlichen darvon geschriben hat)*, ist so allgemein gehalten, dass sie auf Luthers Sendbrief an den adel, aber auch etwa auf Eberlins von Günzburg Bundsgenossen (hrg. von Enders 1, 13. 110) gehen kann. Denn dass ihm die Bundsgenossen bekannt sind, beweist der Aufruf 60, 33: *darumb erweck ich üch fromen weltlichen christen, ir sigen künig, fürsten, landsherren ...*, der sich dort mehrfach fast mit den gleichen worten findet, und auch den ausdruck tempelknechte im titel wird er aus Eberlin 1, 72. 73 kennen. Es sind also beziehungen zu den grossen vorkämpfern der reformation vorhanden, der verfasser vermeidet aber, sich offen zu ihnen zu bekennen, und da der inhalt der flugschrift keinen zweifel an der festigkeit seiner eigenen gesinnung erlaubt und ihr anonymes erscheinen auch unvorsichtige offenheiten ermöglicht hätte, so ist wol die zurückhaltung durch die rücksicht auf ein publikum geboten, das für das offne Luthertum noch nicht reif war, sondern erst durch eindringende und witzige kritik der bestehenden kirche für die neue lehre gewonnen

1) „D. Sebasti || an Meyers: etwan || Predicāt zů Barfussen || zů Straßburg, Wid' || růffūg, An eyn lŏb || liche Freystadt || Straßburg. || Anno. 1524. || “. Mit titeleinfassung. Titelrückseite bedruckt. 24 blätter in quart, die drei letzten seiten leer. Am ende: „Gedruckt auff den 6. tag Decembris Anno 1524.“ Vorhanden in Berlin. Zwei andere ausgaben bei Weller 3068 fg.

2) „Des Bapsts || vnd seiner Geistlichen || Jarmarckt. || Durch Sebastianum Mayer- || der heyligen Schrifft Docto- || rem, beschriben. || Das Christen volck was froñ vnnd schlecht, || Deß hast du Bapst dein gwallt vnd recht. || So es würdt klůg, verstǻndig, weyß, || Dein gwallt bleibt stehn gleich wie das eyß. || 2. Timoth. 3. || Es würt juen nit weyter gelingen: dann || jr Thorheit wirt allen Menschen || offenbar werden. || Innhalt dises Bůchs, findest || am nǻchsten Blat. || M.D.Lviij. | “. Titelrückseite bedruckt, 104 blätter in quart, letzte seite leer. Vorhanden in Berlin. Die ausgabe von 1535, die Graesse Trésor de livres 4, 342 aufführt, ist mir unzugänglich geblieben.

werden musste. Im gleichen sinne ist dann auch eine zweite gleich auffällige eigentümlichkeit der schrift zu deuten, nämlich dass sie mit keinem worte an einem dogma der römischen kirche kritik übt. Abgesehen von der betonung des schriftprincips 68, 36 und 69, 11, mit der ein hauptpunkt von Luthers lehre wenigstens angedeutet wird, nimmt der verfasser nur äussere missstände der kirchenverfassung zum ziele seiner kritik. Er schont einrichtungen der römischen kirche, mit denen Luther längst gebrochen hatte, bedauert 61, 26, dass viele pfründenkrämer nie priester werden und nie das amt der heiligen messe vollziehen, 62, 4 dass die seelmessen nicht mit der von den stiftern gewollten sorgfalt gelesen werden, 63, 1 dass die priester nicht nüchtern und keusch sind, wenn sie messe halten, 63, 22 dass der kirchenschmuck verfällt, 66, 26 und 33 dass frauen- und männerklöster unbeschlossen und darum sittenlos sind, aber nirgends benutzt er die gelegenheit, für reform oder aufhebung der messe, der seelgebete, des kirchengepränges oder der klöster einzutreten.

Beide eigentümlichkeiten, die die schrift vom Pfründmarkt von der masse der flugschriften scheiden, verbinden sie mit Sebastian Meyers auslegung. Auch hier ist, obwol sich die ansichten des verfassers mit denen Luthers und seiner mitreformatoren decken, Luthers name nie genannt und alles vermieden, was die kritik an bischof Hugos hirtenbrief irgendwie als ansicht seiner partei erscheinen lassen könnte. Und ebenso zurückhaltend wie der Pfründmarkt ist die Auslegung gegen die dogmen der kirche, gegen die sich nur zwei bemerkungen richten: *Sich wie sie die kilchen in zwey geteylt, geystlich vnnd leyen, vnd rů̊men sich allein gewycht, heylig vnd geystlich, so doch Paulus alle Christen gewycht, geystlich vnd heylig nent* A 4b und *Sie machen ein Sacrament vß der ee . . . vnd schelten vns, wir syen Ketzer, redend wider die Sacrament.* Der zeitliche abstand zwischen beiden schriften genügt, gerade bei der oben versuchten erklärung, völlig, um den fortschritt in der kritik zu erklären. Obgleich die Auslegung den Konstanzer hirtenbrief fortlaufend commentiert und dadurch ihr gedankengang schritt für schritt vorgeschrieben ist, finden sich viele sachliche berührungen mit dem weit abgelegenen thema des Pfründmarkts. Auch Sebastian Meyer ist die pfründenhäufung ein ärgernis: *sprechen denn sie, das Bistumb sie zů̊ wyt, sie künnen nit dummendum syn, warumb wőllen sie denn mit gewalt wyte Bistumb besitzen vnd etwo einer zwen oder dry, do er kum einem eintzigen dorff im gotts wort gnů̊gsam mőchte vor syn? Also wer weger es werend in einer stat vil Bischőff, ich mein recht bischőff, nit laruen, denn das vil Stett, Flecken, dőrffer vnder einem*

Bischoff: do Paulus nitt kund selbs syn, macht er ander Bischöff D 3a. Das aus Luthers Sendbrief an den adel entnommene grundprincip des Pfründmarkts, dass die weltliche obrigkeit die geistlichkeit zu reformieren habe, wird 73, 1 fgg. durch das bild vom erblindeten weisen gerechtfertigt, den ein unweiser vom abgrund wegführen dürfe. Die Auslegung stellt H 2a den gleichen grundsatz auf und erläutert ihn gleichfalls durch ein bild: *wers denn wunder, ob die hand dem haubt die lüß ablåß, vnd so das haupt im kott steckt, das denn die hend vnd füß im herußhulffen?* Wie der Pfründmarkt 61, 25. 68, 37. 69, 11 betont auch die Auslegung mehrfach die wichtigkeit evangelischer predigt, sie wirft Hugo vor, er nenne sich *Bischoff zů Costentz, da er noch nie vff die kantzel komen* A 4a, *als ob er sie in Christo Jesu, wie Paulus die Corinther, geboren hett, von dem sie doch allsand kein gots wort noch Sacrament nie empfangen* A 4b, gegen die verlesung des hirtenbriefes wendet sie ein: *Ich gedacht er solte gebotten hon, das nieman durch syn gantz Bistumb anders denn das heilig Euangelium, das ist die heylig geschrifft, nach jrem eygnen vnd klaren verstand, vnd nit einer disen, jhener ein andren leerer, die einander gantz widerwertig, predigen sollte* B 2a, statt dessen verhindert die kirche die evangelische predigt: *Die geschrifft flyssig handlen vnd die jren satzungen, brachten vnd schinden entgegen halten, heyssend sie ein fürwitz* B 3b. Beide schriften verurteilen die einmischung der kirchenfürsten in die politik, vgl. *das sind die die alles übel stiften zwischen keisern, künigen, landen und lüten. si erwecken ufrůr und tragen botschaft hin und wider. heut sin si französisch, morn keiserisch und tragen waßer uf beiden achseln. si sind dem babst mit großen eiden verpflicht. darumb aller fürsten heimligkeit erlernen si, und das offnen si dem babst und verraten dütsch land siner heiligkeit* 67, 27 mit: *So hab ich oben gesagt, wie sie fryd vnder den Fürsten machen, vß gunst eim fürsten mit hörs krafft zů ziehen vnd auch ander fürsten vber den selben hetzen* Ausl. F 3b, beides stellen, in denen das unheil ultramontaner politik mit einer für jene frühen jahre bemerkenswerten schärfe ans licht gestellt wird. Mit der concilgeschichte zeigt sich die Auslegung C 2a ebenso vertraut wie der Pfründmarkt 59, 8 und 66, 3, über die unsittlichen einnahmen, die sich die bischöfe aus dem concubinat ihrer geistlichen verschaffen, entrüstet sich Meyer Ausl. D 3b/4a nicht weniger als der verfasser des Pfründmarkts 66, 10, beide sehen in diesem unfug einen hauptgrund zur beseitigung des coelibats.

An diese reihe sachlicher berührungen zwischen beiden schriften schliesst sich eine menge von gleichheiten und anklängen im ausdruck

und stil. Nach dieser seite wird man auch von Meyers widerrufung ähnlichkeit erwarten dürfen. Mehrfach hat der autor die wahl zwischen mehreren ausdrücken, die seinem zwecke gleich gut entsprechen, in solchen fällen trifft der Pfründmarkt regelmässig dieselbe wahl wie Meyer. Beide sagen abziehen, nicht entziehen: *da werden dem lib heilger kirchen so vil glider abgezogen als vil diser mer dan ein pfründ besitzt* 61, 36, *vnd helffen all den leyen abziehen, das sie dem Bapst zů tragen* Ausl. F 3a; angesicht, nicht gesicht oder antlitz: *wo ein offner brest ist an einem lib, als an dem haupt oder angesicht* 71, 24, *vnd sind doch nüt denn schedlich wőlff, wie sie ymmer angsicht, stym, kleyder endrent* Ausl. A 4b; hernach, nicht nachher, darauf: *durch mittel, wie hernach geschriben* 68, 33, *Ich dacht wol es kem ettwas treffenlichs hernach* Ausl. E 2b; nemlich, nicht namentlich: *so nun under allen menschen, nemlich bi den Christen, der letzt will hoch und fürnemlich geacht* 72, 24, *sind ye vnd ye schlecht, arm, nidre, verachte lüt gesyn gegen der welt, namlich gegen den fürsten* Ausl. C 3a, *die Apostlen, namlich Paulum, umbzebringen* Ausl. C 3b; sack, nicht tasche: *daß numen ir sack vol werd* 60, 9, *halten dar zů dasselb eben als wenig, als das Euangelium, denn wo es in üweren sack dient* Ausl. H 1a; sömlich, nicht solch: *wie lang můß mans liden, semlichen offenlichen misbruch* 62, 14, *Darumb sollent billich sőmlich Bischoff hůren würt genannt werden* Ausl. D 4a; sorglich, nicht gefährlich: *wenn ein wiser blind ist und in siner blindheit an ein sorglich ort gat* 73, 2, *er můß in den schwåren, sorgklichen, vorbehaltenen fållen, in casibus·reseruatis, selbert verhőren* Ausl. B 1a, *ey so ist es ein sorgkliche zytt* Ausl. D 3b; taglöhner, nicht tagwerker oder arbeiter: *die selben taglöner můßen in forcht stan* 63, 27, *und so die selben taglöner arm sind* 63, 31, *Vnd die Christus nennet taglőner, dieb vnd mőrder* Ausl. A 4b; ursachen, nicht verursachen oder veranlassen: *das ursachen die die kirchen haben* 63, 38, *die wyl wir doch von der oberkeit geursacht zů sagen* Ausl. G 3a; widerfechten, nicht bekämpfen, widerstreiten: *mit tröuworten des tots die götlichen warheit widerfechten* 59, 17, *wider gőtliche geschrifft handlend, vnd offenlich warheit widerfechtendt* Ausl. D 3a/b, *wőlt ich hett solchen jren betrug baß vnd ee verstanden, vnd hett jn dapffer widerfochten* Widerrufung B 2b. Mehrfach mag die wortwahl dialektisch begründet sein, so ganz deutlich lugen und überkommen für sehen und bekommen, die in den folgenden beispielen verbunden auftreten — ein seltsamer zufall, wenn wir es mit schriften verschiedener verfasser zu tun hätten: *darumb so lůgt ein ieglicher, wie er vil pfründen überkom* 60, 9, *die lůgen*

ouch, wie si mer dann ein pfründ mögen überkommen 67, 13, *Er můß lůgen das er gůt amptlütt, schinder vberkum* Ausl. B 1a; ebenso bei hoher donnerstag für gründonnerstag: *bichtest du dem pfaffen am hohen donstag* 65, 32, *hab ich offt durch den achtenden des selbigen Fests vnd auff den hohen Dornstag zů Latein vnd Teutsch gepredigt* Widerrufung A 2b.

Besondere beachtung verdient der gebrauch von fremdwörtern und auch auf diesem gebiete individuellen wortgebrauchs zeigen Meyer und der verfasser des Pfründmarkts unverkennbare ähnlichkeit, beide brauchen verhältnismässig viel fremdwörter und pflegen einige ungewöhnliche ausdrücke anzuwenden, die sie der, beiden gleichmässig bekannten, sprache der theologie und des kirchenrechts entlehnen. Sie geben dem fremdwort commune den vorzug vor dem deutschen gemeinde: *üch fürsichtigen weisen räte in stetten und allen communen* 60, 35, *Das haben byßher lang tryben Båpst, Cardinål, Bischőff den Künigen, Fürsten, Stetten, Commun* Ausl. B 3b, *das die Christen Künig, Fürsten vnd Commun ouch vnder einander vmb landt vnd herrschafft kriegen* Ausl. a 3a; dem fremden conscienz vor gewissen: *mit was conscienz und gotsforcht nemen si gült* 61, 23, *die conscientzen also beschweren, das die armen seelen darunder verderben* Ausl. E 2b, *jre conscientzen von sőlchen vntråglichen burdinen entladen* a 4a, *haltend heimlicheit des gloubens mit reyner Conscientz* b 2b, *Das kein mensch hat vber die Conscientz zů regiern* Widerrufung B 2a, *alle frümkeyt, sicherheyt der conscientz* D 4a. Bei beiden spielt unter den untergebenen des bischofs der dechant seine rolle: *do ist einer ein dechend und darzů hat er zwo oder dri pfarren* 67, 8, *Latores, råtscher, Dechand, Camerer, Viscål, Commissarien* Ausl. B 1a, *jre Juristen, Dechand, Camerer* a 4a, hier wie dort wird das weitherzige dispensieren der geistlichen obrigkeit bekämpft: *ich sag dir, daß weder der babst, der mit einem sölchen pfaffen dispensiert und im nachlaßt pfründen zů besitzen, noch auch der selb pfaff, der sölche pfründ zů Rom erlangt, mögen sölichs erlauben und besitzen mit heil irer selen* 64, 1, *das der Bapst hab vber die Apostlen zů dispensieren* Ausl. F 2a, *vnd nympt mich hart wunder, das sie nit lengst auch dispensiert, das ein Priester altag . . . sechs Meſſz hielte* F 4b, *Warumb dispensiern sie mit denen vmb gelts willen von solichen notwendigen gelübden? . . . . da gewinnen sie groß gelt mit Dispensiern vnd Commutiern* Widerrufung E 4a; die gerichtliche strafe heisst hier wie dort pen: *und man in allen rechten bi großer penen gebütet den letzten willen eins menschen zů volstrecken* 72, 26, *das kost xvj. guldin oder etwo mer, allein zů pen dem Bischoff* Ausl.

D 4a, *das weder Babst noch Bischoff macht haben, alle penen vmb der sünde willen hynzůnemen, dann das heyst Gott freuenlich in sein ampt greiffen: die sünd hett er heyssen verzeyhen, der peen geschwigen* Widerrufung B 2b; zu dem häufig gebrauchten regieren bilden beide das ungewöhnliche regierer: *wil domit all regierer des weltlichen stands bi dem heil irer selen ermant haben* 71, 34, *dennocht synd sie heilig vnd regierer der kilchen* Ausl. H 2a.

Weiter findet sich zwischen Meyers schriften und dem Pfründmarkt gleichheit im gebrauch einiger seltner wörter, beide sprechen von altfordern: *unser altfordern, künig, keiser, edlen, bürger* 61, 38, *wellend sie vns vff die alt vordren vnd alten langen bruch tringen... sollen wir ye thůn wie vnser altfordren, so müssen wir wider Heyden werden* Ausl. a 4b; einbruch: *man sicht iez an den erzbischoffen und andern bischoffen, die wöllen nun inbruch in dütschen landen machen* 67, 24, *sie můst daruon, es hett jnen sunst ein bösen einbruch gemacht* Ausl. D 4b; fördern: *hielten die pfaffen ein erber leben, so wurd die ganz welt durch si zů beßerung gefürdert* 66, 37, *das ich sölichen Römischen Ablaß leyder zůuil gefürdert* Widerrufung B 2b, *Es mag auch vnsern schaden niemand baß wenden vnd nutz fürdern, denn er* C 2a; gotsgabe: *wo sin gotsgab und stiftung zů klein ist* 70, 20, *dan es wider der selen heil ist, daß von gots gaben und stiftungen frommer menschen pension . . . geben werden* 72, 18, *daß denen die da verdienen und arbeit haben, die gots gaben ganz bliben* 72, 29, *jnen jr narung entzugen durch gots gaben an den tempel* Ausl. D 2a; götz als scheltwort für einen pfaffen: *der selb pfründen götz thůt wie ein mor* 62, 30, *so möcht ein schaff mercken, das dise gehürnten götzen nit bischof, sunder vaßnacht laruen* Ausl. C 4b; hippenbuben: *si raßeln und spilen wie die hippenbůben* 64, 19, *růffend einander den wyn vß vngebetten, wie die bader mägt, vnd wie die hüppen bůben* Ausl. F 3a; hochfart neben häufigerem hoffart: *denn so si füruß zů hochfart und zů unküscheit geneigt sind* 60, 1, *Ist das nit ein tüfelsche hochffart* Ausl. H 1a; pfaffheit: *Die wil nun die bischöff und ir pfaffheit an inen selbs so onmächtig* 66, 22, *daruff pfafheit vnd Müncheit ein vnzalbar mengi müssig* Ausl. F 4b; prangen: *wann si uß und in riten, so brangen si nit anders dan solt si iederman förchten* 64, 26, *Auch müssend die nüwen Fürsten vnd Edellüt vil me brangen denn die von alter her* Ausl. A 4a, *Aber der Tüfel hat uns der hochfertigen knecht beratten, die nüt anders künden, denn herschen, bochen, trutzen, brangen, schetzen, schinden* C 1a; seellos: *wo findt man ietz verruchtere seellosere wiber dan in etlichen un-*

beschloßnen frouwenklöstern 66, 29, *mit jrem mer denn verrůchten seellosen leben* Ausl. B 2a, *üwer bůbisch verrůcht seelloß leben* C 4b; seelsorge(r): *daß keiner zwo oder dri seelsorg uf sich neme* 60, 24, *die caplanien und thůmherren pfründen haben doch gemeinlich kein seelsorg* 70, 28, *das heyssend ye recht hyrten, Seelsorger, wie ein tüfel ein zwölffbot* Ausl. b 2a.

Noch beweiskräftiger ist die übereinstimmung in festen wortverbindungen, die sich zwischen Meyer und dem verfasser des Pfründmarkts beobachten lässt. Beide sprechen vom blutigen schweisse der armen: *dennocht wil man den armen zinsman wisen uf tödlich sünd und hell, daß si nach irem blůtigen schweiß und surer arbeit berouben söllen sich selbs irer bloßen notturft* 62, 14, *mit heres krafft vß armer lütt blůttigen schweyß wider Keyser, Künig, Fürsten ziehen* Ausl. C 1a, *die haben gůt voll ful leben von dem feyßten brott Christi vnd der armen Christen blůttigen schweyß* E 1b, *dorumb jnen groß pfründen vß armer lüt schweyß erstyfft* a 3b. Die formel gott geb ist bei beiden zur conjunction mit der bedeutung 'gleichviel' erstarrt: *es ist wider der seelen heil daß einer vil pfründen hab, gott geb es sigen caplanien oder chorhern pfründen* 70, 21, *gott geb was Christus geheyssen, der Bapst ist yetz vber Christum* Ausl. F 1b, *Got geb wie man die selben mitt namen möcht nennen* Widerrufung B 3a. Für meist tritt bei beiden die verbindung den mehre(r)n teil ein: *da hat irer der merentheil ein eigen metzen am barren* 65, 19, *so hett ich funden, das sie* (die sprüche) *den merern teyl zů aller forderst auff glauben lautten* Widerrufung D 4a; beiden ist die seltene wendung sein amt verbringen eigen: *der vil pfründen hat, dem ist unmüglich, daß er da und da gnůg thů und an iedem ort sin gots dienst verbring* 61, 11, *und also nit das ampt der heiligen meß verbringen* 61, 26, *synd aber jnen ander sachen nåher angelegen denn das bischoflich ampt verbringen* Ausl. D 3a, *vnd wölten nit lieber tusent mal des tüfels syn, denn üwern tüfelschen pracht lassen, vnd das recht war Bischoflich ampt verbringen* b 1a; statt dermassen sagen beide disen weg: *und würd ouch getrüwlicher den selen nachgebetet dann disen weg* 62, 5, *So sie disen weg die wåli haben, můß es den weg gen* Ausl. E 1a.

Der stilistischen anklänge zwischen den bisher verglichenen schriften Meyers und dem Pfründmarkt sind so viele, dass wir sie nicht noch um beispiele aus der dritten, umfangreichsten schrift, Des Bapsts Jarmarkt, zu vermehren brauchen. Dagegen dürfen wir an einigen sachlichen beziehungen dieser schrift zum Pfründmarkt nicht vorübergehen. Zunächst prägt sich im titel beider schriften eine unverkennbare verwandt-

schaft aus, die ihre tiefere ursache in der gemeinsamen grundvorstellung hat, dass die verderbnis der kirche der geldgier des klerus entspringe. Im Pfründmarkt wird dieser satz am capitel des pfründenerwerbs durchgeführt, im Jarmarkt auf das ganze grosse system kirchlicher einrichtungen und lehren erweitert. Bei jeder einrichtung, den concilien, den sacramenten, den festen, dem ablass usw. stellt Meyer zuerst den ursprünglichen sinn und unverdorbenen gebrauch dar, dann begründet er sie aus der schrift, weiter zeigt er ihre entartung, wie sie aus der geldsucht der päpste und ihrer geistlichen gefolgt ist, endlich beweist er mit vieler gelehrsamkeit, dass diese entartung auch einen abfall vom kanonischen rechte bedeutet. Es ist klar, dass diese gelehrte arbeit nicht viel gemeinsames mit dem leichten wurf des Pfründmarkts haben kann, um so bemerkenswerter sind die sachlichen übereinstimmungen, die sich dennoch finden.

Der verfasser des Pfründmarkts zeigt sich mit der concilgeschichte gut vertraut, besonders wo er die bestimmungen des Kostnitzer concils über die concubinarii darlegt. Viel mehr gelegenheit, solche kenntnisse zu zeigen, hat Meyer im Jahrmarkt s. 17fgg., er geht auf viele einzelheiten ein und teilt bemerkenswerter weise s. 24fg. auch jene Kostnitzer bestimmung mit: *man soll keinen Priester scheühen, die Sacrament von jm zůnemen, er sey wie bőß er ymmer wőlle, ob er schon an der that des Ehbruchs begriffen, Er werde denn durch den Sententz der Bischőffen verworffen.* Und auch hier wird diese bestimmung, die aus den concubinariern *die besten melkküw, die die bischöf habent* macht (66, 11) und auf die Meyer s. 54 und 167 zurückkommt, boshaft glossiert: *Das werden sie aber thůn, wann der Pfaff nit mehr gulden, Habern, Caponen zuschencken hat vnd die Bischőf nit selbert in demselbem Spital siech ligend.* Noch beweiskräftiger ist es, dass Sebastian Meyer im Jahrmarkt in einem eigenen capitel, dessen überschrift aus der reihe der andern, ernsten titel herausfällt, vom *Pfründen marckt* spricht, dass er darin (s. 106) klagt, *das einer der nit einer halben Pfrůnd werdt, wol vber 24. Pfrůnden kan besitzen vnd ye eine mit der andern gewinnen.* Auch über die notwendige folge der pfründenhäufung, die einsetzung schlecht bezahlter verweser, denkt Meyer wie der Pfründmarkt, vgl. *lesend dann einen armen, ellenden, vnkünnenden Bachanten auff, schicken jn auff die Pfarr, heyssen jn vom Opffer leben, Der dringet dann håfftig auff das Opffer in der predigt vnd in der Beicht* (s. 110) mit *butzen und stil nemen si dannen und lond dem armen schebigen pfaffen nicht, der si verweset: er mag sich koum des hungers erweren* 63, 17. Auch die einwände der gegner sucht der

Jarmarkt im voraus zu entkräften; wie im Pfründmarkt gegen den schluss hin den laien mehrfach das recht gewahrt wird, die reformation der geistlichen vorzunehmen, so begegnet auch der Jarmarkt s. 194 mit guten biblischen gründen der einrede, *wer vns beuolhen hab, ob sie gleich wol jrren in der lehr vnd ein ärgerlich leben füren, sie zu lehren oder zustraffen? dann sie sollen yederman lehren vnd straffen, von nyemands weder gelehrt noch gestrafft werden.* Wo sich also die beiden schriften sachlich berühren, stossen wir auf dieselben ansichten und gründe; obgleich vierzehn entscheidungsvolle jahre zwischen beiden liegen, stellt sich der Jarmarkt wesentlich als eine reife allseitige ausführung der im Pfründmarkt skizzierten gedanken dar.

Die zahl der übereinstimmungen ist so gross, dass man ohne bedenken in Sebastian Meyer von Neuenburg den verfasser der flugschrift vom Pfründmarkt sehen darf. Damit rückt dieser in die erste reihe der litterarischen kämpfer jener tage. Von seinen bisher bekannten flugschriften macht die Widerrufung keine litterarischen ansprüche, sie dient schlicht und nüchtern ihrem sachlichen zwecke, die Strassburger gemeinde mit dem neuen glauben ihres ehemaligen predigers bekannt zu machen, indem sie mit einleuchtender begründung die neue lehre rechtfertigt. Einige drastische bilder und ironische glossen verraten auch hier den geborenen satiriker, so spottet er über den reliquiencultus: *Es seind auch nicht drey bewm so groß in dem Schwartzwald, sie geben nit so vil stuck, alß vil man deren von dem Heyligen Creütz zeygt allenthalben, dieweil es sölchen nutz tregt* C 2b, oder er weist die theorie der gegner über die freiheit des menschen vor dem sündenfall zurück: *gewesen, leyhet eyn jud nit vil auff* D 2a, oder er verhöhnt das armutsgelübde der mönche: *So seind wir so arm. Wo man eyn zehen tausent oder 18. tausent gulden will vmb zinß auffnemen, so findet man es kaum eer, denn etwan in eynem 'armen' geystlichen Closter* E 3a. Litterarisch viel höher steht die Auslegung, sie durchleuchtet mit scharfem blick und treffender kritik das ganze gebäude der geistlichen und weltlichen herrlichkeit des bischofs und kommt mit steigender kraft zu einem vernichtenden endurteil, sie ist an schlagenden witzworten wol eine der reichsten satiren der zeit, viel zu reich, als dass man ihr mit einigen proben gerecht werden könnte, und verdiente sehr eine weitere bekanntschaft und würdigung, als sie bisher geniesst. Aber ihre form lässt sie sich von aussen vorschreiben, von dem Konstanzer hirtenbrief, den sie satz für satz commentiert, und das nimmt ihr den einheitlichen wurf und die frische kraft eigener erfindung. Widerum der Jarmarkt ist gelehrte theologische arbeit. Wol blickt auch

hier der humor des verfassers zuweilen hindurch, so wenn er s. 127 dem papste und den seinen das prädicat 'apostolisch' zugesteht in dem sinne, dass sie stehlen unter dem scheine den armen zu helfen, wie nach Joh. 12, 5fg. Judas, der ja auch ein apostel war, oder wenn er s. 65 dem papste den rat gibt, er möge doch den Türken in seinen bann tun, dass er verschmore und umkomme, statt den ablass gegen ihn zu predigen, *Aber es ist jm ein gůtter Türck, er hat vnder dem schein dem Türcken zu wóhren vnsåglich gůt von den Christen auffzuheben.* Und auch ein kräftiges sprichwort findet bei gelegenheit seine stelle, z. b. s. 75 *Da můß einem yeden des Geistlichen hauffens ein fåder von der Ganß werden.* Aber das ist alles nur gelegentliche zutat, bestimmt, das interesse des lesers festzuhalten, also dem zwecke der schrift nur mittelbar dienend. An kraft und frische und litterarischem werte steht der Pfründmarkt am höchsten unter Meyers flugschriften. Hier wird in straffer disposition ein reiches gedankenmaterial kunstmässig gegliedert, ein für jene tage hochwichtiges feld der kritik planmässig ausgemessen, durch die mehrfach angewendete einführung eines fingierten gegners wird die darstellung glücklich belebt, jeder einwand witzig und überzeugend abgetan, die sprache ist frisch, klar und gedrängt, das ganze frei von bitterkeit und hohn, kurz die flugschrift kann sich den besten ihrer zeit getrost an die seite stellen.

In ihrem verfasser vereinigen sich alle eigenschaften, die einer flugschrift kraft und schwung geben: in der woldurchdachten einleitung werden klar und scharf die ursachen des übels aufgedeckt, ein gedanke stützt den andern, kein wort zu viel, aber auch nicht der kleinste sprung in der entwicklung. Mit unerbittlicher logik wird der gegner in die enge getrieben: *ich frag dich, du pfründen jäger: den verweser den du an din stat setzen wilt, entweders er ist minder gůt dann du, oder als gůt als du, oder beßer dann du. ist er minder gůt dann du, so sagt die vernunft, daß er nit ist dohin zů setzen. ist er aber als gůt oder beßer und gelerter dann du, warumb hast du dann vil pfründen und er kein?* Dann folgt die eingehende, drastische schilderung der misstände, mit realistischer kraft wird das bild des pfründenjägers entworfen: *Der selb pfründen götz thůt wie ein mor, die sich in einen treckt sperret und uf allen vieren gradlet: ob si schon nit ißet, so laßt si doch di andern süw nit darzů kommen.* Man sieht die stolzen prälaten einhergehn: *si haben pater noster in den henden wie die läien, das sind ire betbůcher. kein fromme dochter blipt unangesprengt von inen. uf der gaßen treten si inher mit iren knechten, das federspil tragen si uf den henden. wann si uß und in riten, so brangen si nit*

anders dan solt si iederman förchten. Mit lustiger schlagfertigkeit wird jeder einwand abgewiesen: *es spricht ein solcher pfründen freßer 'ich bin ein edelman und ein thůmherr, ich můß zů mines redlichen stands erhaltung mer dan ein pfründ haben'. bis got willkom, lieber Joannes! du möchtest din redlichen stand so groß ußmeßen, es were ein ganz land nit gnůg zů diner enthaltung!* Auch vor der caricatur schreckt der verfasser nicht zurück, mit der er die lacher auf seine seite bringt: *morgens strichen die lieben herrlin herfür mit ungeweschen henden und gond mit großer andacht über altar, machen große kreuz, zerdenen ire arm und reißen die selzamisten bossen über altar, als wölten si den morischken danz springen.* Die volksmässige kraft des ausdrucks, die hier den gegner vernichtet, hilft an andern stellen die eigne beweisführung aufbauen, ungesucht und mit bester wirkung stellt sich dabei, wo es nötig ist, ein kräftiges sprichwort ein: *wann alles das obgemelt ist kuntlich allen menschen und offenbar wie der buer an der sonnen.* Und durch all die sonnige lustigkeit, den leichten spott, die behagliche sicherheit der darstellung leuchtet ein sittlicher ernst der auffassung hindurch, der für den verfasser das beste zeugnis ablegt, der ihm schöne, tiefe worte in den mund gibt, wenn er im bilde seine zuversicht auf den endlichen sieg ausdrückt: *es ward nie kein hus so buwfellig, schickt man sich darzů mit viler lüten hilf, es würd in kurzer frist ein schön lustlich hus ufgericht an ort und end, da vormaln ein ungeschaffen hus ist gestanden.*

So fällt durch die feststellung des verfassers der flugschrift vom Pfründmarkt das günstigste licht auf Sebastian Meyer und die Baseler kreise, in denen er zur zeit ihrer abfassung lebte, auf die gründe, die ihn in das lager der reformation trieben, und die reife und festigkeit, mit der er den eben gewonnenen standpunkt sogleich behauptete, ohne den übereifer des neubekehrten und mit taktvoller rücksicht auf eine noch zurückhaltende, schwankende hörerschaft.

FREIBURG I. BR. ALFRED GÖTZE.

PAMPHILUS GENGENBACH ALS VERFASSER DER TOTENFRESSER UND DER NOVELLA.

(Schluss[1].)

2. Einiges aus der flexionslehre.

a) Substantivum.

Zahlreiche vom mhd. sprachgebrauch abweichende formen erklären sich sofort, wenn man bedenkt, dass die sprache des 16. jhs. und besonders der oberdeutsche dialekt eine grosse neigung zu synkopen und apokopen hat, die sich naturgemäss besonders auf die flexionsendungen erstrecken. Abgesehen davon findet sich an bemerkenswerten formen:

Die schon im ahd. beginnende vorliebe für die schwache flexion setzt sich fort. Beispiele: *eren* w. F 82, *karten* w. F 164. 202. 210, *thüren* 279; *erden* Alt. 170, *kilchen* 202, *gassen* (wol nur schwach) 192 und öfter. **T** *gigen* 132. **Na** *wuchen* 96, *kappen* 103, *gräben* 259, *ürten* 364, *kutten* 633, *karren* 877, *pfarren* 983.

Bei der *i*-declination ist der gen. plur *der frühten* N 167 bemerkenswert, der offenbar auf doppelter analogie — zunächst einer angleichung an die *o*-declination, dann an die schwache — beruht.

Zu den für Gengenbach und die beurteilung seines dialektes charakteristischen formen gehört die erhaltung des *i* bei abstractis, die besonders in alem. gegenden zu constatieren ist: *by* : *unghorsami* N 1146, weshalb auch dem dichter formen wie *unghorsami* B 187; *gehorsami* G 196; *kelty* G 833; *lieby* G 286. 421. 621. 646. 1211 zugewiesen werden dürfen; doch s. *unghorsame* B 127. Hierher stelle ich auch die noch heute in Basel gebräuchliche form *kuchi* G 1082, vgl. Seiler s. 65.

Schwanken in der flexion herrscht auch bei den starken neutris: bald bildet G. den plural durch anhängung von *-er*, bald lässt er ihn unbezeichnet: *ding* w. F 20; **Na** *wort* 218; *kind* x Alt. 105; aber *kinder* B 162; *wyber* G 80; **Na** *ee-wiber* 317 dat. plur. *wyben* x Alt. 206; aber *wybern* G 420.

Auch hier haben wir übergreifen des gen. plur. in die schw. flexion: *joren* (*der joren alt* x Alt. 571) und ähnlich auch **Na** *der listen* 798, das besonders stark im alem. sprachgebiet auftritt. Belege siehe AG § 395.

Bemerkenswert ist die gemischte form *fridens* w. F 97 (vgl. Molz, Beitr. 27, 303).

b) Adjectivum.

Über die nachstellung des adj. attributes in der unflectierten form s. unten: Syntax.

Sehr bemerkenswert ist die erhaltung der alten femininendung *iu* in *eini* G 606, die specifisch alem. ist.

Denselben wert für die dialektbestimmung haben superlative mit erhaltung des alten *o* in *großmechtigost* C. überschrift und *großmechtigosten, durchleüchtigosten* Bocksp. I.

c) Der artikel.

Es entspricht durchaus dem heutigen alem. sprachgebrauch, dass der artikel häufig mit dem durch ihn determinierten substantivum verschliffen wird: *djugent* G 38; **T** *dselen* 105; **Na** *dwält* 143; geht eine präposition voraus, so tritt er im schriftbild an diese: *ufft Gouchmat* G 267, *ind winkel* 1295, *ind sach* G 298; **Na** *ind sach* 230.

1) Vgl. oben s. 65.

Undialektisch[1] ist diese angliederung des artikels, wenn vor dem substantiv noch ein adj. attribut steht: *dschön Helena zart* x Alt. 379; *dheilig erd* N 1018. Weitere belege finden sich nicht. Ich glaube aber, dass diese ausnahmen sich leicht dadurch erklären lassen, dass *'Helena'* wol nie ohne das prädicat *'schön'* gebraucht wurde, und dass *'heilig'* vor *'erd'* zur bezeichnung Palästinas selbstverständlich war, dass also in beiden fällen substantiv und attribut als ein begriff, als ein compositum empfunden wurden. Desgleichen ist die zusammenziehung von *bi* und *den* zu *bin* in x Alt. 200 dialektgemäss.

d) Verbum.

Im allgemeinen ist zu bemerken: in echt alem. weise finden sich in der 1. sing. präs. formen *-en*: *ich erliugen* Jud. 356; *ich leren* x Alt. 166; *ich füren* x Alt. 528; *ich hoffieren* G 283; — **T** *ich klagen* 228; **Na** *ich danken* 56.

Die 2. plur. ind. und imp. präs. lautet neben *-et, -t* häufiger in alem. weise auf *-ent* und *-en* aus: *schwert* Jud. 395; *hörend* Jud. 77; *nämendt* x Alt. 13; *sähen* x Alt. 68; *gåhen* Jud. 130; *merken* Jud. 174. Dasselbe schwanken auch in **T** und **Na**. **Na** *merckt* 53. 215, *wissend* 928; **T** *prassen, wolleben* 9, *keren* 10, *wissen* 19; **Na** *sagen* 73, *nämen* 131, *mercken* 174, *müssen* 253.

Die 3. plur. weist zahlreiche formen mit *t* neben solchen ohne *t* auf: *dienend* G 487; *gond* w. F 79. **T** *tůnd* 169, *etzend* 179. **Na** *gend* 135, *thůnd* 311, ebenso unorganisch in *wend* w. F 136; *sölent* G 392; **Na** *sond* 120.

Dieses *t* dringt nun auch in die 1. plur. ein, während, wie oben gezeigt, das *n* aus der 3. oder 1. plur. auch in die 2. eingang findet, so dass der gesamte plural dann gleichmässig auf *-end* ausgeht. 1. plur. *wend* w. F 17; *hand* Jud. 36; **T** *begond* 123; **Na** *gond* 691.

Hinsichtlich der einzelnen ablautreihen ist zu bemerken:

I. classe. Die mhd. ablautreihe besteht noch. Scheinbare ausnahmen (nur im versinnern) sind durch den setzer verschuldet.

II. classe. Erhalten: *iu* im singular, *ie* im plural *erliugen* Jud. 356; *liegen* **T** 102; *btriegen* **Na** 457. Plural prät.: *zugen* a. E 57 aber *zogen* a. E 47. Imper.: *nüß* x Alt. 266. Infin. auf *ie* wie im heutigen dialekt, *liegen* : *btriegen* x Alt. 639; Jud. 452; vgl. oben: Vocalismus.

III. classe. Der plur. prät. hat zum teil noch die alten, zum teil nach dem sing. ausgeglichene formen: *druncken* B 148; *gewunnen* a. E 51; — **Na** *funden* 899, aber *storben* x Alt. 543. Für die participialformen s. oben: Brechung.

IV. classe. Der mhd. stand hat sich erhalten: *ich tryff* G 150. **Na** *ich gyb* 25. 712.

VI. classe. Dem alem. dialekt gemäss zeigen formen wie *schlahen* x Alt. 252, G 1238; *anschlecht* w. F 20 den alten wechsel *h—g* erhalten.

Vocalkürzung ist im prät. der red. verb. durch den reim *gering* : *fing* w. F 21 gesichert, die drucke haben meistens *ie*: *fieng* w. F 119, *gieng* w. F 27.

ô der schwachen verba ist erhalten in: *gesegnôten* N 1469; vgl. auch oben: Adjectivum.

Eigentümlich, weil ohne rückumlaut gebildet, ist die form *genempt* G prosa zwischen 85—90. **Na** *gnent* 667, spec. alem. s. Lexer 2, 54, Schw. Id. 4, 748. End-

1) Nach erwägungen, die im german. seminar in Basel (sommersemester 1903) angestellt wurden.

lich verdient das stark gebildete pt. prät. *verspotten* Jud. 158 erwähnt zu werden (druckfehler?).

Das part. prät. ist zuweilen nach Weinhold, Mhd. gram. s. 398. 436 ohne das perfectivische *ge* gebildet; vgl. *troffen, bracht* N 1046, *kummen kon* (sehr häufig) *geben* N 955; *gen* G 550; *gangen* Jud. 286; *worden* w.F 13; *klaget* Jud. 396; *trânt* N 790. — **Na** *bracht* 110. 219, *kummen* **Na** 370, *gangen* **Na** 4. 21. 64. 299. 1008; **T** *geben* 44; **Na** 157. 275. 294.

Dialektisch und zwar alem.-schweizerisch sind die bei Gengenbach wie in Na und T häufig belegten contrahierten infinitiv- und participialformen *kon, nen, vernon, gen* für *kumen, nemen, vernomen, geben;* vgl. Seiler s. 59. 220. 132 und unten die einzelnen verba.

Verba anomala.

1. *haben.* 1. ind. präs. ich *han* xAlt. 162; **T** *han* 5, **Na** 93; ich *hab* w.F 9, **Na** 246. 2. du *hast* xAlt. 217. 3. er *hot* w.F 7; er *hat* G 24, **T** 11, **Na** 152. 1. plur. wir *hand* Jud. 36, **T** 167, **Na** 446; *hend* N 89, **Na** 880. 2. *hand* w.F 162, **Na** 719; ihr *hend* **Na** 50; ihr *haben* G 1272, **T** 142. 3. sie *hand* w. F 82, **T** 61, **Na** 215; sie *hend* N 712, G 280, **Na** 880. Imper. 2. sing. *hab* Jud. 66, **Na** 32. 62. Conj. imperf. 3. s. *het* w.F 5, *hett* 36, — **T** *hât* 69. Im ind. prät. setzt sich das mhd. schwanken zwischen *a*- und *e*-formen bei Gengenbach fort: *hat* x Alt. 628, **Na** 10. 41. 68; *het* w.F 150, **Na** 685. Inf. *han* w. F 175; — **T** 118, **Na** 229 (*d* zu streichen). Part. *gehan* xAlt. 307; — **Na** 175.

Das verbum *haben* zeigt also sowol bei Gengenbach als auch in T und Na durchaus den alem. lautstand; die umgelauteten formen für den plur. *hend* erklären sich aus dem schwanken des verbums zwischen 3. und 1. schwacher conjugation und sind nur in schwäbisch-schweizer. quellen belegt, das part. *gehan* ist dem Baseler dialekt gemäss (Seiler s. 158) und findet sich nur in schweiz.-elsässisch. quellen (D.W.).

2. *sein.* Ind. präs. ich *bim* xAlt. 247, er *ist* häufig. 2. plur. *ir sind* xAlt. 104, G 764, **Na** 377. Imper. 2. sing. *biß* Jud. 278. 466. 2. plur. *sind* N 100, **Na** 476. Conj. 2. *sigst* N 715, **Na** 1084; 3. plur. *sigen* G 148; 3. plur. *syendt* mit analog. herübernahme des *-t* des indicativs G 152.

Prät. *was* B 135, **Na** 55; *war* B 139, **Na** 895; pt. *gsîn* N 406, **Na** 327, *gewesen* N 716, **Na** 292. 950; inf. *sîn* häufig. Beachte die spec. alem. formen: 2. plur. *sind*, die *g*-formen des conjunctivs, part. *gsin* (D.W.); vgl. AG. s. 351.

3. *wollen.* Ind. präs. 1. s. ich *wil* w.F 3, **T** 83, **Na** 33; 2. *wiltu* xAlt. 170, *wilt* G 243, **Na** 468; 3. *wil* w.F 32, **T** 68. 1. plur. *wend* w.F 17, **Na** 815, *wellen* G 337, **T** 43. 111, **Na** 859; 2. *wend* Jud. 11; 3. *wend* w.F 136, **T** 74. Conj. 2. s. *welst* Jud. 252, **Na** 30. 31; 3. *well* w.F 139 (*wöll* N 531, *wöl* G 587), **T** 230, **Na** 163. Prät. ind. 3. *wolt* w.F 238, **Na** 205, *wot* a.E 44, B 133 (: *gbot*). Conj. 1 Jud. 69; 3. *welt* **T** 81, *wolten* **T** 236; pt. *gewôt* N 456.

Die formen sind widerum in beiden gruppen durchaus alem., assimilation des *l* in *wot* beschränkt sich auf das schweizerische, das Baseldeutsche hat die form noch heute; vgl. AG s. 409; Seiler s. 313. Das gleiche gilt von dem part. *gewôt.* Für einen Nürnberger wären diese belege jedesfalls sehr auffällig.

4. *tuon.* Ind. präs. 1. s. *tûn* x Alt. 74, **Na** 841 (AG s. 355); 3. *thût* sehr häufig; 2. plur. *tûnd* G 601; 3. *tûnd* xAlt. 131, **T** 169, **Na** 144. 311. Imp. 2. *tûn* Jud. 149, **Na** 231. 256. Prät. *tet* Jud. 223, **Na** 209; 3. plur. *dettent* xAlt. 623, **T** 149 (AG s. 357). Inf. *thûn* w.F 117, *thon* xAlt. 78. 789, *than* a.E 290; vgl. oben: Vocalismus.

Praeteritopraesentia.

1. *wissen.* Pt. **Na** *gewißt* 541 (vgl. Seiler s. 320).

2. *gan.* 1. s. *gan* a.E 171; pt. *vergundt* Jud. 443.

3. *darf.* Ind. präs. 2. s. *darffst* x Alt. 274. 311, N 892. 1058/60, **Na** *darffst* 688. 1007; 3. *darff* w.F II, a.E 22, Jud. 436, x Alt. 501. 604, **T** *darff* 128. 2. plur. *dorffen* G 614. 617, *dorfft* G 590; 3. plur. *dorffen* **T** 87.

Prät. 3. sing. *dorfft* a.E 45; **Na** *bdorfften* 352. Conj. prät. 1. s. *dörfft* x Alt. 739; 2. *dörffst* N 1216; 3. *dörfft* x Alt. 312; **Na** *bdörfft* 871. 1000. 2. plur. *dörfften* G 600; 3. plur. *dörfften* x Alt. 427; **Na** *dörfften* 1038.

Die bedeutung des wortes zeigt ein ziemliches schwanken. Es findet sich a) im alten sinne = *bedürfen* a.E 22, w.F II. 147; *brauchen* a.E 45, x Alt. 108. 311. 739, N 1216. 1222, G 523, **T** 87, **Na** 357; b) *ich habe ein Recht* Jud. 436, x Alt. 482; c) umschreibung des potentialis x Alt. 312. 427. 591; d) = *dürfen* x Alt. 274. 501. 604, N 892. 1058/60, G 614. 617, **T** 129, **Na** 688. 871. 1000. 1007. 1038.

4. *tar.* *thar* x Alt. 336.

5. *sollen.* Ind. präs. 1. s. *söll* Jud. 245; 2. *soltu* **Na** 191, w.F 256, *saltu* B 105, N 893, G 319; 3. *söll* w.F 108, **Na** 247, *sol* w.F 185, **Na** 707. 1. plur. *söllen* w.F 68, **T** 25. 34, **Na** 276, *send* (AG s. 395) N 803; 2. plur. *söllen* G 72, **Na** 454, *solt* B 60, *sölt* x Alt. 117; 3. *söllen* G 126. 892, **Na** 233, *sölent* G 392, *sond* G 127, **Na** 120, *send* (AG 395) N 1362. Prät. 3. s. *sot* B 44, **Na** 373 (beidemal im reim, vgl. AG s. 395); *solt* Jud. 196.

6. *mag* (bedeutung meistens = *können*). Ind. präs. 1. s. *mag* w.F 86; 2. *magst* Jud. 82; 3. *mag* w.F 25. 1. plur. *mögen* B 117, **T** 16. 40; 2. *mögen* G 267. Conj. 3. *müg* w.F 252, *mög* Jud. 244, **Na** 252, *möge* Jud. 101. Prät. 3. s. *mocht* Jud. 297. Conj. *möcht* w.F 145; **T** 3. plur. *möchten* 216. Infin. *mögen* w.F 175; pt. *gemöcht* N 787; adj. verb. *unmüglich* G 235; **Na** *müglich* 277. 527.

Besonders müssen noch die folgenden verba erwähnt werden:

1. *gan.* Ind. präs. 1. s. *gang* x Alt. 195, G 798, **Na** *ich began* 118; 3. s. *gat* w.F 131. 170, **Na** *umbgodt* 80. 3. plur. *gond* w.F 79; **T** 1. plur. *wir begond* 123, **Na** 691; 3. pl. **T** *gond* 197. Imper. *gang* Jud. 278, N 720, G 532. Conj. 3. s. *gang* w.F 109; 2. *gangest* G 1014. Prät. *ging* und *gieng* (vgl. oben). Inf. *gon, gan* w.F 12, **T** 153, **Na** 303; pt. *gan* Jud. 109, *gangen* Jud. 286, **Na** 4. 21. 64.

2. *stan.* Ind. präs. 1. s. *ston* x Alt. 799, *stan* 667, *unterstand* x Alt. 408; **Na** 2. s. *verstost* 837; 3. s. *entstot* w.F 69, **Na** *verstot* 271. 2. plur. *ston* G 266; 3. plur. *sten* w.F 161. Imper. *verstand* N 968. Conj. 1. s. *verstande* N 1004. Prät. 3. s. *stůnt* Jud. 16, *abstund* Jud. 91; 3. plur. *stunden* Jud. 116. Infin. *ston* Jud. 289, **T** *verston* 157, **Na** *ston* 209, vgl. zu den vollen formen AG s. 324.

3. *lan.* Ind. präs. 1. s. *ich laß* w.F 172; 2. plur. *lond* Jud. 441, *lon* x Alt. 121; 3. plur. *lond* x Alt. 105, **T** *lond* 73. 180, **Na** 1029. Imper. *laß* w.F 254, **T** 158; 2. plur. *lond* x Alt. 284, **Na** 598; cohortat. 1. plur. *lond* **T** 89, **Na** 813. Conj. prät. *last* Jud. 344. Imperf. *ließ* w.F 98. Infin. *lon* w.F 69, **Na** *verlon* 223. Part. *glan* G 733, **T** *glon* 212.

4. *geben.* Ind. präs. 3. s. *gydt* w.F 186, *gidt* G 497; 2. plur. *gend* Jud. 126, **T** 141; 3. plur. **Na** *gend* 135. Inf. *geben* w.F 169, **Na** 34, *gen* w.F 226, **Na** 234. 421. 687. 983. Part. *geben* N 955, **T** 44. 209, **Na** 157; *gen* x Alt. 231, **T** 84. 193, **Na** 51.

5. *nemen.* Im plur. contrahierte formen: 3. plur. *vernend(e)* Jud. 180, *nend* x Alt. 503. Inf. *nen* w.F 43. 275. 228, **T** *nen* 194 (*weidnen* bei Goedeke ist in *beid*

nen zu bessern[1]), **Na** 422. 686. Part. *genommen* Jud. 13, *vernummen* Jud. 41, *genon* w. F 99, G 30 (Schw. Id. 4, 725. 731, Seiler s. 132. 220).

6. *kommen* zeigt dem alem. dialekt gemäss in fast allen formen *u*. 1. s. *kum* **Na** 477; 2. *kumpst* x Alt. 734, **Na** 12; 3. *kūpt* w. F 15; 3. plur. *kumen* B 62. Imper. 2. plur. *kummen* **Na** 970; 2. plur. *kōmen* 1469 (**Na** 263), *kumen* G 335. Im infin. und part. findet sich sehr häufig die contrahierte form *kon*: w. F 142. 185. 235. 239. 264 — w. F 278, B 86, x Alt. 579, N 830, G 82 — **Na** 370. 427. 757 — 320; daneben auch *kummen*: Jud. 306, N 142, G 127; **Na** 532. 681, **T** 225; w. F 105. 127, Jud. 500; **Na** 987; *kommen* als pt. B 90, x Alt. 248; vgl. auch oben: Brechung.

3. Dialektische reime.

Die nachfolgende zusammenstellung hat wider den doppelten zweck, einmal zu zeigen, dass Gengenbach durchaus dem Baseler dialekt gemäss reimt und dadurch die behauptung seiner Baseler herkunft weiter zu stützen, und zum andern durch vergleichung seiner reime und reimwörter mit denen aus Na und T darzutun, dass sich hier im wesentlichen dieselben dialektischen reime, oft sogar dieselben reimwörter wie bei Gengenbach wiederfinden.

A. Verhalten der vocale zu einander.

A-laute.

Gerade bei den reimen mit *ă* als charakteristischem vocal zeigt sich deutlich die weitgehende ausgleichung der mhd. vocalquantitäten. Es wird fast ausnahmslos *ă* mit *ā* gebunden. Unter den reimsilben stehen die auf *ăn* bei weitem voran:

man : *gtan* w. F 64, N 847; : *han* (wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass in den contrahierten formen des hilfsverbums *han* der alem. dialekt nach Schw. Id. 2, 870, AG 373 auch die kurzen vocale kennt) x Alt. 282. 670, **T** 117, **Na** 92. 608 usw. im ganzen 73 mal bei Gengenbach und 17 mal in **T Na**. Die ausgleichung ist hier jedesfalls auf die nasalierung der vocale zurückzuführen. Da diese zugleich die verdunklung der betr. vocale nach sich zieht, so sind hier auch gleich die bindungen *man* : *van* (*von* im reim auf *lon* G 372) x Alt. 237; *ane* : *darvone* TTE 183; *man* : *Samson* G 650; *biderman* : *Dission* w. F 36. 51; *gton* : *darvon* x Alt. 783; *gan* : *von* G 242 hinzuzunehmen. Alle diese reime sind durchaus dialektisch und weisen, was Singer für die reime von *a* : *o* (*man* : *van*) behauptete, durchaus nicht nach Nürnberg (vgl. AG 11, Zarncke a. a. o. s. 277/8).

Aber auch vor anderen consonanten ist die kürzung ursprüngl. mhd. längen weit vorgedrungen:

acht : *ācht*. *gedacht* : *veracht* x Alt. 703; *veracht* : *gebracht* G 97. 117; *anfacht* : *macht* (s.) N 701, **Na** *macht* (v.) : *bracht* 452 (vgl. N 1325) usw. Im ganzen 13 mal Gengenbach, 3 mal **Na**. Ein reim auf sicheres *ā* ist bei diesen verben nicht zu belegen.

Sehr häufig sind auch bindungen von *ar* : *ār*. *har* : *war* (adj.) B 89, N 76, **Na** 846. 884 usw. Im ganzen 15 mal bei Gengenbach, 6 mal in **Na**. *art* : *ārt* x Alt. 223, N 145. 481, **Na** 931. Vgl. noch die reime *gach* : *ersach* TTE 176; *bschach* : *nach* G 411. 423; *gschach* : *darnach* N 593.

Des weiteren sind nur zu erwähnen eine reihe von bindungen von *affen* : *āffen* TTE 57; *ag* : *āg* TTE 8; *ahen* : *āhen* G 1237; *alt* : *ālt* TTE 64; *and* : *ānd* (ev. kürze) N 979. 1024. 1167; *ast* : *āst* G 542. 569, **Na** 806 (ev. kürze); *at* : *āt* B 20. 26. 177

1) So der ältere druck.

(ev. kürze), x Alt. 628. 813, N 469. 921, **Na** 108. 176. 194. 238. 293. 636. 994 (ev. kürze), G 105; *ax* : *āx* w. F 152.

Mhd. verschiedene, aber dialektisch fast gleiche vocalqualität liegt vor in den zahlreichen bindungen von *ā* : *ō*. *plog* : *btrog* G 605. Sehr beliebt sind auch hier die bindungen von *ān* : *ōn*. *gon* : *kon* N 52, **Na** 756; : *schon* w. F 178 usw. Gengenbach 39 mal, **T** 1 mal, **Na** 4 mal.

Häufig sind bindungen *ār* : *ōr* x Alt. 578, **Na** 122. Gengenbach 6 mal, **Na** 1 mal. Ebenso *āt* : *ōt* w. F 66, **T** 185, **Na** 16. Gengenbach 11 mal, **T** 3 mal, **Na** 1 mal.

Hierhin gehören auch reime wie *gon* : *thûn* G 387; *thon* : *lon* x Alt. 78; *hon* : *thon* x Alt. 788; *than* : *han* a. E 290. Zu dem reim *son* : *gon* G 56 vgl. oben: Diphthonge, auch die reime von mhd. *uo* : *ā* sind alem. nicht unerhört, Seb. Brant hat sie ebenfalls (Zarncke 277, 17). Sie brauchen also durchaus nicht, wie Singer will, nach Nürnberg zu weisen.

Im dialekt geschieden, aber unter berücksichtigung der trübung von *ā* : *å* nicht undialektisch sind die reime von *ā* : *o*. *Schwab* : *ob* TTE 215; *mocht* : *erdocht* G 432; *wogen* : *betrogen* N 1194; *mol* : *wol* w. F 146, **Na** 27; *mol* : *sol* N 595; *jar* : *vor* N 30. 459; : *thor* **Na** 8; *wor* : *vor* **Na** 297; *hor* : *enbor* x Alt. 664, G 1073; *hosen* : *blosen* G 352; *ußgelossen* : *beschlossen* N 1413. *āt* : *ot*. *Spot* : *hot* w. F 6, x Alt 713 (ev. kürze, ebenso B 119, N 993); *sot* : *rot* B 44; *gbot* : *stot* x Alt. 225.

Eine bequeme übersicht über die bei den *a*-lauten und ihren schattierungen möglichen reimverbindungen gewähren die dreireime, die ich deshalb hier aufführe:

1. *ā* : *ō* : *ā*. *nach* : *floch* : *goch* Jud. 54—56.

2. *ō* : *ā* : *ă*. *lan* : *gethan* : *ran* Jud. 70—72.

3. *ŏ* : *ā* : *ā*. *von* : *lon* : *ston* Jud. 134—136; *gethon* : *ußgon* : *von* Jud. 342—344; *van* : *lan* : *han* w. F 254—256; *rat* : *stot* : *spot* Jud. 246—248.

4. *ă* : *ŏ* : *ā*. *an* : *van* : *lan* w. F. 214—216.

5. *ă* : *ŏ* : *ă*. *man* : *van* : *man* x Alt. 237.

6. *ā* : *ō* : *ō*. *hon* : *kon* : *lon* w. F 238—240; *kon* : *schon* : *glon* w. F 278—280; *hodt* : *todt* : *not* Jud. 518—520; *not* : *todt* : *lot* B 185—187.

7. *ā* : *ō* : *ŏ*. *glon* : *umbkon* : *von* w. F 234—236; *thoren* : *gschoren* : *joren* G 1123 bis 1125.

8. *ā* : *ŏ* : *ŏ*. *got* : *rot* : *spot* Jud. 86—88; *gbot* : *sot* : *rot* Jud. 171—173.

E-laute.

I. *e* : *ë*.

1. *eben*. *eben* : *heben* N 268; *erheben* : *eben* N 1112; : *geben* N 463. 509. 1060; *geben* : *beheben* N 727.

2. *eckt*. *befleckt* : *bedeckt* G 246; *steckt* : *seckt* **Na** 598.

3. *effen*. *åffen* : *tråffen* G 617.

4. *egen*. *regen* : *bewegen* N 690.

5. *elt*. *welt* : *mißfelt* B 1, N 1090; *welt* : *gfelt* x Alt. 189, G 753; *gstelt* : *welt* G 699.

6. *emen*. *schlemmen*, *schåmen*, *demmen* : *nåmen* x Alt. 284. 399. 409, G 409.

7. *ende*. *behende* : *vernende* Jud. 179.

8. *ens*. *jånß* (illud) : *gånß* N 911.

9. *er*. *wer* (arma) : *her* Jud. 479; *mår* : *beger* N 130; *erner* : *bescher* **T** 187.

10. *eren*. *weren* : *begeren* x Alt. 685.

11. *ert*. *schwert* : *pfårdt* G 723; *begårt* : *hert* G 1130.

12. *et.* *brât* : *het* x Alt. 609, G 166; *kôt* : *klaret* **Na** 826; *stet* : *det* N 743; *redt* : *thet* **Na** 925.

13. *etten.* *retten* : *bâtten* Jud. 222; *stetten* : *ußjëtten* G 879.

14. *kâller* : *dâller* **T** 125.

II. *ë* : *ē*.

1. *el.* *seel* : *quel* w. F 100, x Alt. 523, **Na** 170.

2. *er.* *her* : *eer* B 32, x Alt. 489; : *mer* B 61; : *ker* G 940; *leer* : *beger* N 870.

3. *eren.* *geweren* : *leren* G 332; *abschâren* : *leren* G 316; *bgâren* : *leren* x Alt. 414.

4. *ert.* *verkert* : *schwert* N 90; *ârdt* : *glert* **Na** 273.

III. *e* : *ē*.

1. *er.* *seer* : *môr* N 932.

2. *eren.* *schweren* : *eren* x Alt. 39; *bschweren* : *leeren* **Na** 644; : *keren* **Na** 1024; *verzeren* : *leren* x Alt. 165, G 312; *neren* : *leren* x Alt. 263. 313, G 389; *leren* : *weren* G 206. 853; *erweren* : *leren* **T** 183; *erneren* : *herren*[1] N 1215.

3. *ert.* *wôrt* : *kôrt* N 825; *hôrt* : *lert* G 188.

IV. *ë* : *æ*.

1. *echt.* *recht* : *durchâcht* N 229. 732. 1261; *durchâcht* : *gerâcht* N 997.

2. *ehen.* *gsâhen* : *verschmâhen* N 763; *verschmâhen* : *gschâhen* G 776; *gschâhen* : *nâhen* N 1463; *nâhen* : *jâhen* **Na** 746.

3. *er.* *bgâr* : *wâr* B 181; : *mâr* **Na** 45; *her* : *schwer* TTE 41, G 1086, **Na** 319; : *mâr* TTE 190, G 558. 744. 1128, **T** 75, **Na** 12. 766; : *unmâr* x Alt. 652, G 1055; : *lâr* G 1115. 1187; : *wâr* x Alt. 833, **Na** 450. 516.

4. *ert.* *erklârt* : *bgârt* x Alt. 61; *perd* : *hârd* x Alt. 711; *erd* : *erklârt* N 1155; : *bewârt* N 1173; *erklârt* : *werdt* N 72.

V. *e* : *æ*.

1. *ert.* *bschwert* : *hert* x Alt 607.

2. *er.* *meer* : *wer* (esset) B 150.

3. *eren.* *neren* : *bschweren* **T** 214.

VI. *ē* : *æ*.

1. *er.* *eer* : *wâr* w. F 104; *wer* : *herr* **Na** 947; *leer* : *schwer* G 248. 1027; : *unmâr* x Alt. 175.

2. *ert.* *bewârt* : *glert* G 802; *erklârt* : *geert* N 407.

VII. *ë* : *œ*.

1. *eren* : *œren.* *zerstôren* : *weren* N 601.

2. *ert* : *œrt.* *gehôrt* : *wert* G 1119; *gwârt* : *zerstôrt* N 581.

VIII. *e* : *œ*.

1. *er.* *môr* : *hôr* N 942.

2. *eren.* *neren* : *hôren* TTE 203; *weren* : *hôren* x Alt. 368; *bschweren* : *hôren*[2] **Na** 454. 514. 654. 708. 744. 917.

3. *ert.* *hert* : *zerstôrt* N 749; *gfôrt* : *gehôrt* N 389. 1069, G 873; *erwert* : *ghôrt* G 572; *nert* : *ghôrt* **T** 219.

1) *herren* ist nach ausweis sonstiger reime mit *ē* anzusetzen; vgl. unten VI. IX.

2) Die häufigkeit gerade dieses reimes in **Na** ist durch den stoff bedingt. Dieser umstand erklärt es auch, dass die verwandtschaft in den reimen zwischen T, Na und Gengenbach nicht noch weiter geht. Ich weise darauf hin zur richtigen beurteilung der parallelen.

IX. *ē* : *œ*.

1. *ēr.* *eer* : *hôr* x Alt. 370; *leer* : *hôr* N 424, **Na** 466; *herr* : *hôr* **Na** 77.

2. *eren.* *eren* : *erhôren* Jud. 227; : *hôren* N 628, G 1309; : *zerstôren* **Na** 325; *hôren* : *leren* x Alt. 705; *hôren* : *verkeren* x Alt. 811; *herren* : *zerstôren* N 1188.

3. *erst.* *erst* : *zerstôrst* x Alt. 215.

4. *ert.* *zerstôrt* : *verkôrt* N 305; *ghôrt* : *glert* B 121.

X. *œ* : *œ*.

mâr : *hôr* N 240.

XI. *œ* : *ö*.

getôdt : *gewôt* N. 455.

XII. *ë* : *ö*.

grâcht : *môcht* **Na** 526; **T** 15 *leben* : *mögen* (ist doch wol aufzufassen als *leben* : *megen*).

XIII. *ö* : *e*.

Nur in **Na** belegt: *gspöt* : *het* 684; *götzen* : *letzen* 146.

XIV. *ē* : *ie*.

er : *ier.* *gschier* : *leer* x Alt 209; *eer* : *zier* a. E 66.

Dreireime.

e : *ë* : *ē.* *wer* (arma) : *her* : *mer* Jud. 479—481.

ē : *ē* : *œ.* *eer* : *seer* : *schwer* Jud. 486—488.

ē (*ë*) : *œ* : *ē* (*ë*). *gen* : *spen* : *nân* w. F 226—228.

e : *e* : *ë.* *lest* : *gest* : *nâst* w. F 258—260.

ē : *e* : *œ.* *leren* : *werren* : *zerstörenn* Pr. II, 10—12.

Welchen schluss dürfen wir nun aus dieser scheinbar so willkürlichen behandlung der *e*-laute auf die heimat des dichters ziehen? Schon ein flüchtiger blick auf die oben gegebenen reimbindungen lehrt, dass diese willkürlichkeit doch keine gar so grosse ist. In einer reihe von fällen finden sich reimungenauigkeiten nur in silben, in denen auf den reimvocal *r* folgt. Das gilt von den gruppen 3. 5—10. Bei 2 und 4 überwiegen solche silben stark und nur 1. 11. 12 machen eine ausnahme. Nun gilt für den alem. dialekt, also auch für Basel, das gesetz, dass vor *r* *ö* und *e* gelängt und geöffnet werden (Hoffmann s. 11 anm.) Dadurch fallen vor diesem laute *ē* und *e*, *œ* und *ö* in einen laut *ę̄* quantitativ und qualitativ zusammen und es sind somit die unter 3. 8. 9 aufgeführten reime dialektisch rein. *ë* und *œ* haben im heutigen Baseldeutschen überoffenen lautwert: *ä* (Hoffmann § 136. 163. 165). Gerade nach ausweis der vorstehenden reime scheinen sie denselben wert schon im 16. jahrhundert gehabt zu haben. Danach wären für Basel auch die gruppen 2 (*r*). 4 (*r*). 5. 6. 10 als reine reime anzusehen. Da ausser vor nasal + cons. hier auch *e* und *ö* zusammenfallen in *ę̆* (Hoffmann § 136. 140), so ist ebenfalls gruppe 13 dialektisch rein. Vor nasal + cons. werden *e* und *ë* (ausser vor lenis) zu *ä* (Hoffmann § 157. 165), d. h. von den unter 1 genannten reimsilben sind rein: *emmen, ende, ens.* Somit bleiben noch übrig von 1 *eben, eckt, effen, egen, ell, et, etten,* von 2 *el,* von 4 *echt, ehen,* 7. 11. 12. Die unter 4 genannten reime sind qualitativ reine, quantitativ nur gering differenzierte reime (*ä* : *œ* Hoffmann § 136. 163. 165), die also als dialektisch angesehen werden können. Weil vor lenis stehend, ist auch 2 *el* dialektisch völlig rein (Hoffmann § 136. 152. 155). Reime von überoffenem zu offenem *ä* : *ę̆*, also ziemlich rein sind die unter 1 genannten, soweit sie nicht vor lenis stehen. Unrein bleiben nach dem heutigen lautstand 1 *eben, egen,* die reime von *ē* : *œ* sein

würden. Das gleiche gilt mutatis mutandis auch von 11 *ẹ̄ : ẹ̆*. Nr. 7 würden reime von *ä : ẹ̄*, also dialektisch als rein zu beurteilen sein, 12 wäre *ä : ẹ̆*, also gleichfalls nur gering verschieden. Wesentlich unrein wären von all den aufgeführten reimen vom heutigen standpunkt nur die wenigen unter 1 auf *-eben* und *-egen* und der unter 11 genannte. Der reim *ē : ie* endlich (14) kann für die dialektbestimmung nicht verwertet werden, er ist auch im bair. des 16. jh. wie im alem. ausserordentlich selten, vgl. BG § 46. AG § 64.

Wir haben also gesehen, dass die grosse fülle scheinbar unreiner reime mit *e*-lauten vom standpunkt der Baseler mundart aus mit nur ganz geringen ausnahmen als rein anzusehen sind, und es muss sich angesichts dieser tatsache zum mindesten die frage erheben, ob eine so genaue kenntnis der eigentümlichkeiten des Baseler dialektes einem fremden überhaupt möglich war.

I-laute.

i : î.

Diese ziemlich zahlreich belegten reime bieten, weil nur quantitativ verschieden, keine schwierigkeiten, um so weniger, als sie schon in mhd. zeit vorlagen und der tradition entnommen werden konnten.

i : ie.

gericht : lieht TTE 120 (AG 40, Beitr. 11, 565). Zu *gering : fing* w. F 20, *ging : anfing : geling* Jud. 219, *gienge : dinge* Jud. 46 vgl. oben: Diphthonge.

î : iu.

1. *ich : iuch. glich : euch* G 1315; *: üch* x Alt. 116; *rich : eüch* N 859. 1469.

2. *icht : iucht. fücht : licht* G 1071.

3. *it : iut. leüt : streit* w. F 76; *zyt : leüt* w. F 102, N 1120. 1421, **T** 60; *: nüt*[1] **Na** 75. 347. 726; *: bedüt* N 244. 502. 1050; *: verbüt* G 54; *nüt : hochzyt* **Na** 116; *lit : nüt* **Na** 112; *gydt* (v.) *: bedüt* N 1014; *gydt* (s) *: lüt* N 1139. 1169; *: nüt* **Na** 124. 140. 712; *Vyt : lüt* N 1320; *gerüt : schnit* N 173.

4. *iten : iuten. rüten : zyten* N 1213, G 1132; *zyten : lüten* N 183; *: vernüten* N 516, **Na** 150; *lüten : stryten* N 1257.

5. *izt : iuzt. flyßt : schüßt* G 260.

In allen diesen reimen steht der reimvocal vor fortis. In diesem falle werden im heutigen Baseler dialekt beide laute zu *ĭ̯* (Hoffmann § 137. 197. (141)), die reime sind also rein.

i : iu.

1. *ich : iuch. mich : eüch* N 1034.

2. *ind : iund. sind : fründ* Jud. 331, x Alt. 760, **T** 138. 166, **Na** 949; *kind : fründ* x Alt. 344 498, **T** 130, **Na** 1022; *fründ : blind* G 505; *gschwind : fründ* **Na** 503.

3. *inde : iunde. gschwinde : fründe* Jud. 51.

4. *ir : iur. dir : obenthür* G 576; *: thür* G 828; *mir : obenthür* **Na** 505.

Dreireim.

fründ : sind : gschwind Jud. 127—129.

Auffallend ist der reim *mich : eüch*, der nach dem heutigen dialekt ein solcher von *ĭ̯ : ĭ̯* wäre und eine kleine unreinheit in sich schlösse (Hoffmann § 137. 141). Dialektisch rein dagegen und sehr charakteristisch ist die bindung von mhd. *friunt*

1) Auch die form *nit* ist in Na des öfteren belegt: 29. 381. 682. 750, bei Gengenbach: Jud. 239, x Alt. 177. 315, N 1487.

mit *i*. *fründ* ist nämlich im heutigen dialekt das einzige wort, welches für *iu* *į̆* zeigt (Hoffmann § 198). In *mir*, *dir* darf man wol schon länge ansetzen.

i : *ü*.

1. *ick* : *ück*. *anblick* : *glück* G 1075.

2. *icken* : *ücken*. *schicken* : *glücken* **Na** 566.

3. *ichten* : *üchten*. *züchten* : *richten* Jud. 501; *züchten* : *berichten* N 651.

4. *inden* : *ünden*. *zfinden* : *verkünden* G 1279, N 1375, x Alt. 32; : *sünden* TTE 99.

5. *ind* : *ünd*. *blind* : *sünd* x Alt. 21, N 796, G 20. 899, **T** 146; *find* : *sünd* B 40, G 36, N 1341; *kind* : *sünd* N 807. 1475; : *verkündt* Jud. 527, x Alt. 148, N 165; *sünt* : *geschwind* N 1467; *sind* : *sünt* N 1020.

6. *ir* : *ür*. *thür* : *jr* G 1019; *für* : *dir* G 273; *für* : *mir* x Alt. 595, **Na** 550.

7. *irten* : *ürten*. *würten* : *gürten* G 738; *hirten* : *ürten* **Na** 363.

8. *ist* : *üst*. *ist* : *rüst* P II, 70; *entrüst* : *bist* **Na** 407.

9. *it* : *üt*. *bschüt* : *nit* G 264.

10. *itz* : *ütz*. *gschütz* : *witz* G 150. Dazu ausserdem aus Na:

11. *ilt* : *ült*. *gefült* : *unmilt* **Na** 71.

12. *ing* : *üng*. *trüng* : *ring* **Na** 18.

Dreireime. *härfür* : *thür* : *wir* G 157; *für* : *mir* : *dir* **Na** 500; *find* : *blind* : *sünd* **T** 12.

Die reime, unter denen sich charakteristischer weise keiner vor lenis findet, sind im dialekt alle rein, da *ü* und *i* ausser vor lenis in *į̆* zusammenfallen (Hoffmann § 137. 141).

ü : *iu*.

1. *ünd* : *iund*. *fründ* : *verkünd* x Alt. 3.

2. *ünde* : *iunde*. *fründe* : *sünde* Jud. 382. Dazu

3. *ür* : *iur*. *obenthür* : *für* **Na** 21. 63.

Bei den ersten beiden reimt nach dem heutigen Baseler lautstande *į̆* : *į̆*, bei 3. *į̄* : *į̄*.

ie : *üe*.

1. *iebt* : *üebt*. *gliebt* : *betrůbt* N 186.

2. *iegen* : *üegen*. *biegen* : *bnůgen* x Alt. 340; *bnůgen* : *liegen* **T** 101.

3. *ieren* : *üeren*. *deponieren* : *fůren* G 768; *hoffieren* : *růren* G 283; *verfůren* : *regieren* N 1217; *zieren* : *fůren* x Alt. 527, G 930; *erfrieren* : *verfůren* G 831; *verfůren* : *regieren* G 908; *füeren* : *tyrannesieren*, *interdicieren*, *monieren* **T** 25. 233, **Na** 134.

4. *iert* : *üert*. *ziert* : *gfůrt* N 636; *gstudiert* : *verfůrt* G 773, **Na** 188; *disputiert* : *gefůrt* **Na** 818; *probiert* : *fůrt* **Na** 866.

5. *iez* : *üez*. *hieß* : *fůß* Jud. 406.

Diese reime sind dialektisch rein, heute sind *ie* und *üe* in *iə* zusammengefallen (Hoffmann § 142. 206. 209).

O-laute.

o : *ō*.

1. *on*. *darvon* : *lon* G 372.

2. *or*. *vor* : *thor* G 798; *thor* (porta) : *dor* (narr) G 996.

3. *oren*. *geboren* : *thoren* TTE 211, N 1380; *gschworen* : *thoren* G 721; *bschworen* : *oren* **Na** 1057; *sporen* : *oren* G 946; *thoren* : *geschoren* G 1122.

4. *ort*. *ort* : *ghort* B 50; *btort* : *mort* x Alt. 235; *wort* : *ghort* N 1086. 1356; *wort* : *erhort* **Na** 440.

5. *orte*. *ghorte* : *morte* TTE 175.

6. *ot, öt.* *spot* : *todt* N 262. Dazu
7. *ol.* *wol* : *kol* **Na** 614.

Vor *r* sind diese reime dialektisch rein, bei den übrigen ist die differenz nur gering.

öu : *ei.*

geüchen : *zeichen* G 810, : *seichen* G 494; *reien* : *erfrôwen* G 955; *frôid* : *heid* N 1224, : *bescheid* x Alt. 453; *zerstrôwt* : *gseit* N 1443; *geseit* : *erfrôwt* N 611; vgl. Zarncke 278, 24.

Beide diphthonge sind heute zu *ai* geworden, die reime waren also wol auch schon im 16. jh. rein.

U-laute.

u : *uo.*

gefunden : *stunden* Jud. 115; *abstund* : *hund* : *stund* (hora) Jud. 91—93. Siehe oben: Diphthonge und AG s. 78.

ü : *uo.*

Paur : *bschwûr* **Na** 458/9; vgl. AG 78. Auch Seb. Brant im Narrensch. vorr. 94 bindet einmal vor *r* *ū* : *uo* (Zarncke s. 277, nr. 7).

B. Verhalten der consonanten untereinander im reim.

Es reimen die verschiedenen medien untereinander:

I. *b* : *g.*

1. *ab* : *ag.* *tag* : *ab* B 87.
2. *aben* : *agen.* *haben* : *sagen* TTE 35, N 343. 703. 1151. 1222, G 1271, **T** 47. 73, **Na** 190. 317; : *fragen* x Alt. 41; : *klagen* x Alt. 108; : *getragen* **T** 33; : *kragen* **Na** 126; *erschlagen* : *begraben* x Alt. 464; *schyßgraben* : *tragen* G 1110; *knaben* : *fragen* N 877.
3. *eb* : *eg.* *wâg* : *gâb* G 1229.
4. *eben* : *egen.* *lâben* : *pflâgen* G 564, : *sâgen* x Alt. 231, : *mögen* **T** 15; *erheben* : *ußlegen* G 68; *eben* : *legen* N 1318, : *wegen* N 453; *heben* : *legen* TTE 77; *glâgen* : *strâben* x Alt. 485; *frâgen* : *geben* **T** 43 (s. unten).
5. *iben* : *igen.* *triben* : *verschwigen* Jud. 94, **Na** 488. 915, : *schwigen* x Alt. 511, **Na** 808, : *gigen* **T** 132; *gschwigen* : *gschriben* G 917.
6. *oben* : *ogen.* *loben* : *zogen* x Alt. 45.
7. *uben* : *ugen.* *schuben* : *sugen* G 463; *sugen* : *kluben* G 356.
8. *üeben* : *üegen.* *betrûben* : *fûgen* N 270. 674. 1415.
9. *orben* : *orgen.* *gstorben* : *erworgen* x Alt. 590; *verdorben* : *erworgen* G 835.
10. *iegen* : *üeben.* *kriegen* : *betrûben* x Alt. 321.

II. *b* : *d.*

1. *ab* : *ad.* *hab* : *schad* w.F 10.
2. *eben* : *eden.* *eben* : *reden* **Na** 814; *beheben* : *reden* a.E 232.
3. *iben* : *iden.* *beliben* : *gliden* G 131, : *friden* N 889, **Na** 1028, : *liden* x Alt. 487, **T** 82. 216, : *schniden* **Na** 882; *schriben* : *liden* N 1143, : *zûfryden* **Na** 662; *liden* : *verdriben* N 682.
4. *erben* : *erden.* *sterben* : *erden* TTE 225, : *werden* Jud. 85, **T** 39, **Na** 247; *erden* : *erwerben* Jud. 531; *kerben* : *werden* G 887. 1015, **Na** 804. 972. 992, : *erden* **Na** 1069.
5. *orben* : *orden.* *worden* : *(ge)storbeu* x Alt. 542. 737, a.E 313. 361.

III. *d* : *g*.

1. *aden* : *agen*. *tagen* : *schaden* a.E 88.

2. *iden* : *igen*. *liden* : *verschwigen* N 36, **Na** 860.

3. *inde* : *inge*. *gschwinde* : *dinge* Jud. 405.

4. *orden* : *orgen*. *worden* : *worgen* N 1302; *orden* : *erworgen* **Na** 253, : *zmorgen* **Na** 548; *worden* : *sorgen* G 1155.

Verschiedenes.

1. *m* : *n*. *man* : *nam* x Alt. 301; *kam* : *entran* G 782; *vernim* : *brin* G 673; *rein* : *hein* G 305; *hein* : *erschein* B 109, : *schein* **Na** 564, : *bein* G 1013; *ston* : *Rom* a.E 112; — *grimme* : *keyserinne* Jud. 30; *keyserinnen* : *bestimmen* Jud. 469; *uberkummen* : *entrunnen* TTE 152; *entrunnen* : *kummen* Jud. 302; *kummen* : *nunnen* **T** 235; *namen* : *hindannen* **Na** 945; — *ingenommen* : *schonen* a.E 237; — *grundt* : *kumpt* N 835.

2. *md* : *nd*. *behend* : *hembd* G 686.

3. *ng* : *nk*. *bank* : *lanck* G 314; *ußschwanck* : *lanck* G 716; *lanck* : *danck* G 1264; — *erlangt* : *schanckt* **Na** 632.

4. *mm* : *ng*. *frummen* : *gerungen* : *genummen* N 334.

5. *nn* : *ng*. *gewinnen* : *singen* a.E 8; *besinnen* : *springen* a.E 189; *sinnen* : *bringen* **Na** 415.

6. *st* : *scht*. *ist* : *gemist* w.F 127; *entrüst* : *uffwüscht* **Na** 86; vgl. auch *christen* : *mischen* Jud. 389.

Dreireime: *ist* : *mist* : *brist* w.F 218/20; *gemist* : *ist* : *list* w.F 221/3. Siehe oben: Consonantismus.

7. *cht* : *ft*. *gemacht* : *eidgnoschaft* w.F 54; *machte* (s.) : *zwyffelhafte* a.E 318. Beleg Weinhold, Mhd. gr. 233.

Überschlagende consonanten.

1. *n*: *worten* (dat. pl.) : *erhorte* TTE 29, dialektischer abfall des *n* (AG s. 169).

2. *b*: *schreibt* : *geydt* N 565, : *zeit* x Alt. 27; *gobt* : *stot* B 34; *bråt* : *låbt* x Alt. 515; *het* : *behebt* x Alt. 126; *ererbt* : *verzert* **T** 142.

3. *t*: *råchen* : *fåchten* N 981. 1280; *zmachen* : *verachten* a.E 119; *erterichs* : *nichts* N 181; *gstrygft* : *schlyff* **Na** 838; *t* ist wol einzusetzen in *säck(t)* (vgl. 599) : *dråck* **Na** 802 (dagegen ist *d* zu streichen in *adrian* : *hand* **Na** 229).

4. *g*: *gspånst* : *gångst* **Na** 491, : *långst* **Na** 740 ein durchaus dialektischer reim.

Zusammenfassung.

Versuchen wir nun auf grund der vorstehenden sprachlichen zusammenstellungen der frage nach der heimat des dichters näher zu treten. Dass der alemannische dialekt bei Gengenbach in sehr starkem masse überwiegt, war auch Singer aufgefallen. Aber die macht jenes briefes Kobergers war doch so bestimmend für ihn, dass er trotz dieser erkenntnis an der Nürnberger herkunft unseres dichters festhielt, ohne sich zu fragen, ob denn jene notiz nicht auch eine andere erklärung zulasse. Auf grund sprachlicher indizien wäre man wahrscheinlich nie und nimmer darauf gekommen Gengenbachs heimat in Nürnberg zu

finden. Ein wie guter Alemanne Gengenbach Baslern war, zeigt die verwertung seiner werke in den arbeiten von Heusler und Gessler. Wer möchte glauben, dass jemand, der bis zu seinem 20. jahre in Nürnberg gewesen, hier seine kindheit verlebt, seine schulbildung empfangen, den grössten teil seiner jugend zugebracht, ja hier vielleicht sogar das dichten „gelernt" hatte, jedesfalls sprachlich durchaus in Nürnberg wurzelt, nun nach Basel kommt, seinen heimatlichen dialekt völlig verlernt und statt dessen einen wesentlich davon verschiedenen in ebenso vollkommener weise erlernt! Wie lebhaft diese verschiedenheit der mundarten — und damals gewiss noch mehr als heute — empfunden wurde, zeigt die schon früher erwähnte übertragung des Brantschen Narrenschiffes in den Nürnberger dialekt. Sehr begreiflich! Eine durchgreifende trennung war zwischen beiden mundarten durch die neuhochdeutsche diphthongierung geschaffen worden. Ist es unter solchen umständen denkbar, dass dem dichter bei seinen zahlreichen diphthongischen reimen auch nicht ein einziger von neuem auf alten diphthong untergelaufen sein sollte? Und weiter: wir haben bei der behandlung der reime mit *e*-lauten gesehen, wie genau Gengenbach — von ganz wenigen fällen abgesehen — die verschiedenen *e*-laute, ganz wie es der alemannische (Baseler) dialekt verlangt, bis in subtilitäten hinein auseinandergehalten hat. Ist das einem fremden überhaupt möglich? Und wäre es möglich, so sollte man eine entwicklung zu grösserer genauigkeit hin in den einzelnen werken wahrnehmen können, aber auch dafür lässt sich kein anhaltspunkt finden; die genauigkeit ist im Welschen fluss (1513) eben so gross, wie in der Gauchmatt (zwischen 1521 bis 24). Wenn irgend etwas, so spricht Gengenbachs reimtechnik dafür, dass er aus alemannischer gegend (Basel) stammte.

Dahin weist nun auch sein sprachgebrauch. Gewiss dürfen wir nicht alles, was wir bei Gengenbach gedruckt sehen, ihm zuschreiben, ebensowenig aber haben wir ein recht es zu ignorieren, vielmehr gestattet uns das ergebnis der reimuntersuchung alemannische eigentümlichkeiten, wie sie abgesehen von den reimen vorkommen, für den dichter in anspruch zu nehmen, und das um so mehr, als wir ja sahen, dass die setzer nicht bemüht sind, das alemannische colorit zu verstärken, sondern im gegenteil es zu verwischen. Wenn sich z. b. *ë* durch alle werke hindurch und besonders gern vor lenis durch *å* widergegeben findet, so hat diese bezeichnung offenbar schon dem manuscript des dichters angehört: eine berechtigung zu dieser schreibung lag, wie gezeigt, im alemannischen vor. Ich weise ferner auf die verschiedenartigen durch den dialekt bedingten vertauschten schreibungen hin, vor

allem die von *st* für *scht* in *gemist* (vgl. auch den reim *christen: mischen*), ich erinnere an die unterlassung des umlauts, der brechung. Bei der flexionslehre, namentlich des verbums, fanden wir durchaus den alemannischen sprachgebrauch; man denke nur an die behandlung einiger verba anomala und praeteritopraesentia, die oft formen aufweisen, die specifisch-alemannischen oder gar schweizerischen ursprungs sind, an die häufigen contractionen *gen, nen, kon.* Für das substantivum ist an die abstracta mit erhaltenem *i*, an die form *kuchi* zu erinnern, die erhaltung des alten *o* im superlativ und in *gesegnoten* ist für Gengenbachs zeit gleichfalls specifisch-alemannisch. Zu beachten ist endlich aus dem wortschatz: *der hård* (Schw. Id. 2, 1597) für erde, boden xAlt. 712, G 278, *kilche* neben *kirche, har* für *her.*

Was besagen dem gegenüber Singers argumente (Zeitschr. 45, 155) für Nürnberg?[1] Geben wir einmal zu, all die angeführten kriterien seien wirklich Nürnberger reminiscenzen, so sind sie eben erinnerungen an jenen vorübergehenden aufenthalt Gengenbachs in Nürnberg, von dem Kobergers brief zeugnis gibt. Es ergibt sich also aus den vorliegenden sprachlichen tatsachen mit zwingender notwendigkeit:

Gengenbach war in Basel geboren und aufgewachsen und kehrte nach vorübergehendem aufenthalt in Nürnberg dorthin zurück.

Aber noch ein anderes kann die vorstehende untersuchung lehren. Die letzten darlegungen haben die eigentliche fragestellung etwas verschoben, notwendig mussten sie auf die frage nach der herkunft Gengenbachs führen, und es lag mir, wie gesagt, daran, die im ersten teil geäusserte ansicht von der heimat des dichters durch ein möglich umfangreiches sprachliches material zu begründen. Ebenso deutlich wie Gengenbachs sichere dichtungen aber weisen auch T und Na in sprachlicher beziehung nach Alemannien, ja verschiedene kleinere eigentümlichkeiten, namentlich in der flexion des verbums, gestatten uns wie bei Gengenbach das gebiet noch enger auf die Schweiz zu begrenzen.

In allen wichtigeren, spezielleren sprachlichen eigentümlichkeiten endlich zeigen T und Na eine weitgehende verwandtschaft mit den Gengenbachschen dichtungen, abgesehen von wenigen auch bei Gengenbach seltenen und nicht in allen werken belegten erscheinungen wie reime von *a*:*uo*, von *u*:*uo*, von *i*:*ie*, die abstracta auf *i* und super-

1) Das paragogische *e*, das Singer a. a. o. noch anführt, kann als sprachliches kriterium nicht in betracht kommen: es ist ein metrisches hilfsmittel, das sich darum auch nur in den metrisch schwerer zu behandelnden meisterliedern findet.

lative auf *o*[1]. Wir können solche verwandtschaft constatieren zunächst auf dem gebiet des vocalismus. Wie in Gengenbachs gedichten wird *ë* durch *å* gegeben, *e* durch *å* und *ô* in fast denselben fällen, es finden sich vertauschte schreibungen wie *ü* für *i*, *ë* wird in ganz denselben fällen (vor *m* und *r*) durch *å* bezeichnet, *ee* für *ē*, *ô* für *ē*, *ů* für *öu* ist sogar in denselben worten gedruckt. Wir können dasselbe schwanken zwischen umgelauteten (undialektischen) und unumgelauteten (dialektischen) formen, wie den rückumlaut beobachten. Was den consonantismus anlangt, so treffen wir auch in Na die neigung *m* im wortauslaut in *n* übergehen zu lassen. In der flexion des verbums lassen sich formen auf *-en* für die 1. sing. präs. ind., das schwanken zwischen formen auf *-t*, *-ent*, *-en* in der 2. und das eindringen der endung *-ent* auch in die 1. plur. nachweisen. Grosse ähnlichkeiten bestehen zwischen Gengenbachs sprachgebrauch und T und Na in den ablautsreihen und namentlich in der flexion der verba anomala und praeteritopraesentia, sowie der beiden verba *geben* und *kommen*. Der wortschatz zeigt dieselben schwankungen zwischen *her* und *har*, *dôrt* und *dort*, *helgen* und *heiligen* usw. Auch der verfasser der Na scheut vor grobdialektischen reimen wie *st* : *scht* nicht zurück, und in den consonantisch unreinen reimen endlich ist eine ganz auffallende verwandtschaft zu beobachten: kaum eine bindung, die sich nicht auch in T oder Na belegen liesse. Diesen tatsachen gegenüber kann die möglichkeit, ja die wahrscheinlichkeit der annahme, dass der verfasser von T und Na mit Gengenbach identisch ist, nicht bestritten werden, um so weniger, als beide in der wahl der reimwörter, soweit sie nicht durch die verschiedenheit der stoffe ausgeschlossen ist, häufig übereinstimmen. Auf alle fälle hat man auf grund sprachlicher indizien kein recht, Gengenbach die verfasserschaft der Totenfresser und der Novella abzusprechen. Von Singers bedenken (Zeitschr. 45, 155) fällt bei T das für ihn wichtigste fort. Schon oben ist darauf hingewiesen, dass der reim *weidnen* : *gen* T 194 sich als druckfehler für *beid nen* nach ausweis des älteren Münchener druckes herausgestellt hat.

Der reim *leben*:*môgen* (vgl. Na 526 *gerâcht*:*möcht*) ist ein nicht gerade gewichtiges kriterium, denn Gengenbach hat die form *môgen*. Wenn man sich an der bindung *ë*:*ö* stösst, so ist darauf hinzuweisen, dass diese bindung zwar sonst von G. nicht gebraucht wird, aber doch dialektisch ist. Auffällig und das einzige kriterium von bedeutung ist

1) Dass wir in diesem fehlen durchaus kein kriterium gegen Gengenbach erblicken dürfen, geht einfach daraus hervor, dass die in frage stehenden abstracta und superlative in T und Na überhaupt nicht belegt sind.

zweifellos der reim T 43 *frågen*:*geben*. Gengenbach hat, obwol *frågen* noch heute schweizerisch ist (Schw. Id. 1, 1291), sonst immer *fragen*. Indessen wird man zugeben müssen, dass der sinn T 43 nicht übermässig plan ist. Ich acceptiere daher eine vermutung von herrn prof. Strauch und lese auch gegen das Münchener exemplar *freten* 'ängstlich sorgen', siehe namentlich Schw. Id. 1, 1838 (gerade in Basel nachgewiesen), aber auch Schmeller 1, 829 und D. wb. sub *fretten*. Vielleicht dürfte man sogar *vreden* schreiben. Die stelle würde dadurch jedesfalls viel klarer werden. Weniger will die bindung *glert* : *bschirt* T 191 besagen, da Gengenbach *ē* zwar nicht mit *i*, wol aber mit *ie* bindet. Aus dem einen worte *frågen* allein auf einen anderen autor als Gengenbach zu schliessen, scheint mir angesichts der zahlreichen übereinstimmungen übertriebene vorsicht. Das gleiche gilt in noch höherem grade für die Novella.

Der reim *ū* : *ů* ist bei Gengenbach allerdings nicht belegt, wol aber der von *ŭ*:*uo*, und dass er G. nicht zu fern gelegen haben kann, zeigt das beispiel Seb. Brants. Was die reime mit betonter ableitungssilbe *-er* anlangt, so glaube ich sie aus metrischen gründen rechtfertigen zu können: sie sprechen eher für Gengenbach als gegen ihn.

Capitel III.

Syntaktisches und stilistisches bei Gengenbach, in den Totenfressern und der Novella.

1. Syntaktisches.

Ein ausführliches eingehen auf die syntax Gengenbachs verbietet die anlage der arbeit, in der die betrachtung von sprache, stil und metrik eben nur mittel zum zweck ist; auch im folgenden kommt es nur darauf an zu zeigen, dass ebenfalls bei der syntax in allen wesentlichen punkten übereinstimmung zwischen den Gengenbach allgemein zugeschriebenen gedichten und T Na herrscht. In der anordnung folge ich Pauls behandlung des stoffes in seiner Mhd. grammatik.

I. Der einfache satz.

1. Dass ich das wichtige capitel der wortstellung ganz übergehe, wird nach den obigen ausführungen verständlich sein. Die schwierigkeit des stoffes würde in keinem verhältnis zu dem beabsichtigten zwecke stehen.

2. Flexion des pronomens. Das unflectierte pronomen findet sich in attributiver stellung hinter dem substantivum: G 340. 706. 934; **Na** 207. 462. 472.

3. Für den gebrauch des unflectierten adjectivs gilt dasselbe; s. G 459. 469. 688. 690. 1008. 1137. 1143; **Na** 108. 210. 1057; (Paul § 227, 3).

4. Die congruenz der einzelnen satzteile wird nicht immer scharf beobachtet. Des öfteren findet sich die constructio *κατὰ σύνεσιν*: B 34. 165; w.F 27; N 519. 1104. 1120; G 15. 21. 104; **Na** 96. 331. 359; (§§ 228—239).

5. Hinsichtlich des gebrauches der einzelnen casus ist zu bemerken:

a) *gewεren* mit dem accusativ der person, im passivum persönlich construiert: G 1292; **Na** 2; (§ 241).

b) Der genetiv qualit. findet sich G 615, **Na** 548, sehr häufig wird der gen. partitiv. angewandt: G 10. 14. 28. 47. 443. 444, **T** 37. 69. 85, **Na** 13. 171. 493. 553. 554, (§§ 253. 266).

6. Nominalformen des verbums. Ungemein häufig findet sich bei Gengenbach und in dieser häufigkeit ist für ihn charakteristisch:

a) Die umschreibung des verb. fin. durch *tůn*: TTE 119. 203. 210, Jud. 105. 425 u. ö., xAlt. 24. 26. 32. 45. 74. 97. 99. 119. 284. 313. 340, N 377. 400. 516. 632. 633. 810. 946. 957. 1088, G 77. 162. 453. 467. 531. 601, **T** 78. 149. 169. 196, **Na** 134. 150. 155. 209. 280. 318. 328. 566. 603. 635. 649. 704. 746. 841. 843. 926. 943. 968, (§ 297 anm.).

b) Nicht ganz selten ist auch die construction von *wellen* mit dem infin. perfect: w.F 238, Jud. 123. 208. 300, xAlt. 690, N 450/1. 455. 523. 856. 1276, G 430, **Na** 321, (§ 298).

c) Das verbum *beginnen* hat bald den reinen infin., bald den mit *zů* nach sich: Jud. 220. 226. 264. Dasselbe schwanken findet sich auch in **Na** 199. 402. 545. 917, **Na** 535. 920. 1073, (§ 297).

7. Sparsamkeit im ausdruck. Es wird ausgelassen:

a) Das subject in gestalt eines personalpronomens: B 115. 126, TTE 31, xAlt. 303. 304. 389. 699, N 60. 76. 89. 316 usw., G 163. 241. 246. 247. 250. 259. 441. 631, **T** 156, **Na** 352. 454. 574. 771. 967.

b) Das object: xAlt. 432, N 293. 897, G 399, **Na** 311. 406.

8. Pleonasmus. Sowol in den authentischen werken Gengenbachs wie in T und Na macht sich das bestreben geltend den vers durch hinzufügung an sich unwesentlicher worte zu füllen. Dahin gehört:

a) Die wideraufnahme des subjects durch das demonstrativpronomen: w.F 65, B 72, Jud. 79. 151. 501, xAlt. 49, N 337. 637, G 473. 591. 658. 1123. 1201, **Na** 462. 567. 607. 709. 733. 889, (§ 325).

b) Die wideraufnahme des objects durch das demonstrativpronomen: Jud. 165, xAlt. 425, N 1223, **Na** 27, (§ 325).

c) Die hinzufügung eines *do*: B 183, G 431 u. ö., **Na** 326. 853. 901. 902, **T** 165, (§ 327).

d) Die hinzufügung eines *so*: w.F 282, Jud. 167, xAlt. 192. 266. 400. 448, N 771, G 1012. 1247, **T** 14. 89. 161, **Na** 305. 851. 970. 974, (§ 320).

II. Der zusammengesetzte satz.

9. Zum capitel „Coordination von sätzen“ ist zu bemerken, dass nach *und* häufig die inversion eintritt: xAlt. 515. 655. 664, N 35. 608, G 249. 1074. 1199, **T** 62, **Na** 18, (§ 330, 2).

10. Nebensätze, von conjunctionen eingeleitet:

a) *und* in der bedeutung *als* findet sich Jud. 75. 180, aber auch **Na** 41.

b) *eb, ob* = *ehe, bevor* in temporalsätzen: G 253. 1230, **Na** 984, (Schw. Id. I, 53).

c) *umb* in causalsätzen. Dieser gebrauch ist mir sonst nicht bekannt und darum spricht sein vorkommen auch in Na sehr stark für Gengenbachs verfasserschaft:

w.F 65 fgg. *Der (Machabeus) hat sein tag groß tugent getan,*
Umb er nit folget Jorams rot,
Wardt er schandtlich erschlagen dot.

Na 521 fg. *Darin ich tag und nacht muß sin,*
Umb ich dem Luter hieng auch an.

d) In derselben bedeutung findet sich auch *umb das*: B 156, x Alt. 128. 130, in finaler: **T** 20.

e) *wie* für *daß* in objectiven ergänzungssätzen: N 455. 1268, **Na** 120.

f) In der bedeutung des zur einführung von gegensätzen dienenden *während* findet sich *so*: x Alt. 121, N 770, G 209. 744. 869, **T** 190. 222, **Na** 338. 354.

11. Ersparung. Hier ist die construction des *ἀπὸ κοινοῦ* zu erwähnen. Sie findet sich z. b. B 95: *Und darnach von der boßheit Cham*
Als buren folck den ursprung nam,
Hat unß gebracht in diesen jon (Schw. Id. III, 43)

und ebenso: B 101 fgg., x Alt. 25. 351 fg. 535 fg., N 556 fg.

T 228 fgg.: *Got in dem himel ich das klagen,*
Der solichs wol ergelten kan,
Well ain mitleiden mit uns han. (§ 385.)

Eine andere art von *ἀπὸ κοινοῦ* nach Paul § 385, 1 liegt vor in Jud. 102:
Ich weiß ein apt ist wißheit vol.

w. F 135: *Ist ein spil nimt nit bald end,*

auch w. F 133, oder **Na** 66: *Do sitzt ein pfarrer hat böß bein*, vgl. auch **Na** 23. 65. 619.

12. Anomalien. Nicht gar zu häufig finden sich anakoluthe: N 450. 947—952. 1136—40. 1231—33, G 120, **Na** 186 (§ 394).

Endlich sind hier zu nennen als eine gleichfalls ziemlich seltene, und darum für die beurteilung der verfasserschaft von T und Na wichtige erscheinung, die fälle, in denen die durch einen eingeschobenen satz unterbrochene construction wider aufgenommen wird.[1]

G 622—24: *Wärst du nit gern by hüpschen frowen,*
— Kum her und laß dich recht beschowen —
Die dir fröid kurtzwil könten machen.

Ebenso G 1192—94, N 1037—39, aber auch

T 42—45: *So nun got durch sin marter hat*
Abgleit all unser missethat
— Was wöllen wir dan wieter frågen —
Und darzů mir den gwalt geben.

Na 959/61: *Der Murner sprach, wer byst, sag an*
— Ich wenig fründ uff erden han —
Oder wo kumpst du doch hie harr.

vgl. auch **Na** 705—708 (§ 396).

2. Stilistisches.

Bei erster lectüre der Gengenbachschen gedichte mag wol der eindruck entstehen, dass der oft so nüchterne pedant und moralist, als welcher Gengenbach uns aus den meisten seiner spiele entgegentritt, nun und nimmer die so ausserordentlich lebensvolle, geistsprühende Novella verfasst haben könne. Man verkennt aber bei dieser ansicht den principiellen unterschied zwischen den beiden dichtungsgattungen,

1) Vgl. J. Meier, Literaturbl. f. germ. u. rom. phil. 16, 260.

der durch ihren stoff und ihren zweck gegeben ist. Die meisten der sicher echten Gengenbachschen gedichte haben in erster linie eine stark moralisierende tendenz. Daher die oft so ermüdende aufzählung von beispielen aus der bibel und den andern oben genannten quellen. Sie sollen den ermahnungen mehr nachdruck geben und zur nacheiferung reizen. Ganz anders die Novella! Hier bedurfte es keiner ermahnungen, keiner beispiele, hier galt es einen gegner zu widerlegen in eben der humorvollen, geistreichen aber derben satire, die ihn selber auszeichnete. Einmal haben wir auch bei Gengenbach einen satirischen angriff persönlicher art kennen gelernt, er galt dem betrügerischen, anmassenden astrologen L. Fries. Welch trefflichen humor, welch guten witz hatte Gengenbach da bewiesen! Und doch handelte es sich dort nur um streitigkeiten untergeordneter art und um einen gegner, zu dessen bekämpfung nicht sonderlich viel geist gehörte. In Murner, dessen name in aller munde, dessen satire wegen ihrer schärfe gefürchtet war, galt es einen ebenbürtigen, vielleicht überlegenen gegner zu bekämpfen, und das streitobject war das grösste problem der zeit: Luther und die reformation. Kein wunder, wenn er hier alles, was ihm an witz und geist zu gebote steht, zusammenrafft und es mit der ganzen leidenschaft, deren die sache wert war, und mit der sprühenden frische innerster persönlicher überzeugtheit in der Novella zusammenfasste. Das ist der grosse unterschied des stoffes, den man zu wenig beachtet hat: die stilistischen mittel sind, das möge die folgende zusammenstellung zeigen, beidemal dieselben.

I. Antithese. Am lebendigsten und wirksamsten ist dieses kunstmittel im anfang des Totenfressers angewandt, wo dem leben Christi in grellem contrast dazu die lebensführung der geistlichkeit gegenübergestellt wird. Es findet sich aber auch bei G.: TTE 45—49, G 20—25. 208/9. 264/5. 385/8. 578/4. 741/44, **T** 19—26. 27—38. 221/224, **Na** 206—16. 222—226. 330—332.

II. Die anapher, die sich teilweise eng mit den unter I genannten asyndetischen satzverbindungen berührt, findet sich:

N 745: *Wirt bőser dan Joab gwesen ist,*
Sein hårtz wirt sein voll bőser list,
Wirt bőser dan auch was Achab ...

G 881/3: *Du seitst, wie win korn solt erfrieren*
Und thetst vyl gůter lüt verfüeren,
Seitst vyl von kelty und von ryffen ...

vgl. weiter G 110/12. 579/80. 1195/6. 1200/2 und durch neun verse hindurch x Alt. 617—625. Ähnlich häufig auch **T** 19—24: *Got hat gefast —, hat glåpt —, In demůt hat er gefůrt —, hat unß darby ...*

Na 30/1: *Du welst von mir jetz scheiden nit*
Und welst mit mir gon heim zu huß.

Na 781/3: *Ich mein, ich welt ims jetz nit sparn*
Ich wil mich noch baß mit im krawen
Und wil in leren murmawen.

Vgl. auch **Na** 233 fg. 370 fg. 554 fg.

III. Schon Goedeke[1] hat darauf hingewiesen, dass G. eine grosse fülle formelhafter wendungen gebraucht. Diese gehen zum teil auf den gebrauch der meistersinger zurück, sind aber auch in dichtungen lehrhaft-didaktischen inhalts wol angebracht. Dass Gengenbach in ihrer anwendung zuweilen das rechte mass überschreitet, kann keinem zweifel unterliegen. Doch lässt sich eine gewisse künstlerische entwicklung in dieser hinsicht bei ihm nicht verkennen. Die Gauchmatt zeigt trotz ihrer moralischen tendenz eine beschränkung im gebrauch dieser formeln. In dichtungen vollends, in denen das didaktische element zu gunsten des erzählenden zurücktritt, wie in TTE, Jud. verschwinden sie fast ganz. Es kann deshalb nicht wunder nehmen, wenn wir in Na nur wenige finden; um so beachtenswerter ist es aber, dass wir sie finden.

1. Versfüllende formeln. Sie sind nur in den sicheren werken G.s zu belegen: w. F 91. 203, B 11. 61. 105. 167, TTE 19. 79. 136. 138, Jud. 99, x Alt. 117. 375. 459, N 117. 321. 349. 606. 736. 831. 1026. 1135. 1145. 1212, G 72. 205. 548.

2. Kürzere formeln. Die sicher echten gedichte zeigen sie in so grosser anzahl, dass ich nur die gesamtsumme in den einzelnen dichtungen aufführe und auch diese nur, um zu zeigen, dass sie einmal in den ausgesprochen didaktischen gedichten wie x Alt. und N überwiegen, während sie in rein erzählenden dichtungen selten sind, und dass G. zum andern in den späteren gedichten von ihrem übermässigen gebrauch abkommt: w. F —, B 6, TTE 1, Jud. 3, x Alt. 19, N 39, G 6, **T** 19, **Na** 131. 174. 215. 332. 405. 846. 885. 1067.

IV. In gewissen formelhaften verbindungen, wo wir heute gern die copula und der engen begrifflichen zusammengehörigkeit der einzelnen glieder wegen anwenden, wie in „wasser und brot“, „silber und gold“, liebt G. in auffälliger weise das asyndeton: *fürsten, herren* B 14; *Sem Japhet* 78. *brassen zerē* TTE 42. *spotten spüwen* Jud. 121. *vatter müter* x Alt. 40; *rouben brennen* 43; *füllen, prassen* 93; *flůchen, schweren* 199; *grinen, grannen* 250; *schlahen rouffen* 252 (im ganzen 26 fälle). *Geistlich, wåltlich* N 42; *fürsten herren* 48; *witwen, weysen* 84; *jomer quel* 300 (21 fälle). *wein unkeüscheit* G 39; *land stat* 81; *arm rych* 122; *uffthů, zůschließ* 172; *rupffen rouffen* 217 (19 fälle). *wasser brot* **T** 101; *thantzen, singen* 123; *wysen leren* 162; *arbait schmertzen* 169; *münch pfaffen* 222. *engel tüfel* **Na** 166; *hoffart gydt* 219; *gedult armůt* 300; *silber gold* 339; *küng fürsten* 349; *brinnen broten* 475; *küsch rein* 724; *bőß schandtlich* 338.

Das asyndeton geht sogar über zwei worte hinaus. Dreigliederige asyndeta haben wir *anfang mittel end* w. F 80. TTE = *Teuffel, Engel, Todt. spylen, zeren, prassen* x Alt. 191. *lyb gůt eer* G 82; *münch pfaffen nunnen* 108. *tantzen pfyffen singen* **T** 134; *munch pfaffen nunnen* 226; *bannen, brieff, interdicieren* 233. *keüsch rein on all schalckheit* **Na** 724. Viergliederige asyndeta endlich finden sich nur: *krum, lam, kropffrecht, ungestalt* G 262.

V. Diese neigung zu asyndetischer verbindung überträgt sich auch auf ganze sätze. Es ist bei Gengenbach sowie in T und Na ein beliebtes mittel zur belebung der diction, selbständige haupt- oder mehrere von einem hauptsatz abhängige neben-

1) S. XXII anm. seiner ausgabe.

sätze asyndetisch aneinander zu fügen; verstärkt kann das asyndeton noch werden, wenn das subject des zweiten satzes ausgelassen wird.

1. Hauptsätze.

B 74: *Gar bald Cham sinē brůder rieff,*
Zeigt in wie er entblôset was.

B 79: *Berůfft er sein brůder Sem Japhet,*
Benedict sie all beid zů der stund.

x Alt. 823: *Erdtbidumb krieg werden wir hon.*
Vyl zeichen sehen in sun und mon.

N 226: *Wirt kon ein keyser grosser macht,*
Mit im bringen volck aller handt,
Grůlich als gryffen, merk mich recht.

522: *Dem wil ich all zyt ghorsam sin*
Setzen all mein hoffnung in jn.

G 1303: *Der laß vom eebruch ist mein rot,*
Lig nit din wie ein su jm kot.

Ganz dieselbe construction finden wir

T 123: *So begond wir sie mit thantzen singen,*
On alle sorg im hauß umbspringen.

148: *Und stifften jarzyt mit vyl måssen,*
Thetten der armen gantz vergessen,
Deß nåchsten lieb achten wir nyt.

oder **Na** 105: *Er hat schier gantz Teütschland verfůrt,*
Manchem gemacht den seckel lycht.

140: *Uf ablassung der sünd halten sy nüt,*
Språchen es geschåch als umb den gydt.

152: *Also hat sie der münch verkert,*
Sie gantz ein nüwen glouben glert.

223: *Der můß all zytlich bgierd verlon*
Der wålt absterben innerlich.

Beispiele finden sich auch sonst in ziemlicher fülle: w. F 44/5. 82/3. 157/58. 169/70, x Alt. 215/19. 457/58, N 278/82. 566/67. 583/84. 599/600. 678/79. 702/3. 966/67. 1010/11. 1450/51, G 245/46. 366/67. 387/88. 845/46. 848/49. 1012/13. 1062/63. 1081/82. 1140/41. 1213/14, **T** 19/21. 23/24. 33/35, **Na** 39/40. 340/41. 342/43. 431/32. 556/57. 597/98. 648/49. 672/73. 700/4. 752/53. 770/71. 773/75. 900/2. 1048/49. 1058/59.

2. Nebensätze.

w. F 183: *Regieren der groß adler*
Der fliegen wirt aus teütschem land,
Bringen mit im volk aller hand.

N 205: *Das kind . . . .*
Das jn jm kein gotz forcht wirt han,
Von occident mit gwalt ußgan,
Ziehen gen Rom mit grosser macht.

N 308: *Biß Machabeus offenbar*
Die priesterschafft gantz reformiert,
Den tempel gottes wieder ziert.

N 325: *Die geistlichen wirt er erschrecken,*
Das sie jr kronen werden decken,
fliehen jn bårg und ouch jn tal.
G 983: *Kondstu im Astrolabium nit finden,*
Das dich Venus wurd uberwinden,
Uß dir ein gouch und esel machen ...
G 1271: *Das ich euch grossen dank sôll sagen,*
Das ir sie so empfangen haben,
So fleißlich sind ufft gouchmat kumen.

Weitere beispiele: N 341/42. 570/71. 587/88. 702/3. 738/39. 996/97. 1010/11, G 286/87. 295/96, aber auch

T 5: *Wan ich den gwalt von Christo han,*
Die sund zvergeben hie und dort,
Auß der pyn erlôsen mit eim wort.
T 24: *Hat unß darby ein byspil geben,*
Das wir sôllen tyrannesieren
Einen grossen bracht auff erdtreich fûren.
T 51: *Und ouch darzû die alten man,*
Das sie das ir als hencken dran,
Stifften groß jor zyt und vyl mâssen.
Na 160: *Das er den englen im himmel hab*
Zû gebieten, sie zwingen herab.
460: *Das er jm seit wâr er doch wâr,*
Auß was ursach er kâm do hâr.

Weitere beispiele: **T** 78/80, **Na** 233/34. 274/75. 307/9. 516/17. 940/41.

Auch reimbrechungen sind mittel des stils, s. darüber unten.

Diesen berührungen syntaktischer und stilistischer art zwischen den sicher beglaubigten werken Gengenbachs und T Na entsprechen eine reihe teils wörtlich übereinstimmender, teils in wort und gedanken stark anklingender parallelstellen, die ich im folgenden aufführe.

3. Parallelen.

1. Parallelen zwischen Gengenbach und Novella.

x Alt. 209	*Und macht mir tag und nacht gût gschier*	Na 33	*Ich wil dir machen gût geschier.*
G 156	*Das ich mich nim erneren mag*	Na 98	*Ich mag mich schier nit me erneren*
G 1106	*Sein seckel ist im worden lycht*	Na 106	*Manchem gmacht den seckel lycht.*
x Alt. 723	*Dasselb ich worlich wol entpfind*	Na 114	*Dann ich dasselb gar wol empfind*
G 271	*Din lieb bricht mir gar dick den schloff*	Na 128	*Und brâchen tag und nacht den schloff.*
N 516	*Die meinen thetten mich vernüten*	Na 150	*Den pabst thûnd sie auch gantz vernüten*
Jud. 178	*Der sach bin ich gar vil zû schlecht*	Na 180	*Du bist den sachen vyl zû schlâcht.*
G 871	*Ich wolt dir noch gar vyl me sagen*	Na 185	*Ich wolt dir noch wol sagen me*
G 774	*Ich hab mein tag so vyl gstudiert* (: *verfûrt*)	Na 188	*Du hast din tag nit vil gstudiert* (: *verfûrt*)
N 1488	*Das sies für ubel halten nit*	Na 191	*Und solt mirs nit für ubel haben.*
G 298	*So kann er sich ind sach wol schicken*	Na 230	*Er schickt sich wol als fein ind sach.*

x Alt. 517	*Was wolt ich dann nüwes fohen an*	Na 257	*Was wolt der bapst erst fohen an*
G 1051	*Nun gast du tåglich uff der grůb*	Na 259	*Und godt all tag jetz uff der grůben*
G 917	*Der Bibel wolt ich wol geschwigen*	Na 384	*Ich wil der jn dem trog geschwigen*
Jud. 178	*Ist für gangen in kurtzen tagen*	Na 421	*Die do kurtzlich ist gangen für.*
TTE 62	*Dadurch kompt er in grosse not*	{ Na 439	*Deß er kam in so grosse not.*
N 898	*Deß der von Rabenstein kam in not*		
TTE 124	*darin braten und brinnen* (der reim verlangt wol mit dem alten druck [vgl. Goedeke, P. G. s. 441 fg.] *brinnen*)	Na 484	*Und brinnen broten tag und nacht*
G 570	*Wirst haben tag und nacht kein rast*	Na 575	*Weder tag und nacht han ich kein rast.*
G 993	*Wir möchten vor jn nit beliben* (vgl. N 908, G 214. 258)	Na 648	*Vor im auch keiner mag beliben.*
TTE 74	*Unser sach můß werden gůt*	Na 661	*Er sprach die sach wirt werden gůt.*
G 590	*Venus darumb dörfft ir nit sorgen*	Na 688	*Der pfarrer sprach du darffst nit sorgen*
G 255	*Du wirst gar wol fraw Venus fůg* (vgl. auch G 518. 1105)	Na 739	*So wår ich gar wol üwer fůg.*
Jud. 79	*Der schmid der sumbt sich do nit lang.*	Na 754	*Der meßner sumpt sich do nit lang.*
G 1196	*Und wil dir der fraw Venus geben*	Na 794	*Ich wil im deß Murmawens geben*
N 1244	*Ich wils auch also lassen bliben*	Na 882	*Dasselb ich dann jetzund laß bliben*
N 1424	*Wan wir gepinget sind so hart*	Na 931	*Die mich allzyt pingen so hart.*
G 516	*Der gouchmat han ich ouch genůg*	Na 1005	*Der pfarrer sprach ich han sin genůg*
G 838	*Der so vyl leut thůt widerdrieß.*	Na 1020	*Daß er mir thů kein widerdrieß.*

2. Parallelen zwischen Novella und Totenfresser.

Na 156	*Der pabst hab nit gwalt dsünd vergeben*	T 5/6	*Wan ich (der pabst) den gwalt von Christo han*
Na 295	*Die sünd zverziehen hie und dort*		*Die sünd zvergeben hie und dort.*
Na 158	*Die schlüssel zbinden und entbinden*	T 45	*Zů binden und entbinden*
Na 312	*Solt ich nun gelåben einer pfrůnd*	T 69	*Håt ich ietz nit dry gůter pfrůnd.*
Na 306/7	*Der Luter lert jetz auch die lüt* *Wir söllen wied apostlen låben.*	T 78/79	*Der Lůter thůt ein new leer geben* *Wir söllen wie die apostlen leben.*

Zusammenfassung.

Wenn die sprachliche untersuchung und vergleichung trotz aller überraschenden übereinstimmungen mit sicherheit vielleicht nur zu dem resultat führen konnte, dass T und Na in demselben dialekte, vielleicht sogar an demselben orte, wo Gengenbachs gedichte entstanden sind, gedichtet sein müssen, so zwingt die vorstehende untersuchung, diesen kreis zu beschränken. Wir haben in T und Na keine charakteristische erscheinung auf dem gebiete der syntax und stilistik gefunden, die ihre entsprechung nicht auch bei Gengenbach hätte, müssten also zum mindesten annehmen, dass der verfasser von T und Na in Gengenbachs

umgebung gelebt und an seinem stil sich gebildet hätte. Diese abhängigkeit müsste eine sehr weitgehende sein, da sie sich auch auf erscheinungen erstreckt, die sich sonst gar nicht oder nur selten nachweisen lassen, wie der gebrauch von *umb* in der bedeutung „darum dass“, oder wie die unter „anomalien“ aufgeführte eigentümlichkeit, die construction ohne rücksicht auf einen sie unterbrechenden satz fortzuführen. Angesichts der parallelstellen vollends wird diese beeinflussung durch Gengenbach ganz besonders auffällig. Man wird aber zugeben, dass diese ganze annahme nicht gerade wahrscheinlich ist. Wir stünden dann vor der tatsache, dass der hervorragendere dichter sich an dem stil des minderbegabten gebildet hätte, und das ist um so weniger glaubhaft, je verschiedener die stoffe und dichtungen selbst sind. Dass andererseits Gengenbach sich selbst entlehnt, lehren zahlreiche stellen, beweisen aber auch die angeführten parallelen zwischen a. E und Nollhart. So wird man die möglichkeit und angesichts der parallelen die wahrscheinlichkeit der annahme zugeben, dass Gengenbach auch der verfasser der Novella und wegen der parallelen zwischen Novella und Totenfresser auch der der Totenfresser ist. Diese annahme kann durch die betrachtung der metrik nur an wahrscheinlichkeit gewinnen.

Capitel IV.

Zur metrik Gengenbachs, der Totenfresser und der Novella.

Der ausgangspunkt der ersten versuche zur ermittelung der rhythmik der kurzen reimpaare des 16. jhs. war, wie bei der fülle des zur verfügung stehenden materials nicht anders zu erwarten, Hans Sachs. Mit der feststellung des für ihn massgeblichen rhythmischen princips glaubte man den schlüssel für die metrik des gesamten 16. jhs. gefunden zu haben. Neuere specialuntersuchungen einzelner dichter, wie Fischarts oder Murners, die zusammenstellungen Helms, haben das irrige dieser annahme erwiesen. Dies resultat war an sich schon wahrscheinlich bei der verschiedenheit der socialen stellung und des grades der gelehrten bildung zwischen dichtern wie H. Sachs einer- und Scheit, Erasmus Alberus, Fischart andererseits. Für diese dichter kommt das vorbild des gelehrten humanisten Seb. Brant weit mehr in betracht.

Dass H. Sachs auch für Gengenbach nicht massgebend gewesen sein kann, ergibt sich schon aus chronologischen gründen: steht er doch schon auf der höhe seines dichterischen schaffens, als H. Sachs sein erstes fastnachtspiel erscheinen lässt. Da er nun auch von Seb. Brant zwar beeinflusst, aber nicht unbedingt abhängig ist, so wird die analyse

seiner metrik, die im rahmen der vorliegenden arbeit nur mittel zum zweck sein will, als ein bescheidener beitrag zur lösung des problems, das die rhythmik der reimpaare des 16. jhs. nach wie vor bietet, eben darin auch ihren selbständigen wert haben.

1. Das rhythmische princip.

Im streit der verschiedenen ansichten über das rhythmische princip der reimpaare des 16. jhs. ist man im allgemeinen in der annahme einig, dass die silbenzahl (bei männlichem versausgang 8, bei weiblichem 9 silben) constant sei. Gerade diese constanz der silbenzahl dürfte in erster linie auf das vorbild Seb. Brants zurückzuführen sein, der sie zum ersten mal consequent durchführte und damit bei seinen zeitgenossen aufsehen erregte.[1] Das beispiel Gengenbachs zeigt nun aber, dass man auch damit nicht ohne weiteres rechnen darf. Eine grosse zahl von versen hat nämlich bei ihm teils weniger (bis 6), teils mehr (bis 12) silben, als dies princip verlangt.

Wenn ich zunächst von den versen mit zu viel silben handele, so scheide ich dabei die recht beträchtliche zahl solcher verse aus, die sich durch synkope, apokope, anschleifung des artikels usw. auf die geforderte silbenzahl bringen lassen. Ich sehe vorläufig auch ab von den versen, die eigennamen enthalten, um in einem besonderen abschnitt darüber zu handeln, möchte aber gleich hier bemerken, dass die grösste zahl solcher verse mit eigennamen die gewöhnliche silbenzahl überschreitet, und weise darauf hin, dass diese erscheinung bei einem dichter, dessen metrisches princip die silbenzählung sein soll, doch immerhin auffällig wäre.[2]

A. Verse mit zu viel silben.

Es bleiben zahlreiche überzählige verse, die keinen eigennamen enthalten und sich nicht durch correctur auf die erforderliche silbenzahl bringen lassen. Denn das muss festgehalten werden, dass sich in den Gengenbachschen spruchgedichten kein ansatz zu der sehr gewaltsamen synkope des *e* in *ver-* findet. Unter den überzähligen versen lassen sich einige gruppen aufstellen:

I. B 178: *Ist verlorn all hût die man do hat*
x Alt. 249: *Do entpfündt ich nüt dann ach und we*
318: *Wer versteinget nit worlich mir gloub*

1) Vgl. Zarncke a. a. o. s. 289; Saran 151.

2) Auf ein versehen des dichters oder des setzers zurückzuführen sind wol:
G 658 *Priamus der kam [sein] um das rich.*
x Alt 39 *Übermûtig, hoffertig und [ouch] schweren*
165 *Vater und mûter [bößlich] das ir verzeren.*

	N 480:	*Ich verkünd dir ding sind worlich groß*
	1004:	*Ich verstande wol merck und erkenn*
	1491:	*Und entsprüngt draus nüt dann nyd und haß*
	x Alt. 399:	*An vernunfft weißhait solt ich zů nämen*
	N 608:	*Und regiert der Endtchrist dann uff erden*
und auch		
	T 67:	*Ich engilt syr tüfelischen leer*
	162:	*Du erkenst allein all arbait schmärtzen.*
II.	x Alt. 400:	*Vor der wält so můß ich mich erst schämen*
	590:	*Der on bycht und bůß ist gächling gstorben*
	N 738:	*Wan ein küng on runzeln wirt uffstan.*
	1159:	*Die wyl geistlich, wältlich arm und rych*
	T 7:	*Auß der pyn erlösen mit eim wort.*
	11:	*Er hat got im himel und mich geschant*
	Na 675:	*In der Müllerin von Schwindelßheim*
	867:	*Do ichs Luters dochter zkilchen fůrt.*
	1021:	*Das ich im so herrlich volgen ließ.*
III.	B 187:	*Unghorsami got ungstrofft nit lot*
	x Alt. 383:	*Durch unküscheit ließ got dwelt zergon*
	743:	*On anfechtung, kranckheit merck mich eben.*

Alle diese verse haben eine silbe zuviel, ohne dass man mit der möglichkeit eines druckfehlers oder der wahrscheinlichkeit einer synkope usw. rechnen könnte. Zunächst gruppe I. Hier beginnen alle verse mit zwei ganz leichten silben, über die der vortragende leicht hinwegeilt, um auf die ihnen unmittelbar folgende hauptsilbe zu kommen. Hierin beruht offenbar ihre unregelmässigkeit, d. h. Gengenbach kennt in diesen fällen zweisilbige eingangssenkung (auftact). Dies zugegeben, geht der vers tadellos weiter und wir dürfen im besitz dieser erkenntnis nicht nur in den ebengenannten versen so lesen, sondern auch in denjenigen, die denselben eingang haben, im übrigen aber durch correctur leichter auf die normale silbenzahl gebracht werden könnten. Das dürfen wir um so eher, als naturgemäss diejenige erklärung den meisten anspruch auf wahrscheinlichkeit hat, die mit dem verse, wie er vorliegt, auszukommen vermag, ohne auf mehr oder minder willkürliche emendationen angewiesen zu sein. Dazu kommt, dass eben diese verse durch annahme von synkopen ziemlich ungeschickt und schwerfällig werden, während sie mit zweisilbiger eingangssenkung ohne anstoss gelesen werden können. Nach diesen erwägungen dürfen wir zu gruppe I noch die folgenden verse stellen: w. F 147 *(ebẹn)*, B 159, x Alt. 408. 498. 530, Na 743 *(geistlichẹr)*. 806. 1387, G 817. 886, **T** 46. 50. 115. 123, **Na** 11. 161. 261. 300. 457.

Etwas anders liegen die verhältnisse bei gruppe II, aber bedenken mit zweisilbigem auftact zu lesen, gibt es auch hier nicht. Auch hier

sind die beiden silben gänzlich unbetont und leicht, und auch hier folgt ihnen eine ziemlich schwer betonte, auf die der ton zustrebt.

Bei gruppe III ist eine andere lesung als mit zweisilbiger eingangssenkung gar nicht möglich, die schwierigkeit ist hier nur die, dass die lesung mit zweisilbiger eingangssenkung eine tonversetzung zur folge hat. Das bedenken fällt jedoch weg, da in solchen nominalcompositis fast stets tonversetzung eintritt (s. unten).

Jedesfalls haben wir in all diesen fällen eine überschreitung der normalen silbenzahl vor uns. Diese tatsache wäre angesichts der typischen regelmässigkeit der fälle immerhin auffällig. Die silbenzahl bleibt aber zuweilen auch hinter 8 resp. 9 silben zurück.

B. Verse mit zu wenig silben.

Auch hier lassen sich zunächst wider einige versgruppen aufstellen.

I. Verse mit 7 silben:

x Alt. 43:	*Rouben, brennen ist dann recht*
52:	*Nyd, haß und unfertig gůt*
163:	*Spilen, prassen, frölich sin.*
N 407:	*Mailand, Napels, Franckenreich*
611:	*Schmeichlen, strichen mir wol gfalt*
G 105:	*Tag und nacht frů und ouch spat*
107:	*Fürsten, herren arm und rich*
123:	*Krum, lam kropffecht ungestalt.*
361:	*Win und brot trag heimlich uß*
507:	*Wib und kind ficht er nit an*
461:	*Wib und kind wil ich verlan*
611:	*Huß und hof ficht er nit an* usw.

G 903. 904. 1266. 467. 521. 839, x Alt. 429, N 6. 281. 780. 1039 und ebenfalls

Na 81:	*Geistlich, wåltlich weib und man.*

Die unregelmässigkeit besteht wie bei den versen mit zu viel silben auch hier im eingang des verses; dort hatten wir zwei besonders leichte, hier haben wir eine besonders schwere silbe im eingang des verses, dazu enthalten alle verse mehr oder minder umfangreiche aufzählungen. In diesen fällen bildet also Gengenbach und ebenso Na auftactlose, trochäische verse.

IIa.	x Alt. 725:	*Knecht, mågt, die kinder ouch*
	G 643:	*Hembd schleier stürtz und stuchen*
	867:	*Münch leyen und ouch pfaffen*
	1282:	*Klein, groß wie mans wil haben*
	1293:	*Jung, alt münch und pfaffen*
IIb.	B 18:	*Verlürt sin lyb eer und gůt.*
IIc.	G 148:	*Sie sigen jung oder alt*
	330:	*Sie syen arm oder rich.*

Die verse unter IIa sind nach der theorie der silbenzählung um 2 resp. 3, die unter IIb und c um eine silbe zu kurz. Die verse unter IIa enthalten aufzählungen,

und wenn Gengenbach hier den ausfall der senkungen sowol im eingang als im inneren des verses eintreten lässt, so steht er damit ganz auf dem boden der guten mhd. metrik[1]. Ein vers wie G 867

Münch leyen und ouch pfaffen

unterscheidet sich in nichts von einem gut mhd. verse.

Das gleiche gilt von dem verse unter IIb, nur dass hier der senkungsausfall nicht auch im eingang, sondern nur im inneren des verses stattfindet.

Auch mit den beiden unter IIc genannten versen unterscheidet sich Gengenbach durchaus nicht von gut mhd. dichtern, denn ein vers wie

Sie sigen jung oder alt

steht auf derselben stufe wie der folgende

sprach do man unde wip[2].

Gerade in formelhaften wendungen ist bei mhd. dichtern oft ausfall der senkung zu constatieren.

Abgesehen von den eben aufgeführten fällen fehlender senkung bei aufzählungen und formelhaften wendungen, lassen sich noch andere gruppen mit trochäischem eingang aufstellen.

Zu gruppe III würden gehören B 61, Pr. 14, Alt. 290. 305. 311. 314. 360. 443. 544, N 322. 583. 616. 875, G 796. 820. 965. 1237.

Um das gemeinsame dieser verse zu erkennen, muss man die nächstvorhergehenden mitlesen. Bei allen handelt es sich um den wirkungsvollen abschluss oder beginn eines abschnittes. Ein beispiel: B 61. Der dichter bemüht sich in längerer rede darzulegen, warum man sich der priesterschaft, auch der sündigenden, unterordnen soll. Er hat schon mehrere argumente dafür angeführt und fährt nun nachdrücklich fort: *Witer solt ouch mercken meer.*

Ganz ähnlich liegen die dinge Na 399. Eine ganze reihe von büchern hat der pfarrer schon angeführt, aber das beste und für den verlauf der erzählung wichtigste kommt noch: *Oúch han ich den Murner*

oder: x Alt. 290 zählt der 30jährige seine schandtaten auf und schliesst dann

Hóppo han das ist mein wesen,

und **Na** 800 gewichtig vom Karsthans am schluss der erörterungen

Íst bi got in sinem rich.

N 616 und sonst wird so der anfang der rede einer neuen person eingeführt, die eine andere im vocativ anredet. Genau so G 1022. Wenn man den gesichtspunkt nachdrücklicher hervorhebung aufstellt, dann kan man hierher auch rechnen: IIIb x Alt. 443, G 66, vor allem N 249. 1029. Hierher gehört aus **Na** 1034. 1078.

Eine IV. gruppe würden die sowol bei Gengenbach als in T und Na zu belegenden fälle bilden, in denen metrisch leicht der auftactlose vers sich an weiblichen versausgang anschliesst: x Alt. 305. 544, N 250. 335. 345. 1029. 1245, G 1194. 1290, **T** 196, **Na** 386. 771. 838. 861. Dass sich von hier aus der auftactlose vers schliesslich auch auf fälle überträgt, die nicht irgend welche stilistische feinheit auszeichnet, liegt sehr nahe. Beispiele: w. F 135, B 21. 29, x Alt. 380. 443, N 32. 90. 222. 345. 583. 971. 1014 (wenn nicht mit distraction *Mo-ysen* zu lesen sein wird) 1078, G 313. 541. 802. 878. 952. 981. 1137. 1194, **T** 161. 231, **Na** 397. 532. 581. 729. 762. 797. 1011. 1089.

1) Kauffmann, Deutsche metrik § 136, 4.
2) Ebenda § 136, 5.

Es bleibt noch eine letzte gruppe von versen übrig, die ich im folgenden aufführe:

V. w. F 181: *Regieren der groß adler*
x Alt. 153: *Was mag dann thůn der jüngling*
283: *So wird ich erst zum kriegsman*
N 965: *Bedeüten siben küngreich*
978: *Ouch zwölf mächtiger küngreich*
1330: *Du seist des Endtchrists vorbot*
1379: *Sag mir wan kumpt der Endtchrist*[1]
G 137: *Die bråger uff dem tårich*
142: *Darzů ouch gugelfräntzin*
308: *Biß im vergond die gouchshor*
391: *Die wil du bist ein eeman*
497: *Kum hår mein lieber eeman*
567: *Du bist ein armer kriegsman*
1200: *Ich wil dir gen der bůlschaft*
G 1138: *Mit iren schônen junckfrawen.*

Das charakteristische dieser verse sind die beiden unmittelbar nebeneinanderstehenden schweren silben am schluss[2] des verses. Die beiden silben gehören in allen fällen componierten worten an oder solchen mit schwerer ableitungssilbe.

Auch hiermit steht Gengenbach wider auf dem boden der alten verskunst, denn in solchen fällen war auch in mhd. zeit ausfall der senkung häufig[3].

Höchst auffällig und von nicht zu unterschätzender bedeutung ist nun das vorkommen dieser für Gengenbach charakteristischen verse auch in Na:

235 *Uff das antwort der meßner*
399 *Ouch han ich den Murner*
498 *Der meßner sprach herr pfarrer*
499 *Schicken bald nach dem meyer*
642 *Er heißt der doktor Murner*
657 *Oder ein ander bürlin*
677 *Er ist allzyt ein mittler*
711 *Ir schaffen neüt herr pfarrer*
731 *Und wider uff den samstag*
831 *Und hätten truncken landtwin*
869 *Hieß sie mich bald ein juff kind*
886 *Es ist morn wider samstag.*
907 *Ad hoc respondit meßner*
1077 *Der meßner sprach herr pfarrer*
1078 *Wo ist nun der Murner*[4]
783 *Und wil in leren murmawen*[5].

Na 234 liegt klingender reim vor, lies *söllẹn.*

1) Diese form der volksetymologie ist für das 16. jhd. charakteristisch, man darf daher nicht etwa '*Endtechrist*' conjicieren (vgl. Schw. Id. 3, 867).

2) Zweimal auch im innern des wortes:
G 369: *Diß goúchféder ich dir schenk*
555: *Mit iren júnckfrówen schon.*

3) Vgl. Kauffmann a. a. o., § 136, 2.

4) Eine ausnahme macht Na 510 *Deß mír gybt zeúgnuß dér meßnér.* Vgl. ob. Na 499.

5) Ähnliche fälle weist für Fischart Englert s. 72 nach, vgl. auch Kraus, Zs. f. d. a. 47, 314 für die mhd. zeit.

Also auch hier fehlt die senkung innerhalb eines componierten oder mit schwerer ableitungssilbe gebildeten wortes. Hatten wir nun schon bei Gengenbach gesehen, dass die worte, in denen senkungsausfall vor der reimsilbe eintrat, in sehr vielen fällen in N oder G die träger der haupthandlung kennzeichnen, die durch diese art der metrischen behandlung und ihre stellung im reim besonders hervorgehoben werden sollen, so finden wir dasselbe bestreben auch in der Novella. Stand dort bald der eemann, der jüngling, der kriegsman, die Venus und ihre junckfrowen bald der Endtchrist und sein vorbot im vordergrund des interesses, so spielen in der Novella der messner, der Murner, der pfarrer die erste rolle und wie dort, so treten die bezeichnungen dieser hauptträger der handlung auch hier wirksam in den reim. Es liegt auf der hand, dass nur die endsilben dieser namen reimen konnten, da sich solche auf die ganzen worte schwerlich finden liessen, auch ist nicht zu übersehen, dass sich solche reime erst da finden, wo eines dieser worte in den reim tritt. So und nicht anders sind meines erachtens die reime auf *-er* zu beurteilen, und sie sind von diesem standpunkt aus betrachtet kein kriterium, das gegen Gengenbach, sondern eher eines, das für ihn spricht[1]. Schliesslich ist es ja auch gar nicht richtig, wenn Singer a. a. o., s. 156 solche reime auf *-er* als bei G. unerhörte bezeichnet. In w. F 181 haben wir tatsächlich einen solchen reim vorliegen: *eer* : *ádlèr,* vgl. auch dieselbe wortform im versinnern: w. F 188, N 435. 681. 685.

Das fehlen der letzten senkung können wir gelegentlich auch da beobachten, wo es sich um uneigentliche verbalcomposition handelt:

x Alt. 506: *Manchem jetz und gar wól tût*
N 224: *Und das sechst a wird úffstàn.*

Und auch hierfür lassen sich belege aus Na beibringen.

Na 358: *Man wurd mirs heim zû húß tràgen*
859: *Wir wellen heim zû húß gàn*
893: *Der meßner sich hárfúr màcht*
vielleicht 18: *Und die‿nacht nit so schnell hár trùng.*

Von hier aus wird das fehlen der senkung am versende auch begreiflich in fällen wie:

Na 420: *Der meßner sprach ein móß wìn*
801: *Der Murner sprach nun pfú dìch*
936: *Warumb du mûst die pín hàn*[2].

Zu kurz ist endlich Na 788.

Somit bleibt die auffällige tatsache, dass wir sowol bei Gengenbach wie in T und Na eine grosse anzahl von versen haben, in denen 'normale' silbenzahl entweder überschritten oder nicht erreicht wird. In beiden fällen lässt sich eine genaue gesetzmässigkeit ihres eintretens constatieren. Ist die silbenzählung für G. princip, so bleibt die ungenauigkeit an sich ebenso unverständlich wie die regelmässigkeit ihrer erscheinung. Deshalb glaube ich nach den vorstehenden zusammenstellungen soviel mit bestimmtheit behaupten zu können, dass die silbenzählung weder für G. noch in T und Na princip gewesen sein kann. Beide stehen vielmehr, wie gezeigt, in vielfacher beziehung noch ganz

1) Von hier aus erklären sich auch als unberechtigte, doch naheliegende analogien *leider* : *hâr* Na 518; *gester* : *wâr* Na 721.

2) Vgl. Englert a. a. o., s. 74.

auf dem boden der mhd. verstechnik[1]. Auf der anderen seite aber machen wir nun doch die beobachtung, dass die grosse mehrzahl ihrer verse — und hierin folgen sie vielleicht dem beispiel Seb. Brants — in der tat 8 resp. 9 silben aufweisen. Es entsteht nun die aufgabe diese erscheinung aus ihrem metrischen princip heraus zu begreifen. Wir sahen schon oben bei den versen mit aufzählungen (verse mit zu wenig silben IIa), dass G. und aus gruppe I auch, dass der verfasser von T und Na seinen versen vier hebungen gibt. Von hier aus müssen wir auch die übrigen verse beurteilen, auch sie verlangen offenbar ganz wie die verse Seb. Brants mit vier hebungen (die natürlich an schwere einander durchaus nicht gleich zu stehen brauchen), gelesen zu werden. Da die mehrzahl der der vorstehenden untersuchung zu grunde liegenden verse nun aber, wie gesagt, 8 resp. 9 silben hat, so bleibt für die übrigen silben nur die stellung in der senkung zur verfügung. Denn die Goedikesche ansicht kann nach den zeugnissen der gleichzeitigen grammatiker und allen neueren untersuchungen nicht mehr in betracht kommen, vielmehr lehren sie deutlich, was auch für G. gilt: princip ist der viermalige regelmässige wechsel von hebung und senkung mit iambischem eingang, also auftact. Die natürliche folge davon, die aber mit dem rhythmischen princip als solchem nichts zu tun hat, ist die häufige constanz der silbenzahl. Nur so verstanden hat es m.e. überhaupt auch sonst sinn von der silbenzählung als metrischem princip zu reden. So können die vorstehenden untersuchungen zugleich ein beweis für Sarans[2] behauptung sein, dass silbenzählung im strengen sinn überhaupt nicht metrisches princip sein kann. So scheint es auch schon Zarncke[3] verstanden zu haben, wenn er von zwei für Brant massgebenden metrischen principien spricht: 4 hebungen, constanz der silbenzahl.

Von diesem princip konnten wir nun bei G. — und auch hierin folgte ihm der verfasser von T und Na grossenteils wider — eine reihe von ausnahmen constatieren, die aber nur in ganz bestimmten fällen eintreten. Er kennt:

1. zweisilbige eingangssenkung.
2. Fehlen der senkung
   a) im eingang des verses,
   b) im innern des verses (belege nur bei G.)
      α) bei aufzählungen
      β) bei nominalcompositis,

1) Bei der correctur macht mich herr prof. Saran freundlichst auf Hauffens recension der Englertschen arbeit aufmerksam. Sie bestätigt (Euphorion 11, 531 fgg.) meine annahme des andauerns der mhd. technik.

2) Saran a. a. o., § 2. 3) Zarncke a. a. o., s. 288 fg.

c) am versende in componierten worten oder solchen mit schwerer ableitungssilbe, in Na auch in wenigen anderen fällen.

2. Einzelheiten.

A. Die rhythmische wertung der eigennamen und fremdwörter.

Bei der behandlung der verse mit zu viel silben hatten wir die einen eigennamen oder ein fremdwort enthaltenden zurückgestellt. Für ihre rhythmische wertung gilt es jetzt das gesetz zu finden. Ein solches scheint in der tat vorzuliegen. Zahlreiche fälle werden zunächst normal.

I. durch consonantierung des *i* z. b. w.F 29:

Kont Julius keyser in dem stryt.

Hierher gehören w.F 186. 236, B 110. 112. 139, xAlt. 84. 125. 494, N 72. 151. 289. 292. 295. 311. 355. 377. 546. 629. 631. 690. 917. 921. 1016. 1304, G 37. 69. 199. 242. 413. 418. 425. 447. 933. 1034, **T** 125, **Na** 248. 291. 385. 397. 626.

II. durch elision: N 921.

III. durch synkope: G 889 *(Appẹli)*, **Na** 202. 282.

IV. durch zweisilbigen auftact: B 79. 148, xAlt. 117. 282. 304. 465. 690, N 126. 293. 451. 470. 580. 593. 659. 749. 751. 753. 1300. 1407. 1466, G 409. 659. 1315.

Wenn man die übrigen fälle durchgeht, so findet man, dass sich fast alle gut lesen lassen, sobald man alle silben vor dem ton und falls nur eine davor steht auch noch eine weitere, nicht zum eigennamen gehörige, metrisch als eine wertet. Dasselbe gilt von den silben nach dem ton. Meistens wird der vers dadurch ganz glatt, nur in wenigen fällen muss man noch weitere hilfsmittel anwenden. Wir haben also hier, aber auch nur hier, verse mit mehrsilbiger senkung im innern. G. kann dabei besonders lange worte an der einen stelle mit zwei accenten versehen, während er demselben namen an anderer stelle nur einen accent gibt. Zur erläuterung des eben gesagten greife ich einige beispiele heraus:

w.F 62: *Nabuchodonósor Dániels rót veràcht.*

Dagegen mit 2 accenten:

x Alt. 390: *Bracht Nábuchodonósor vón sim rích*
w. F 150: *Wie ábbas Jóachim hét geságt*
192: *Uñ wírt die gróß symoný ab gtón*
B 163: *In Pháraos gwált und grósse quél*
164: *Das sích Jherúsalem wíderspárt*
x Alt. 81: *Dem Ísaac aúch solt mércken méich*
N 19: *Als ích find Ápocalýpsi stón* usw.

Hierher besser als zu den fällen mit consonantierung des *i* wird man alle verse rechnen, in denen der eigenname *Maria* nicht ohne weiteres in den vers sich einfügt.

Dasselbe gesetz gilt für die gleichen fälle auch in T und Na:

T 127: *Kónnén Placébo dómino máchen*
Na 184: *Capítulo significásti‿in fíne*
197: *Als Hóstiénsis in súmma hált*
309: *Nachfólgen dém Ewangélió*
329: *Zů‿Hierúsalem ýn mit gróssem gsáng*
387: *Dícta Sínthis und sermónes Bitóntis*

Na 390: *Auch institutiónes Múrnerlín*
394: *Sulpítium‿und secréta múlierúm.*

Schwierig sind die fälle **Na** 182, wo man wol mit senkungsfall *Éxtrà de décimìs* lesen muss, ebenso 183 *und capí[tulo]túa nóbìs.*

Dreisilbigen auftact müsste man annehmen 396:

Auch sind sermónes Dórmi secúre dó.

Anormal bleibt 388.

Diese anomalien fallen jedoch deshalb nicht so schwer ins gewicht, weil hier büchertitel und anfänge lateinisch citiert werden, die sich jedem metrum nur schwer einfügen würden.

Nicht in diese theorie würden sich von Gengenbachs versen die folgenden einordnen lassen: xAlt. 496, N 337. 661. 716, G 1317. In allen fällen haben wir die lateinische endung *-us* vertreten. Vielleicht darf man hier die möglichkeit eines abwurfs der endung erwägen, wie dieser ja im heutigen sprachgebrauch *Christ* für *Christus* noch so oft begegnet. (Bei dem eigennamen *Karolus* wird wol *Karl* zu setzen sein, wobei dann freilich N 716 *gewesen* zu lesen wäre.) Rechnet man damit — und ich glaube man kann es ohne willkür — dann werden auch diese verse normal.

Gengenbach kennt, wie der verfasser von T und Na, bei eigennamen und fremdwörtern mehrsilbige senkung auch im inneren des verses; damit aber findet die zahl der ausnahmen von seinem princip des viermaligen, regelmässigen wechsels zwischen hebung und senkung ihr ende, d. h. das eigentliche problem der kurzen reimpaare des 16. jhs. ist für G. schon gelöst, die frage nämlich, ob man alternierend oder accentuierend zu lesen habe. Dass wir nicht durchgehend accentuierend lesen dürfen, lehren gerade die wenigen fälle, die dies geboten erscheinen lassen. Wir sahen ja, dass diese verse eine ausnahmestellung einnahmen, nur hier dürfen wir mit ausfall und mehrsilbigkeit der senkung rechnen, in allen anderen fällen aber nicht. Wollen wir jedoch auch diese mit 4 hebungen lesen — und das müssen wir nach den obigen ausführungen — dann bleibt eben nichts anderes übrig als alternierend, d. h. eventuell auch ohne rücksicht auf den grammatischen accent der worte zu lesen. Gengenbach und der verfasser von T und Na nehmen also eine eigenartige stellung ein. In der zahl der hebungen und in dem eintreten mehrsilbiger oder fehlender senkung stehen sie auf mhd. boden, sie sind aber kinder ihrer zeit in der anwendung des alternierenden princips und als folge davon in der normalen constanz der silbenzahl ihrer verse.

B. Accentverletzung.

Immerhin bleibt es auffällig, dass gerade die dichter des 16. jhs. mit der natürlichen betonung der wörter in so willkürlicher weise umgegangen sein sollen. Warum sollte man gerade in ihrem zeitalter ohne empfindung für den natürlichen wortton gewesen sein, dass man es,

wie Sommer bei Hans Sachs, für einen zufall hält, wenn sie einmal einen vers bauen, der sich glatt und ohne verletzung von wort- und satzaccent lesen lässt? Das muss um so mehr wunder nehmen, als sich unter ihnen dichter finden, die sonst auf das äussere ihrer dichtung, auf reim- und verstechnik die allergrösste sorgfalt verwenden wie Seb. Brant. Da gilt es zunächst festzuhalten, dass diese härte durch die 'schwebende betonung' bedeutend gemildert werden kann. Solche schwebende betonungen haben wir ja gar nicht so selten schon in mhd. zeit[1], wir finden sie auch bei neueren dichtern[2], warum also sollen sie für das 16. jh. nicht in betracht kommen? Wie wichtig sie gerade hier sind, hat Saran[3] gezeigt. Er prüft den begriff der accentverletzung und weist darauf hin, dass wir zwischen grammatischem und ethischem d. i. stimmungsaccent zu unterscheiden haben, die beide nach ihm durchaus nicht immer zusammenfallen brauchen. Vielmehr führt er, von neueren dichtern ausgehend[4], den überzeugenden beweis, dass die accentverletzung ein mittel zum ausdruck gewisser stimmungen ist, ja er spricht von einer förmlichen technik der accentverletzung, eine technik, die nach ihm ganz besonders charakteristisch für den pointierenden stil der satire des 16. jhs. ist. Ich will im folgenden die accentverletzungen der Gouchmat und die von T und Na nach dem Saranschen princip untersuchen und im einzelnen feststellen, ob sie ihre stilistische berechtigung haben oder nicht. Weniger scharf brauchen zunächst accentverletzungen in erster hebung geprüft zu werden, weil sie hier sehr viel weniger empfunden werden und darum auch in der mhd. zeit nicht selten sind.

a) Verletzung des wortaccentes.

Sie betrifft I. mit besonderer vorliebe eigennamen oder appellativa in der anrede. Wenn irgend, so ist hier das bestreben dem namen durch die auffällige accentverletzung, die der vortragende auszugleichen bemüht sein wird, einen besonderen nachdruck zu verleihen, deutlich und berechtigt. Cupido spricht:

G 146 *Venus nun laß dich nit verdriessen.*

Jeder wusste, dass es Vénus und nicht Venús hiess, darum ist es ganz und gar unwahrscheinlich, dass der dichter lediglich der versbequemlichkeit wegen den accent verletzt hätte. Beide silben sollen vielmehr schwer herauskommen: die metrisch gedrückte hauptsilbe ergibt eine sehr schwere und volle senkung, die unbetonte silbe wird metrisch gehoben. So wirkt das wort im vers nicht als schlichter name, sondern als eine mit besonderer innerer teilnahme gesprochene anrede. So noch oft: 91. 294. 301. 310. 328. 345. 350. 365. 585. 590. 596. 697. 776. 1080. 1167. 1174. 1264. Ganz ebenso: **Na** 1072 *Murner nun mach dich bald herzů.*

1) Kraus, Metrische untersuchungen über Reinbots Georg, s. 221 fg.
2) Saran s. 158.
3) S. 157 fgg. 4) S. 308 fg.

Dasselbe gilt auch von der stellung in 2. hebung:

G 459 *Darumb Venús du küngin rein.*

Er hält die beispiele aufopfernder treue des mannes zu seinem weibe, die ihm der narr vorführt, für erlogen; was kümmert ihn sein weib und die treue, die er ihm schuldig ist: zu *Venus* geht sein sinnen. Auch hier also erfährt gerade der hauptbegriff die accentverletzung, aber gerade dadurch, wie oben gezeigt, eine wirksame hervorhebung. Weitere beispiele G 505. 577. 796. 894. 1237. Oder:

Na 1002 *Darumb, meßner, darffst mich nicht wecken.*

Den pfarrer hat die angst gepackt, er will am andern morgen daheim bleiben und redet nun den messner, der ihn sonst geweckt hat, an: diesmal soll er es nicht tun. So noch: **Na** 766. 1087 (eindringliche anrede).

Für die stellung in 3. hebung bietet nur die Novella beispiele: 467. 601. Es gilt das gleiche. Ebenso in 4. hebung: **Na** 856.

II. Eigennamen oder appellativa in der erzählung. Auch hier ist die hervorhebung nur angebracht. Zum tanz ruft der narr alle auf, winkt ihnen doch ein schöner lohn: Venus selbst. Darum:

G 338 *Venus wirt eüch den lon schon geben.*

Vgl. noch: G 425. 429. 473. 497. 753. 766. 853. 1034. 1096. 1208 (eindringlich), oder **Na** 607. Mag der geist sein, wer er will, Karsthans war er jedesfalls nicht, denn (eindringlich hervorgehobener gegensatz):

Karsthans, der was ein frummer gsell.

Genau so auch in 2. hebung: G 226. 299. 430. 483. 537. 654. 655. 660. 774. 778. 802. 810. 877. 916. 984. 1008. 1123. 1161 und **Na** 56. 174. 177. 220. 221. 318. 423. 483. 525. 750. 940. 963. 968. 969. 1076 und in 3. hebung: G 34. 819. 928. 1127. 1282, **Na** 80. 157. 518. 995.

III. Substantiva. Der jugend vor allem steht keuschheit wol an:

G 195 *Jugendt soll allzyt sein bereit.*

Die durch die versetzte betonung bewirkte hervorhebung des wortes 'jugend' gibt vortrefflich auch den lehrhaften charakter wider. So auch 930. 1251.

Und **T** 146. Almosen soll man geben, denn sie in erster linie tilgen die sünde:

Almůsen tilcket ab die sünd (eindringlich).

In 2. hebung. Das sündhafte wort ist gesprochen, unkeuschheit ist keine sünde:

G 20 *Wie das unkeüscheit sy kein sündt.*

Das durch die versetzte betonung bewirkte längere verweilen auf dem worte *unkeüscheit* malt vortrefflich das entsetzen des moralpredigers über dies frevle wort; vgl. noch: G 38. 188. 235. 243. 250. 369. 421. 435. 943. 978. 1089. 1175. 1190. 1253.

Ein beispiel aus **T**. Die bettler klagen, dass ihnen nichts mehr übrig bleibt, wovon sie sich nähren können. Denn gerade die, auf die sie in erster linie angewiesen wären, nehmen ihnen, was ihnen zukommt: nicht nur die mönche, nein auch die pfaffen: 169 *Tůnd münch pfaffen ietz als verzeren.*

Vgl. weiter: **T** 30. 94. 204. 230, **Na** 8. 65. 198. 226. 343. 393. 461. 517. 641. 717. 870.

In 3. hebung. Die schäden der zeit haben ihren grund in erster linie in der falschen erziehung der jugend. Auf eines sollte die erziehung in erster linie gerichtet sein: auf die erweckung der gottesfurcht:

G 53 *Dan was zů der gotzforcht tůt keren.*

Durch die sogenannte schwebende betonung wird die senkung *gots* an rhythmischem gewicht dem *forcht* fast gleich, und eben dadurch tritt der begriff 'gottes-

furcht' im vers machtvoll hervor. Vgl. noch 75. 170. 329. 358. 367. 380. 393. 772. 814. 919. 1140. 1168. 1211. 1219, **T** 72. 74. 158. 206, **Na** 72. 105. 189. 193. 216. 226. 317. 453. 474. 511. 701. 955. 990.

In 4. hebung sind es nur zusammengesetzte substantiva, die von solchen accentverletzungen betroffen werden: G 13. 25. 75. 85. 106. 127. 311. 585. 694. 716. 744. 752. 819. 998. 1110. 1136. 1185, **T** 58. 75. 97, **Na** 117. 267. 494. 582. 724. 810. 834. 965. 973.

IV. Adjectiva. Der Portia schrecklicher selbstmord soll geschildert werden:

G 435 *Glüend colen so lang inschlandt.*

Die doppelt versetzte betonung mit den vier aufeinanderfolgenden schweren silben, von denen die erste und dritte durch den sprechaccent, die zweite und vierte durch die stellung in der hebung hervorgehoben werden, will das ungewöhnliche und entsetzliche eines solchen todes zum ausdruck bringen. Vgl. aus **Na** 256.

In 2. hebung vgl. G 50. 842. 1210. Der bauer hat sich redlich quälen müssen, aber den ertrag seiner arbeit zehren ihm die kleriker auf ohne den geringsten dank:

T 227 *Die mir wenig danck darumb sagen.*

Das *wenig* mit seinen beiden schweren accenten malt hier den ingrimm des bauern. Vgl. auch **Na** 612.

3. hebung. Eine der haupttugenden der jugend ist schweigsamkeit:

G 193 *Das erst ist ein schwigender mundt* (eindringlich).

Vgl. G 235. 249. 281. 310. 395. 431. 528. 865, **T** 15. 75. 92, **Na** 149. 246. 398. 527. 620. 660. 760. 806.

4. hebung. Circis hat den jüngling gehörig ausgeplündert. Was soll er nun noch bei ihr?

G 365 *Jüngling, du bist mir gantz unmär* (höhnische verachtung).

Vgl. G 204. 746. 1056, **T** 165.

V. Adverbia. Der narr hat dem jüngling schon mehrere beispiele leuchtender tugend hingestellt, aber er kann sich darin gar nicht genug tun und gewichtig fährt er fort (eindringlich didaktisch):

G 205 *Witer soltu auch nemen war.*

Ebenso G 18. 24. 290. 986, **Na** 316. 442. 753.

2. hebung. Heini Winckelried ist in die netze der Venus gegangen, die ihn so behandelt hat,

G 608 *Das er schandtlich von dannen schied.*

Die durch die beiden auf *schandtlich* ruhenden accente, den sprachaccent und den metrischen accent, bewirkte hervorhebung des wortes gibt dem ganzen das gepräge der lehrhaften warnung, das sich gerade bei adverbien auf *-lich* gern herausstellt; vgl. G 67. 605. 606. 755. 767. 777. 837. 864. 884. 1044, aber auch **T** 151. 235. Mehr den charakter unwilliger erkenntnis erhält durch die accentverletzung **Na** 217; vgl. auch 4. 75. 269. 319. 412. 663.

3. hebung. G 165. 189. 230. 241. 397. 419. 496. 582. 683. 877. 913. 939. 1002. 1032. 1061, **T** 66. 143, **Na** 118. 119. 154. 217. 565. 857. 943. 1060.

4. hebung. G 487.

VI. Pronomina. Der alte gouch will beim anblick der Venus nichts mehr von seinem alter hören (energische ablehnung):

G 1070 *Niemandt mir sol vom alter sagen.*

Ebenso G 57. 231.

Oder aus **Na**: Luther hat nach des pfarrers meinung manche schandtat vollbracht und recht viele um ihr gut betrogen:

106 *Manchem gemacht den seckel lycht.*

Vgl. auch 1059.

2. hebung. G 181. 882.
3. hebung. **Na** 196. 736. 972. 1062.
4. hebung. —

VII. Verbalcomposita. Was soll man sich weiter um die sünden kümmern, hat doch Christus sie abgenommen, lässt der dichter mit beissender satire den papst sprechen: **T** 41 *So nun got durch sin marter hat*
Abgleit all unser missethat.

Vgl. **T** 172 (*mittáilen*), **Na** 309 (*nachfólgen*), 448 (*ußbríngen*).

2. hebung. G 1036 (*hinnýmpt*), **T** 15 (*anzéigt*), 1014 (*uffgsétzt*).
3. hebung. G 114. 172. 321. 610, **Na** 97. 299. 817.
4. hebung. G 8. 18. 172. 302. 342. 435. 521. 531. 806. 910. 1005. 1075, **T** 9. 203, **Na** 113. 168. 296. 1009. 1032.

VIII. Verbalformen, und zwar mit vorliebe 2. plur. imper. auf *-en*. Es muss hier vorausgeschickt werden, dass in diesem falle die accentverletzung nicht so stark empfunden wurde, weil das oberdeutsche die neigung hat, stamm- und endsilbe im tone zu nivellieren (oberd. *sehen* gegen mitteld. *sehn*). Sodann ist darauf hinzuweisen, dass der ganze stil der satire eine neigung zur ausgleichung der silben hinsichtlich ihres schweregrades hat.[1] So kommt es, dass wir bei dieser kategorie auf zahlreiche, nur stilistisch bedingte, nicht der hervorhebung dienende accentverletzungen stossen.

Zur hervorhebung dient die 'schwebende' betonung gleichwol auch hier zuweilen; das ziel der sehnsucht des kriegsmanns ist ein kuss von Venus mund:

G 647 *Küssen allein din mündlin rodt.*

oder bekräftigend:

Na 591 *Glouben mir uff die trüwe min.*

Dagegen erklären sich die folgenden fälle aus dem stil des ganzen resp. der phonetischen eigentümlichkeit des oberdeutschen: G 152. 163. 171. 212. 259. 267. 287. 392. 487. 743. 767. 878, **T** 10. 53. 60. 106. 127. 146. 149. 223. 236, **Na** 141. 148. 294. 331. 534. 697. 778. 852. 864. 928. 978. 1049.

2. hebung. a) durch hervorhebung könnten folgende fälle bedingt sein: G 36. 296. 845, **T** 37, **Na** 352. 363. 587. 707.

b) ohne absicht: G 159. 218. 366. 464. 614. 657. 711. 741. 1160, **T** 25. 34, **Na** 3. 51. 117. 351. 431. 455. 719. 842.

3. hebung. a) G 158. 238. 641, **T** 19. 161, **Na** 161. 174. 780. 842. 931.

b) G 18. 1016. 1311, **T** 108. 111. 142. 208, **Na** 360. 487. 555. 662. 803.

4. hebung. —

IX. Was die accentverletzung endlich bei copulis, partikeln, präpositionen usw. anlangt, so gilt hier in noch stärkerem masse das zu VIII gesagte. Gerade der pointierte stil der satire neigt dazu, die silben von worten wie *aber, oder* usw. in ihrer ton- und schwerefolge zu nivellieren. Es ist darum auch unnötig, die nicht sehr häufigen beispiele einzeln aufzuführen.

1) Saran a. a. o. s. 159. 320.

b) Verletzung des satzaccentes.

Die an sich selteneren sogenannten verstösse gegen den satzaccent sind genau so zu beurteilen wie die gegen den wortaccent. Sie im einzelnen aufzuführen, würde zu weitläufig sein; ich begnüge mich darum, eine solche accentverletzung aus jeder hebung beizubringen und dazu beispiele aus T und Na zu stellen. Sie tritt ein vor der 1. hebung:

G 34 *Got und der stat Basel zů eer.*

Eine doppelte ehrung soll der zweck des fastnachtspieles sein: Gott und der stadt Basel gilt sie. *Got* und *Basel* sind also die hauptbegriffe des verses: beide aber stehen nicht in der hebung. *Basel* wird durch die schwebende betonung hervorgehoben, *Got* steht in der senkung. Das ist auffallend, und der vortragende wird sich bemühen, die differenz zwischen der sehr leichten hebung und der sehr schweren senkung auszugleichen und wird gerade dadurch dem worte *Got* den ihm zukommenden besonderen nachdruck geben.

Genau so

T 228 *Got in dem himel ich das klagen.*

An Gott wendet sich der bauer gegen die, die seine stellvertreter sein sollten. Der hauptbegriff steht auch hier in der senkung. Um ihm einen ton über die hebung *in* hinaus zu geben, bedarf es eines ganz besonderen nachdruckes. Dieser aber wird eben erzielt durch den widerspruch zwischen satzaccent und metrischem accent: man erwartet eine leichte senkung und eine schwere hebung, statt dessen ist das umgekehrte verhältnis der fall.

2. hebung:

G 514 *Und gang heim wider zů deim wyb.*

Der ehemann ist ausgeplündert, Venus hat ihren zweck erreicht, nun kann er ihr und ihrem gesinde nichts mehr nützen, man schickt ihn wieder heim. Der hauptbegriff *heim* aber steht in der senkung und wird dadurch, wie oben gezeigt, besonders eindringlich hervorgehoben. Dasselbe gilt auch für

Na 418 *Das ich wüst wie es umb in stünd.*

Zu gern wüsste der pfarrer, wie es um den Karsthans bestellt ist (drängende neugier).

3. hebung:

G 105 *Tag und nacht frů und ouch spat.*

Von zwei mit einander verbundenen begriffspaaren ist das zweite stets schwerer betont als das erste, in unserem falle also *frů und ouch spat.* Das am stärksten betonte wort in unserem vers ist somit *frů.* Im vortrag erhält es durch seine stellung in der senkung und den dadurch sich ergebenden widerspruch zwischen dem satz- und metrischen accent und die forderung, ihn zu lösen, das hauptgewicht.

Na 20 *Und seit dir die best obenthür.*

best ist der hauptbegriff, statt dessen aber steht das gänzlich inhaltsarme *die* in der hebung. Die senkung soll hier im vortrag recht lang und voll werden.

4. hebung:

G 869 *So es allein stot in Gots gwalt.*

Nur bei Gott steht es, wie das wetter werden wird, der astrologe weiss es in seiner menschlichen beschränktheit nicht. G o t t also hat den durch den gegensatz zu der menschenklugheit des astrologen bedingten hauptton. Sollte es dem dichter nicht möglich gewesen sein, wenn die stellung in der vershebung für ihn das stärkste mittel zur hervorhebung war, den begriff „Gott“ in die hebung treten zu lassen?

Vgl. auch:

T 7 *Auß der pýn erlósen mit eim wórt.*

Wie leicht hätte der dichter den anstoss vermeiden können, etwa durch:

Auß der pýn erlósen mit einem wórt.

Er tut es nicht, weil er eindringlicher sein will und dieses durch die stellung in der senkung besser erreicht.

Blicken wir zurück, so müssen wir in der tat zugeben, dass die accentverletzungen, sowol im wort- wie im satzaccent, ihren guten sinn haben und dass sie alles andere eher als ungeschicklichkeit des dichters sind. Damit findet die theorie Sarans für G und den verfasser von T und Na ihre bestätigung. Ihre richtigkeit erhärtet aber gerade aus der art der beispiele. Es sind alles fälle (wortaccent), in denen einmal, wie bei den eigennamen, die accentverletzung besonders lebhaft empfunden werden musste, und die zum andern eine starke hervorhebung im zusammenhang des ganzen nicht nur vertragen, sondern fordern. Den besten beweis jedoch bringt der vortrag. Man versuche einmal so zu lesen, und man wird sehen, wie das ganze dadurch den lebendigen charakter eindringlicher rede oder den spitzigen pointierten ton der satire erhält. Die voraussetzung aber für die vernachlässigung des sprachaccentes, „klarheit des lesers über das metrum und die verteilung der silben auf dasselbe“ [1], ist für Gengenbach gegeben durch den nachweis, dass für den bau seiner verse das alternierende princip massgebend ist.

C. Reimbrechung, dreireim, rührender reim, waisen.

Was die reimpaare der späteren mhd. zeit wie zum grössten teil auch die des 16. jhs. so unerträglich eintönig macht, ist nicht zum geringsten teil die verbindung zweier durch den reim zusammengehaltener verse zu einer gedankeneinheit. Das in mhd. zeit so ausserordentlich beliebte und mit grossem geschick gehandhabte rîme brechen geht als mittel stilistischer belebung fast ganz verloren, und die dichtungen bekommen etwas eintöniges. Gengenbach gehört in der anwendung der reim- (oder ketten-)brechung entschieden zu den bessern dichtern seiner zeit. Die geschickte und künstlerische handhabung dieses mittels verleiht seinen dichtungen eine grosse beweglichkeit, abwechslung und frische.

Sehr häufig schliesst er einen gedanken mit einem vers, der durch den reim enger mit dem folgenden, einen neuen gedanken enthaltenden verse verbunden ist. Ein beispiel:

1) Saran s. 160.

G 18 fgg. *Kürtzlich hat man lassen ußgan*
Ein gdicht und das auch trucken lan,
Wie das unkeüscheit sy kein sündt.
Diser ist gantz verstockt und blindt usw.

Die brechung bewirkt hier den eindruck, als könnte die widerlegung des in 18—20 ausgesprochenen gedankens gar nicht schnell genug erfolgen, ein eindruck, der durchaus entsprechend ist.

Oder 162 fgg. *All kurtzwyl thet man mit uns triben,*
Waren allzyt by schönen wyben,
Die hatten mit uns fröid und mût.
Nu gewints kein narr nümmerme gût usw.

Die brechung malt hier den unwillen des narren über die veränderten zeiten. Beispiele, die sehr zahlreich sind, anzuführen, halte ich eben deshalb nicht für nötig. Ganz besonders wirksam wird die reimbrechung, und die künstlerische wirkung ist von G. zweifellos beabsichtigt, wenn der reim den schluss der rede einer person mit dem anfang der antwort einer andern verbindet („stichreim“).[1]

Der kriegsmann:
G 540 fgg. *Du alter narr, nun sag mir an,*
Was mag dir doch ligen an,
Das du hie also trurig stast?
Der narr: *Das sag ich dir bald, lieber gast.*

Ähnlich G 172/74. 235/37. 596/98. 828/30.

Mit demselben geschick wendet auch der verfasser von **T** und **Na** die reimbrechung an:

T 27 fgg. *Seinen find hat er ir sind vergeben,*
Das wir in alzeit widerstreben
Und machen krieg in aller wâlt.
Umb all gûtheit nam er kein gâlt.

Der papst wird nicht müde, die verdienste Christi aufzuzählen und in wirksamen gegensatz dazu das treiben der kleriker zu zeichnen. Die rasche aufzählung wird durch die reimbrechung, die den neuen gedanken mit dem alten durch den reim verbindet, gut veranschaulicht.

Oder **Na** 29 fgg. *Darumb ich dich gar flyßlich bit,*
Du welst von mir jetz scheiden nit
Und welst mit mir gon heim zû huß.
Mein lieber gsell nun hab kein gruß.

Durch die reimbrechung wird der eindruck bewirkt, als zögere der fremde, der einladung zu folgen. Der kaufmann bemerkt das und fällt mit v. 32 schnell ein.

Besonders gern wird auch hier die reimbrechung benutzt, um die gegenrede eng an die rede anzuschliessen:

Na 280 fg. *Darumb thût in als wol verlangen*
Nach zeitlicher eer und grossem gwalt,

worauf der messner schnell einfällt:

Der sigerist sprach: darumb ich halt usw.

1) Herrmann, Stichreim und dreireim bei Hans Sachs, s. 425, anm. 2. 435.

Gerade hier in dem streitgespräch[1] zwischen dem messner und dem pfarrer und später zwischen messner und Murner ist die reimbrechung ein vortreffliches stilistisches mittel zur andeutung der raschen aufeinanderfolge von rede und gegenrede. Höchst wirksam ist es angewandt v. 794—815. Sechsmal wechselt hier die redende person, und jedesmal sind die reime gebrochen. Vgl. ferner 287/88. 295/96. 301/2. 381/82. 400/2. 484/85. 488/89. 490/91. 500/1. 542/43. 582/83. 736/37. 834/35. 840/41. 902/3. 980/81. 984/85.

Zum ausdruck des raschen fortgangs der handlung dient die reimbrechung **Na** 450/51. 534/35.

Dreireim.

Die unterbrechung der reimpaare durch dreireime ist eine gerade im 16. jh. ziemlich häufig zu beobachtende erscheinung, die teils in künstlerischer absicht, teils auch ohne diese rein willkürlich, von den verschiedenen dichtern gehandhabt wird. Wie bei H. Sachs[2] ist auch für Gengenbach der ursprung „in einer art motto[3]" zu suchen, das den einzelnen dichtungen vorausgeschickt und durch den dreireim von den reimpaaren des eigentlichen gedichtes abgehoben wird, so z. b. im welschen Fluss, Nollhart, Bockspiel. Diesem einleitenden motto entspricht zuweilen ein schluss in dreireimen: B 185—87 und im prosateile 124—26, Nollhart 1493—95.

Durchgeführt ist der dreireim in den reden der einzelnen spieler in w. F 201 bis 284 und in seiner fortsetzung bei Pr. I und II 1—37, zuweilen auch Bocksp. I 55—57. 84—86.

Von hier aus wird der dreireim auch sonst in künstlerischer absicht angewandt zur markierung grösserer abschnitte.[4] So am schluss eines abschnittes w. F 137—39, einer scene x Alt. 237. 323. 582, G 372. 1122, am schluss der rede einer person x Alt. 209. 372, N 420. 607. 663, G 97. 784. 1174.

Freilich wird dieser eindruck künstlerischer absicht in der verwendung des dreireims durch zahlreiche fälle unmotivierter anwendung desselben aufgehoben. G. ist eben einer der ersten, der den dreireim verwendet, und hat für seine verwertung zur kennzeichnung grösserer pausen mehr ein dunkles gefühl als eine klare vorstellung. Hierher gehören fälle wie w. F 106, B 58. 143. 168, G 157. 903. N 334, wobei zu bemerken ist, dass der dreireim B 58. 168, N 334 am schluss eines gedankenabschnittes steht.

Dreireime finden sich nun auch in **T** und **Na**. Das ist besonders deshalb charakteristisch, weil der gebrauch der dreireime in der Schweiz auf Basel beschränkt ist und hier von Gengenbach ausgeht.[5]

1) Herrmann a. a. o. s. 434.
2) Herrmann a. a. o.
3) Ein motto in zwei reimpaaren findet sich **TTE. Na**.
4) Herrmann a. a. o. s. 435. Das von ihm unter G 523 angeführte beispiel trifft nicht zu.
5) Herrmann a. a. o.

Von einer künstlerischen verwendung des dreireims haben wir hier allerdings nur geringe spuren, und das kann deshalb nicht sonderlich auffallen, weil diese art seines gebrauches sich bei G. häufiger nur in den dramatischen scenen beobachten lässt, während nur **T**, nicht aber **Na** dramatisch abgefasst ist. Am schluss der rede einer person haben wir vierreim **T** 92 fgg., dreireim **Na** 500. Dreireim ist möglicherweise auch am schluss des ganzen [darauf deutet die heraushebung des namens Murner] beabsichtigt. Ohne künstlerische absicht ist der dreireim angewandt: **T** 12, **Na** 244. 509. 662. 677. 967.

Rührender reim.

a) In mhd. erlaubter weise steht rührender reim:
   1. bei simplex und compositum desselben verbums resp. substantivums: x Alt. 118. 183. 407, **Na** 24. 156. 562;
   2. bei verschiedenen comp. desselben wortes: **Na** 104. 941;
   3. bei demselben wort in verschiedenem sinn: **T** 31. Dazu wol auch
   4. im dreireim: x Alt. 237, G 97.

b) Sonst: x Alt. 267. 746, G 454. 540.

Waisen.

Waisen endlich haben wir x Alt. 476, G 525 und wenn nicht binnenreim auch **Na** 387. 388.

3. Zusammenfassung.

So beobachten wir dieselbe übereinstimmung zwischen Gengenbach und dem verfasser von T und Na auch in allen wesentlichen punkten des metrischen gebrauches, wie wir sie schon für sprache, syntax und stilistik hatten feststellen können. Nicht nur, dass für G. und den verfasser von T und Na dasselbe metrische grundprincip in betracht kommt, es bestehen auch dieselben charakteristischen ausnahmen: senkungsausfall und mehrsilbige senkung tritt unter den gleichen bedingungen ein. Bei beiden dieselbe behandlung der fremdwörter, dieselben fälle schwebender betonung, dasselbe künstlerische wollen in der anwendung der reimbrechung, hier wie dort in schon hervorgehobener charakteristischer weise der für diese zeit in der Schweiz so seltene dreireim.

Und kommen wir noch einmal auf die reime auf *-er* zurück, die für Singer ein so schwerwiegendes kriterium gegen Gengenbach gewesen waren, so fanden sie ihre erklärung in metrischen eigentümlichkeiten, in eben denen, die wir auch bei G. hatten constatieren können, ganz abgesehen davon, dass wir einen ganz analogen reim (w. F 181) auch bei G. haben, d. h. jene reime sprechen nicht gegen, sondern stark für Gengenbach. Sicherlich aber hat man auch vom metrischen standpunkt aus kein recht G. die verfasserschaft von T und Na abzusprechen.

Haben wir uns bisher auf die anführung dessen beschränkt, was nicht gegen Gengenbach spricht, so lassen sich nunmehr auch sehr

gewichtige gründe für ihn geltend machen. Zunächst liegt in den vorstehenden negativen ausführungen schon ein sehr starkes positives moment. Denn wir haben ja nicht nur zeigen können, dass die gegen Gengenbach angeführten kriterien nicht zutreffend sind, sondern im engsten zusammenhang damit wurden auch eine grosse zahl weitgehender übereinstimmungen aufgewiesen. Diese gemeinsamkeiten in sprache, syntax, stilistik und metrik gehen so weit, dass wir bei der annahme, Totenfresser und Novella rührten nicht von G. her, an demselben orte, um dieselbe zeit an einen so sehr von ihm abhängigen dichter, der ihm doch zugleich wider überlegen wäre, glauben müssten, dass wir von ihm nur als von einem Gengenbach B sprechen könnten. Man wird zugeben, dass diese hypothese nicht eben wahrscheinlich ist, um so weniger, als wir um das jahr 1520 tatsächlich von gar keinem irgendwie namhaften dichter in Basel wissen, von Gengenbach abgesehen. Und endlich — wir nehmen den in der einleitung ausgesprochenen gedanken noch einmal auf — hatte ja niemand, von Eberlin von Günzburg, der aus sprachlichen gründen nicht in betracht kommen kann, abgesehen, ein grösseres interesse an der durch die Novella gegebenen antwort auf Murners geistreiche satire. Alle diese gründe zusammengenommen berechtigen m. e. durchaus zu der annahme, Pamphilus Gengenbach ist der verfasser von Totenfresser und der Novella und damit ein vorkämpfer für die sache Luthers.

Capitel V.

Resultate.

Wir sind am ende unserer untersuchung und fassen zurückblickend kurz noch einmal unsere resultate zusammen:

I. Die beschäftigung mit dem leben Gengenbachs hat zweierlei ergeben:

1. Gengenbachs herkunft aus Nürnberg erscheint im höchsten grade problematisch.

2. Seine religiöse stellung würde nicht gegen seine verfasserschaft von Totenfresser und Novella sprechen[1].

1) In liebenswürdigster weise sendet mir herr prof. Singer einen abzug der von ihm im Berner taschenbuch für 1903, s. 241 fgg., veröffentlichten und besprochenen bruchstücke von Gengenbachs Wiener prognosticon auf das jahr 1520. Gengenbach spricht darin seine stellung zu Luther offen aus in der mahnung an Karl V.:

Luterus ist uff rechter ban,
Dem soltu fröhlich hangen an.

II. Die sprachliche untersuchung zeigte:

1. Gengenbachs sprache trägt ganz und gar alemannisches gepräge. Daher kann er nicht aus Nürnberg stammen; nach den im ersten capitel gegebenen biographischen daten kann nur Basel als seine heimat in betracht kommen.

2. Was für Gengenbachs sprache gilt, gilt in gleicher weise auch für die sprache der Totenfresser und der Novella. Beide müssen also auf demselben boden entstanden sein.

III. Die schon auf sprachlichem gebiete gemachte beobachtung, dass Gengenbach mit dem verfasser der Totenfresser und der Novella eine nahe verwandtschaft zeigt, widerholt sich in steigendem masse bei der betrachtung der syntaktischen und stilistischen eigentümlichkeiten beider, und die annahme, dass der verfasser von T und Na mit Gengenbach identisch ist, gewinnt durch eine anzahl von parallelstellen an wahrscheinlichkeit.

IV. Der metrische gebrauch beider verstärkt diese wahrscheinlichkeit namentlich durch den nachweis, dass die von Singer beanstandeten reime auf *-er* in der Novella in metrischen eigentümlichkeiten ihre erklärung finden.

V. Die zusammenfassung aller dieser gründe und der nachweis, dass Gengenbach an der Novella interessiert ist, berechtigen zu der behauptung, Gengenbach ist der verfasser der Novella und damit angesichts der parallelen zwischen T und Na auch der der Totenfresser.

Anhang.

1. Do haben verkoufft und zu kouffen geben Thoman Swarz der kartenmoler, burger zů Basel und Magdalena, sin eliche hußfrow, mit jm, als jrem eman und dem sy der vogtye anred was fur sich und allen jr beder erben dem erbern panphilo Gengenbach dem bůchtrukker, der jm selb, siner efrowen und allen jr beder erben recht und redlich hat koufft das hus und hofstatt, genannt zum kleinen Rotenlewen mit aller siner zugehord, recht und gerechtigkeit, als das jn der stat Basel an der freyen stroß zwischen dem zunffthus zum Hymel zu einer, und dem huse zum großen Rotenlewen zur anderen site gelegen ist; zinset jorlich der Cottidian des hohen Stifft Basel 4 ℔ gewonlich alter Baseler zinßpfennige und ein *(unleserlich)* geltz ze faßtnachte von wegen der eygenschaft und 5 schilling egenannter pfennige zum erschatze, wenn sich die hand verwandelt des kouffes halb, furer soll man ouch jerlichen darub richten und bezalen der brůderschafft zu Sant Johannes Capellen ouch uff burg zů Basel vierdhalben gulden, für jeden gulden 1 ℔ 3 schilling genger Baselwerung, sind abzelosen lut des briefs mit 70 gulden rinisch hauptguot und zuletzt gand auch darub jerlich den herrn der stifft zu Sant Peter zu Basel 1 ℔ 3 schilling auch ablosiger gult; witer ist sollich

hus nit zinnshaft, noch versetzt, als die verköuffere geredt und by iren triuwen an eides stat darumb geben . . . .
. . . und ist daruber diser kouff zugangen und geben um 60 gulden, 1 ℔ 5 schilling stebler Basler werung für jeden gulden gerechnet, deren sich der verköuffer bar bezalt sin bekant, habe dem köuffer darumb quittiert mit geloben und versprechen der werschafft ut in forma.

2. Urteilsbuch der mehreren Stadt von 1521. Mittwoch nach Martini (13. november) zwischen Heinrich Peyger von rotwyl jnnamen herr Hannsen Ruger, altburgermeisters zů rotwyl, sines swehers eines und pamphilo Gengenbach anderes teils der schuld halp, so Heinrich peyger an Pamphilum ervordert, darumb ein pamphili handtgeschrifft, dazů ein gewalt von sinem sweher jnglegt hat, da ist uff pamphilus zůredt erkandt, daz des jnglegten gwalts nit gnůg sye und ob Heinrich peyger von sins swehers wegen etwaz handeln welle, dz er dann ein gwalt, des gnůgsam sye, bringen solle.

3. Urteilsbuch von 1522. Donnerstag nach Hylary (16. januar). Ich Baltasar Inget, schultheis etc. daz uff hüt datum fur mich jn gricht komen sind der erbare Heinrich peyger als ein volmechtiger gwalthaber des furnemen wysen herrn Hannsen Rugers, altburgermeisters zu rotwyl, syns swehers eins- und pamphilus Gengenbach, der bůchtrucker, burger zu Basel, anderesteils: als Heinrich peyger anfengklich ein gmeinen gwaltzbrief, im von sinem sweher ubergeben under dem tütel und jnsiegel der fursichtigen, wysen herrn schultheißen, burgermeister und richter der statt Rotwyl usgangen, des datum stat uff der dryer heiligen kunnige abennt des gegenwurtigen jors, verhören lassen und als uff pamphilus zured derselb gwalt fur gnůgsam erkant ward, lies Heinrich peyger umb 20 gulden, die er lut siner hanndgeschrifft sinem sweher schuldig und zů bzalen verfallen wäre, clagen und daby die hanndgeschrift verlesen mit beger jnn daran ze wysen jm umb sollich 20 gulden sampt erlitten costen uszerichten, dagegen aber panphilus Gegenbach der handtgeschrifft nit abred gewesen ist und antwurten lies, wie herr doctor andres helmüt, des gemelten herr Hannsen Rugers sweher seliger, etlich getruckte bůcher verlossen, dieselben und ander sin gůt herr Hanns Ruger von jm ererbt, uber die bůcher hete jn herr Hanns Ruger gefůrt, jmme die besehen lassen und dornach von einem kouf geredt und jm also dieselben bůcher mengerley matery alle uberhept gůt und bos, defect und plenaria umb 227 gulden zu zilen zu zalen uff der jnnglegten handtschrifft zu kouffen geben und daby gsagt, das er jm alle bůcher, so sin sweher seliger verlossen hab, zeigt und geben hab, dornach er pamphilus Gengenbach erkundt und erfaren, das er hanns Ruger ettliche Costnitzer breviaria und agenda von sins swehers seligen bůchen unnd die zu verkouffen jn der stat Basel wider und fur geteilt, und wiewol er sollichs an herr Hanns Růgern ervordert, so hat jm doch her Hanns Růger sollichs nit wellen gestendig syn, biß das er pamphilus sollichs in grund worlich erfaren und das dartůn mag, diewyl und denn herr Hanns Ruger jm jn den kouf alle sins swehers seligen bůcher zu geben zůgesagt, aber das nit erstattet, sondern ettliche bůcher jm selb behalten und jm dem antwurter zů nachteil und schaden verkoufft und dadurch die synen vorgeschlagen habe, so wolle er der antwurter verhoffen, das der kouff zu nichten erkant werden, her Hanns Ruger die bůcher widerumb zů hannden nemen und jm dagegen das gelt, so er uff solchen kouff bezalt hab, widerumb zu hannden stellen und usrichten solle; als aber der gewalthaber die bezalung an dem gegenteil

ervordert und das jm die getan werden solle verhofft, darnach sich dem gegenteil umb sin ansprach rechtz auch erboten hab:

da ist nach verhör, clag, antwurt, red und widerred und beider teilen rechtsatz erkant und gesprochen: welle pamphilus Gengenbach furbringen, das zůrecht genůg ist, des jm herr Hanns Ruger im kouff zůgesagt, das er jm nit gehalten hab, das solle gehort werden und dann aber ergan das recht ist; welt oder möcht aber pamphilus Gengenbach nit furbringen, des dann ergan solle, was recht ist. *Dann ein zusatz von anderer hand:* zwischen jetzgemelten partyen ist witer erkant, das man jnen beiden teilen dieses urteils wie sie begert urkund geben und das auch pamphilus Gengenbach zur erstattung sines furbringens die kurtzen rechtlichen tag, nemlich dry tag und sechs wochen, die nechst komment, nach gerichtzrecht, wie er die ervordert, haben solle.

4. Mittwoch nach Cathreda Petri 1522 (26. februar 1522). Diser zug ist durch pamphilus Gengenbach wider hannsen Ruger zu Rotwyl verfaßt. Nicolaus Lamparter, der bůchtrucker hat geschworn und sagt: jnn vergangenen jaren herr Hanns Ruger burgermeister zu Rotwil etliche getruckte bůcher mengerly matery, so her doctor andres helmůt, sin sweher selig, verlossen Pamphilo Gengenbach zu kouffen geben, hete her Hanns Ruger disem zugen die bůcher zů erlosenn, zu collacionieren und zu zellen gepetten, deßglichen were ein caplan zu sant Theodor, genant her friderich auch darby gewesen und als sie an die obsequalia komen, weren der ganzen 65 und der anderen, so defect und gantz waren 380, meinte panphilus, das er nit mer dann die 65 gantzen und die 380 defect nit nemen, das aber Herr Hans Ruger nit thůn, gantz und defect miteinander und eins on das ander verkoufen und welte p. der 65 gantz obsequalia habenn, so solte er die 380 defect ouch nemen oder sy alle stan lassen, also hab diser zug den pamphilum kumerlich beredt, das er die 380 obsequalia defect zusampt den 65 gantzen nemen und die wyl man die by der zal der bůcher nit kouffen könnte, so solte man defect und gantz von bogen zů bogen, von bůch zu bůch und von Ris zu Ris zellen, zu ballen rechnen und pamphilus umb ein jeden ballen 8 gulden geben; das syen beid teil (wiewol p. nit gantzwillig) ingangen und hab diser zug die gantzen anfangs collacioniert, dornach mit den defect von bogen zu bogen, von bůch zu bůch, von Ris zu Ris gezelt, dornach zu ballen gerechnet; wieviel der ballen gewesen, sye zu beiden sydten uff geschriben worden, und disem zuge witer nit wissen.

HECKLINGEN (ANHALT). HANS KÖNIG.

MISCELLEN.

Zur gotischen bibelübersetzung.

Mc. 1, 10 liest die hs.: *jah suns usgaggands us þamma watin gasalv usluknans himinans, καὶ εὐθέως ἀναβαίνων ἐκ τοῦ ὕδατος εἶδεν ἠνεῳγμένους (σχιζομένους) τοὺς οὐρανούς.* Das sprachgeschichtlich klare (vgl. L. Meyer, Got. spr. s. 215. 548) und dem sinne nach tadellos passende adjectiv *uslukns* 'offen' ist doch viel angefeindet worden. Gabelentz-Löbe folgen der hs.; Schulze, Glossar s. 215 möchte lieber *uslukanans* lesen; J. Grimm, Gram. 4, 26 ändert ebenso unter unzulänglichen gründen, will aber Neudruck 27 das überlieferte doch gelten lassen. Schade, Wb.[2] s. 1065 setzt zweifelnd *uslukns* an und möchte J. Grimm gern folgen; ebenso zweifelhaft ist Gering, Zeitschr. 5, 299; Uppström wollte gar *usluknandans* lesen. Erst Bernhardt, Vulfila s. 250 erklärt sich entschieden für die änderung des adjectivs ins particip, indem er meint, einem *ἠνεῳγμένους* könne nur ein got. particip entsprechen, vgl. 2. Cor. 2, 12, wo in der tat *ἀνεῳγμένης* durch *uslukanai* widergegeben ist. Doch bedenke man, wie ungemein nahe in den indogermanischen sprachen particip und adjectiv einander stehn, und Wulfila scheint mir nicht ohne grund vom griech. texte abgewichen zu sein, da im particip *uslukans* noch die bewegung des sich öffnens nachklingt, *uslukns* aber den vollen zustand des offenseins ausdrückt: *gasalv usluknans himinans* 'er sah die himmel offen, in all ihrer herrlichkeit'. Dennoch sind die späteren herausgeber Bernhardt gefolgt; während Heyne, Ulfilas in der 7. aufl. der hs. folgt, ändert er in 9. und 10. aufl. in *uslukanans*, ebenso ändert Braune, Got. gram.[5] s. 110, und bei Wilmanns, Gram.[2] 2, 436, Kluge, Stammbildungslehre[2] s. 108 fehlt das wort. Nur J. Schmidt, Sonantentheorie s. 101. 116 folgt der überlieferung. Meiner ansicht nach muss die handschriftliche überlieferung aber beibehalten werden, weil es in der got. bibel eine grosse reihe von fällen gibt, wo dem griech. particip ein got. adjectiv gegenübersteht, ein weiterer beweis dafür, wie fein Wulfila übersetzt, wie er nüanciert, überhaupt dem griechischen texte frei gegenübersteht. Obwol schon Gering, Zeitschr. 5, 301 fg. beispiele hierfür zusammengebracht hat, will ich doch die fälle hierhersetzen, indem ich sie vermehre und, soweit es mir möglich, darauf aufmerksam mache, wann das griechische particip, das an der einen stelle durch ein got. adjectiv widergegeben wird, an einer andern stelle ein got. particip sich gegenüber hat. Ich hoffe so die frage des got. *uslukns* ein für allemal zu erledigen.

2. Cor. 5, 9: *inuh þis usdaudjam, jaþþe anahaimjai jaþþe afhaimjai, διὸ καὶ φιλοτιμούμεθα, εἴτε ἐνδημοῦντες εἴτε ἐκδημοῦντες.*

1. Tim. 5, 5: *soei bi sunjai widuwo ist jah ainakla, ἡ ὄντως χήρα καὶ μεμονωμένη.*

2. Tim. 3, 13: *iþ ubilai mannans jah liutai þeihand du wairsizin, airzjai jah airzjandans, πονηροὶ δὲ ἄνθρωποι καὶ γόητες προκόψουσιν ἐπὶ τὸ χεῖρον, πλανῶντες καὶ πλανώμενοι.*

Mc. 10, 30: *in aiwa þamma anawairþin, ἐν τῷ αἰῶνι τῷ ἐρχομένῳ.*

Lc. 3, 7: *ƕas gataiknida izwis þliuhan faura þamma anawairþin hatiza?, τίς ὑπέδειξεν ὑμῖν φυγεῖν ἀπὸ τῆς μελλούσης ὀργῆς;* ebenso Röm. 8, 38; Eph. 1, 21; Col. 2, 17; 1. Tim. 1, 16. 4, 8.

Tit. 1, 9: *andanemeigs bi laiseinai waurdis triggwis, ἀντεχόμενον τοῦ κατὰ τὴν διδαχὴν πιστοῦ λόγου.*

Röm. 8, 38: *nih andwairþo nih anawairþo*, οὔτε ἐνεστῶτα οὔτε μέλλοντα. Ebenso 1. Cor. 7, 26.

1. Cor. 5, 3: *ju gastauida swe andwairþs*, ἤδη κέκρικα ὡς παρών. Ebenso 2. Cor. 10, 2. 11; 13, 2. 10.

Lc. 1, 28: *fagino, anstai audahafta*, χαῖρε, κεχαριτωμένη.

Mc. 8, 17: *daubata habaiþ hairto izwar*, πεπωρωμένην ἔχετε τὴν καρδίαν ὑμῶν.

Joh. 11, 44: *urrann sa dauþa*, ἐξῆλθεν ὁ τεθνηκώς. Ebenso Joh. 12, 1; aber Lc. 7, 12: *sai utbaurans was naus*; ἰδοὺ ἐξεκομίζετο τεθνηκώς.

Eph. 2, 12: *wesuþ þan in jainamma mela inuh Xristu framaþjai usmetis Israelis*, ἦτε ἐν τῷ καιρῷ ἐκείνῳ χωρὶς Χριστοῦ ἀπηλλοτριωμένοι. Ebenso ib. 4, 18.

1. Tim. 5, 20: *þans frawaurhtans in andwairþja allaize gasak*, τοὺς ἁμαρτάνοντας ἐνώπιον πάντων ἔλεγχε.

Eph. 6, 16: *standaiþ .... andnimandans skildu galaubeinais, þammei maguþ allos arlvaznos þis unseljins funiskos afhvapjan*, στῆτε .... ἀναλαβόντες τὸν θυρεὸν τῆς πίστεως, ἐν ᾧ δυνήσεσθε πάντα τὰ βέλη τοῦ πονηροῦ τὰ πεπυρωμένα σβέσαι.

Röm. 10, 12: *sa sama frauja allaize, gabigs in allans þans bidjandans sik*, ὁ αὐτὸς κύριος πάντων, πλουτῶν εἰς πάντας τοὺς ἐπικαλουμένους αὐτόν.

Lc. 18, 34: *was þata waurd gafulgin af im*, ἦν τὸ ῥῆμα τοῦτο κεκρυμμένον ἀπ' αὐτῶν. Ebenso Eph. 3, 9; Col. 1, 26.

Lc. 4, 19: *fraletan gamaidans in gaþrafstein*, ἀποστεῖλαι τεθραυσμένους ἐν ἀφέσει.

Lc. 3, 13: *ni waiht ufar þatei garaid sijai izwis, lausjaiþ*, μηδὲν πλέον παρὰ τὸ διατεταγμένον ὑμῖν πράσσετε.

Mc. 6, 9: *ak gaskohai suljom*, ἀλλὰ ὑποδεδεμένους σανδάλια.

Eph. 6, 15: *gaskohai fotum in manwiþai aiwaggeljons gawairþjis*, ὑποδησάμενοι τοὺς πόδας ἐν ἑτοιμασίᾳ τοῦ εὐαγγελίου τῆς εἰρήνης.

Mc. 3, 5: *gaurs in daubiþos hairtins ize*, συλλυπούμενος ἐπὶ τῇ πωρώσει τῆς καρδίας αὐτῶν. Ebenso Mc. 10, 22.

Mt. 25, 44: *hvan þuk selvum gredagana aiþþau afþaursidana?* πότε σε εἴδομεν πεινῶντα ἢ διψῶντα; ebenso Lc. 1, 53; ib. 6, 21.

1. Cor. 7, 10: *þaim liugom haftam anabiuda*, τοῖς γεγαμηκόσιν παραγγέλλω.

Lc. 5, 31: *ni þaurbun hailai lekeis*, οὐ χρείαν ἔχουσιν οἱ ὑγιαίνοντες ἰατροῦ. Ebenso ib. 7, 10. 15, 27; 1. Tim. 1, 10. 6, 3; 2. Tim. 1, 13. 4, 3; Tit. 1, 9. 2, 1.

Mt. 9, 12: *ni þaurbun hailai lekeis*, οὐ χρείαν ἔχουσιν οἱ ἰσχύοντες ἰατροῦ. Aber Mc. 2, 17: *swinþai ....*, οἱ ἰσχύοντες.

Lc. 1, 36: *Aileisabaiþ niþjo þeina, jah so inkilþo sunau*, Ἐλισάβεθ ἡ συγγενής σου καὶ αὐτὴ συνειληφυῖα υἱόν.

Lc. 9, 41: *o kuni ungalaubjando jah inwindo*, ὦ γενεὰ ἄπιστος καὶ διεστραμμένη.

Röm. 9, 25: *haita þo ni managein meina managein meina jah þo unliubon liubon*, καλέσω τὸν οὐ λαόν μου λαόν μου καὶ τὴν οὐκ ἠγαπημένην ἠγαπημένην.

Eph. 3, 20: *þamma mahteigin ufar all taujan maizo þau bidjam*, τῷ δυναμένῳ ὑπὲρ πάντα ποιῆσαι ... Ebenso 2. Tim. 3, 7. 15. Aber

Mt. 10, 28: *ni ogeiþ izwis þans usqimandans leika þatainei, iþ saiwalai ni magandans usqiman*, μὴ φοβεῖσθε ἀπὸ τῶν ἀποκτεινόντων τὸ σῶμα, τὴν δὲ ψυχὴν μὴ δυναμένων ἀποκτεῖναι. Ebenso Mc. 2, 4.

Eph. 3, 19: *kunnan þo ufarassau mikilon þis kunþjis friaþwa Xristaus,* γνῶναι τὴν ὑπερβάλλουσαν τῆς γνώσεως ἀγάπην.

Mt. 5, 22: *ik qiþa izwis þatei kazuh modags broþr seinamma sware skula wairþiþ stauai,* ἐγὼ λέγω ὑμῖν ὅτι πᾶς ὁ ὀργιζόμενος τῷ ἀδελφῷ αὐτοῦ εἰκῇ ἔνοχος ἔσται τῇ κρίσει.

Mc. 13, 17: *wai þaim qiþuhaftom,* οὐαὶ ταῖς ἐν γαστρὶ ἐχούσαις. Ebenso 1. Thess. 5, 3.

Eph. 4, 18: *riqizeinai gahugdai wisandans,* ἐσκοτισμένοι τῇ διανοίᾳ ὄντες.

Eph. 4, 22: ... *ei aflagjaiþ jus bi frumin usmeta þana fairnjan mannan þana riurjan,* ... ἀποθέσθαι ὑμᾶς .. τὸν παλαιὸν ἄνθρωπον τὸν φθειρόμενον.

1. Cor. 4, 8: *ju sadai sijuþ,* ἤδη κεκορεσμένοι ἐστέ.

Lc. 6, 25: *wai izwis jus sadans nu,* οὐαὶ ὑμῖν οἱ ἐμπεπλησμένοι νῦν.

Phil. 2, 2: *usfulleiþ meina fahed ei þata samo hugjaiþ ... samasaiwalai, samafraþjai,* πληρώσατέ μου τὴν χαρὰν ἵνα τὸ αὐτὸ φρονῆτε ... σύμψυχοι, τὸ ἓν φρονοῦντες.

Mc. 6, 56: *ana gagga lagidedun siukans,* ἐν ταῖς πλατείαις ἐτίθουν τοὺς ἀσθενοῦντας. Ebenso Lc. 4, 40. 7, 10; Joh. 6, 2. 11, 1; 1. Cor. 8, 12.

Col. 3, 25: *sa skaþula andnimiþ þatei skoþ,* ὁ ἀδικῶν κομίσεται ὃ ἠδίκησεν.

Mc. 2, 17: *ni þaurbun swinþai lekeis,* οὐ χρείαν ἔχουσιν οἱ ἰσχύοντες ἰατροῦ.

Lc. 9, 11: *þans þarbans lekinassaus gahailida,* τοὺς χρείαν ἔχοντας θεραπείας ἰᾶτο. Aber

Eph. 4, 28: *arbaidjai waurkjands swesaim handum þiuþ, ei habai dailjan þaurbandin,* κοπιάτω ἐργαζόμενος ταῖς ἰδίαις χερσὶν τὸ ἀγαθόν, ἵνα ἔχῃ μεταδιδόναι τῷ χρείαν ἔχοντι.

Mc. 11, 20: *gaselvun þana smakkabagm þaursjana us waurtim,* εἶδον τὴν συκῆν ἐξηραμμένην ἐκ ῥιζῶν. Aber

Mc. 3, 1: *was jainar manna gaþaursana habands handu,* ἦν ἐκεῖ ἄνθρωπος ἐξηραμμένην ἔχων τὴν χεῖρα. Ebenso v. 3.

Lc. 14, 21: *þanuh þwairhs sa gardawaldands qaþ du skalka seinamma,* τότε ὀργισθεὶς ὁ οἰκοδεσπότης εἶπεν τῷ δούλῳ αὐτοῦ.

Lc. 6, 38: *gibaid, jah gibada izwis; mitads goda jah ufarfulla jah gawigana,* δίδοτε, καὶ δοθήσεται ὑμῖν· μέτρον καλὸν πεπιεσμένον καὶ σεσαλευμένον.

Lc. 5, 31: *ni þaurbun hailai lekeis, ak þai unhailans,* οὐ χρείαν ἔχουσιν οἱ ὑγιαίνοντες ἰατροῦ ἀλλὰ οἱ κακῶς ἔχοντες. Aber

Mt. 8, 16: *allans þans ubil habandans gahailida,* πάντας τοὺς κακῶς ἔχοντας ἐθεράπευσεν. Ebenso Mc. 1, 32. 34; 2, 17 (parallelstelle zu Lc. 5, 31); 6, 55. Anders

Mt. 9, 12: *ni þaurbun hailai lekeis, ak þai unhaili habandans,* ... οἱ κακῶς ἔχοντες (parallelstelle zu Mc. 2, 17). Anders

Lc. 7, 2: *hundafade þan sumis skalks siukands swultawairþja (was),* ἑκατοντάρχου δέ τινος δοῦλος κακῶς ἔχων ἤμελλεν τελευτᾶν.

Röm. 9, 25: *haita þo ni managein meina managein meina jah þo unliubon liubon,* καλέσω τὸν οὐ λαόν μου λαόν μου καὶ τὴν οὐκ ἠγαπημένην ἠγαπημένην, vgl. s. 254 unten.

Röm. 14, 1: *unmahteigana galaubeinai andnimaiþ,* τὸν ἀσθενοῦντα τῇ πίστει προσλαμβάνεσθε. Ebenso ib. 14, 2; 1. Cor. 8, 11.

2. Cor. 11, 8: *wisands at izwis jah ushaista ni ainnohun kaurida,* παρὼν πρὸς ὑμᾶς καὶ ὑστερηθεὶς οὐ κατενάρκησα οὐδενός.

Lc. 6, 35: *frijod þans fijands izwarans, þiuþ taujaid jah leiƕaid ni waihtais uswenans,* ... ἀγαθοποιεῖτε καὶ δανίζετε μηδὲν ἀπελπίζοντες.

Col. 3, 12: *gahamoþ izwis swe gawalidai gudis, weihans jah walisans,* ἐνδύσασθε ὡς ἐκλεκτοὶ θεοῦ, ἅγιοι καὶ ἠγαπημένοι.

Gal. 5, 6: *in Xristau Iesu nih bimait waiht gamag nih faurafilli, ak galaubeins þairh friaþwa waurstweiga,* ... οὔτε περιτομή τι ἰσχύει οὔτε ἀκροβυστία, ἀλλὰ πίστις δι' ἀγάπης ἐνεργουμένη. Ebenso 2. Cor. 1, 6.

Joh. 17, 19: *fram im ik weiha mik silban, ei sijaina jah eis weihai in sunjai,* ὑπὲρ αὐτῶν ἐγὼ ἁγιάζω ἐμαυτόν, ἵνα ὦσιν καὶ αὐτοὶ ἡγιασμένοι ἐν ἀληθείᾳ.

Mc. 5, 15: *gasaiƕand þana wodan sitandan,* θεωροῦσιν τὸν δαιμονιζόμενον καθήμενον. Ebenso v. 16. Aber

Mt. 8, 16: *at andanahtja waurþanamma atberun du imma daimonarjans,* ὀψίας γενομένης προσήνεγκαν αὐτῷ δαιμονιζομένους. Ebenso v. 28. 33; 9, 32.

Mc. 5, 18: *baþ ina saei was wods,* παρεκάλει αὐτὸν ὁ δαιμονισθείς. Aber

Lc. 8, 36: *gataihun im jah þai gasaiƕandans ƕaiwa ganas sa daimonareis,* ... ὁ δαιμονισθείς.

2. Cor. 3, 10: *ni was wulþag þata wulþago,* οὐ δεδόξασται τὸ δεδοξασμένον. Aber

Lc. 4, 15: *is laisida in gaqumþim ize, mikilids fram allaim,* ... δοξαζόμενος ὑπὸ πάντων.

Zu diesen angeführten beispielen kommen noch:

2. Cor. 13, 2: *swaswe andwairþs ... jah aljaþro nu melja,* ὡς παρὼν ... καὶ ἀπὼν νῦν γράφω. Ebenso ib. 10; Phil. 1, 27.

Phil. 1, 25: *þata triggwaba wait,* τοῦτο πεποιθὼς οἶδα.

1. Tim. 3, 16: *unsahtaba mikils ist gagudeins runa,* ὁμολογουμένως μέγα ἐστὶν τὸ τῆς εὐσεβείας μυστήριον.

Über widergabe griechischer participia durch gotische substantiva handelt Gering, Zeitschr. 5, 303 fg.

KÖNIGSBERG I. PR. REINHOLD TRAUTMANN.

Schüttelformen.

Den bereits bekannten fällen von consonantenaustausch (reciproker fernversetzung von consonanten)[1] habe ich Beitr. 29, 355 eine reihe von fällen aus neueren deutschen mundarten hinzugefügt. Ich habe da auch auf scherzhafte bildungen hingewiesen, wie lauenbg. (auch mecklenbg.) *stæwelswikn* (eig. 'stiefelzwecken'), für *swæwelstikn* ('zündholz', eig. 'schwefelstecken'), auf *Flunkerkies* für *Klinkerfues,* sowie auf *mut zeiget auch der lahme muck* für *mameluck.* Zu den scherzhaften bildungen dieser art gehört auch das, wenigstens in Norddeutschland, oft gehörte *morantisch* für *romantisch.* Ebenso hat man aus *musikalisch* durch consonantenaustausch ein *kusimalisch,* durch vocalaustausch ein *masikulisch* und durch beide arten des lautaustausches zugleich (also durch silbenaustausch) ein *kasimulisch* gebildet.

Eine solche mit absicht gebildete form ist auch *porkulent,* unter anlehnung an *porcus* aus *korpulent,* bei Kortum, Jobsiade 2, 2032:

Denn sein hiesiger dienst nährt ihn treu,
Und er wird reich und *porkulent* dabei.

1) Kluge, Pauls Grdr. 1², 384 fg.; Etym. wb.⁶ unter *essig, geiß, kahn, kitzeln, naber, pips;* Wilmanns, D. gr. 1², § 160, 2; Brugmann, Grdr. d. vgl. gr. 1², 874 fg.; Kurze vgl. gr. 249.

Auch das von Kluge, Studentensprache s. 61, erwähnte *stips* für *spitz*, 'rausch, schwips' gehört hierher. Bei Hans Meyer, Der richtige Berliner in wörtern und redensarten, 6. aufl. (Berlin 1904) finde ich folgende bildungen, die zum teil auch fern von Berlin ganz gebräuchlich sind: s. 112a *schüttebeen* für *bitte schön;* s. 27a *blutwürschtijer Dieterich* für *blutdürstiger wüterich; Jott, jib mir taft zum kragen* für *kraft zum tragen;* s. 90a *doppelsohlenkauendes nashorn* für *doppelkohlensaures natron*, auch (bei Meyer nicht verzeichnet) *sohlenkauende jungfrau* für *kohlensaure jungfrau*, verkäuferin in den selters- und sodawasserbuden, daher auch *sodaliske* genannt; s. 96a *hochgepubeltes ehrlikum* für *hochgeehrtes publikum*[1]; s. 108a *schinderkule* für *kinderschule;* s. 111b *schreifritz* für den *Freischütz* von Weber; s. 118a *staubdumm* für *taubstumm.*

Den bisher erwähnten bildungen hört man heute ja das gemachte sofort an, während ihre urschöpfung z. t. sicher in das gebiet der unfreiwilligen komik gehört. Die meisten im folgenden aufzuführenden formen aber werden vom volke zweifellos ohne nebenabsicht verwendet und ohne dass man an die grundform denkt, aus der sie entstanden sind.

Wir haben es in allen diesen bildungen, vom rein lautlichen standpunkt betrachtet, mit derselben erscheinung zu tun wie beim schüttelreim[2]. Ich möchte daher für die durch reciproke fernversetzung entstandenen wortformen die benennung schüttelform vorschlagen.

Solche schüttelformen finden sich in den heutigen deutschen mundarten gar nicht so selten. Nach den a. a. o. veröffentlichten bin ich, ohne danach zu suchen, noch folgenden am wege begegnet:

1. Tirol. (Schöpf-Hofer 327) *knarbetstaud* 'wachholderstrauch'. *knarbet* ist schüttelform von *kranbet*, mhd. *chranbit, chrambit* (Lexer); dies ist eine mittelform zwischen ahd. *chranawitu*, mhd. *kranewite* 'wachholder', eig. 'kranichholz' und nhd. *krammet* in *krammetsvogel* 'wachholderdrossel'.

2. Tirol. *lasiter* 'salpeter' (Sch.-H. 369, vgl. Schmeller-Frommann, Bayer. wb. 1, 1503) ist schüttelform von obd. (tirol., kärnt., steir., bair. usw.) *saliter, salliter* 'salpeter', mhd. *saliter, salniter* 'salpeter' aus *sal nitrum* wie *salpeter* aus *sal petrae.* Von *lasiter* ist gebildet tirol. *lasiterer* 'salpetersieder', wie steir. *saliterer* 'salpetergräber' von *saliter.*

3. Nd., auch obd. *schersant*, weit verbreitete schüttelform von *serschant* 'sergeant', wie

4. Mnd. *schartse* 'zottige wolldecke' von frz. *serge 'sersche'.*

5. Els. (Martin-Lienhart 1, 416) *kabet (khàpét)*, schüttelform vom gleichbed. schriftsprachl. *paket.*

6. Els. (M.-L. 1, 429) *kalabari*, schüttelform vom gleichbed. *kalarabi* 'kohlrabi'.

7. Als els. habe ich mir auch angemerkt *narunkel*, schüttelform von *ranunkel.* Ich kann das wort jedoch in M.-L. nicht widerfinden; es mag daher auch eine verwechslung mit einer anderen mundart vorliegen. Das bestehen der form ist aber zweifellos.

1) Dieses *hochgepubelte ehrlikum* steht ungefähr auf derselben höhe wie das gleichfalls hierhergehörige pennälercitat: *Timo, timo, Sidaxius! Die ibiche des Kranikus!*

2) Obgleich das wort *schüttelreim* doch schon sehr viel länger allgemein verbreitet ist, findet es sich nicht verzeichnet in dem 1899 erschienenen, von Heyne, Meissner, Seedorf, Meyer bearbeiteten 9. bde. des D. wb.

8. Alem. *zicklen* 'aufreizen' stellt Kluge, Et. wb.[6], als schüttelform zu kitzeln. Mit recht: schles. *zickeln* 'hat im gebirge auch die bedeutung *kitzeln*' (Weinhold, Über die dialektforsch., Wien 1853, s. 108). *Zickeln* entspricht also genau dem engl. *tickle*. Aber sollte das verhältnis nicht umgekehrt, nicht *tik* aus *kit*, sondern *kit* aus *tik* entstanden sein? Dann wäre nengl. *tickle*, me. *tikelen*, ae. **ticlian* als iterativbildung zu germ. *tĭk*, indog. *dig* 'mit dem finger berühren, weisen' zu stellen: nl. nd. *tikken*, nengl. *tick* usw., auch nhd. *zeichen* usw. dürften dazu gehören, sowie lat. *digitus* usw. S. Franck, Nl. etym. wb. unter *tikken*, *teeken*; doch vgl. auch Falk og Torp, Etymologisk ordbog over det norske og danske sprog s. v. *kildre*.

9. Das von Schottel, Haubt-sprache s. 1365, nicht aber vom D. wb. verzeichnete *molleren* 'pomum, malum armenium, abricot' wird auch wol als schüttelform vom gleichbed. *morellen* aufzufassen sein.

10. Waldeck. (Bauer-Collitz 52) *Jâpək*, schüttelform des vornamens *Jakob*. Auch in zusammensetzungen, z. b. (B.-C. 43) *Hánjâpək* 'Johann Jakob', (65) *lädər-jâpək* 'spitzname für einen faullenzer', vgl. *lädərən* 'lottern, faullenzen'. Ebenso auch els. (M.-L. 1, 405) *Jobək*, *Jopək* zu *Jokəb*, *Jokəp* '*Jakob*'.

11. Nassau. (Kehrein 454) *ziewick* könnte als schüttelform zu nhd. *kiebitz*, dial. *kiewitz* aufgefasst werden, ebenso westf. (Woeste 200) *pîwick* zu gleichbd. *kîwip* 'kiebitz'. Aber in anbetracht der zahlreichen formen, die der vogelname in den verschiedenen mundarten angenommen hat, tut man wol besser, in *ziewick* : *kiewitz*, *pîwik* : *kîwip* ein zufälliges zusammentreffen anzunehmen.

12. Thür. (Hertel 260) *wurgel*, schüttelform von gleichbd. *wulger* 'walze; dicker kerl', *wulgern* 'hin- und herwälzen'.

13. Nl. dial. groning. (Molema 314) *rebulie*, ostfries. (ten Doornkaat-Koolman 3, 18) *rebulje* 'unordnung, verwirrung, unruhe'. Molema hält *rebulie* für eine entstellung aus nl. *rebellie* '*rebellion*'. Dagegen spricht aber die betonung: *rebulje* hat den ton auf der zweiten, *rebellie* auf der letzten silbe. Mit recht hatte daher Doornkaat diese erklärung schon angezweifelt, aber eine ebenso fragwürdige an ihre stelle gesetzt: „Wol nicht aus *rebellion*, sondern wol eher von franz. *rebouillir* 'wider kochen, bez. wider aufkochen und aufwallen'; vgl. franz. *bouillir* auch in der bedeutung 'in unruhe sein usw.', sowie span. *bulla* 'unruhe, verwirrung' (Diez 1, 73, in der 5. aufl. s. 57)".

In den beispielsätzen, die Doornkaat gibt (*'t geid all in d' rebulje*, *'t is all in d' rebulje* 'es geht, ist alles in verwirrung, unruhe') steht vor dem worte ein *d*, das, wie er es schreibt, als der apostrophierte bestimmte artikel aufgefasst werden muss. In der lebendigen sprache aber ist *in d' rebulje* von *in drebulje* oder *in d' drebulje* nicht zu unterscheiden. So glaube ich denn, dass nicht *in d' rebulje*, sondern *in drebulje* (oder vielleicht auch *in d' drebulje*) zu schreiben ist. In anderen verbindungen scheint das wort nicht üblich zu sein; wenn doch, so könnte *rebulje* durch falsche abtrennung des als apostrophierter artikel aufgefassten anlautenden *d* aus *drebulje* entstanden sein. *Drebulje* aber ist sehr einfach zu erklären; es ist schüttelform zu dem über ganz Deutschland verbreiteten *bredulje*: ostfries. (1, 224) *bredulje* 'stottern, stotterei, verwirrung', *hê kumd in d' bredulje* 'er kommt ins stottern, gerät in verwirrung', *dat kumd, geid al' in d' bredulje* 'das kommt sämtlich ins stocken, geht alles verkehrt', waldeck. (B.-C. 16) *brəduljə* 'verwirrung', *in br. kumən* 'in verwirrung geraten', westf. (Woeste 39) *bredulje* 'verwirrung', nass. (Kehrein 93) *bredulje*, *in der br. sein*, *in die br. kommen* 'in verwirrung', ebenso henneb. (Spiess 33) *bredullje* 'verlegenheit, peinliche, missliche sache', thür. (Hertel 74) *in der bredulje*

('not, verlegenheit') *stecken, in die br. kommen*, bair. (Schm.-Fr. 1, 348) *in der bredulti* ('verlegenheit') *sein, in die bredulti kommen*, steir. (U.-Kh. 112) *bredull, pretull* 'verlegenheit' usw. Das wort stammt aus dem franz.: *se bredouiller* 'sich beim sprechen verwirren, die wörter verschlucken; tr. herausstammeln'; über die etym. des franz. wortes s. Scheler im anhang zu Diez, Et. wb. d. rom. spr.[5] s. 785.

Im anschluss an diese aus deutschen mundarten stammenden schüttelformen möchte ich noch aufmerksam machen auf eine zusammenstellung, die schon De Bo in seinem Westvlaamsch idioticon, Gent 1892, gegeben hat, die aber m. w. in der grammatischen litteratur bis jetzt noch nicht berücksichtigt worden ist. Er bringt da s. 603 unter 'Metathesis' eine liste von beispielen für vocalische und consonantische metathesen, untermischt allerdings auch mit beispielen, die nicht dahin gehören. In dieser liste befinden sich auch folgende beispiele vlämischer schüttelformen:

Ostvl. *egereer* zu glbd. westvl. *avegeer* 'grosser bohrer' = mhd. *nageber, negeber* zu *nabegêr, nębegêr;* vgl. Kluge, Et. wb.[6] unter *naber*, Franck, Nl. et. wb. unter *naaf*.

Westvl. *kape, kaap*, schüttelform zu glbd. *bake*, nl. *baak* '*bake*, seezeichen'; vgl. Franck s. v. *baak*.

Westvl. *begaren*, schüttelform von glbd. *gebaren* 'sich gebärden, stellen als ob'.

Westvl. *gewel, geewl*, schüttelform von glbd. vl. *geluw, geelw, gilw*, nl. *geel* 'gelb'.

Westvl. *souwelen, sowelen, suwelen* 'besudeln, beschmutzen', schüttelform von frnvl. (Kilian) *soluwen, seulewen* 'maculare, souillir' = mhd. *sulwen, sülwen*, nhd. *(be)sulbern.*

Westvl. *loreeren* 'umherschwärmen, umgehn, spuken', schüttelform zu vl. nl. *roleeren, rolleeren 'roulieren*, rollen; vl. schwärmen, umherlaufen'.

Westvl. *sulker, zulker* 'sauerampfer', schüttelform zu glbd. *zurkel;* vgl. Franck s. v. *zuring*.

KIEL. HEINRICH SCHRÖDER.

Nhd. puter 'truthahn'.

Nach Paul, D. wb. ist der ursprung des wortes *puter* dunkel. Kluge vermutete darin in den ersten auflagen seines Et. wb. den substantivierten lockruf *put*; in den letzten auflagen führt er aber das wort nicht mehr auf, wol weil ihm seine frühere erklärung nicht mehr recht glaubwürdig erscheint, dagegen ist sie von Falk-Torp, Etym. ordb. 2, 82 s. v. *putte* wideraufgenommen worden. Ich möchte eine andere, freilich auch nicht durchaus sichere etymologie vorschlagen.

Der vogel hat eine ganze reihe von namen; verschiedene davon wird er seiner stimme verdanken, so *truthahn*, westf. osnabr. *schrute, schrûthahn*, nass. *schrautegickel*. (Über *schrûte* vgl. Holthausen, Herrigs archiv 107, 380fg.; über *schrûte* und *schrautegickel* vgl. verf., Beitr. 29, 523).

Eine andere gruppe von namen ist geographischen ursprungs. 'Das *truthuhn* fanden die Europäer in Mittelamerika gezähmt vor, es kam 1520 nach Spanien, 1524 nach England, 1533 nach Deutschland, bald darauf auch nach Frankreich' (Meyers Conv.-lex.[5] 16, 1063). Der *truthahn* ist also aus dem fernen westen zu uns gekommen. Aber zwischen osten und westen unterscheidet das volk in solchen dingen nicht so genau. So nennt es den mais, der gleichfalls aus Amerika stammt, mit unrecht *welschkorn* oder auch *türkischen weizen;* mit recht dagegen die syringe *türkischen flieder*, aber daneben auch mit unrecht *spanischen flieder*. Tropaeolum majus L., die unechte kaper, eine art der kapuzinerkresse, die aus Peru stammt, nennt das volk *spanische, indische, türkische kresse*. Das unbekannte aus fremden ländern,

das dem volke seltsam (*spanisch*) vorkommt, nennt es eben ohne rücksicht auf seinen ursprung *welsch, spanisch, türkisch, indisch.* So heisst auch der *truthahn : welscher hahn, welschhahn, türkischer hahn* (engl. *turkey*) oder *indischer, indianischer hahn* (vgl. franz. *le coq d'Inde, le dinde, le dindon;* span. *pavo d'Indias;* ital. *dindio, pollo d'India*). Hatte man aber die heimat des vogels nach Ostindien verlegt, so war es nur ein schritt weiter, wenn man ihn nach einer bestimmten ostindischen örtlichkeit benannte. So erklärt sich nach der stadt Kalkutta der name *kalekuter, kalikuter, kalkuter, kalekutischer hahn,* der sich schon im 16. jh. findet, z. b. bei Kilian: *kalekutsche haen* 'pavo indicus, pavo gallicus, gallopavus'. Da der truthahn des mästens wegen wol meistens gekappt wurde, so erklärt sich leicht der übergang von *kalekutischer hahn* unter einfluss von nd. *kapûn,* nl. *kapoen 'kapaun'* zu nd. *kalkûnscher hahn,* nl. *kalkoensche haan,* kürzer nd. *kalkûn hân, kalkûn,* nl. *kalkoen.*

Hierzu treten nun noch weitere namensformen, die durch verstümmelung der erwähnten entstanden sind. Aus *indianisch* ist im oberd., z. b. steir. (Unger-Khull 363a), kärnt. (Lexer 150), bair. (Schmeller-Frommann 1, 1207) *jänisch* geworden; aus *kalekuter* im schwäb. (Schmid 331) *kuder, kutter,* bei Fulda (Idiotikensammlung 239) *kuter 'kalekutischer hahn'*; aus nd. *kalkûn, kalkûnhân* wurde *kûn, kûnhân,* z. b. holst. (Schütze 2, 370) *kuun* 'nennen die landleute im Holsteinischen ihre *kalekutischen hühner*', pom. (Dähnert 214) *kuun = kalkunsche haan.*

Sollte nun nicht, um zu unserm ausgangspunkt zurückzukehren, wie *janisch* aus *indianisch, kuter* aus *kalekuter, kûn* aus *kalkûn,* so auch *puter* aus *brahmaputer* entstanden sein? Noch heute ist *brahmaputra,* auch kurz *brahma* ein in Deutschland und England unter geflügelzüchtern allgemein üblicher name für eine gewisse art von riesenhühnern.

KIEL. HEINRICH SCHRÖDER.

Nhd. nd. schuft, nl. schoft, 'schurke'.

Das wort, dessen heutige bedeutung sich aus der des 'nackten bettlers' entwickelt hat (s. das D. wb. 9, 1836), ist bisher unerklärt. Über die zahlreichen missglückten erklärungsversuche gibt das D. wb. 9, 1835 fg. eine lange übersicht.

Franck, Nl. etym. wb. sp. 853, hält wie schon Adelung, Vers. eines vollst. gram.-krit. wbs. 4, 286, nl. *schoft,* nd. *schuft* für eine ableitung von nl. *schobben,* nd. *schubben.* Kluge, Et. wb.[6], 354a, gibt ebenso wie Weigand, Wb.[4] 2, 647, die schon vom Brem. wb. 4, 725 gebrachte erklärung wider, wonach *schuft* aus einem **schûvût (schûv ût)* contrahiert sein und ursprünglich soviel wie 'auswurf', eig. 'hinausgeschobenes' bedeutet haben soll.

Dies ist jedoch unmöglich, wie andere bildungen derselben art zeigen, die alle eine activische und nicht die hier vorausgesetzte passivische bedeutung aufweisen. So ist nd. *fegetasch* nicht etwa eine 'tasche, die ausgefegt worden ist', sondern eine 'kneipe, die den gästen die taschen ausfegt'; nd. *schubbjack,* nl. *schobbejak* ist nicht 'jacke, die geschubbt worden ist', sondern ein 'mensch, der die jacke schubbt'; nd. *sûpût,* hd. *saufaus* ist nicht etwa ein gefäss, das ausgesoffen worden ist, sondern ein 'mensch, der immer gleich aussäuft', der volle oder halbvolle gläser nicht stehn sehn kann. So wäre denn ein **schûvût* nicht ein 'mensch, der hinausgeschoben oder -geworfen worden ist', sondern 'einer, der hinausschiebt oder -wirft', also nicht ein 'auswurf', sondern, wie der Berliner sagt, ein 'rausschmeisser'.

Auch das mit nd. *schuft,* nl. *schoft* synonyme nl. *schavuit,* auf das Kluge nach Weigands vorgang sich beruft, würde, gerade wenn die von Weigand und nach ihm

von Kluge aufgestellte etymologie (*schavuit* < **schav uit* 'schab aus!') richtig wäre, was aber nicht der fall ist (s. Franck, sp. 833 s. v.), gegen ihre etymologie von *schuft* sprechen, die durch den hinweis auf *schavuit* gestützt werden soll. Denn auch **schav uit* würde nicht etwa eine 'ausgeschabte schüssel, einen ausgeschabten teller' bedeuten, sondern einen 'menschen, der die schüsseln oder teller ausschabt', und daraus hätte sich dann allerdings ganz ungezwungen die bedeutung 'nackter bettler' und hieraus die heutige 'elender mensch, schurke' entwickeln können. Aber auch hier wäre dann wider die activische bedeutung vorhanden, nach deren analogie **schûv ût* nicht, wie Weigand und Kluge wollen, 'auswurf', sondern 'herauswerfer, rausschmeisser' bedeuten würde.

Es existiert aber noch ein, auch vom D. wb. sowie von Franck behandeltes, mit unserm worte völlig gleichlautendes nl. *schoft*, mnd. nd. *schuft*, eine benennung der 'hervorstehenden hüft- und schulterknochen der pferde'. Dieses *schuft, schoft* nun ist unzweifelhaft mit dem *schuft, schoft* in der bedeutung 'schurke' identisch. Genau dieselbe bedeutungsentwicklung ('hervorstehender knochen' > 'armer schlucker, nackter bettler' > 'elender kerl, schurke') haben auch, wie ich demnächst in grösserem zusammenhange zeigen werde, die beiden worte *halunke* und *bahunke* durchgemacht, die nicht, wie Kluge nach dem D. wb. meint, aus dem tschech. (er schreibt: böhmischen) stammen, sondern echtdeutsche streckformen sind.

Über die etymologie von *schuft* s. Uhlenbeck, Got. et. wb.[2], 85a; Zupitza, Gutturale 195; Franck, Nl. et. wb., 853.

KIEL. HEINRICH SCHRÖDER.

LITTERATUR.

N. van Wijk, Der nominale genetiv singular im indogermanischen in seinem verhältnis zum nominativ. Zwolle, De Erven J. J. Tijl 1902. 98 s. 8°.

Der verfasser dieser schrift, ein schüler Uhlenbecks, hat sich mit seiner doctordissertation sehr günstig in die sprachwissenschaft eingeführt. Das problem, das er in angriff genommen, ist in der tat ausserordentlich wichtig, aber es gehört allerdings die kühnheit und unbekümmertheit der jugend dazu, es in angriff zu nehmen. „Aus dem von Streitberg entdeckten dehnungsgesetz geht mit notwendigkeit hervor", so sagt der verfasser, „dass die urformen der dehnstufigen nominative des singulars ausser in der betonung mit denen der zugehörigen genetive identisch sind. Diese tatsache hat mich veranlasst zu untersuchen, wie überhaupt das verhältnis zwischen dem nominativ und dem genetiv singular. im älteren indogermanischen aufzufassen sei." Der verfasser spricht mit recht von einer tatsache. Denn wenn man einen nominativ idg. **pēds* mit Streitberg auf ein ursprüngliches **pédos* zurückführen muss, so ist der gen. **pedós*, gr. *ποδός*, lat. *pedis*, got. *baurgs* in der tat damit identisch.

In der einleitung bespricht der verfasser zunächst die form der 'basen' und lehnt mit recht die in meinem Ablaut aufgestellten beiden einsilbigen basen *es* 'sein' und *wel* 'wollen' ab, im übrigen aber geht er manche wege, auf denen ich ihm nicht folgen kann.

In capitel 1 wird gezeigt, dass nominativ und genetiv bei den kurzvocalisch auslautenden nominalstämmen identisch sind, capitel 2 behandelt die langvocalisch auslautenden nominalstämme, capitel 3 die genetivendungen der nomina und capitel 4

die frage: wie wurde das genetivverhältnis im älteren idg. ausgedrückt?, capitel 5 die schwierige flexion der heteroklitika, capitel 6 den genetiv bei verben.

Es ist also eine fülle von fragen, die der verfasser zu beantworten sucht und zum teil entschieden mit glück beantwortet hat. Das genetivverhältnis ist ursprünglich nur durch die stellung ausgedrückt, der genetiv ging voran, und erst allmählich hat sich die besondere lautliche form entwickelt. Was van Wijk über den *s*-genetiv ausgeführt hat, das erhält seine bestätigung durch die nunmehr zweifellose erklärung, die Sommer für lat. gen. *lupī* aufgestellt hat. Da dieser genetiv altes echtes *ī* enthält, so kann darin weder ein locativ noch sonst etwas stecken, sondern die form ist formell ganz genau identisch mit formen wie got. *frijōndi*, anord. *ylgr*, ai. *vṛkīṣ*. Es ist eine art adjectivischer *j*-bildung, die die zugehörigkeit bezeichnet. So gut man sagen konnte *ἵππιος πούς*, ebenso gut auch *equī pēs*.

Die wichtige erkenntnis, die van Wijks dissertation für die entstehung des genetivs gezeitigt hat, wird hoffentlich bald weitere früchte tragen. Ich habe Idg. forsch. 17, 36 fgg. versucht, den ursprung der flexion im indogermanischen noch weiter aufzuklären, und wenn auch ein erster versuch naturgemäss manche unvollkommenheiten hat, so ist es doch unzweifelhaft auch eine aufgabe der sprachwissenschaft, wie sie schon Bopp aufgefasst hat, zu versuchen, in jene tieferen geheimnisse der sprachbildung einzudringen, wenn daneben gewiss auch andere ebenso dankenswerte aufgaben winken, auf die hinzuweisen es kaum besonderer weisheit bedarf. Wer die geschichte der grammatik der einzelsprachen vorurteilsfrei überschaut, der wird eingestehen müssen, dass gerade die sprachvergleichung immer wider die wichtigsten erkenntnisse und anregungen geboten hat. Man braucht nur an Scherers Geschichte der deutschen sprache zu denken, die wie ein fruchtbarer regen die dürre der damaligen germanischen grammatik belebt hat, man braucht nur an Brugmanns und Osthoffs bahnbrechende entdeckungen zu erinnern, aus denen sich reiche ergebnisse für die deutsche grammatik entwickelt haben. So eröffnet denn auch diese dissertation van Wijks neue ausblicke, und wenn nicht sofort, so wird doch gewiss später manches für die deutsche grammatik herausspringen, namentlich in syntaktischer beziehung und in der wortstellung. Der verfasser wird an seinem teil, daran zweifeln wir nicht, dazu beitragen, die probleme, die er angeregt, auch zu verfolgen.

LEIPZIG. H. HIRT.

Veit Valentin, Die klassische Walpurgisnacht. Eine litterarhistorisch-ästhetische untersuchung. Mit einer einleitung über des verfassers leben von J. Ziehen. Leipzig, verlag der Dürrschen buchhandlung 1901. XXIX, 172 s.

Allzu früh ist Veit Valentin seiner ungewöhnlich vielseitigen tätigkeit als gelehrter und pädagog entrissen worden. Dadurch dass er von archäologischen und kunsthistorischen studien ausgieng, gewann er jenen vorwiegend ästhetischen standpunkt, der in einer zeit des vorherrschens philologischer bestrebungen in der litteraturgeschichte nur von wenigen fachgenossen eingenommen wurde. Als wertvollste frucht seiner arbeit spendete er im jahre 1894 das werk „Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen einheit dargestellt“; es kam gerade heraus, als die abwendung von der einseitigen beschäftigung mit textkritik und einzeluntersuchungen sich vollzog und erntete reiches lob, weil der nachweis der ästhetischen einheit die künstlerische grösse des „Faust“ dem leser zum bewusstsein brachte, ohne dass doch den historischen tatsachen gewalt angetan war oder mit jenem dilettantismus, der sich so häufig an

Goethes meisterwerk versündigt, die schwierigkeiten umgangen wurden. Das streben, eine gewisse mechanische symmetrie der einzelnen teile und ihrer gliederung nachzuweisen, schädigte den günstigen eindruck wenig, erheblicher aber die hypothese, dass Helenas gestalt die lebensenergie, die der homunkulus bedeutet, verbunden mit stofflichen elementen darstelle, nachdem sich am ende der klassischen Walpurgisnacht im meere die vermählung der rein geistigen existenz mit der materie vollzogen hat.

Diesen lieblingsgedanken hat Valentin, allen einwendungen der kritik zum trotz, immer von neuem zu verteidigen und noch stärker zu begründen gesucht, am ausführlichsten in der vorliegenden schrift. Ihr hauptteil dient nur diesem bestreben. In streng methodischem fortschreiten wird zunächst das entstehen des Helenadramas in seinen verschiedenen stadien, gründlicher und schärfer als früher von Niejahr, verfolgt, zumal der hauptpunkt des inneren werdens hervorgehoben: die loslösung der Helena vom einflusse des Mephistopheles und die neuen, daraus entspringenden complicierten forderungen an die vorgeschichte. Um Helenas reale erscheinung so heraufzuführen, dass ein zusammenleben mit Faust möglich wurde, bedurfte es, nach Valentin, einer widerbelebung. Diese konnte nur „das ergebnis einer aussernatürlichen vereinigung der für die entstehung einer lebenden menschlichen persönlichkeit notwendigen bestandteile“ sein.

Der zweite act des zweiten teils soll nur der absicht dienstbar sein, diese elemente herbeizuschaffen und ihre verbindung zu ermöglichen. Die voraussetzungen dafür sucht Valentin einerseits in dem naturwissenschaftlichen denken Goethes, andererseits in den durch die bedingungen künstlerischen schaffens gegebenen möglichkeiten der darstellung naturwissenschaftlicher ideen. Fruchtbar für das verständnis ist hier namentlich der hinweis auf Goethes aufsatz „Bildungstrieb“ (Weimar. ausg., II. abt., bd. 7, s. 71—73), der, so viel ich weiss, bisher für die Fausterklärung noch nicht herangezogen wurde; doch hätte für das materielle die Okensche theorie der „Entstehung der ersten menschen“ (Isis 1819 sp. 1117—1123) als notwendige ergänzung verwertet werden sollen.

Die schlusspartien entsprechen in der darstellung des aufbaus und der einzelheiten der Walpurgisnacht der behandlung desselben themas in Valentins grösserem Faustbuch; nur dass er jetzt in dem bestreben, alle motive dem von ihm angenommenen hauptzweck dienstbar zu machen, auf das detail weiter eingeht. Was wir für die klassische Walpurgisnacht brauchen: einen sachlich erläuternden commentar und eine art von leitfaden, der den inneren zusammenhang der scheinbar so wirren bilder aufweist, konnte Valentin gemäss seinem auf ein bestimmtes ziel gerichteten bestreben hier nicht liefern. Bei aller anerkennung des aufgewandten scharfsinns und des feinen verständnisses für dichterisches schaffen wird doch schwerlich jemand dem einzigen ergebnis, das mit diesen mitteln aufs neue gewonnen werden sollte, zustimmen.

Es sei schliesslich noch erwähnt, dass Ziehens lebensabriss dem freunde ohne überschwang gerecht wird und denen, die Valentin kannten, sein freundliches bild lebensgetreu widererstehen lässt. Beigegeben ist ein chronologisches verzeichnis der wichtigeren litterarischen arbeiten des verewigten.

LEIPZIG. G. WITKOWSKI.

Bernhard Salin, Die altgermanische tierornamentik. Aus dem schwedischen übersetzt von J. Mestorf. Stockholm, K. L. Beckmans buchdruckerei. In commission bei A. Asher & Co. Berlin 1904. XIV, 383 s. 4°. 30 m.

Als die Monumenti antichi (pubblicati per cura della reale Accademia dei Lincei, vol. XII, Milano 1902) den sehnlichst erwarteten bericht über die grabstätte von Castel Trosino gebracht und die überbleibsel einer italienischen Langobardensiedelung in reichen illustrationen veranschaulicht hatten, bemerkte ein bekannter classischer philolog, die ornamentik sei offenbar echt national, vereinzelt rege sich ein wirklich ornamentaler sinn und man lerne jetzt aus den obern sälen des Thermenmuseums in Rom, die ein imponierend reiches bild von der cultur der Germanen bieten, dass dieses volk etwas wie einen eigenen stil besessen habe, der eine wirkung ausübe, die gar nicht selten erfreulicher sei als die der gleichzeitigen entarteten antike (U. v. W.-M. im Litterarischen centralblatt 1903, jahrg. 54, sp. 1022 fg.). Hier war eine höchst bedeutsame geschichtliche wahrheit intuitiv geahnt worden.

Gegen einen hochverdienten nordischen archäologen wie Sophus Müller mussten wir unlängst das bedenken geltend machen, dass er in der behandlung der ornamentik so gut wie völlig versage (Zeitschr. 32, 76 fg.). Gleichzeitig hatten wir behauptet, dass uns ein kunsthistoriker nottue, der eine stiluntersuchung liefere; es sei dringend zu wünschen, dass die stilgeschichtliche analyse sich grössere geltung verschaffe. Bernhard Salin hat mit seinem grossen zur besprechung mir vorliegenden werk jenem verlangen entsprochen.

Dieser ausgezeichnete gelehrte ist durch Oscar Montelius von der kunstgeschichte zur archäologie herübergezogen worden, hat jahrelang am Stockholmer reichsmuseum als beamter gearbeitet und durch seine doctordissertation (*Ur djur- och växtmotivens utvecklingshistoria. Studier i ornamentik.* Stockholm 1890) seine begabung für stilkritische probleme dargetan. Als kunsthistoriker bringt er ein für die zeichnung geschultes auge mit und hat z. b. mit der entdeckung der contourlinie einem grundlegend wichtigen element zu der ihm gebührenden bedeutung verholfen und ausserdem in der analyse der von contourlinien gebildeten ornamente die frappantesten aufklärungen geboten. Es kann jetzt, nachdem Salin uns sehen gelehrt hat, kaum mehr schwierigkeiten bereiten, das scheinbar unentwirrbare chaos von ornamentalen linien auf kunstgewerblichen gegenständen der völkerwanderungszeit auf die einzelnen componenten zurückzuführen.

Beklagenswert ist, wenn auch angesichts der in der prähistorischen archäologie herrschenden praxis begreiflich, dass auch unser kunsthistoriker aus den seiner beurteilung unterliegenden objecten schlüsse gezogen hat, die ihn mit der ethnographie und historie in wettbewerb brachten. Der verf. beschränkte sich nicht auf die formgeschichtliche analyse, sondern unternahm es, die verbreitung dieses und jenes ornamentalen motivs mit wanderungen von volksstämmen in verbindung zu setzen, nicht bloss — was zu seiner aufgabe gehörte — von der relativen zeitbestimmung zu einer absoluten chronologie fortzuschreiten und die charakteristischen typen örtlich zu fixieren, sondern auch historisch zu interpretieren. Salin spricht von zwei culturströmungen, die von den ländern am Schwarzen meer ausgehen und denkt sich dabei die nördliche küste mit der Krim als centralpunkt[1]. „Von hier aus ergoss sich ein strom zunächst in der richtung nach Ostpreussen, welcher dann die richtung nach westen gegen

1) Ich gehe hierauf nicht näher ein, weil diese behauptung doch wol nur vorläufig genügen dürfte (vgl. jetzt Litterar. centralblatt 1904, nr. 30, sp. 1006).

Dänemark hin nahm und von dort nach der skandinavischen halbinsel ablenkte, besonders nach Norwegen . . . ich bin im laufe meiner studien mehr und mehr zu der überzeugung gelangt, dass dieser culturstrom zum grossen teil zugleich eine völkerbewegung bezeichnet. Es liegen erscheinungen vor, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, die mir darauf hinzudeuten scheinen, dass die am entferntesten wohnenden völkerschaften sich zuerst in bewegung gesetzt haben und dass diese in kleineren scharen durch die in ihren wohnsitzen noch festsitzenden Germanen sozusagen hindurchsickerten und dass die Germanen in Mecklenburg und in Holstein die letzten gewesen sind, die ihre wohnsitze völlig oder teilweise räumten und sich auf die wanderung begaben. Diejenigen, welche ihre wohnsitze zuerst verliessen, setzen sich wenigstens zum teil fest auf den dänischen inseln und in Norwegen; minderzählig in Schweden. Danach gingen grosse Germanenzüge hinüber nach England; der grösste teil mutmasslich über Hannover nach dem mittleren England. Andere scharen verbreiteten sich über Mitteleuropa und endlich, möglicherweise zu allerletzt, zog ein teil hinüber nach Schweden; doch liegen für diese letzte behauptung keine beweise in den altertumsfunden vor" (s. 353). Einen südlichen, von der Krim ausgehenden culturstrom will unser autor mit der völkerbewegung in verbindung bringen, welche a. 375 durch den einbruch der Hunnen in Europa veranlasst wurde (s. 355 fg.). Das sind denkbare möglichkeiten, von denen ich aber fernerhin keine notiz nehme, weil sie meines dafürhaltens nicht zur sache gehören. Die betr. erscheinungen können auch anders interpretiert werden. Salin selber behauptet eine verbindung zwischen Gotland und Öland einerseits und dem nördlichen Ungarn andererseits, ohne als träger dieser verbindung eine völkerbewegung zu fordern; ebensowenig rechnet er wie es scheint mit einer zuwanderung, wo er die ausbreitung der nordischen tierornamentik über Mitteleuropa und Italien schildert, schliesst vielmehr mit dem vorerst ausreichenden satze ab: „nachdem es den Nordgermanen gelungen war, dem germanischen geist vollötigen ausdruck zu verleihen, verbreiteten sich die neuen formen auf grund ihrer eigenart überraschend schnell über das ganze gebiet, welches damals von Germanen bewohnt war."

Den inhalt des an positiven ergebnissen reichen buches in befriedigender weise mitzuteilen, will ohne zuhilfenahme von abbildungen nicht gelingen; reizvolles detail liesse sich an hand der von meister Sörling in grosser zahl gezeichneten bilder beibringen, denn mit sicherer griffelführung hat Salin zahlreiche schlüsselfiguren entworfen, die zum verständnis einzelner fundstücke ganz unentbehrlich sind. Indem ich auf diese unschätzbaren hilfsmittel des studiums nachdrücklich verweise, fordere ich zugleich zu ihrer sorgsamen betrachtung auf.

Das hauptinteresse des lesers heftet sich an die von dem verf. energisch betonte stilechtheit der kunstgewerblichen ornamente, die der völkerwanderungsepoche angehören. Von seinen ahnen hatte der germanische künstler einen formenschatz geerbt, den er nach den anforderungen seiner zeit ummodelte und erweiterte. „Da geschieht es, dass das was dem charakter der zeit entspricht, einen vollgiltigen ausdruck empfängt und gerade deshalb durchschlagend wirkt und sich ausbreitet, dass ein 'stil' entsteht, der seinen triumphzug hält durch die nahverwandten culturgebiete, bis auch er, nachdem er sich überlebt, seinerseits einem andern platz macht, der dem geist der neuen zeit besser entspricht. Es könnte diesen und jenen überraschen, von 'stil' reden zu hören, wo es sich um eine zeit handelt, die man im allgemeinen als die des tiefsten verfalls zu betrachten pflegt... allein der ausdruck hat seine volle berechtigung. Vom standpunkt der antiken cultur betrachtet, ist die hier fragliche

zeit allerdings eine zeit des verfalls, allein charakteristisch sind diese erstlinge des germanischen geistes auf dem gebiete der bildenden kunst“ (s. 154 fg.).

In methodisch musterhafter weise holt nun Salin die einzelnen stilmerkmale aus dem über die museen Europas zerstreuten material, das wir dem spaten verdanken, heraus. Selbstverständlich orientiert er sich unausgesetzt an dem antiken formenschatz, denn der gibt die folie ab, von der die charakteristischen stilmerkmale des germanischen ornaments sich scharf abheben und eben dadurch ihre stilechtheit und nationale bedingtheit verraten.

Nach der räumlichen ausdehnung des ornaments auf dem zu seiner aufnahme bestimmten feld ordnet Salin die von ihm untersuchten kunstgewerblichen arbeiten in zwei hauptgruppen: die antike geschmacksrichtung, wie sie in Süd-Europa ausgebildet worden war, forderte, dass nicht die gesamte fläche mit ornamenten ausgefüllt werde; bei den älteren nordeuropäischen exemplaren sind noch blanke flächen freigelassen, von denen sich die ornamente abheben; ausgebildet 'barbarischen' stil erreichen wir in reiner form erst da, wo die ganze zur verfügung stehende fläche bis in die äussersten winkel mit ornamenten überladen ist (s. 230); „das feine gefühl für die verwendung der ornamente, das sich darin kund gibt, dass niemals die ganze fläche mit dem ornament ausgefüllt wurde, ist den Germanen nie ins blut gedrungen“ (vgl. s. 244 fg. 166 u. ö.).

Das zweite allgemeinste stilmerkmal prägt sich in dem unterschied aus, dass die der blüte der kunst sich erfreuenden Griechen und Römer die details eines künstlerischen motivs zeichnerisch mit dem naturwahren totaleindruck in einklang setzten, während die Germanen nicht darauf aus waren, die hauptlinien zu accentuieren und die nebenlinien zurücktreten oder verschwinden zu lassen, um das einzelne dem ganzen unterzuordnen (vgl. hierzu z. b. Schurtz, Urgeschichte der cultur s. 543 und Salin s. 220 fg.). Es herrscht, wie früher namentlich Karl Lamprecht betonte, in der altgermanischen ornamentik nicht der trieb, die optischen eindrücke des natürlichen lebens realistisch zu reproducieren. Daher ist Salin geneigt, z. b. naturalistisch aufgefasste tierköpfe auf antike vorbilder direct zurückzuführen; es kommt dazu, dass solche gebilde mehr für die Südgermanen als die Nordgermanen charakteristisch sind „dass bei den nordgermanischen köpfen die details mehr ausgebildet und vom künstlerischen und naturalistischen gesichtspunkt aus in übertriebener weise betont sind, so dass sie den totaleindruck des kopfes beeinträchtigen, von dem schliesslich nichts weiter als ein oder einige details übrig bleiben. Dieser sachverhalt hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass die Südgermanen, die in lebhafter und intimer berührung mit der classischen cultur standen, künstlerisch höher ausgebildet waren als die in dieser beziehung weniger ausgebildeten Nordgermanen. Es ist für dieses unentwickelte stadium charakteristisch, dass mehr gewicht auf die details als auf die gesamtwirkung gelegt wird. Hieraus folgt die zwingende notwendigkeit für diejenigen, welche die erzeugnisse eines solchen culturstadiums studieren wollen, gerade die details zum gegenstand eingehendster beobachtungen zu machen“ (s. 204 fg.). Ich verweise, um ein beispiel zu geben auf abb. 502 (aus Dänemark) mit tieren, deren proportionen ziemlich richtig aufgefasst sind, die Salin ebendarum als nachbildungen römischer muster ansieht, weil sie kräftig markierter details ermangeln, während wir sonst im norden tierbilder antreffen mit derartig ausgeführten und accentuierten details, dass der organische zusammenhang der einzelnen teile völlig aufgehoben wird (s. 215).

Wie alle ornamentik beruht auch die altgermanische tierornamentik auf dem princip der widerholung. Nicht weiter überraschend ists, dass auch auf den germa-

nischen fundstücken, wie in der classischen kunst und ebenso in der ornamentalen technik der naturvölker eine symmetrische widerholung obwaltet z. b. in der verzierung der fibeln: „Zieht man eine linie von der spitze des fusses über den bügel und die mitte der kopfplatte, da gleicht in 99 fällen von hundert die hälfte an der einen seite dieser linie völlig oder wenigstens so gut wie völlig der auf der andern seite der linie. Schon ein flüchtiger blick auf die in diesem werk abgebildeten nordischen fibeln muss jeden von der richtigkeit dieser beobachtung überzeugen . . . sogar die tiergestalten wurden symmetrisch zusammengestellt . . . dies gefühl für symmetrie verliess die Germanen niemals“ (s. 244). Aus dem princip der widerholung wird man, obschon Salin darauf nicht eingeht, auch die degenerierung der ornamente abzuleiten haben. Nicht bloss durch immer widerholtes copieren von copien wird das ursprüngliche bild schliesslich bis zur unkenntlichkeit verwandelt, auch das grundgesetz der widerholung äussert seinen einfluss auf die beschaffenheit des einzelnen ornamentalen motivs. Daneben wird man den einfluss des stoffes nicht unterschätzen dürfen: kerbschnitt oder flechtmuster auf metall übertragen geben ein neues bild; so lockt auch ein aus einer holzplatte geschnitzter vogelkopf zu neuen linearen experimenten, wenn er auf eine metallplatte übertragen werden soll. Sehr gründlich hat Salin die fortschreitende degenerierung des tierornaments bis zu seiner auflösung in linear-geometrische ornamente untersucht. Die hauptrolle spielte in diesem process die sog. contourlinie, die ihre eigentliche aufgabe, die umrisse der tiergestalt zu bilden, versäumt und schliesslich als selbständiges element behandelt wird, was zur auflösung der tierornamentik führen musste (s. 250), bis die technik in ein leeres spiel mit linien ausartete (s. 270). Es trat allmählich im norden ein, was im eigenleben jeder ornamentalen kunst sich einstellt, die ältere gruppe der geometrischen, rein linearen ornamentik greift in das gebiet der jüngeren figürlichen ornamentik über; seltener wächst ein geometrisches ornament zu figurenartigen gebilden aus; in der regel verwandeln sich figürliche ornamente in folge fortschreitender stilisierung in geometrische linien oder bänder. Es wäre deshalb vielleicht erwünscht gewesen, wenn Salin mit der älteren (geometrischen) ornamentik der Germanen begonnen hätte, um die von ihr auf die figürliche tierornamentik antiken ursprungs und ihre degenerierung ausgehenden wirkungen klarzustellen. Er geht sofort in medias res, ohne sich um die vorgeschichte viel zu kümmern, ist aber wahrscheinlich eben deswegen über andeutungen in bezug auf das verhältnis der geometrischen zur figürlichen ornamentik nicht hinausgekommen (beispielsweise sind seine ausführungen über das flecht- und bandornament auffallend unbestimmt geblieben). Mit unerschütterlicher consequenz hat der verf. an seinem specialthema festgehalten und sein nachdenken auf das tierornament concentriert, das von ihm nach seinen hauptformen in erschöpfender weise geschildert worden ist.

Salin wollte im einzelnen den nachweis führen, dass wie das pflanzenornament (s. 162 fg.), so auch die altgermanische tierornamentik auf kunstgewerblichen gegenständen der völkerwanderungszeit durch römische muster angeregt worden ist, wie schon das technische verfahren den beherrschenden einfluss der antike voraussetzt. Wir begegnen während der entwicklung der motive einer auf den verschiedenen gebieten völlig gleichartigen erscheinung, dass die traditionen des antiken kunstgewerbes nach und nach verblassen. Erst verfügte man über einen reicheren motivkreis, eine mehr naturalistische auffassung der tiergestalten, eine massvollere anwendung der ornamente. „Am schluss . . . haben wir . . . eine bis zur unkenntlichkeit stilisierte tierfigur, unkenntlich wegen eines übertriebenen hervortretens der details

und schliesslich ein die ganze fläche bedeckendes gewirre von tiergestalten oder deren gliedmassen" (s. 245).

Mit glücklichem auge hat Salin nach dem vorgang Söderbergs in zierformen des römischen kleingewerbes die urbilder der altgermanischen tierornamentik, die man nicht mit Lamprecht symbolisch ausdeuten darf, erkannt. Die aus den äussern kanten der kämme, fibeln, beschläge vorspringenden mit langen hälsen versehenen tierköpfe sind auf dem römischen provincialgebiet des westlichen Europa zu hause (s. 124 fg.); eine noch grössere verbreitung hatte eine an den seitenrändern der genannten gegenstände kauernde tierfigur gefunden (s. 127). Diese beiden ornamentalen motive kommen auf nordgermanischen kunsterzeugnissen vor. Dabei ist unverkennbar, dass die vorspringenden tierköpfe im norden älter sind als die kauernden tierfiguren (s. 129, vgl. s. 179). Aber am häufigsten kommt das kauernde tier vor, das den kopf entweder nach vorn richtet oder nach hinten über dreht (s. 206). Das sind die beiden für die entwicklung der altnordischen tierornamentik massgebenden typen. Auf sie muss das auge des forschers eingestellt werden. Bei den römischen tierfiguren sind die proportionen ziemlich richtig aufgefasst, bei den Germanen ist es damit anders geworden. Es bildete sich jene heimische formbildung heraus, die wir schon kennen gelernt haben: derartig accentuierte und ausgeführte details, dass der organische zusammenhang der einzelnen teile völlig aufgehoben wurde (s. 215).

Dieser stil ist zunächst vom technischen standpunkt aus zu beurteilen. Zum unterschied von den eingestanzten oder eingravierten oder auch aufgenieteten ornamenten, zum unterschied auch von den unter classischem einfluss entwickelten reliefornamenten (s. 161 fg.) oder den niellierten und emaillierten ornamenten betont Salin die besondern eigenschaften der contourlinie, welche das germanische ornamenttier jahrhunderte lang kennzeichnet (s. 216 fgg.) Als man im norden die reliefbilder der römischen medaillen auf den goldbracteaten nachzubilden begann, sind die versuche nicht sonderlich gelungen. Das relief schwoll auf, wurde zu hoch und massig oder es glückte nicht, die tiefer liegenden partien der reliefbilder von der grundfläche abzuheben. „Da gibt es keinen andern ausweg als den contour d. i. die grenzscheide zwischen dem bild und der grundfläche durch eine linie, in diesem fall eine erhabene linie zu markieren. Es ist nun äusserst interessant zu verfolgen, wie die ausprägung der contourlinie nach und nach um sich greift, wie auf einem bracteaten nase und oberlippe durch eine erhabene linie begrenzt sind, auf einem andern die beine des pferdes ganz oder teilweise mit solchen linien umrahmt sind, während sie an dem rumpf fehlen, bis schliesslich auf einem dritten die ganze bildliche darstellung von contourlinien umrahmt ist. Die entwicklung geht dann so weiter, dass der raum zwischen den erhabenen contourlinien immer enger und enger wird, bis schliesslich die contourlinien allein übrig geblieben sind (s. 228, vgl. s. 234 fg.). Die contourlinie hat bei der degeneration der tierbilder eine bedeutende rolle gespielt (s. 242); sie hat dazu beigetragen, die einzelnen glieder von der tiergestalt abzutrennen, woraus ein in hohem grad verwirrtes bild ohne jegliche ordnung entstehen musste (s. 233 fg.). Es ergibt sich hier die unfähigkeit des damaligen Germanen, plastisch zu sehen" (s. 229).

In der geschichte der ornamentformen gelang es Salin, dank einem geübten auge und zeichnerischem geschick, drei stilperioden zu unterscheiden. Verfolgen wir die kauernden vorwärts schauenden oder rückwärts blickenden tiergestalten provincialrömischer abkunft, so sehen wir sie von den Nordgermanen im sinne ihrer eigenen geschmacksrichtung copiert. Wesentliche merkmale der copien bilden die umrahmung

der augen, die markierung des kinns, der ansatz des oberschenkels, die zeichnung des fusses, die abtrennung des fusses vom bein durch eine doppelte contourlinie. Bei den älteren typen herrscht noch das „nebeneinandersystem" d. h. die einzelnen glieder des tierkörpers wurden so geordnet, dass die linien nicht in einander übergriffen. In den späteren entwicklungsstadien sieht man bei den kauernden vorwärts schauenden tieren, dass die linien der beine sich mit denen des rumpfes verflechten. Mit der häufigeren verwendung des rückwärts blickenden tieres wird es besonders beliebt, die einzelnen teile des ornaments sich schneiden und kreuzen zu lassen, wobei stets beobachtet wird, dass die linien in regelmässigem wechsel bald über- bald untereinander liegen, eine anordnung, die man geradezu als geflecht bezeichnen darf. Salin spricht die vermutung aus, dass das rückwärts blickende tier mit dem gebogenen hals und dem s-förmig sich krümmenden körper den anstoss zu diesem flechtwerk gegeben habe, „denn in den biegsamen linien liegt unleugbar etwas verlockendes diese neigungen zu fördern; allein damit möge es sich verhalten, wie es will, zu einer vollständigen klärung dieser frage ist das material noch zu gering. Sicher ist indessen, dass nachdem dieses flechtsystem einmal in aufnahme gekommen war, es ebenso häufig bei dem vorwärts schauenden als bei dem rückwärts blickenden tier angewandt wurde" (s. 238 fg.). Ich habe schon angedeutet, dass hier eine lücke klafft, die sich meines dafürhaltens hätte vermeiden lassen, wenn Salin die traditionellen linearen flechtmuster noch eingehender, als es geschehen (s. 160 fgg.), gewürdigt und das bandornament in einen grösseren zusammenhang gestellt hätte angesichts seiner (s. 340 angedeuteten) verbreitung in jener stilform, die man aus verlegenheit als byzantinische kunst bezeichnen hört, von der Salin ausdrücklich sagt, dass er leider keine gelegenheit gehabt hätte, sie zu studieren (s. 343). Urteilen wir nach der s. 158 fgg. (ornament vom grabmal des Theoderich) gegebenen probe, so erscheint Salin als der rechte mann, um in diese verwickelten probleme einzugreifen. Widerholt kommt er auf die frage zurück, von woher die bandornamente stammen, die sich neben der tierornamentik vordrängen, wagt aber nicht, darauf eine bestimmte antwort zu geben, hält es jedoch nicht für glaubwürdig, dass sie nordischen ursprungs seien. Möchte es ihm gefallen, nunmehr sein hauptaugenmerk diesem specialgebiet der ornamentik zuzuwenden und uns mit einer besondern untersuchung über diesen gegenstand zu erfreuen. Das bandornament tritt nach Salins chromologie in seiner zweiten stilperiode der altgermanischen tierornamentik (7. jahrhundert) auf, um während der dritten stilperiode wider daraus zu verschwinden.

In diesem stil III „erreicht die tierornamentik den höhepunkt der feinheit und zierlichkeit und das beste, was der norden dieser art aufzuweisen hat, darf sich dem besten, was in dieser kunstart überhaupt existiert, dreist an die seite stellen. Niemals hat der nordländer elegantere, um nicht zu sagen extravagantere ornamente geschaffen als während dieser epoche. Aber sehr rasch trat der verfall ein, der die totale auflösung der alten germanischen tierornamentik herbeiführte" (s. 270 fg.; vgl. z. b. eine der gotländischen prachtfibeln abb. 619).

Die ornamentalen tiergestalten auf südgermanischem gebiet (s. 291 fgg.) bleiben in der älteren zeit unter starkem einfluss der classischen tradition. Aber wenn Salin recht hat, so ist auch die nordische tierornamentik bis nach Ungarn und Mittelitalien hinein vertreten; ich verweise z. b. auf einen fibeltyp, der in Ostpreussen, Thüringen und Italien gefunden worden ist (abb. 644—46). Da und dort treten besonderheiten hervor. Salin behauptet unter anderem, dass der stil III auf südgermanischem gebiet gänzlich fehle oder dass nur einzelne diesen stil kennzeichnende details sich nach-

weisen lassen (s. 320 fg.) und macht schliesslich darauf aufmerksam, dass die barbarischen tierornamente, die sich in gleichzeitigen italienischen gräbern gefunden haben, nicht selten ohne stilgefühl modellierte nachbildungen mehr oder minder classischer vorbilder seien.

Ganz eigenartig ist die tierornamentik der britischen inseln, sowol die angelsächsische als die irische. Was die erstere betrifft (s. 322 fgg.), so ist Salin der ansicht, in England seien nord- und südgermanische formen zusammengetroffen und das tierornament sei auch hier zu einer dem nordischen stil III entsprechenden entwicklung nicht gelangt. Mit ganz anderer sicherheit vermögen wir über die irischen zierformen zu urteilen, denn für sie stehen uns nicht bloss altsachen, sondern auch manuscripte des 7.—8. jahrhunderts zur verfügung. Salin leitet widerum die irischen ringspangen, auf denen das tierornament zuerst erscheint, von provincial-römischen mustern ab (s. 330). Leider ist aber das material allzu knapp, so dass die schlussfolgerung, die Iren hätten ihre tierornamentik von den Germanen entlehnt, nicht eben gut fundiert und die möglichkeit, es verhalte sich umgekehrt, nicht ausgeschlossen, ja für Salin selber sehr wahrscheinlich ist (s. 349; vgl. ir. *delg* > ags. *dolc*, anord. *dolkr*). Auch bei den irischen manuscripten drückt er sich zunächst vorsichtig aus: „man kann sich des eindrucks nicht erwehren, dass wir es hier mit germanischen tierbildern zu tun haben“ (s. 339 fg.); behauptet jedoch fernerhin sowol von den geometrischen als von den tierornamenten, sie seien „sicher von den Germanen adoptiert“ (s. 341), vermag aber trotzdem die s. 343 formulierten bedenken nicht zu beseitigen und betont, dass in der vorliebe für vogelbilder die keltische kunst von der germanischen abweiche und dass die unterschiede zwischen der irischen ornamentik und der scandinavischen im stil III viel bedeutender seien als die ähnlichkeiten.

Unter den materialien, die Salin für sein thema in erster linie verwertet hat, ragen die fibeln (ahd. *nusca*) und schnallen (ahd. *hrinca*, nhd. *rinke*) hervor, aber auch waffenstücke wie schwert und schildbuckel und gelegentlich auch andere industriegegenstände sind berücksichtigt. Sind schmucksachen an sich für wechselnde geschmacksrichtungen weit mehr empfindlich als werkzeuge, so spielen längst unter den schmuckwaren die fibeln die hauptrolle (s. 351). Unter den fibeln hatte schon zuvor die fibel mit umgeschlagenem fuss erhöhte aufmerksamkeit erregt. Man ging von den ostelbischen funden in Norddeutschland aus, weil die germanischen altsachen in diesen strichen mit der entleerung des landes um die mitte des 4. jahrhunderts verschwinden (s. 355). Auch Salin entwickelt von diesem punkte aus sein system einer absoluten chronologie und datiert die blütezeit der altgermanischen tierornamentik vom 6. bis ins 8. jahrhundert. Er verzichtete darauf, die fundsachen an einzelne volksstämme zu verteilen und ausdrücke wie „merowingisch, langobardisch, burgundisch“ usw. zu gebrauchen, weil er das einheitlich typische der nordischen tierornamentik betont sehen wollte und die zeit für noch nicht gekommen hält, für die geschichtlichen stämme charakteristische eigenheiten nachzuweisen. Sein resolutes streben, zu einer chronologischen differenzierung der kunstgewerblichen erzeugnisse zu gelangen, verdient alles lob. Er hat nichts unversucht gelassen und insbesondere die formsprache der fibeln, abgesehen von ihrer ornamentik, gründlich untersucht. Im ersten buch behandelt er die entwicklung und verbreitung der fibel mit umgeschlagenem fuss und die entstehung des halbrunden kopfstücks mit seinen nadelansätzen, seinen knöpfen und spiralrollen. Er wendet sich sodann zu der heimischen, nordgermanischen fibelgruppe, die aus dem typus mit umgeschlagenem fuss hervorgegangen ist und macht bei der fibel mit rechteckigem kopfstück halt. Die armbrust-

fibeln und die gleicharmigen fibeln, die s-förmigen und die runden fibeln gelangen gleichfalls zur erörterung und ins licht dieser reichen überlieferung werden die spärlicheren altgermanischen waffenstücke, gürtel, schnallen und riemenzungen gerückt.

Als die ältesten stücke bewertet Salin die fibeln von dünnem metallblech, die durch gegossene mit 3 knöpfen am kopfstück versehene fibeln abgelöst werden. Die gegossenen fünfknopffibeln erscheinen später; die jüngsten exemplare dieser gattung sind gleichzeitig mit den ältern aus nordischem gebiet stammenden gegossenen fibeln mit rechteckiger platte und „durchschnittlich älter oder gleichaltrig“ sind die armbrustfibeln. Unter dem nordgermanischen vorrat sind die formen innerhalb jedes typus ungleich mannigfaltiger, wogegen die Südgermanen zwar eine grössere anzahl von typen besitzen, aber mit weniger varianten der einzelnen formen. Salin nimmt nun an, die fibel mit umgeschlagenem fuss sei in der Krim entstanden, habe sich allmählich über die europäischen länder des Schwarzen meers verbreitet und sei bis nach Scandinavien gelangt. Die jüngsten arten, die von der Krim ausgegangen, seien bis an die südliche küste von Norwegen hinauf gedrungen, danach aber sei der zusammenhang mit Südrussland unterbrochen worden. Diese unterbrechung bringt unser aufmerksamer forscher mit der auswanderung germanischer völkerschaften aus Nordostdeutschland und mit dem vordringen der Slaven in zusammenhang (s. 142). Mag diese annahme noch beifall finden, so sehe ich mich ausser stande, den weiteren auf s. 139 fg. 143 unternommenen combinationen zu folgen. Ich glaube, dass wir trotz des widerspruchs unseres gewährsmannes in erster linie den handel, nicht völkerbewegungen für die verbreitung südosteuropäischer waren im norden berücksichtigen dürfen. Zum mindesten sei erwähnt, dass Salin selbst seiner sache nicht ganz sicher ist, wenn er s. 145 fg. sich folgendermassen äussert: „Zum schluss will ich nur noch bemerken, dass die culturströmungen, denen wir auf dem kunstgewerblichen gebiet nachgegangen sind, selbst wenn sich in manchen fällen zeigen sollte, dass sie nicht mit völkerströmungen zusammenfallen, doch in ihren wirkungen weit über das kunstgewerbliche gebiet hinaus fühlbar geworden sind.“

Mit den schlussworten deutet er auf die verbreitung der runenschrift, über die er sich seine eigene ansicht gebildet hat. Er untersuchte speciell die gegenstände, welche deutsche runeninschriften tragen und kam zu dem schluss, dass die beiden speerspitzen dem nordischen culturstrom angehören. „Finden wir nun in den moorfunden oder andern mit ihnen gleichzeitigen funden die ältesten runeninschriften, die der norden aufzuweisen hat, da ist es eine an gewissheit grenzende wahrscheinlichkeit, dass es der von südosten heraufkommende culturstrom ist, der die kenntnis der runen in unsere nördlichen gegenden heraufgebracht hat, weshalb wir, wenn wir dem ursprung der runen nachforschen wollen, unser auge auf die länder des Schwarzen meers richten müssen.“ Von den mit deutscher runeninschrift versehenen fibeln erklärt Salin die Freilaubersheimer spange als die älteste — über das alter der inschrift ist damit nicht entschieden — zeitlich würde die fibel von Charnay folgen und mit geringem zeitunterschied die Nordendorfer fibeln und die fibeln von Engers, Bezenye und Ems. Die runden spangen von Osthofen und Balingen scheinen unserm archäologen jünger zu sein. „Von besonderem interesse ist es, dass alle hier genannten bügelfibeln mit ausnahme der von Freilaubersheim von der art sind, der ein nordischer einfluss zu grunde liegt.... Findet man nun im mittleren Europa keine ältere runeninschrift als aus der zeit, wo der vom norden kommende einfluss fühlbar zu werden beginnt, da ist es höchst wahrscheinlich, dass es gerade dieser von ländern, wo die runen bekannt waren, ausgehende einfluss war, der die kenntnis der runen

nach Mitteleuropa führte“ (s. 147). Diese behauptungen werden schwer zu widerlegen sein; doch ist z. b. die art und weise, wie Wulfila und das gotische alphabet in das runenproblem hereingezogen werden, nicht zu billigen.

Indem ich noch einmal betone, dass der dauernde wert des buches nicht in den historischen combinationen, sondern in der stilistischen analyse der ornamente begründet ist, danke ich frl. prof. Mestorf, dass sie die deutsche ausgabe dieses hauptwerkes kunstgeschichtlichen studiums der prachistorie ermöglicht hat. Vielleicht hängt es mit der entfernung des druckortes (Stockholm) zusammen, dass die sprachliche form des textes nicht immer einwandfrei ist.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Albert Fries, Platenforschungen. I. Der dramatische nachlass. II. Die werke und tagebücher. (Berl. beiträge zur germ. und rom. phil. XXVI). Berlin, E. Ebering 1903. 126 s. 2 m.

„Forschungen“ haben sich in neuerer zeit manche arbeiten genannt, die sich wol mit einem bescheideneren titel hätten begnügen mögen; diesem buch kommt er zu. Aus einer warmen und tiefgegründeten verehrung heraus, der er (s. 107) schöne worte leiht, hat sich F. in Platens schriften vertieft. Ihm kam dabei die vorschulung an klassischer philologie zu gute, die etwa in den feinen bemerkungen zur metrik (über die jamben der „Liga von Cambrai“ s. 99. 121; über die geschleiften spondeen s. 102) und den eindringenden beobachtungen zur wortstellung und satzbildung (s. 89 fg.), zur verteilung der klangfarbe („frischerer vocal- und consonantenwechsel“ s. 39, „schöner vocalwechsel“ s. 103, 1), zur behandlung der enklitika (s. 99, 2) unmittelbar nachwirken mag. Dagegen dürfen wir auch für unsere meister der forschung die kunst in anspruch nehmen, mit der F. sich in fragmentarische pläne (s. 12 fg.) einfühlt (so besonders s. 19 fg.; dagegen werden die höchst merkwürdigen worte, die mir in dem ganzen entwurf der „Charlotte Corday“ den stärksten eindruck gemacht haben, nicht genügend gewürdigt: „Es reizt mich alles, selbst der geheime schauder im gemüt“ s. 22 — ein motiv, das das bild der Judith Hebbels heraufbeschwört!).

Zweierlei aufgaben geht der verf. nach. Erstens sucht er den einfluss Goethes und Schillers (s. 3 fg. 40 fg.), Klopstocks (s. 86), Bürgers (s. 87 anm.), Müllners (s. 30), Matthissons (s. 33), Alfieris (s. 58) abzumessen. Ausserordentliches feingefühl zeigt dabei seine vergleichung von caesur und accent, überhaupt des tonfalls (s. 10) oder bestimmter satzfiguren (Schillers negativ pathetische satzanfänge s. 11, „Hab ich darum —“ s. 30, „Aber —“ mit gedankenstrich s. 32); sicheres urteil die entscheidung: Goethe habe mehr mit seinen motiven, Schiller mit sprache und stil eingewirkt (s. 8).

Zweitens verfolgt er den ursprung der dichtungen nach den tagebuchnotizen (s. 45 fg.). Natürlich war hier eine reiche ernte einzuheimsen, die für Platen viel mehr „erlebnis“ aufweist, als bisher allgemein (so auch von mir) angenommen wurde. Und zuweilen, freilich nicht allzu oft, beobachten wir selbst einen process der vergeistigung des erlebten (das angstgefühl s. 46 anm.), während zumeist das erschaute oder erhörte doch lediglich, wie das gelesene, stoff bleibt. F. konnte auch wichtige neue quellen nachweisen, vor allem (s. 52. 60) das buch des Venezianers Michiele, dem er dann freilich zu viel zuschreibt: der ring des dogen bedeutet ja nach allgemeiner anschauung, nicht bloss der Michieles (s. 53), die vermählung mit dem meer, wie der des bischofs die mit seinem sprengel. Ebensowenig möchte ich (s. 51) dem

abbate Bettio zu liebe den alten gondolier verjagen. Sehr lehrreich ist dagegen z. b. der beleg für das „gebiss der Markuspferde“ (s. 56).

Viel ergibt sich hier zur erklärung (der „lüsterne bänkelsänger“ Heine s. 66; „morgens zur kanzlei mit acten —“ s. 77) und zur datierung (gegen Redlich s. 70 fg.). Auch grössere gesichtspunkte fehlen nicht: die einwirkung der architektur Venedigs auf den bau der sonette (s. 50) ist vielleicht wirklich mehr als eine geistreiche metapher.

Aus jenen beiden untersuchungen ergibt sich dann aber doch drittens unwillkürlich für den verfasser auch die pflicht, Platens stil und eigenart (s. 89 fg.) zu betrachten. Leider geschieht dies etwas isoliert: seine motivwiderholungen (s. 89 fg. 121 fg.) wären etwa mit denen Kleists, seine lieblingsworte und -wendungen (s. 95. 100; „jener“ s. 50. 125) mit denen anderer zeitgenossen, seine wortzusammensetzungen (s. 44) mit denen Goethes, Rückerts, Heines zu vergleichen. Für die allitteration (s. 100, 4. 106) mussten Ebrards untersuchungen für Goethe, für die metrischen principien (s. 121) etwa Heines briefe an Immermann herangezogen werden; hier liegt wirklich (vgl. s. 3) erst „rohstoff“ vor, aber höchst brauchbarer. Und direct umgestaltend müssen auf die herkömmliche anschauung F.s nachweise plastisch anschaulicher bilder (s. 103) wirken. Anderes hat, wie es dasteht, schon methodische bedeutung. Aus einer überschätzung der „parallelen“ steuert sich unsere litteraturgeschichte jetzt unter Minors einfluss in deren unterschätzung hinein. Aber wenn das tagebuch vom 9. märz ein schlagwort bringt, das die seele eines gedichtes vom 16. märz wird (s. 75), so beweist doch dieser sichere fall, wie sehr solche anklänge immer der nachprüfung würdig sind.

Leider hat der verf. durch ein überladen mit nachträgen und nachträgen zu den nachträgen (s. 40 fg. 43 fg. 108 fg. anm.) die übersichtlichkeit gehindert und, während er selbst hübsche druckfehler aufstöbert (s. 36, 4; „des Dorias“ statt „des Darius“ s. 50), manche seiten (wie s. 78) von diesen teufelchen verheeren lassen. Es versteht sich auch, dass manche deutung anfechtbar ist; so heisst „überredung der hochzeit“ (s. 29) wol einfach: „besprechen, reden über die hochzeit“. Aber wir sind selten im verständnis eines viel verkannten dichters so sehr mit éinem ruck gefördert worden, wie durch dies buch (das sich selbstverständlich mit dankbarer anerkennung auf Scheffler, Laubmann, Petzet stützt). Lernt der verehrer seinem heros noch das reifenlassen und feilen ab, das bei Platen schon in den entwürfen (s. 38) einsetzt, so wird der schatten des mannes, der so sehnsüchtig liebevolles verständnis erharrte, ihm dankend sich neigen.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

R. Brandstetter, Der genitiv der Luzerner mundart in gegenwart und vergangenheit. Abhandlungen herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche sprache in Zürich. X. Zürich, Zürcher u. Furrer 1904. 80 s. 2 m.

Brandstetter hat sehr umsichtig und bedächtig gearbeitet. Er legt seiner untersuchung nicht nur die heutige Luzerner mundart zugrunde, sondern berücksichtigt auch die alten urkunden und die mundartlichen unterhaltungsschriften, und zum vergleich und zur vervollständigung zieht er — an der hand des Schweizerischen idiotikons — regelmässig auch die andern mundarten der Schweiz heran. Und zwar beschreibt er — nach einer einleitung, die besonders die stilarten der mundart zu

unterscheiden sucht und von den quellen handelt — zunächst 'die bildung des genitivs', indem er nach wortarten getrennt alle in der mundart vorkommenden formen aufführt; dann aber schildert er 'die verwendung des genitivs im satzbau', und hier zählt er die fälle auf, in denen ein genitiv von einer andern wortart abhängen kann.

Brandstetters beweisführung macht von anfang bis zu ende den besten eindruck und zeigt, dass der verfasser sein sprachgebiet und sein fach beherrscht. Eigentliche versehen kann man ihm denn auch kaum nachweisen; manches wünschte man nur vielleicht etwas kürzer oder schärfer oder sonst anders gefasst. So trennt er ab und zu seine beispiele in zu viele klassen und macht in der form oder in der bedeutung unterschiede, welche die übersicht etwas erschweren (so bei der vorführung der von verben abhängenden genitive); oder er begründet seine unterscheidung nicht genügend, so z. b. bei der vorführung des alten genitivs und des neuen: mindestens ist der verweis von der ersten stelle (s. 26) auf die zweite (34fgg.) unbequem, zumal da auch hier nicht das entscheidende wort fällt; ähnlich wird der bericht der umschreibungen mit *von (vo de lengi vom winter)* nicht deutlich abgegrenzt von den eigentlichen genitivformen und den umschreibungen mit dem possessivpronomen *(im vatter si rock* und *'s Rümmerte*ⁿ *si vatter)*, wo doch auch in Luzern alles zunächst davon abzuhängen scheint, ob es sich bei dem wort um die bezeichnung eines lebenden wesens handelt oder um etwas lebloses.

Um auch ein paar einzelheiten anzuführen, so erscheint einmal *im götti* (s. 25) für den fernerstehenden als kein eindeutiger beweis dafür, dass in der mundart für den dativ die präposition *in* eintrete, weil andere mundarten ähnlich lautende bildungen aufweisen, die sich mit luzernerischen wendungen decken wie *uf em mist* (48); bei dem gegensatz von *i euch* und *in ech* sodann (für 'in euch') kommt für die nasallose form der präposition doch auch die unbetontheit in betracht (24). Und der unterschied in der stellung des *s* bei *weisse*ⁿ < ahd. *winisōn* und *sägesse*ⁿ < *segansa* ist nicht scharf und verständlich genug bezeichnet (23 fg.). Bei *'s tüüfels trämpi* ferner kann sich der verf. keine möglichkeit denken, dass man den genitiv betonen müsste (52): wie würde aber die verbindung ausgesprochen werden, wenn ein fremder gerade *'s tüüfels* falsch nachspräche und berichtigt werden müsste, oder wenn man ihm erklären sollte, wieso die örtlichkeit gerade des 'teufels fussspuren' heisse, und nicht etwa 'des Herrgotts'? Warum wird auch ein andermal (48) ausdrücklich hervorgehoben, *tüppel* bedeute nicht 'tölpel', sondern 'blödsinniger'? Nach dem ausweis von formen aus anderen mundarten (z. b. fränkisch *dipplig* 'stumpfsinnig von allzulanger geistiger anspannung') wird *tüppel* doch mit *tölpel* gar nicht zusammenhängen. Kann ferner *eso* nur auf *iesō* zurückgehen und nicht auf *alsō* (73)? Und ist das vierte *de* in dem satze auf s. 25 nicht besser durch das demonstrativ 'der' widerzugeben? Verlangt endlich der zusammenhang in dem volksreim auf s. 20 für *grīne*ⁿ wirklich die bedeutung 'weinen' und nicht vielleicht gerade die entgegengesetzte, die man der mundart nach dem sinn des mhd. *grīnen* wenigstens auch zutrauen könnte? Und dann noch etwas äusserliches: wäre die betonung in zweifelhaften und wichtigen fällen nicht einfacher durch ein tonzeichen angedeutet worden als durch die beschreibung in einer besonderen anmerkung?

HEIDELBERG. LUDWIG SÜTTERLIN.

Nordiska studier tillegnade **Adolf Noreen** på hans 50-årsdag den 13. Mars 1904 af studiekamrater och lärjungar. Uppsala 1904, K. W. Appelbergs boktryckeri. X, 492 s. 15 kr.

Wir stehen gegenwärtig im zeitalter der festgaben. Allein wenigen ist es beschieden, schon an ihrem fünfzigjährigen geburtstag mit einer so umfangreichen beglückwünschungsschrift geehrt zu werden, wie sie hier Adolf Noreen von 122 studienfreunden und schülern dargebracht wird. Unter ihnen befindet sich, soweit nicht die leidige abkürzung der vornamen noch weitere verhüllt, auch eine schülerin. Freilich haben von diesen 122 gratulanten bloss 42 durch beiträge tätig an der festschrift mitgearbeitet, die sich begreiflicherweise vorwiegend mit nordischer sprach- und litteraturgeschichte, aber auch mit verwandten fächern, wie deutsch, befasst.

Unter den abhandlungen, die jedenfalls nach der zeitfolge der ablieferung abgedruckt sind, da sich kein innerer grund für ihre anordnung erkennen lässt, steht an erster stelle der von Sune Ambrosiani *Uplandslagens Ärfda B. III — ett bidrag till Erik den heliges historia?*, in dem er die schlussworte der stelle *Han* (der brautvater) *a kono manni giptæ til heþær ok til husfru ok til siæng halfræ til lasæ ok nyklæ ok til laghæ þriþiunx i allu han a… ok til allæn þæn ræt ær uplænzk lagh æru ok hin hælghi erikær kunungær gaff j nampn faþurs ok sons ok þæs hælghæ andæ*, gestützt auf den vergleich mit der entsprechenden stelle in Magnus Erikssons stadtrecht so deutet, dass die von Erich d. hl. eingeführte neuerung in der zufügung der worte *j nampn* usw. an den schluss der trauungsformel bestand, die der brautvater zu sprechen hatte, sodass bloss durch diese worte die ehe als eine christliche gekennzeichnet wurde, denn die priesterliche einsegnung war nur in Östergötland zur vorschrift geworden, wo sie die persönliche anwesenheit des allgemein beliebten legaten Nicolaus von Albano durchgesetzt hatte. Im übrigen Schweden aber blieben die worte 'im namen usw.' am schluss der formel noch bis nach der reformation der einzige äussere christliche bestandteil der eheschliessungsfeier. So ansprechend diese erklärung auch ist, so möchte ref. doch noch eine andere erklärung vorschlagen: es werden zunächst die wichtigsten rechte und pflichten genannt, in die die junge frau eintreten soll, die stellung als herrin und bettgenossin, die schlüsselgewalt, das eheliche güterrecht, und dann wird noch hinzugefügt: und überhaupt zu allen den rechten und pflichten, die in Upland teils schon von alters her rechtens waren, teils erst von Erich dem hl. eingeführt worden sind, und zwar von diesem frommen könig im namen der dreieinigkeit eingeführt worden sind.

S. 7 fgg. behandelt Erik Brate *Fornsvänska interpunktsjonsregler* und stellt auf grund einer genauen durchsicht von gesetzestexten, teils in den hss. teils nach Schlyters ausgabe fest, dass darin — und wol auch in den übrigen aschw. hss. — ein punkt gesetzt wird 1. um eine pause beim lesen anzudeuten, 2. als abkürzungszeichen. In letzterem falle hat Schlyter die punkte leider nur bei den römischen zahlzeichen abgedruckt, nicht aber bei abkürzungen wie *b.* d. i. *böte.* Anmerkungsweise teilt Brate mit, dass er einen lesefehler bei dem sonst so zuverlässigen Schlyter entdeckt hat, nämlich Dalalagen Kr. B. 3, wo Schlyter liest *ællær fiorar markir liius*, die hs. aber hat *ællær fiorar markir liins.* In einer anderen anm. führt er mit anspruch auf zustimmung aus, dass SL 155 *maltmælæ* weder bedeutet 'das mahlen von malz' noch auch 'das gespräch beim malz', sondern 'das gelage, zu dem jeder teilnehmer seinen *mæler* (awestn. *mælir*) malz beisteuert.

Die nächste abhandlung, von Marius Kristensen, beschäftigt sich mit den isländischen halbvocalen und ihrer bezeichnung in der ersten grammatischen ab-

handlung in der Edda. Aus der behandlung der halbvocale durch den unbekannten verfasser des ersten grammatischen tractats, besonders aus dem schwanken zwischen *ea* und *ia* geht hervor, dass man es damals tatsächlich noch nicht mit spiranten *j* und *v*, sondern mit richtigen halbvocalen, d. h. unsilbischen vocalen *i* und *u* zu tun hatte. Es ist also Noreen unbewusst in den spuren seines vorgängers gewandelt, als er in der 2. auflage seiner aisl. und anorw. gramm. 1892 statt der früher üblichen *j* und *v* die zeichen *i* und *u* einführte, aber nicht ganz folgerichtig, indem er im anlaut vor vocal, der etwas jüngeren aussprache folgend *v* statt *u* — nicht *j* statt *i* — beibehielt. Doch meint Kristensen, dass aus praktischen gründen eigentlich kein bedenken gegen die beibehaltung von *j* und *v* vorliege.

In dem vierten aufsatz untersucht Fredr. Tamm einige schwedische wörter, nämlich *droja* zögern, *hälsike* und *hälsingland* als euphemismen für hölle, *ihjäl* zu tode, *kyla* kühlen, *råka* saatkrähe, *spö* rohr, röhricht, *sticken* erregt, *suput* saufaus, *vallmo* mohn, ma. *billa* kleiner stall für kleinvieh, ä. schw. *gent* adv. gewöhnlich, schw. *hallår* (= isl. *hallæri*) missjahr, ä. schw. und ma. *hirta sig* plötzlich innehalten, ä. schw. *(h)ielmult* griff des steuerruders, ä. schw. *thornist* oder *thørnist* eine art stoff. Soweit Tamms etymologien nicht besonderen anlass zu näherem eingehen auf sie bieten, beschränke ich mich auf diese aufzählung und auf die allgemeine mitteilung, dass in diesen wörtern zahlreiche entlehnungen aus dem niederdeutschen vorliegen. Es ist nämlich meines erachtens der zweck einer kritischen anzeige der, ein buch zu würdigen und in grossen umrissen anzugeben, wovon es handelt, nicht aber, durch vollständige widergabe der ergebnisse das buch selbst entbehrlich zu machen. Etwas anderes ist es natürlich mit schlechten büchern: vor diesen können wir mit gutem gewissen warnen, das fällt ja unter die hauptaufgabe der kritik, die erscheinungen zu würdigen. Des näheren möchte ich nur auf die elfte und vierzehnte etymologie eingehen. In *(h)ielmult* sieht Tamm — wol mit recht — eine entlehnung aus ndd. *helmholt*, demselben worte, das hochdeutsch in dem namen *Helmholtz* vorliegt, und knüpft daran die bemerkungen, dass das wort wahrscheinlich in einer so frühen zeit entlehnt wurde, dass im etymologischen bewusstsein noch die zusammengehörigkeit von ndd. *holt* holz mit schw. *hult* gehölz lebendig war, und dass andrerseits vielleicht damals auch ein einheimisches mit *hiælm* gebildetes wort mit der bedeutung 'styrpinne' lebendig war, unter dessen einfluss das ndd. helm > *hiælm* > *hielm* wurde. Aber wenn neben ndd. *helm* 'galea' schwed. *hiælm* stand, so war nichts natürlicher, als dass ndd. *helm* gubernaculum auch zu *hiælm* wurde. Übrigens scheint Tamm das ndd. *helm* in *helmholt* als 'griff, stiel, handhabe' aufzufassen, gewiss mit unrecht, denn dann hiesse ja *helmholt* soviel wie griffholz, ndl. *helmstock* soviel wie stielstock, isl. *hialm(ur)vǫlr* soviel wie stielstab. Diese wörter bedeuten aber alle 'rudergriff', 'ruderstiel'. *Helm* 'steuerruder' und *helm* 'griff, stiel, handhabe' sind vollständig zu trennen. *Helm* 'ruder', besonders 'steuerruder' ist sicher etymologisch dasselbe wort wie *helm* 'galea'. Wie der helm auf dem haupte des kriegers einen schutz oder schirm darstellt, so ist auch das steuerruder ein schutz dagegen, dass der druck des wassers in einer nicht erwünschten richtung wirkt. Wie die bedeutungen 'schützen' und 'in eine bestimmte richtung zwingen' ('abweisen' und 'weisen') ineinander übergehen, sieht man deutlich an dem worte *wehr*. Beim wasserwehr ist es — mit ausnahme des viel selteneren *schutzwehres* — für die auffassung ganz nebensächlich, dass dem wasser verwehrt wird, in der mitte des flussbettes weiter zu laufen: die hauptsache ist die, dass es durch das wehr in eine bestimmte richtung gezwungen wird, dass es in das 'gerinne', den 'mühlkanal' geleitet

wird. Einem ganz analogen zwecke dient das steuerruder: es nutzt den wasserdruck zu einem bestimmten zwecke aus, nämlich dem schiffe eine gewisse richtung zu geben. Wie das wort (wasser-)*wehr* nicht von dem zeitwort *wehren* zu trennen ist, so sind sicherlich auch *helm* 'gubernaculum' und *helm* 'galea' etymologisch ein und dasselbe wort. *Helm* 'manubrium' dagegen ist ein zum neuen nominativ gewordener schwacher casus obliqu., genau wie *walm* < *walbe-n* 'schräges dach an der giebelseite' und *alm* < *albe-n* 'alphütte'. Diese herkunft wird nicht nur durch engl. *helve* bewiesen, sondern auch durch deutsche formen. So heissen z. b. in den zahlreichen hammerwerken in Lauf an der Pegnitz und überhaupt in der Nürnberger gegend die stiele der schweren mechanischen hämmer *hammerhelb(e)*. Der begriff des *helbes* oder *helben* ist bei *hielmult* < ndd. *helmholt* in dem zweiten bestandteil ausgedrückt, der erste ist *helm* 'gubernaculum' = *helm* 'galea'. Das vierzehnte der von Tamm behandelten wörter ist das adv. *gänt, gent*, das in schriften des 16. jh. bei dem zeitwort *plägha* vorkommt. Tamm erklärt es als ein adverbielles neutrum zu aschw. *gænger*, jetzt in der ableitung *gängse* 'gebräuchlich, üblich' erhalten. Für *ngt* > *nt* stützt er sich ausser auf *inte* < *ingte* 'nicht(s)' auf das einzige beispiel *swa got mynt som nw gænt oc gæftær i rikeno* in einer urkunde von 1401. Referent glaubt aber, dass kein grund vorliegt, die viel näher liegende verbindung mit aschw. *gænstan*, neuschw. *genast* 'sogleich' abzuweisen. In allen germanischen sprachen und auch in fremden gehen die begriffe 'eben, gleich, gerade, immer' mannigfach ineinander über. Man vergleiche z. b. isl. *iafnan* 'immer' mit dem deutschen bekräftigenden *eben, nun eben* und dem mitteldeutschen *ǣmd* 'auch, gleichfalls', man beachte den gegensatz der ihren bestandteilen nach ziemlich gleichbedeutenden adv. *soeben* 'im letztvergangenen augenblick' und *sogleich* 'im nächsten augenblick', man beachte frz. *justement* 'richtig', 'soeben', 'gerade'. Wie sich diese bedeutungsberührungen auch auf entlehnungen erstrecken können, zeigt das schicksal von frz. *égal* im deutschen: während in Süddeutschland *ègā́l*, *ègū́ol*[1] seine alten bedeutungen 'gleichmässig' und 'gleichgiltig' beibehalten hat, heisst im Meissnischen mundartgebiet *ḗgāol* 'fortwährend, immer, immer wieder'. Das schwedische *genast* heisst 'sogleich', während zwar Aasen für norw. *gjenast* die bedeutungen 'oftest, sædvanlig' verzeichnet. Auch unser *gänt, gent* führt Aasen an als *gjent*, allerdings mit einem fragezeichen, das sich aber nur auf die lautgestalt zu beziehen scheint, mit der bedeutung 'ofte, tidt'. Nun steht ja unser *gänt, gent* stets beim verbum *plägha*, und was man zu tun pflegt, das tut man 'gewöhnlich'. Es ist also *gänt, gent* sicher der positiv zu dem gleichen adverb, dessen superlativ in *genast* vorliegt, und zwar in der dem norwegischen *gjenast*, nicht dem schwedischen *genast*, entsprechenden positivbedeutung.

In dem fünften aufsatze *Onomatologiska bidrag till belysande af den svenska befolkningens äldre utbredning i Egentliga Finland* weist Ralf Saxén nach, dass eine ganze anzahl von ortnamen im heute unumstritten finnischen siedelungsgebiet finnische-schwedische namen sind, dass also in alter zeit die Schweden weiter verbreitet waren als heute.

Auch der sechste aufsatz, dieser von T. E. Karsten, behandelt finnische dinge, nämlich die schicksale und abzweigungen folgender germanischen lehnwörter im finnischen (und esthnischen): 1. ags. *wise* 'growth', deutsch *wiese*, schw. maa. *-vis*, *-ves* anemone, 2. got. *wáihjo* μάχη, 3. got. *aha* 'sinn, verstand', 4. got. *liuta* 'heuchler'.

1) Nach Bremers lautschrift.

S. 54 fgg. bringt P. Persson unter dem titel *Små bidrag till germansk etymologi* bemerkungen zu 1. engl. *clough* 'kluft, schlucht = deutsch *klinge* 'schlucht'. — 2. ndl. *klingen* 'dünen'. — 3. schw. *(jul-)kuse*. — 4. schw. dä. *kutting*. So sehr die ausführungen Perssons im allgemeinen einleuchten, so wenig behagt mir seine ansicht, man könne die wörter unter 1. und 2. vereinigen nach der bedeutungsähnlichkeit 'zusammenklemmen = aufhäufen'.

Damit das her und hin in der frage nach der lautlichen eigenschaft des *u*-umlauts vom brechungsdiphthong in awn. nicht zur ruhe komme, bringt im achten beitrage Rolf Nordenstreng eine anzahl von reimstellen bei, aus denen hervorgehen soll, dass der allerdings meist *o* geschriebene zweite bestandteil dieses diphthongs lautlich nicht von *ǫ*, dem *u*-umlaut von einfachem *a*, verschieden war. Referent möchte fast glauben, dass diese frage sich überhaupt nicht entscheiden lässt.

Rolf Arpi bringt s. 70 fgg. einige beiträge zu ein paar wichtigen capiteln der neuisländischen lautlehre: zunächst eine aufzählung zahlreicher wörter, in denen *ll* nicht die *ddl*-ähnliche aussprache hat, dann eine untersuchung über den zusammenfall von *rn* und *nn* in einen *ddn*-ähnlichen laut und endlich eine solche zu neuisl. 2. perss. sg. wie *þú ferð, nærð, lest* usw. Wenn Arpi s. 74 unten sagt, Carpenters angabe § 3 „auf gleiche weise wird *rn* und *nn* .... behandelt" müsse geändert werden zu „auf gleiche weise wird *rn* nach vocalen und diphthongen, *nn* nach diphthongen und accentuierten vocalen behandelt", so stimmt das auch nur für *rn*, für *nn* hätte er sagen müssen „nach diphthongen und im silbenauslaut nach betonten etymologisch langen vocalen". Oder versteht er wie offenbar auch Carpenter unter accentuiert soviel wie 'nach isländischer orthographie, weil etymologisch (historisch) lang, mit dem acut versehen'? Dann hätte er das hinzuschreiben müssen. Sehr bezeichnend für die phonetische seite ist übrigens die neuisländische schreibung *arngeir* für altes *atgeirr* 'spiess'. Da Arpi offenbar die neuisländische aussprache phonetisch genau beobachtet hat, wäre man ihm in diesem zusammenhange gewiss besonders dankbar gewesen für eine auslassung über die eigentümliche aussprache des *l* in gewissen fällen vor *t*, z. b. in *alt (allt)* n. a. sg. neutr. zu *allur*. Es ist hier ein bilateraler reibelaut, dessen phonetische eigenschaften und dessen vorkommen genau anzugeben, die beobachtungen des referenten leider nicht ausreichen. Bezüglich des ursprungs der formen vom typus *ferð* und *lest* teilt Arpi die ansicht Carpenters und Kocks, dass sie aus der inversion herrühren, mit dem zusatze „men det bör bemärkas, att nyisländskan nu har blått en mängd former av typen *ferð* jämte några få av typen *lest*, men inga andra." Die gründe dafür sind sehr einfach: die zahl der starken verba auf *s* ist überhaupt gering, die zahl derer auf *-r* und auf vocal zusammen recht ansehnlich. Die auf andere buchstaben ausgehenden sind aber in neuisländischer aussprache — mit ausnahme der wenigen auf *-n* — alle zweisilbig, z. b. *kemur, heldur*, es entstehen also bei inversion dreisilbige formen wie *kémurðū*, *héldurðū* mit nebenton auf der letzten, in denen daher diese sich im sprachgefühl viel besser als selbständig erkennbar erhält als in den zweisilbigen wie *sjerðu, ferðu*, wo sie unbetont ist und die silbentrennung weniger deutlich ist als in jenen.

Im nächsten aufsatze bringt Maj Lagerheim die in den schwedischen profanen sprachgebrauch übergegangenen biblischen ausdrücke, ohne vollständigkeit zu erstreben, in zwei hauptabteilungen, je nachdem sie genau mit dem sinne gebraucht werden wie in der bibel, z. b. *dem renom er allting rent*, oder ob sie ihre bedeutung verändert haben, z. b. *släppa Barabbam lös* 'sich austoben', mit mehreren

unterabteilungen, eine einteilung die sich mutatis mutandis auch auf die biblischen ausdrücke in anderen sprachgebieten anwenden liesse.

Als elfter folgt Karl Gustaf Westman mit einem langen aufsatze 'Södermannalagens avfattning', in dem er im gegensatze zu L. M. Baath, der Sv. H. T. 23 årg. 1903, s. 172 fgg. nur eine einzige redaction gelten lassen will, die ansicht vertritt, dass codex A (Cod. Holm C. 66) den unter dem vorsitz des *lagmanns* ausgearbeiteten, vom *ting* angenommenen und vom könig bestätigten entwurf des gesetzes enthält, das uns in mehr oder minder ursprünglicher gestalt in hs. B (G. K. S Kph. 3137) überliefert ist. Die abhandlung enthält übrigens eine menge von angaben darüber, wie die gesetzgebungsarbeit im alten Schweden vor sich gieng, besonders wie man sich aus praktischen erwägungen der eigentlich dem germanischen geiste widerstrebenden gesetzgebung durch den könig fügte.

S. 115 fgg. leitet Hilding Celander das adj. schwed. *dålig*, awestn. *dáligr* von der germanischen wurzel *dau* sterben ab.

S. 126 fgg. bespricht Gottfrid Kallstenius ein paar gesichtspunkte bei der bildung schwedischer ortsnamen, während s. 129 fgg. Natanael Beckman das harte urteil näher begründet, das er in den G. G. A. 164, 796 über die accentbezeichnung in dem wörterbuch der schwedischen akademie gefällt hat.

Im 15. beitrage lässt sich E. H. Lind über einen anachronismus in sogen. normalisierten altwestnordischen textausgaben aus und kommt zu dem sicherlich richtigen ergebnis, dass man in den alten texten getrennt drucken muss z. b. *Atli hét maðr Eilífs sonr arnar*, *Bárðar sonar ór Ál*, *Ketils sonar refs*, *Skíða sonar hins gamla*. Zu Linds ausführungen im einzelnen möchte ich aber bemerken, dass einerseits im isländischen noch heute der vatersname weniger als name, denn vielmehr als apposition zur näheren bestimmung der durch den eigentlichen 'namen' nicht immer genügend bezeichneten person verwendet wird, dass sich also Lind, wenn er seite 141 zeile 10 von Vigfusson redet, selber widerspricht. Dass die Isländer heute noch so fühlen, sieht man deutlich aus alltäglichen wendungen wie Finnur prófessór Jónsson, Jón rektór Þorkelsson, Jón prófastur Jónsson. Allerdings scheint aus Linds bemerkung s. 140 oben hervorzugehen, dass ihm dies nicht bekannt ist. Und zum andern ist die frage des getrennt- oder zusammenschreibens für die alten sprachperioden oft überhaupt kaum zu lösen, und ich für meinen teil möchte sogar so weit gehen, zu behaupten, dass zusammenstellungen, deren eines glied ein genetiv ist, für die altgermanischen dialekte überhaupt nicht als composita zu gelten haben. Ich würde also z. b. auch nicht mit Axel Kock, QF 87, 192 sagen, „der *a*-laut in nschw. *Arboga* ... zeigt die ältere acc. *Ārbōgha*“, sondern nur „der *a*-laut in nschw. *Arboga* zeigt, dass zu der zeit, da aschw. *ā* sich spaltete und betont *ā* blieb, unbetont verkürzt wurde, im aschw. der genetiv unbetont war, wenn er vor dem durch ihn bestimmten worte stand, genau wie wir auch im deutschen zwar sagen, *das knie des flússes* aber *des flusses knie*“.

Seite 145 fgg. bringt Elias Grip eine phonetische studie über *l* und *r* in deutscher umgangssprache, die zwar von phonetisch genauer aufnahme und guter auffassung zeugt, aber doch m. e. sich auf ein zu geringes gebiet beschränkt, auch dieses gebiet nicht ethnographisch sondern politisch bezeichnet, was immer irreführt. Was kann ich z. b. machen mit angaben wie 'in der Rheinprovinz und Baden'? Es handelt sich selbstverständlich um die gleitlaute, die sich zwischen vocal und *l* oder *r* einstellen.

Der 17. aufsatz, von K. B. Wiklund führt uns wider aufs finnische gebiet und behandelt die metathesis in lehnww. wie *kilpi* 'schild' gegenüber aisl. *hlíf* 'schirm'.

Erik Björkman untersucht etymologisch awestn. *ákafr* 'heftig', awestn. *fox* 'betrug', awestn. *gá* 'acht haben', aschw. *lekter* 'laie', aschw. *lyra* ein bekleidungs- oder rüstungsgegenstand, schw. *mattram* 'chrysanthemum parthenium' und neuengl. *reel* awestn. *hræll* 'weife, schiffchen'.

An 19. stelle steht Hugo Pipping, der die inschrift auf dem stein von Pilgård also liest und deutet

(b)i(ar)faa : statu : sis(i) stain
hakbiarn : bruþr
ruþuisl : austain : (i)mu(i)r
isaf(a) : sta(i)n(a) : stat(a) : aft : r(a)f(a)
su(þ)fur(i :) ru(—)s(t)aini : kuamu
uitiaifur : uifil
bauþum,

oder in umschrift: *Biarfán steddu* [*sisi?*] *stain Hegbiarn brýðr Róðuisl, Oystainn,* —, *es afa staina stedda aft Rafn suð fyri Rufstaini* [*Róðstaini?*] *Kuámu vítt í Aifur. Vífill bauð um* das heisst: glänzend(en) errichteten [— —?] stein Hegbiarn und seine brüder Roþuisl, Oystain [—?], die steine errichtet haben nach (zu ehren) Rafn südlich beim Rufstein. Sie kamen weitreisend zu Aifur. Vifill gebot es.

Sodann folgt Elof Hellquist mit erklärungen folgender nordischer wörter und namen: 1. isl. *hara* 'anstieren' (Skírn. 28[8]). — 2. *Hǫrn* als beiname Freyjas. — 3. *Histret* (ortsname in Hvena socken, Kalmar län). — 4. schw. *jute, jutar* 'fischadler'. — 5. schw. *kavat* 'hoffärtig'. — 6. *Uppsalir.*

An 26. stelle bringt L. Fr. Läffler einen langen aufsatz mit beiträgen zur erklärung der inschrift auf dem stein von Rök. L. liest die versteckschrift auf der oberseite so: *biari͡i auiu is runimąþr,* diejenige der ersten zeile auf der hinteren breitseite liest er wie Bugge, die inschrift in älteren runen in der unteren und der äusseren zeile links auf der rückseite *sagum mógmenni, hwæim sei borinn niðR drængi,* die versteckschrift der 3. querreihe von unten der rückseite liest L. *ewp* d. i. *æ upp* 'immer aufwärts' und sieht sie als einen schlüssel für die ganze inschrift an; die versteckschrift der einen schmalseite heisst ihm *Ioulfr bini ithur* 'Odin segne euch'. Ohne hier des näheren auf Läfflers beiträge zur deutung dieser wichtigen inschrift eingehen zu können, glaube ich sagen zu dürfen, dass sie mir sehr plausibel erscheinen.

S. 217 fgg. behandelt O. F. Hultman eine anzahl von fällen, wo die nschw. durchgeführte vocaldehnung schon aschw. durch doppelschreibung ausgedrückt war oder wo die aschw. überlieferung, wenigstens dialektisch, den vocal gedehnt zeigt, während die reichssprache kurzen vocal und langen consonant hat (z. b. *aal* 'alla') und teilt sie dann nach dialektgebieten ein.

Das schw. wort *gräs*, dä. *græs* 'gras' erklärt Eilert Ekwall s. 246 fgg. als einen (collectiven?) neutralen *ja*-stamm, und Tore Torbiörnsson bringt s. 255 fgg. unter dem titel Slaviska och nordiska etymologier 1. russ. *gvozdь* 'zapfen, nagel' und schw. *krast, kvist,* 2. russ. *vérša* 'reuse' und norw. *ryyse,* 3. schw. *hals* und abulg. *kolo* 'rad' zusammen.

Der nächste aufsatz bringt eine 'litteratursprachliche monographie' von Ruben G:son Berg über den prolog zu Atterboms Phosphorus, mit dem die romantik ihren einzug in Schweden hielt.

S. 274 fgg. bringt Otto von Friesen ein paar beiträge zu dem sprachgeschichtlichen problem, wie sich das gemeinnordische *ǫ* im schwed. entwickelt hat und weist an *dråg* 'langgestreckte senkung im felde, talsenkung' und *såg* 'säge' nach, dass wenigstens im mittleren Schweden *ǫ* > *å* geworden ist.

Elis Wadstein liest s. 282 fgg. die inschrift auf dem II. Vedelspangstein: *ąsfriþr* : *karþi* | *kubl* : *þausi* : *tutiR* : *uþinka|u|rs* : *ąft* : *siktriuk* : *k|unuk* | : *sun* : *sin* : | : *auk* : *knubu* :

Dann kommt wider eine litteraturhistorische arbeit, nämlich über das Samsonlied, von O. Klockhoff, dem wir schon so viele arbeiten über das nordische volkslied verdanken. Hier kommt er zu dem schlusse, dass dieses lied zwar im norden, wahrscheinlich in Dänemark entstanden ist, aber nichts originelles enthält als den namen des helden Samson, der vielleicht aus der schwedischen übersetzung der Thidrekssaga stammt, während die liedstrophen alle andern liedern entnommen sind.

Der 29., lange, aufsatz von Oscar Almgren führt uns aufs gebiet der culturgeschichte und vergleicht die begräbnisgebräuche der wikingerzeit in der altnordischen litteratur mit dem, was die altertümerforschung uns darüber an die hand gibt. Es wurden die leichen in der regel nicht mehr verbrannt sondern begraben, und zwar hat das christentum auch die *haugar* abgeschafft, wie A. auf grund ausgedehnter studien nachweist.

Ernst A. Meyer bringt angaben über die dauer der deutschen vocale, in der hauptsache genommen aus messungen seiner eignen aussprache im 'hiesigen' physiologischen institut.

V. Gödel behandelt natürlich seine domäne: altwestn. litteratur in Schweden, und zwar bringt er alles bei, was an nachrichten über die 1697 oder 1702 verbrannte Orms bók Snorrasonar vorhanden ist.

Im 32. aufsatze weist Bengt Hesselman aus der vergleichung der schreibung in wörterbüchern des 16. und 17. jh. nach, dass damals in Schweden das sogenannte *rikssprâk* noch lange nicht einheitlich war, wenigstens in bezug auf die dehnung alter betonter kürzen in offener silbe.

August Schagerström bringt ein paar beiträge zur volkskunde, nämlich geschichten aus Gräsön i norra Roslagen von vorboten (*råd*), drachen und *mjölingar*, d. h. lebendig ausgesetzten unehelichen kindern, die nun nach ihrer mutter rufen und sie, wenn sie sie erwischen, tot saugen.

Im 34. aufsatze bringt Sven Lampa zahlreiches material bei zu der oft recht verwickelten strophenbildung in der schwedischen dichtung des 15. jh., die also durchaus nicht auf den knittelvers beschränkt war, wenngleich dieser die bei weitem vorherrschende versform darstellte.

S. 410 fgg. sucht J. Reinius zu beweisen, dass das wort *gosse* eine entstellte lockform des wortes *gris* sei. Bei aller besonnenheit seiner beweisführung kommt mir seine erklärung doch etwas gesucht vor.

Sehr lehrreich für vergleichende sprachgeschichte der neueren zeit ist K. H. Waltmans aufsatz mit dem erst etwas befremdlichen titel *Nordiska aksentformer i gäliska.* Durch genaue beobachtung eines aus Aviemore im östlichen teile der grafschaft Inverness stammenden herrn stellt nämlich Waltman fest, dass das dortige keltische idiom unzweifelhafte parallelen zur schwedischen accentuierung besitzt. Doch scheinen die verschiedenen accentarten nicht wie im schwedischen historisch, sondern rein phonetisch nach der quantität und umgebung der vocale verteilt zu sein.

Ewald Lidén untersucht die noch nicht genügend erklärte etymologie von got. *hrōt*, aisl. *hrót* (nur in kenningar) 'dach' und kommt zu dem überraschenden ergebnis, dass es das gleiche etymon enthält wie neupers. *sarāy* 'palast', das, durch türkische vermittlung als lehnwort zu uns gekommen, mit dem offenbar echt romanischen *sérail, serraglio* usw. zusammengefallen ist. Idg. grundform ist **k̑rōdo* oder **k̑rādo*.

Odal Ottelin untersucht s. 435 fgg. die anwendung des suffigierten artikels im Codex Bureanus (Holm. A 34), dessen genaue bearbeitung ja überhaupt Ottelins gebiet ist.

Otto Lagercrantz gibt ein paar worterklärungen, in denen er gotisch *gōþs*, aisl. *góðr* usw. mit *χᾶïος* = *ἀγαθός* in Aristophanes' Lysistrata, ahd. *hrind* mit kretisch *τὸ καρταῖπος*, *τὰ καρτάποδα* zusammenbringt, offenbar nicht mit unrecht.

K. F. Johansson bringt einen wichtigen beitrag zur gotischen grammatik, indem er die nominalzusammensetzungen dieser sprache untersucht und in die kategorien der altindischen grammatiker einordnet.

Den schluss macht Hjalmar Psilander mit einem kleinen beitrag, in dem er vorschlägt, Alvíssmǫl 1[6] für *heima* einzusetzen *heimo* 'uxorem', das er aus einem citat in Mätzners Mittelenglischem wörterbuch s. v. *heme* erschliesst. Alv. 1[6] *heimo scal at huíld* (= *í huíld*) *nema* würde dann heissen 'in ruhe (nicht übereilt) soll man ein weib nehmen'.

Hinter den abhandlungen steht ein wortregister in zwölf spalten, das gewiss dem etymologen recht willkommen ist. Aber warum müssen diejenigen, die sich um andere abteilungen dieser reichhaltigen schrift bekümmern, auf ein register verzichten? Gerade solch ein sammelband würde durch ein vollständiges sachregister erst richtig brauchbar.

Wenn auch nicht alle zweige und nebenfächer der germanistik in diesem buche gleich stark vertreten sind, wenn z. b. für die volkskunde gegenüber der etymologie fast gar nichts abfällt, so ist doch diese auch äusserlich vortrefflich ausgestattete festschrift nicht nur ein beweis für die verehrung, deren sich Noreen bei seinen freunden und schülern erfreut, sondern auch für alle germanisten, besonders scandinavisten eine recht willkommene fundgrube der belehrung und anregung.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

K. Marbe, Über den rhythmus der prosa. Vortrag, gehalten auf dem I. deutschen congress für experimentelle psychologie zu Giessen. Giessen, Rickes verlagsbuchhandlung 1904. 37 s. 0,60 m.

Marbe hat den anfang von Goethes „Rochusfest" und Heines „Harzreise" in bezug auf die häufigkeiten der rhythmischen formen statistisch verglichen und die erhaltenen sätze (s. 28) an andern textproben erhärtet. Dass die sehr unbestimmten ergebnisse zur echtheitsprüfung (s. 33) brauchbar sind, muss vor der hand bezweifelt werden. Eine „universelle kenntnis des prosarhythmus der nhd. sprache" (s. 32) muss noch auf ganz andern fundamenten aufgebaut werden: die abstufungen der accente sind mindestens so wichtig wie die verteilung, und wichtiger als beides die individualisierung nach poetischer oder lediglich berichtender prosa, pathetischen momenten usw.

Der verf. hat von der allerdings geringfügigen litteratur zum prosarhythmus nur das wenigste benutzt, besonders hätten Reichels arbeiten wie auch Piersons

älteres, doctrinäres, aber scharfsinniges werk ihm von wert sein können. Was sich jetzt ergibt, scheint mir — der ich freilich immer mehr zum statistischen ketzer werde — nur sehr umständlich dinge zu erweisen, die sich bei der lektüre (nach Marbes eigenem bericht s. 3) ohne weiteres bemerkbar machen.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Dr. H. J. E. Endepols, Het decoratief en de opvoering van het middelnederlandsche drama, volgens de middelnederlandsche tooneelstukken. Amsterdam, van Langenhuysen 1903. XII, 139 s.

Diese schrift ist nach einem begleitwort als (Leidener?) doctordissertation anzusehen, obwol sie nicht in der gewohnten weise äusserlich als solche gekennzeichnet ist. Sie untersucht, hauptsächlich aus den stücken selbst heraus, wie der verfasser betont und ja auch im titel ausspricht, „wie die mittelalterliche bühne beschaffen war, welche decorationen, welche costüme zur anwendung kamen, und auf welche weise gespielt wurde". Die untersuchung schliesst auch das 16. jh. ein; mit dem 17. jh. beginnt ja in den Niederlanden eine neue epoche der litteratur. Eine willkommene beigabe erhalten wir in einigen abbildungen.

Die mehrstöckige bühne war jedesfalls nicht, wie viele das gemeint haben, das gewöhnliche. Allerdings sind solche bauten vorgekommen, aber sicher bezeugt sind sie eigentlich nur für die prunkdarstellung lebender bilder. Daneben gab es auch bühnen auf wagen, gelegentlich mag auch unmittelbar auf den plätzen, auf denen 'stände' errichtet gewesen sein mögen, gespielt worden sein; das gewöhnliche war jedoch die auf dem markt- oder kirchenplatz aufgeschlagene erhöhte estrade ('das stellagensystem'), auf der die verschiedenen localitäten neben- oder hintereinander lagen. Wenn in den stücken von oder nach oben oder unten gesprochen wird, so erklärt sich das genügend daraus, dass z. b. der himmel etwas über die andern örtlichkeiten erhöht war, und die hölle oder der tartarus sich unter der bühne befanden oder zu denken waren. Die bühnenbauten zeigten die grösste verschiedenheit untereinander, sie waren nur für kurze zeit berechnet und wurden nach dem gebrauch gleich wider abgebrochen, ausserdem hatten sie sich den ortsverhältnissen und dem jedesmaligen stücke anzupassen. Anderseits stimmten sie doch auch alle wider untereinander überein. Wir haben im allgemeinen auch hier die 'Terenzbühne', und das publicum lässt sich hier so wenig, wie irgendwo anders dadurch stören, dass die entlegensten plätze sich unmittelbar nebeneinander befinden und zu gleicher zeit sichtbar sind. Die erste hälfte eines reimpaares wird in Sicilien, die zweite in Damascus gesprochen. Doch hat man daneben auch scenenveränderungen hinter geschlossenen gardinen gekannt. Von gardinen wurde überhaupt ein reichlicher gebrauch gemacht, um einzelne teile der scenerie für die zuschauer zu öffnen oder zu schliessen. Manchmal deuteten sie durch bemalung die tür oder sonst etwas von der räumlichkeit an, die sie abschlossen. Oft waren aber die häuschen, auch hier die gewöhnlichste ausstattung der bühnen, mit wirklichen türen, klopfern und fenstern versehen, und man sah also auf natürliche weise ein teil von dem was in denselben, oder innerhalb von kirchen, gefängnissen und lusthäusern vorging. Städte, wälle und dergleichen wurden durch bemalte bretter vorgestellt, aber anderes, wie einzelne bäume oder gebüsche, auch naturalistischer wirklich auf die bühne gebracht oder wenigstens mit zweigen oder pflanzen angedeutet. Zweifellos sind wirkliche fontänen auf der bühne vorgekommen, und die bewegte see, vielleicht sogar mit einem schiffchen darauf, war nicht

immer bloss durch einen bemalten hintergrund angedeutet, sondern es wurde auch wirkliches wasser zu lebendigerer vorstellung verwendet. Wenn in einem stück Kaukasus, Parnass und Olymp aufeinandergetürmt werden, so haben wir uns dabei die anwendung loser decorationsstücke vorzustellen. Donner, regen und andere naturerscheinungen wurden realistisch nachgeahmt. Diesen grösseren aufwand an decoration haben wir uns hauptsächlich bei kirchlichen, romantischen, classischen und allegorischen spielen, also beim ernsten drama, zu denken; das lustspiel begnügte sich mit grösserer einfachheit, in der regel mit einem häuschen und der anliegenden strasse. Wurde es als zugabe zu einem ernsten stück gespielt, so benutzte man dafür den vordergrund der bühne.

In den costümen wurde häufig grosser prunk entfaltet. Besondere elemente kamen hier hinzu einerseits durch die allegorischen figuren in den spielen, anderseits durch die götter und helden der classischen stücke mit ihren griechischen und römischen oder vermeintlich griechischen und römischen gewändern. Die allegorischen figuren waren häufig mit bezeichnenden emblemen versehen — zur not halfen auch aufschriften —, die zum teil feststehender art waren. Masken, falsche bärte, haare und nasen und schminke gelangten zur verwendung, auch falsche brüste, wenn, wie gewöhnlich, frauenrollen durch männer dargestellt wurden. Dass frauen selber auftraten ist für die spätere zeit, auch von lebenden bildern abgesehen, nicht ganz ausgeschlossen. Lose decorationsstücke wurden ausser den schon genannten in grosser zahl gebraucht: möbel und anderes hausgerät, bewegliche wolken, visionen, dargestellt durch auf- und abgezogene gemälde, winden zum bewegen von engeln, göttern und dergleichen. Auch tiere kamen auf die bühne, zum teil lebend, zum teil dargestellt durch echte oder nachgemachte felle, in die personen eingeschlossen waren.

Die stücke waren in der regel mit prolog und 'nachprolog' versehen, die von einem besonderen prologsprecher oder einer person aus dem stücke gesprochen wurden. Manchmal gestalten sie sich selbst wider dramatisch mit verschiedenen rollen. Schon seit der ältesten zeit lässt sich nachweisen, dass die spieler die scene vollständig verliessen; in anderen fällen mögen sie sich aber auch darauf beschränkt haben, in den hintergrund zu treten. Im übrigen stösst man sich auch hier noch nicht am unmotivierten auf- und abtreten der spielenden personen. Es scheint, dass man auch den ersten reim eines gebrochenen reimpaares als stichwort für das auftreten benutzt hat. Bei längeren stücken ergaben sich von selbst pausen (wie weit dachte man dabei an eine innerliche motivierung?), wobei man grössere und kleinere unterschied; bei kürzeren spielen geht es aber auch ohne pause sogar über zwischenräume von jahren hinweg.

Wenn nun Endepols zu den schauspielern kommt und seine besprechung mit den worten beginnt „soweit wir wissen, kannte man vor dem ende des mittelalters wenig berufsschauspieler“, so ist das vielleicht zu viel gesagt. Man war doch von so manchen seiten her, von den 'spruchsprechern', den vaganten, den 'gesellen von dem spiele' (s. Jonckbloet, Geschiedenis der nederl. letterkunde II, 350) so nahe an das gelangt, was wir berufsmässiges schauspielertum nennen mögen, dass E.s behauptung für das 15. und 16. jh. nicht mehr so ganz zutreffen dürfte. Doch hat er jedesfalls recht mit der annahme, dass in den stücken sehr viele personen auftraten, die das publicum im täglichen leben als ehrsame bürger kannte. Aber auch bei ihnen ist eine treffliche übung in der kunst vorauszusetzen, bei der auch auf die mimik viel wert gelegt wurde. In einer vorliebe für plastische gruppen, die nicht nur im eingang der stücke, sondern auch mitten drin angebracht wurden, macht sich der

einfluss der oft dargestellten lebenden bilder bemerkbar. Gewisse scenen sind mehr oder weniger stereotyp ausgebildet, besonders solche komischer art, wie schlemmereien und prügeleien, weiter aber z. b. auch das klopfen an der tür, bittende kniefälle, das vorlesen eines briefes. Eine ganz hervorragende rolle spielen die lustigen, oft zugleich allegorischen, personen, und in manchen zügen, die der verfasser von ihnen beizubringen hat, erkennen wir sofort unsere heutigen circusclowns und figuren unserer puppenspiele wider, wie z. b. auch in dem witz, eine anscheinend zu den zuschauern gehörige person mit ins spiel zu ziehen[1]. Einzelne scenen setzen eine fast taschenspielermässige geschicklickkeit der spielenden voraus. Bei anderen sind zweifellos auch mechanische hilfsmittel zur anwendung gekommen. Wie weit man zu jener zeit in dieser hinsicht war, wird durch die schilderung einer schaustellung beim feste 'le voeu du faisan' zu Rijssel 1453 anschaulich gemacht.

Zum schluss dieses capitels wird die frage erörtert, ob auch lesedramen für die zeit angenommen werden dürfen, und die bereits an einer früheren stelle geäusserte vermutung wider aufgenommen, dass einzelne der in betracht kommenden stücke auch mit marionetten gespielt sein könnten. Den übrigen besser begründeten darlegungen gegenüber schwebt diese hypothese doch zu sehr in der luft.

Das schlusscapitel erörtert kurz die rolle von instrumental-, vocalmusik und tänzen im drama, nachdem schon vorher über zwischenactsmusik geredet war. Neben chorliedern und coupletartigen gesängen sind auch refrainlieder, deren refrain auch wol vom publicum aufgenommen wurde, und duette zu nennen. Die schon vorher als beliebt erwähnten gruppierungen gestalteten sich zuweilen weiter aus, so dass vollständige lebende bilder, zum teil auch mit musikbegleitung, in die stücke eingeschoben wurden.

Das ergebnis seiner fleissigen untersuchungen fasst E. in folgenden worten zusammen: das geringschätzige urteil über die geschicklichkeit der mittelalterlichen regisseure muss berichtigt werden. Wenn diese natürlich auch nicht mit den regisseuren des 20. jahrhunderts wetteifern können ....., so verstand es doch die mittelalterliche regie auch hierzulande landschaften mit gewässern, auf denen schiffe fahren konnten, darzustellen, brachte den himmel und die hölle, städte mit kirchen, häusern und gefängnissen auf die bühne, kannte einrichtungen, mit denen man engel fliegen, wolken schweben, fontänen springen, drachen feuer speien und kreuzbilder bluten liess. Und dann die costüme! Die prachtgewänder gottes und seiner heiligen oder der allegorischen prunkgestalten waren trotz dem anachronistischen, das sie kennzeichnete, von einer pracht und gediegenheit, deren die garderobe mancher heutigen truppe sich nicht rühmen kann.“ Daneben hebt er noch einen anderen punkt hervor: wenn auch durch die renaissance zwischen dem mittelalterlichen und dem niederländischen drama des 17. jhs., was den inhalt betrifft, der faden zerschnitten ist, so bleibt doch inbezug auf die inscenierung ein zusammenhang zwischen beiden anzuerkennen.

Gleichzeitig mit dieser dissertation ist die preisschrift des P. Expeditus Schmidt „Die bühnenverhältnisse des deutschen schuldramas und seiner volkstümlichen ableger im 16. jh.“ (Munckers Forschungen zur neueren litteraturgeschichte XXIV, Berlin 1903) erschienen. Es muss einem sofort der grosse unterschied in den ergebnissen beider arbeiten auffallen. Man sehe gegenüber dem eben mitgeteilten endurteil Endepols über die mittelalterliche bühne, der als einen ihrer wesentlichen zwecke stets auch

1) Es wäre interessant genug, einmal zu untersuchen, wie viel einzelheiten der heutigen clowns sich auf mittelalterlichen und damit zum teil auf noch älteren ursprung zurück führen lassen.

die befriedigung der schaulust zu betonen hat, wie der P. Schmidt nachdrücklichst den declamatorischen grundcharakter, die einfachheit der bühnenverhältnisse betont, wie er immer geneigt ist, bloss „gesprochene declamationen“ anzunehmen. Der unterschied erklärt sich und rechtfertigt sich auch ja allerdings dadurch, dass P. Schmidt im wesentlichen das schuldrama, Endepols aber das volksdrama untersucht, zwei dinge, die inbezug auf ihren ausgangspunkt, ihre zwecke und vor allem auch ihre geldlichen mittel weit voneinander abstehen. Aber vielleicht liegt der unterschied doch einigermassen auch daran, dass beide verfasser ihre ansicht etwas allzusehr zugespitzt haben. Auf welcher seite dann am meisten das zuviel zu suchen ist, könnte ich nicht entscheiden. Doch macht wol im ganzen die arbeit von Schmidt etwas mehr den eindruck, von einem nüchternen und objectiv abwägenden urteil getragen zu sein. Er hat uns z. b. realistischer gezeigt, wie seine schauspieler auf- und abtreten als Endepols. Er hat auch den ja prosaischen aber doch sehr wesentlichen gesichtspunkt im auge, mit welchen geldlichen mitteln seine leute zu arbeiten hatten. Bei E. erfahren wir nichts darüber, und soweit es sich nicht um die festspiele bestimmter vereine handelt, wissen wir nicht, wie die kosten für die aufführungen bestritten wurden. Dieser wirtschaftsgeschichtliche gesichtspunkt wäre aber nicht unwichtig, wenn wir abschätzen sollen, was wir an aufwand für die bühneneinrichtung und die sonstigen darstellungsmittel als wahrscheinlich oder möglich ansehen dürfen.

Möge mir der verfasser gestatten, noch zwei äusserliche kleinigkeiten zum besten der leser seiner künftigen schriften zu erwähnen. Das eine betrifft seine art zu citieren, wobei er vergisst, dass der leser die dinge nicht so im kopfe hat wie er selber. Er gebraucht die verschiedensten und darunter recht unzweckmässige abkürzungen für ein und dasselbe buch und bezeichnet öfters auch die bücher ganz ungenügend. Zum zweiten wendet er ältere termini im text an, ohne sie als solche zu kennzeichnen. Die meisten leser werden sich den kopf zerbrechen, was *toogen* (auch *toochen* geschrieben; d. h. etwa 'lebende bilder') oder *sinnekens* (allegorische und meist komische figuren) eigentlich sind, bis sie gelegentlich aus dem zusammenhang einigermassen ersehen, was sie darunter zu verstehen haben.

BONN. J. FRANCK.

J. Czerny, Sterne, Hippel und Jean Paul. Ein beitrag zur geschichte des humoristischen romans in Deutschland. (Forschungen zur neueren lit.-geschichte hrg. von F. Muncker. XXVII). Berlin, Alexander Duncker 1904. VI, 86 s. 2,20 m. (subscriptionspreis 1,55 m.).

Diese aufmerksame, wenn auch nicht eben an eigenen gedanken reiche arbeit verfolgt die stileigenheiten des sentimentalen humors von seinem begründer Laurence Sterne zu Hippel und beider schüler Jean Paul. In der langsamen befreiung von diesen mustern sieht er die grundlinie der entwickelung des schriftstellers Jean Paul, dessen kunst deshalb für ihn in den „Flegeljahren“ gipfelt.

Die unwahrscheinlich gemischten charaktere wie Victor (s. 81), die neuerdings Volkelt psychologisch zu rechtfertigen versucht hat, sind nach Czernys gewiss zutreffender ansicht nicht durch berufung auf die seelische mischung des dichters zu verteidigen, weil es diesem selbst mit der empfindsamkeit nicht so ernst war, wie seinen helden. Dagegen wird das zwingende in der seele eines bedeutenden autors doch zu gering angeschlagen, wenn der verf. schliesslich (s. 86) alle ältere art Jean Pauls lediglich auf „falsche theorien“ zurückführt: die ästhetischen fehlerquellen, aus

denen für uns so viel ungeniessbares bei ihm erfliesst, waren doch eben auch in einem naturell begründet, dessen antithesen Fr. Th. Vischers bekannte apostrophe an seinen liebling tief und geistreich versammelt.

BERLIN. R. M. MEYER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Arndt, Wilh., Die personennamen der deutschen schauspiele des mittelalters. [A. u. d. t.: Germanist. abhandlungen .. hrg. von Fr. Vogt. 23.] Breslau, Marcus 1904. X, 113 s. 3,60 m.

Beowulf nebst dem Finnsburg-bruchstück mit einleitung, glossar und anmerkungen herausg. von F. Holthausen. I. teil: Texte und namensverzeichnis. [Alt- und mittelengl. texte hrg. von L. Morsbach und F. Holthausen. III.] Heidelberg, C. Winter 1905. VII, 112 s. 2,20 m.

Erzählungen, fabeln und lehrgedichte, Kleinere mittelhochdeutsche. I. Die Melker handschrift, hrg. von Alb. Leitzmann. Mit einer tafel in lichtdruck. [A. u. d. t.: Deutsche texte des mittelalters hrg. von der Kgl. preuss. akad. der wissensch. IV.] Berlin, Weidmann 1904. XIV (II), 35 s. 2,40 m.

Friedrich von Schwaben, aus der Stuttgarter handschr. hrg. von M. H. Jellinek. Mit einer tafel in lichtdruck. [A. u. d. t.: Deutsche texte des mittelalters hrg. von der Kgl. preuss. akad. der wissensch. I.] Berlin, Weidmann 1904. XXII, 127 s. 4,40 m.

Gottesfreund. — Der Gottesfreund vom Oberland, eine erfindung des Strassburger Johanniterbruders Nikolaus von Löwen, von Karl Rieder. Innsbruck, Wagner 1905. XXIII, 269 + 268 s. und 12 taff. 24 m.

Gutolf von Heiligenkreuz. — Schönbach, A. E., Über G. v. H., untersuchungen und texte. [A. u. d. t.: Sitzungsberichte der Kaiserl. akad. der wissensch. in Wien, phil.-hist. kl. CL.] Wien, Gerold 1904. (II), 129 s.

Hebbel. — Werner, R. M., Hebbel, ein lebensbild. Berlin, Ernst Hoffmann & Co. 1905. (X), 384 s., 1 portr. und 1 facs.

Hellquist, Elof, Om de svenska ortnamnen på *-inge*, *-unge* ock *-unga*. [Göteborgs högskolas årsskrift 1905. I.] Göteborg, Wald. Zachrisson 1904. (II), 263 s. 3,75 kr.

Hrólfs saga kraka. — Die geschichte von Hrolf Kraki, aus dem isländ. übersetzt, erläutert und mit saggeschichtl. parallelen versehen von Paul Herrmann. Torgau, Fr. Jacob 1905. (II), 134 s.

Immermann. — Deetjen, Werner, Immermanns jugenddramen. Leipzig, Dieterich 1904. 200 s. und 1 portr. 5 m.

Kristnisaga, þáttr þorvalds ens víðfǫrla, þáttr Ísleifs biskups Gizurarsonar, Hungrvaka hrg. von B. Kahle. [Altnord. saga-bibl. hrg. von G. Cederschiöld, H. Gering und E. Mogk. XI.] Halle, M. Niemeyer 1905. XXXV, 144 s. 5 m.

Lessing. — Kettner, Gust., Lessings dramen im lichte ihrer und unserer zeit. Berlin, Weidmann 1904. Geb. 9 m.

Rother. — Wiegand, Jul., Stilistische untersuchungen zum König Rother. [A. u. d. t.: Germanist. abhandlungen . . hrg. von Fr. Vogt. 22.] Breslau, Marcus 1904. XI, 209 s. 6,40 m.

Sachs, Hans. — Eichler, Ferd., Das nachleben des Hans Sachs vom 16. bis ins 19. jahrh. Leipzig, Harrassowitz 1904. IX, 234 s. 5 m.

Schrader Otto, Totenhochzeit. Ein vortrag. Jena, Costenoble 1904. (IV), 38 s. 1,50 m.

Seiler, Friedr., Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. I. Die zeit bis zur einführung des christentums. 2. aufl. Halle, Waisenhaus 1905. XXV, 118 s. 2,20 m.

Stifter. — Kosch, Wilh., Adalbert Stifter und die romantik. [Prager deutsche studien hrg. von Carl v. Kraus und Aug. Sauer. 1. heft.] Prag, Carl Bellmann 1905. (VIII), 123 s.

Wernher, Bruder. — Schönbach, A. E, Beiträge zur erklärung altdeutscher dichtwerke. IV. Die sprüche der Bruder Wernher. VI. [A. u. d. t.: Sitzungsberichte der Kaiserl. akad. der wissensch. in Wien, phil.-hist. kl. CL.] (II), 106 s.

Wernher der gartenære. — Helmbrecht, ein oberösterreichisches gedicht aus dem 13. jahrh., übertragen von dr. Konrad Schiffmann. Linz, selbstverlag 1905. 69 s.

NACHRICHTEN.

Die 48. versammlung deutscher philologen und schulmänner wird von dienstag den 3. october bis freitag den 6. october 1905 in Hamburg stattfinden. Als obmänner der germanistischen section fungieren professor dr. K. Dissel in Hamburg (Innocentiastr. 32), geh. regierungsrat professor dr. H. Gering in Kiel (Hohenbergstr. 13) und oberlehrer dr. G. Rosenhagen in Hamburg-Hamm (Meridianstr. 8).

Am 27. december 1904 verstarb zu Halle a. S. professor dr. Hugo Holstein, vormals director des gymnasiums zu Wilhelmshaven (geb. am 22. februar 1834 zu Magdeburg), ein langjähriger treuer freund und mitarbeiter unserer zeitschrift; am 4. april 1905 zu Wien der ordentl. professor der german. philologie, hofrat dr. Richard Heinzel (geb. 3. nov. 1838 zu Capo d'Istria).

Der ordentl. professor dr. Herm. Baumgart in Königsberg wurde zum geh. regierungsrat ernannt; der privatdocent dr. Joh. Schatz in Innsbruck zum extraordinarius befördert; der privatdocent dr. Franz Saran in Halle a. S. erhielt den professortitel.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DEN URSPRUNG UND DIE ENTWICKLUNG DER NIBELUNGENSAGE[1].

Einleitung.

§ 1. Die sage von Hagens tod und ihre nächsten verwandten.

Ein teil dieser studien schliesst sich an einen aufsatz im 47. bande der Zschr. f. d. alt. (s. 125—160), wo ich das verhältnis der Nibelungensage zur Finnsage und die bis zu einem gewissen grade daraus zu erschliessende ältere gestalt der ersteren besprochen habe, an. Die resultate mögen, soweit sie den ausgangspunkt für das folgende bilden, hier kurz widerholt werden. Es hat sich dort ergeben, dass die sage von dem ende der Nibelunge ihren grund nicht ausschliesslich in der historischen überlieferung von dem untergang des burgundischen reiches hat, sondern dass die Burgunden in die fertige sage aufgenommen sind. Die möglichkeit besteht, die alte sage in ihren hauptzügen zu reconstruieren, wenn man die jüngeren züge entfernt und nur das behält, was zur inneren structur der sage gehört. Dabei können die parallelen überlieferungen von Finn, in geringerem grade auch die von Sigmund, ihre dienste beweisen.

Die grundform ist: Attila[2] hat Hagens schwester Grímhild oder Guðrún[3] zur frau. Er lädt seinen schwager zu sich ein, überfällt aber seinen gast in der hoffnung, dessen schatz in seinen besitz zu bekommen, und tötet ihn. Bald wurde auch erzählt, dass seine frau ihren bruder rächt.

Die hauptsächlichsten abweichungen von den historischen tatsachen sind: 1. Hagen ist der könig. Das ist nicht mehr die auffassung der quellen. Durch die verbindung mit den Burgunden ist Hagens ursprüngliche stellung verdunkelt, aber an zahlreichen stellen erscheint er noch als die hauptperson. 2. der überfall findet in Attilas land statt. 3. der name Nibelunge. 4. (in der nordischen überlieferung) die geringen

1) Eddalieder sind nach Bugge, das Nibelungenlied nach Bartsch citiert.

2) Mit diesen namen deute ich Hagens feind in der alten sage, für den später Attila eingetreten ist, an.

3) Über diesen namen s. § 30.

zahlenverhältnisse, die keineswegs eine willkürliche änderung der dichter der Atlilieder zu sein brauchen.

Von diesen zügen werden 1. 2. 4. durch die Finnsage bestätigt. Mit dieser hat die Nibelungensage noch andere berührungen. Solche sind der tod eines sohnes der Hildeburh-Grímhild; namentlich aber die nachtwachtscene. Unter mehreren vollständig gleichen einzelheiten fällt hier der waffenbruder des königs (Hnæfs genosse — Volker) auf. Das weist auf längere zeit fortgesetzte gemeinsame entwicklung. Die deutsche sage hat die erinnerung an Hagens genossenschaft mit Volker, auch nachdem er die burgundischen könige neben sich, bald über sich bekommen hat, treu bewahrt. In der skandinavischen tradition ist Volker scheinbar vergessen, aber Gunnarr tritt Hǫgni gegenüber in eine ähnliche stellung. Als verhältnismässig jung, obgleich älter als die mehrzahl der übrigen combinationen, namentlich die mit den Burgunden, erweist die Finnsage den zug, dass Grímhild an der rache für ihre brüder teilnimmt. Nach der Finnsage zu urteilen, wurde diese ursprünglich von des königs mannen besorgt. Doch ist die selbständige entwicklung des motivs in der Sigmundsage zu beachten. Diese sage ist eine andere variante der Hagensage. Später durch einen genealogischen anschluss in die vorgeschichte der Nibelungensage aufgenommen, steht sie anfänglich in einigen punkten etwas weiter ab. Aber doch finden wir auch hier: die schwagerschaft der feinde, die verräterische einladung, den überfall, die rache durch die frau. Eine ähnlichkeit mit der Nibelungensage in ihrer contaminierten gestalt bildet die mehrzahl der brüder (in der Sigmundsage sind es zwölf). Ein unterschied ist, dass Siggeir nebst seinen schwägern auch seinen schwiegervater tötet. Einer von den brüdern entkommt und nimmt an der rache teil. Es kommen eine anzahl übereinstimmungen in einzelnen punkten hinzu, die ich a. a. o. s. 130 anm. 1 noch im anschluss an die herrschende ansicht für secundär, nämlich auf beeinflussung der Nibelungensage durch die Sigmundsage beruhend, gehalten habe, von denen aber die meisten auf die periode der gemeinsamen entwicklung zurückgehen werden. Die meisten werden im verlauf dieser untersuchung zur sprache kommen.

Das richtige verständnis der Hagensage[1] muss für die Sigfridsage von grosser bedeutung sein. Hat es eine Hagensage ohne Gunther, d. h.

1) Ich wende die folgenden abkürzungen an: H = Hagensage. H 1 = die geschichte von Hagen und Sigfrid. H 2 = die geschichte von Hagen und Attila. Bu = Burgundensage. S = Sigfridsage. S 1 = dieselbe bis zu Sigfrids berührungen mit Hagen. S 2 = Sigfrids berührungen mit Hagen (also = H 1). Br = Brynhildsage (bezeichnungen für einzelne abschnitte dieser sage s. § 6).

ohne eine dem später sogenannten Gunther entsprechende gestalt gegeben, so gilt dasselbe für die Sigfridsage. Wir müssen aber hier einen neuen weg einschlagen. Denn hier lässt die vergleichung mit der Finnsage und der Sigmundsage uns im stiche. Ob die Finnsage eine vorgeschichte hatte, wissen wir nicht; auf uns gekommen ist eine solche nicht. Die vorgeschichte der Sigmundsage lässt sich zwar in ihrem verhältnis zu der haupterzählung nicht vergleichen, aber sie ist doch lehrreich. Sie zeigt die wirksamkeit desselben principes, das wir auch in der Nibelungensage tätig finden werden, die widerholung eines motivs. Das motiv ist ein einfaches: die feindschaft von schwägern (daneben mit geringer variation feindschaft zwischen schwiegervater und schwiegersohn); durch widerholung und verschiedene combination entstehen neue gebilde. Siggeirr tötet seinen schwiegervater Vǫlsungr und elf schwäger; durch den zwölften schwager wird er darauf getötet. Vǫlsungs grossvater Sigi wird von den brüdern seiner frau ermordet; sein sohn rächt ihn. Mag die geschichte auch verhältnismässig jung sein, sie zeigt uns doch in einer variante von H 2 die widerholung desselben motivs als ein sagenbildendes element.

Die Sigmundsage steht darin nicht allein. Es ist eines der gebräuchlichsten mittel, eine erzählung nach beiden seiten fortzuspinnen. Das beruht zum teil auf dem wunsch, von derselben geschichte immer noch mehr zu erzählen. Aber gewiss hat das auch zum teil seinen grund in historischen verhältnissen. Mord ruft mord hervor, rache rache, und auf verwandtenmord folgt in der regel verwandtenmord. Wenn nach einer fehde zwischen verwandten der friede durch eine hochzeit besiegelt wird, so werden neue verwandtschaftsbande geknüpft, die widerum gebrochen werden, sobald der alte zorn entflammt. Die berühmte rede des alten kriegers an Ingeld (Béow. 2042 fgg.) und ihre heillosen folgen sind nur der poetische ausdruck einer hundertfachen erfahrung. Die poesie in ihrem hang zur symmetrie macht gern die beiden glieder einer aus solchen ereignissen hervorgegangenen doppelerzählung auch in ihren einzelheiten, wozu auch der verwandtschaftsgrad der gegenseitigen feinde gehört, einander gleich. So kehrt in der Skjǫldungensage als stehendes motiv der brudermord wider.

Die geschichte von Hagen macht, auch wenn man sie aus der verbindung mit den Burgunden loslöst, einen durchaus menschlichen eindruck. Etwas übernatürliches ist in ihr nicht zu erkennen. Der name Nibelunge allein kann das nicht beweisen, s. darüber § 29. Attila tötet seinen schwager, um sich des goldes, das dieser besitzt, zu bemächtigen. Der mord wird später gerächt. Nach dem ursprung dieser

geschichte zu suchen, in dem sinn, dass man jahr und tag und stelle anweist, wo sie passiert ist, hat keinen zweck. Sie hat in den historischen verhältnissen der völkerwanderung ihre voraussetzung. Sie ist überall und nirgends geschehen. Nicht die ausserordentliche historische bedeutung, sondern die allgemeinheit des ereignisses ist die ursache der entstehung oder wenigstens der verbreitung der sage. Deshalb kann sie auch überall localisiert werden, in Friesland, in Gautland, in Soest, in Ofen.

§ 2. Die mythische erklärung der Sigfridsage.

Die Hagensage erscheint in der ältesten erreichbaren überlieferung mit der Sigfridsage verbunden. Letztere wird noch stets nach Lachmanns vorgang für eine mythische gehalten. Wenn das richtig ist, so liegt eine heterogene combination vor. Wer das glaubt, muss wenigstens annehmen, dass die verbindung von H 1 (= S 2) mit H 2 eine ziemlich feste gewesen sei. Denn wenn sie nur eine äusserliche war, so konnte durch die secundäre verbindung von H 2 mit den Burgunden die schon im voraus lockere verbindung mit H 1 sehr leicht vollständig gelöst werden. Das ist nicht geschehen.

Aber welchen grund haben wir, die mythische bedeutung von S als eine über jeden zweifel erhabene tatsache festzulegen? Wir leben in einer zeit, wo die zweifel an den mythischen erklärungen namentlich zusammengesetzter sagen sich mehren. Wenn eine solche auffassung der S dennoch bis jetzt eines grossen anhanges sich erfreut, so ist das, wie ich glaube, aus zwei umständen zu erklären. Eine befriedigende lösung des rätsels ist auf einem anderen wege noch nicht gefunden, und andererseits enthält die sage elemente, die die directen merkmale ihres mythischen ursprunges an der stirn tragen: drachen, riesen, zwerge, jungfrauen im zauberschlaf gehören in gewissem sinn zu dem mythischen apparate der erzählungsstoffe. Aber daraus könnte man nur dann schliessen, dass die S in ihrem kern mythisch wäre, wenn man im voraus sicher wäre, dass sie eine einheit bildet, an die sich keine fremden elemente festgesetzt haben. Das ist durchaus nicht von vornherein einleuchtend; im gegenteil lässt die aus vielen verschiedenartigen begebenheiten zusammengesetzte erzählung eher das umgekehrte vermuten. Mythische sagen sind der regel nach einfach. Man vergleiche z. b. Béowulfs beide grosstaten: zwei mythische erzählungen oder vielleicht éine in zwei formen, aber auf keinen fall eine fortgesetzte geschichte; jede erzählung steht für sich und muss von der anderen gesondert erklärt werden, und was von dem helden noch mehr berichtet wird, sind epische zutaten. Und nun sehe man die lange reihe von

Sigfrids taten und erlebnissen. geburt, jugend, drachenkampf, hortgewinnung, brautgewinnung für sich, für Gunther, ehe mit Grímhild, tod durch Brynhilds rache. Das alles oder das meiste davon soll einer einheitlichen mythischen anschauung entsprungen sein. Wenn wir das glauben sollen, so dürfen wir unsererseits erwarten, dass durch die richtige mythische erklärung auch alles verständlich werden wird, dass wir nicht aufgefordert werden, grosse verschiebungen und änderungen, die als die folge der menschlichen auffassung der sage eintraten, anzunehmen, um am ende doch mit einem wichtigen reste absolut unerklärlicher züge sitzen zu bleiben. Um so mehr wird man das verlangen, da mehrere elemente der sage auch ausser dem zusammenhang der S weithin verbreitet sind und zu dem versuch einladen, auf dem wege der analyse zu dem kern der sage durchzudringen.

Für die erklärung solcher züge, die nur in einzelnen quellen belegt sind, hat man auch von jeher diesen weg eingeschlagen. Was die ÞS von der geburt des helden erzählt, hält niemand für einen alten zug der S. Aber bei einem gewissen punkt wird halt gemacht. Was übrig bleibt, darf nur als aus einem einheitlichen mythus entwickelt verstanden werden, wer in der analyse weitergeht, hat keinen sinn für die tiefsinnige bedeutung des mythus. Und doch ist es in gewissem sinne durchaus nebensächlich, ob ein zug in den besten quellen belegt ist oder nicht. Man kann dem ein argument für ein verhältnismässig hohes alter eines solchen zuges entnehmen, aber niemals für dessen absolute ursprünglichkeit. Denn die sage ist jahrhunderte älter als die ältesten quellen, und dieselben kräfte, die man in der historischen zeit an ihrer umbildung und ausbreitung wirksam sieht, muss man sich auch in einem früheren zeitalter als tätig vorstellen.

Von den vielen mythischen erklärungen, die gegeben sind, kommt heutzutage nur noch die, die in S einen tages- oder jahrmythus sieht, in betracht. Nur mit dieser brauchen wir uns also auseinanderzusetzen. Der junge himmelsgott, so lautet sie, tötet am morgen den nebeldrachen, erschliesst den menschen die schätze des bodens, erweckt die schlafende sonnenjungfrau, macht sich die mächte der finsternis dienstbar, gerät aber später in ihre gewalt, muss ihnen die sonnenjungfrau abtreten und wird von ihnen getötet. Die nebeldämonen bemächtigen sich von neuem des schatzes. Bei der auffassung der sage als eines jahreszeitenmythus werden die einzelnen acte in ähnlicher weise aufgefasst, nur das winterdämonen an die stelle von nachtdämonen treten.

Betrachtet man die Sigrdrifasage für sich, so sieht das sehr gut aus. Sigfrid ist der himmelsgott, Sigrdrifa-Brynhild die sonnenjungfrau.

Aber sobald der held mit den Gjúkungen in berührung kommt, schlägt das nicht länger an. Sollen beide flammenritte der skandinavischen überlieferung gelten, was u. a. Vogt angenommen hat, so bedeutet der erste das morgenrot, der zweite das abendrot. Der flammenritt für Gunnarr soll dann mythisch bedeuten, dass die sonne untergeht (resp. dass es winter wird). Die sonnenjungfrau wird also widerum hinter ihrem flammenwall geborgen. Wie kann das mit möglichkeit in einer erzählung, die den helden die jungfrau daraus hervorholen lässt, in ein bild gebracht werden?

Also muss man änderungen annehmen. Die Sigrdrifasage wird nun entweder als ein fremdes element ausser betracht gelassen, oder sie bedeutet wie früher das morgenrot. Die werbung für Gunnarr aber soll züge aus beiden vorstellungen enthalten. Aus dem morgenrot lässt sich z. b. herleiten, dass der held die braut aus dem flammenwall hervorholt und dass er vorläufig noch am leben bleibt, aus dem abendrot aber, dass der nebelfürst die braut zur frau bekommt und dass der held später dennoch ermordet wird. Man kann das auf vielerlei weise variieren. Ich selbst habe gleichfalls in einer verschiebung von motiven eine lösung gesucht (Zeitschr. 35, 322 fg.) und angenommen, die ursprüngliche reihenfolge sei gewesen: a) Sigfrid gewinnt Brynhild für sich; b) er tritt sie dem Gunther ab (unter welchen umständen, das sei nicht mehr zu ermitteln); c) er bekommt dafür Grímhild; d) er wird getötet. Nach der vermenschlichung der mythischen sage wäre b vor a geschoben worden. Ich halte an dieser erklärung nicht länger fest und führe sie nur an, um zu constatieren, dass die mythische erklärung gerade an den entscheidenden stellen mit einer den ganzen mythischen inhalt verdunkelnden verschiebung operieren muss. Man kann ruhig sagen: die zweite hälfte des mythus ist nirgends belegt und wird nur theoretisch angenommen, weil man die erste hälfte für bewiesen hält, und die fortsetzung der erzählung davon nicht trennen will. Der mythische ursprung wird aus anderen datis mit sicherheit geschlossen werden müssen, soll man an ihn glauben. Aus dem flammenritt für Gunther lässt er sich nicht entnehmen.

Ferner kann man fragen: wenn die nebeldämonen Sigfrid töten und sich der Brynhild bemächtigen, so wird doch zwischen diesen ereignissen ein zusammenhang bestehen. Der einzig denkbare zusammenhang aber wäre, dass sie zuerst ihn töten und dann sich der wehrlosen frau bemächtigen, wie auch er erst nachdem er den dämonischen wächter erschlagen, sie befreit hat. Wie kommt es nun, dass die brüder erst lange zeit, nachdem sie — mit seiner hülfe — die braut gewonnen

haben, ihn ermorden? — Ferner: wenn Sigfrids tod den sieg der finsteren mächte — also das ende des tages oder des sommers — bedeutet, was bedeutet dann seine knechtschaft, von der in der mythischen erklärung widerholt die rede ist? Ist diese nicht vollständig überflüssig? — Schliesslich, um nur noch einen besonders wichtigen punkt zu erwähnen: wenn die brüder Sigfrid wegen des schatzes und der braut töten, wie ist dann die vorstellung entstanden, dass dieser durch Brynhilds rache fällt? — Ja, diese vorstellung hat ihren grund in dem an Brynhild verübten betrug. Nun ist nach der mythischen auffassung, der ich in diesem punkte kein unrecht gebe, dieser betrug eine epische änderung. Aber dann ist auch Brynhilds rache episch. Was bleibt dann noch an der ganzen geschichte übrig, das den mythus widergäbe?

Fürwahr, man darf sagen, dass es der mythischen deutung nicht gelungen ist, die Sigfridsage als eine einheit zu erklären. Einen hypothetischen wert muss man ihr zugestehen, solange man keiner besseren deutung auf der spur ist.

I. Hagen und Sigfrid.

§ 3. Die Sigfridsage eine sage von verwandtenmord.

Versuchen wir es mit der analytischen methode. Wir finden in S auf der einen seite mythische, auf der anderen rein menschliche züge. Die aufgabe kann nur sein, die richtige scheidelinie zu ziehen, und zu untersuchen, auf welcher seite der held steht. Ist er ein mythischer held mit menschlichen zügen oder ein menschlicher held, auf den mythische erzählungen übertragen sind?

Rein menschlich ist, was die sage von Sigfrids verhältnis zu Hagen berichtet. Sigfrid hat Hagens schwester — so in der alten sage, die keine Burgunden kannte, und so auch noch in der skandinavischen überlieferung — zur frau, er ist also sein schwager. Hagen tötet Sigfrid, und was sein motiv ist, werden die quellen trotz der vielen änderungen nicht müde uns zu sagen. Hagen begehrt Sigfrids schatz. Wenn etwas feststeht, so ist es dies.

Das ist aber eine vollständige widerholung des Attilamotivs. Da fehlt kein einziger zug. Der eine schwager tötet den anderen schwager, der bei ihm zu gast ist[1], und der zweck ist, sich des schatzes, den dieser besitzt, zu bemächtigen. Der einzige unterschied ist, dass in dem

1) S. darüber § 35.

einen fall der mörder der bruder der frau, der gemordete ihr gemahl ist, während im zweiten fall das verhältnis das umgekehrte ist[1].

Wer die neigung zur widerholung der sagen kennt, wird das nicht für zufällig ansehen. Und doch müsste das ein absoluter zufall sein, wenn Sigfrids ermordung durch Hagen nur ein glied einer mythischen erzählung von dem leben und sterben eines sonnen- oder tagesgottes wäre. Wir erinnern uns, was oben über die sage von Sigmund und seinen ahnen bemerkt wurde. Dasselbe motiv wie dort liegt auch unserer sage zu grunde: schwagermord. Auch hier wird das motiv in der vorgeschichte widerholt (Sigi). Aber der unterschied ist vorhanden, dass bei Hagen die vorgeschichte und die haupterzählung an eine und dieselbe person geknüpft erscheinen. Hagen, der in dieser leidend ist, tritt in jener handelnd auf. Damit ist eine neue, für die Nibelungensage grundlegende form gegeben.

§ 4. Die hauptformen des motivs vom verwandtenmord.

Feindschaft zwischen schwägern und feindschaft zwischen schwiegervater und schwiegersohn sind nahe verwandte motive. Es ist kein zufall, dass Hagen auch im mittelpunkte einer gruppe von sagen steht, die auf letzterem motiv aufgebaut sind. Hier erscheint Hagen als der schwiegervater, also in der rolle, die seinem auftreten als bruder der frau in der Nibelungensage analog ist. Wir erkennen zwei hauptformen: 1. Hagen wird von seinem schwiegersohn getötet. Sein sohn vollzieht später an dem feinde die rache. Das ist die in die Helgisage aufgenommene form. 2. Hagen tötet seinen schwiegersohn und wird von ihm getötet. Das ist die Hildesage. Erstere form lässt sich mit H 2 vergleichen; der schwiegersohn der Helgisage entspricht dem schwager in H 2, die rache durch den sohn entspricht den verschiedenen formen der rache in H 2 und dessen parallelen (Finn, Sigmund). Die zweite form steht der vollständigen Hagensage näher; die verbindung der beiden teile ist aber noch inniger geworden; statt der zwei schwäger erscheint éin schwiegersohn, und die zwei mordtaten werden zu einem gegenseitigen morde. Im grunde sind das alles variationen éines themas.

Ich weiss wol, dass man mir vorwerfen wird, dass ich die verschiedenartigsten sagen zusammenwerfe. Wenn die Nibelungensage und

1) Auch Wilmanns, Der untergang der Nibelunge in alter sage und dichtung s. 2fg. glaubt, dass beiden teilen der Nibelungensage dasselbe motiv zu grunde liegt. Aber er vergleicht Gunthers und Hagens tod mit Regins und Fáfnirs tod und erklärt die ganze sage als mythisch. Diese construction scheint mir der schwächste teil von Wilmanns' arbeit.

die Hildesage aus éiner wurzel entsprungen sind, was soll dann geschieden bleiben? Eine betrachtung wie die hier angestellte scheint die poetische eigentümlichkeit einer jeden sage zu verkennen.

Ich antworte: gewiss hat jede sage ihre poetische eigentümlichkeit, ihre farbe. Aber eben so gewiss ist jede sage aus einfachen motiven aufgebaut. Das, was die poetische farbe einer sage ausmacht, ist nicht ausschliesslich in jenen allgemeinen grundmotiven gelegen, das kann auch auf ihrer eigentümlichen entwicklung beruhen. Es lässt sich nun einmal nicht leugnen: in der Nibelungensage tötet Hagen seinen schwager, später wird er von seinem schwager getötet. Das ist nicht etwas nebensächliches; das ist des pudels kern. In der Hildesage tötet Hagen seinen schwiegersohn und wird von seinem schwiegersohn getötet. Auch das ist das grundmotiv der erzählung. Aber niemand wird behaupten, dass das von hause aus einen so grossen unterschied macht, ob der feind schwiegervater oder schwager heisst. Nach dem germanischen rechte ist es in beiden fällen der mann, der die frau zu vergeben hatte; die einzige frage dabei ist, ob der vater noch lebt. Ist er tot, so nimmt sein sohn seine stellung ein. Daher ist auch in sagen von diesem typus ein schwanken zwischen schwiegervater und schwager nicht ausgeschlossen; wir sahen, dass Sigmund an Siggeirr seinen vater und seine brüder zu rächen hat. Streng genommen gehört von diesem gesichtspunkt aus die Sigmundsage sogar in den Helgi-typus, nicht in den H2-typus hinein, denn Siggeirr hat seinen schwiegervater getötet und wird dafür von dessen sohn gestraft. Dennoch ist man darüber einig, dass die Sigmundsage der Nibelungensage näher als der Helgisage steht. Damit ist zugegeben, dass es keinen grossen unterschied macht, ob in sagen von verwandtenmord der vater oder der bruder der frau auftritt, sondern dass die nähere verwandtschaft der sagen nach anderen kriterien beurteilt werden muss. Wenn nun Hagen in sagen von beiden typen widerholt und stets in derselben rolle auftritt, so scheint mir das zu beweisen, dass diese typen variationen eines einzigen typus sind, und dass dieser grundtypus freilich an mehrere namen, aber doch in einer weit verbreiteten tradition an den namen Hagen geknüpft war. Dieser grundtypus lautet also: Hagen ist der vater oder der bruder einer frau; er kämpft mit dem gemahl dieser frau.

Freilich die motivierung der feindschaft ist in der Nibelungensage eine ganz andere als in der Hildesage. Aber die motivierung ist das secundäre. Gerade wie sich an unverstandene culte sagen knüpfen, wie prähistorische denkmäler, gräber, hämmer, sogar zeichnungen und figuren ausgangspunkte für die entstehung ausführlicher erklärender sagen

werden, so bringen auch die erzählungen von nackten tatsachen ihre eigenen erklärungen und motivierungen hervor[1]. Es ist dasselbe, was Shakespeare tut, wenn er in dem dürftigen berichte einer chronik den stoff zu einer tief psychologischen tragödie findet. Aber erst durch die motivierung wird der eigentümliche charakter einer sage bestimmt. Die einzelnen motive sind die bausteine; aus denselben steinen kann ich eine herberge und ein reichstagsgebäude, sogar eine moschee aufbauen; wenn aber die grundlinien gegeben sind, so ist der charakter des gebäudes bestimmt. Die grundlinien einer sage nun sind die verbindungen der motive und, was damit in engem zusammenhang steht, die motivierungen.

Nicht das ist also das eigentümliche der Nibelungensage, dass Hagen seinen schwager tötet; — das hat sie mit vielen anderen gemein. Auch das nicht, dass das motiv sich widerholt, das geschieht auch in der Vǫlsungensage, sondern, dass es sich auf diese weise widerholt: derselbe Hagen, der seinen schwager tötet, wird nachher von seinem schwager getötet. Darin steht die Nibelungensage allein. Aber noch steht sie dem embryo der Hildesage nahe. Jetzt kommt die motivierung hinzu. Diese folgt schon aus der weise, wie das motiv widerholt wird. Wenn die alten sagen von mord reden, so ist das treibende motiv der regel nach entweder habsucht oder rache. Das zweite motiv nun war hier ausgeschlossen. Denn Grímhilds von ihrem bruder gebilligte ehe mit Attila setzt voraus, entweder dass dieser mit Sigfrid nicht verwandt war, oder dass Sigfrids tod gesühnt war, oder endlich, dass die verdoppelung des schwagermordes noch nicht stattgefunden hatte; Attila konnte also unmöglich Sigfrid zu rächen haben. Die tradition greift daher zu einem anderen motiv, dem des schatzes. Mit dem schatz kommt die begierde. Und diese ist es, die der Nibelungensage ihr eigenes unheimliches gepräge gibt, die sie von allen anderen unterscheidet; an diesem zuge bilden die charaktere der sage sich aus.

Man vergleiche nun die entwicklung der Hildesage. Nicht der kampf zwischen schwiegervater und schwiegersohn ist es, der ihren eigenen charakter bestimmt; — das hat sie mit der Sigmundsage gemein. Mehr bedeutet die gegenseitige tötung der helden, aber diese ist schon das product einer langen entwicklung. Den ausgangspunkt der sonderentwicklung bildet hier gewiss die auffassung der ehe, von der die rede

1) Man vergleiche das von Mannhardt mitgeteilte beispiel, wie das spielen einer choralmelodie in einer tanzstube binnen wenigen wochen die sage von dem teufel, der ein tanzendes mädchen zur hölle hinabführt, neu belebte (angeführt nach Feilbergs darstellung Dania II, 97 fgg.).

ist, als einer entführung. Von selbst ist das nicht gegeben. Siggeirr bekommt Signý mit Vǫlsungs zustimmung; dennoch kommt es später zu feindseligkeiten. Aber in der grundform lag doch ein anlass zu einer solchen auffassung. Man beachte, dass im gegensatze zu der Sigmundsage die feindseligkeiten von dem vater ausgehen. Was kann einen vater bestimmen, den mann seiner tochter zu befehden? Die antwort, die die sage gibt, lautet: dass er ihn nicht zum schwiegersohn haben will. Das verhältnis zwischen vater und tochter, der regel nach inniger als zwischen bruder und schwester, die jugend des paares lenken die aufmerksamkeit von dem motiv der habsucht ab, dem der unerlaubten liebe zu. Hier gibt es nun zwei stadien der entwicklung. Entweder wird die braut dem vater abgenötigt, wobei dieser im kampfe umkommt, — so in der Helgisage — oder nach der zustimmung des vaters wird nicht einmal gefragt; der junge held nimmt die frau einfach mit, der vater zieht ihm nach, und es kommt zur schlacht; das ist die Hildesage. Damit wird natürlich die möglichkeit zahlreicher berührungen und beeinflussungen von fremden sagen nicht geleugnet, aber es verdient doch beachtung, dass die bedingungen für eine selbständige entwicklung in dieser richtung vorhanden waren. Um fragen, die sich von selbst ergeben, zu beantworten, greift man nach landläufigen motiven. Aus der auffassung der ehe als einer entführung kann man nun auch die verschmelzung zweier kämpfe zu éinem erklären. Das motiv der entführung lässt sich schwerlich widerholen. Wenn Hagen den entführer seiner tochter tötete und von dem entführer seiner tochter getötet wurde, so lag die identificierung der beiden entführer sehr nahe, und sie kann sogar zugleich mit der verdopplung des motivs zu stande gekommen sein. In dem gegenseitigen morde nun ist ein neues motiv gegeben, das die entwicklung weiterführt. Von jeher hat die sage der grimmigsten feindschaft durch die vorstellung, dass die gegner einander gegenseitig töten, ausdruck gegeben[1]. Das führt zu der anknüpfung an die sage von den königen, die auch nach ihrem tode den kampf fortsetzen. So heisst es, dass vor den toren Roms die in der Hunnenschlacht gefallenen krieger des nachts weiter kämpfen. Und so in vielen erzählungen von wütenden gefechten[2].

Nun hat auch die Hildesage ihren eigenen charakter. Und von dem der Nibelungensage ist derselbe weit verschieden. Die anfänge

1) Eteocles und Polynices; Alrekr und Eiríkr (Yngl. s. c. 20).

2) Eine reihe parallelen führt Panzer, Hilde-Kudrun s. 328 fg., dessen ansichten über die verwandtschaft der Hildesage ich jedoch keineswegs beistimmen kann, an.

dieser verschiedenheit liegen auch schon in den primitiven bildungen. Aber nur als möglichkeiten. Es wäre töricht zu glauben, dass aus dem kampf zwischen schwiegervater und schwiegersohn nicht etwas anderes als die Hildesage hätte erwachsen können. Die entwicklung hängt von den motivierungen ab, und dabei ist die bewegende macht die menschliche phantasie, die zwar nicht frei aber doch beweglich ist und durch geringfügige umstände auf verschiedene wege geführt wird.

§ 5. Die logik der Hagensage.

In der sagenform, die wir aus den quellen direct erkennen, ist ein grosser mangel an logischer einheit mehrfach wahrgenommen und stark betont worden. Die entdeckung geht schon ins mittelalter zurück; die deutsche überlieferung hat nämlich zwischen H1 und H2 einen zusammenhang herzustellen versucht. Die brüder ermorden Sigfrid, um die der Brynhild zugefügte schmach zu rächen; sie kränken dabei ihre schwester aufs höchste. Später werden sie von Grímhilds zweitem manne umgebracht, aber ohne ihren beistand, sogar wider ihren willen. Unter solchen umständen ist es unmöglich, zwischen dem untergang der Burgunden und Sigfrids tod einen zusammenhang zu ersehen; wie bekannt hat die deutsche tradition das motiv eingeführt, dass Kriemhild ihren mann rächt.

Wie aber ist der widerspruch in die überlieferung hineingekommen? Die antwort der Müllenhoffschen schule lautet: er war von anfang an vorhanden; der grund ist darin gelegen, dass eine mythische sage an eine historische geknüpft worden ist. In der mythischen sage kam Sigfrid durch Hagen um, in der historischen Gunther durch Attila; ein zusammenhang existierte von anfang an nicht; es war die aufgabe der poesie, einen solchen herzustellen.

Diese antwort kann den, der zu der überzeugung gelangt ist, dass H2 älter als die Burgundensage ist, nicht befriedigen. H1 und H2 bilden ein ganzes, beide teile sind aus gleichen historischen voraussetzungen entsprungen; die tradition, die die doppelsage bildete, muss auch für einen zusammenhang gesorgt haben. Und das hat sie getan. Die deutsche überlieferung, die einen causalnexus zu wege bringt, stellt nur etwas altes wider her. Freilich ist die alte motivierung vergessen; die rache für Sigfrid ist eine noterklärung.

Dass die nordische tradition, der Grímhild-Guðrún als die rächerin ihres gatten fast unbekannt ist, doch zwischen Sigfrids und Hagens tod einen causalzusammenhang annimmt, zeigt Brot 5: *Soltinn var Sigurðr sunnan Rínar, hrafn af meiði hátt kallaði: Ykkr mun Atli eggjar*

rjóða, munu vígská of viða eiðar. Dass die Gjúkungar dem Sigurðr ihren eid gebrochen haben, hat also ihren tod durch Attila zur folge. Unmittelbar nach Sigurðs tod wird ihnen das angekündigt, und zwar in einem alten und trefflichen gedichte. Aber was das bedeutet, verstehen sie nicht; Gunnarr kann des nachts nicht schlafen und denkt über die seltsame rede des vogels nach (str. 13).

Den richtigen zusammenhang hat auch die nordische überlieferung vergessen. Auch sie versucht es mit einer neuen deutung, und wie die deutsche tradition greift sie nach einem rachemotiv. Sie macht Brynhild zu einer schwester des Atli. Indem sie Brynhild mit Sigurd sterben lässt, gibt sie der vorstellung ausdruck, dass Atli Brynhilds tod zu rächen habe. Aber zu richtiger entfaltung ist das motiv doch nicht gelangt. Atli lässt sich beschwichtigen, das ganze wird zu einer art einleitung zu Guðruns zweiter ehe. Und darauf kann unsere strophe auch nicht gehen. Denn von Brynhilds tod ist im ganzen zusammenhang nicht die rede, und auch wenn man annehmen wollte, dass der dichter der strophen davon gewusst hätte (siehe darüber § 22), so liegt dieses ereignis noch in der zukunft. Wenn der vogel Brynhilds tod als die ursache der ermordung der brüder hinstellen wollte, so wäre seine naseweise rede wenigstens als überaus voreilig zu charakterisieren.

Die strophe ist also entweder eine unverantwortliche behauptung des dichters, der auf eigene faust einen zusammenhang herstellt, wo es keinen gibt, oder sie ist eine lebende reminiscenz an eine form der sage, wo der tod der brüder mit Sigurðs tod wirklich zusammenhieng. Diese auffassung der strophe wird durch ihre unmittelbare natürlichkeit gestützt. Vielleicht wäre der dichter in verlegenheit geraten, wenn man von ihm eine erklärung gefordert hätte. Gerade dieser mangel an logik ist nicht ausspeculiert; er verrät eine unbewusste association mit abweichenden vorstellungen[1].

1) Allerdings muss die frage in erwägung gezogen werden, ob die rede des raben nicht aus dem unbewussten wunsch, einen zusammenhang herzustellen, also aus demselben princip, das die verwandtschaft zwischen Atli und Brynhild hervorrief, entsprungen sein kann. Sie wäre dann nicht eine reminiscenz, sondern der keim einer neuen auffassung. Aber dafür scheint mir ihre aussage zu positiv. Der dichter muss nicht die möglichkeit geahnt, er muss ganz bestimmt vernommen haben, dass der tod der brüder eine folge von Sigurds tod war. Andererseits ist zu bemerken, dass die tendenz des dichters schon in der richtung geht, den zusammenhang von Sigurðs und Hagens tod als eine rache aufzufassen; wir finden hier sogar eine klare andeutung der in der deutschen überlieferung herrschenden auffassung, dass Guðrún ihren mann rächen wird. Denn sie spricht str. 11 die worte aus: *hefnt skal verða.* Näheres darüber § 21.

Worin der logische zusammenhang zwischen Sigfrids und Hagens tod besteht, das folgt unmittelbar aus schon mehrfach berührten verhältnissen. Man braucht nur zu fragen: was bewog Attila, Hagen zu töten? Wir erkannten als einziges motiv den schatz. Der zusammenhang besteht also darin, dass derselbe schatz, der Hagen dazu treibt, seinen schwager zu ermorden, auch seinen untergang bewirkt. Der rabe hatte recht. Wenn Hagen Sigfrid nicht getötet hätte, so hätte er dessen schatz nicht besessen, und Attila hätte keinen grund gehabt, seinen tod zu wünschen. Von rache ist also keinen augenblick die rede. Von vergeltung freilich. Aber das ist die unpersönliche vergeltung des schicksals. Man kann sogar von einem tragischen motiv reden, insofern Hagen seinem eigenen charakter zum opfer fällt, und von einer ironie des schicksals, insofern dieselbe leidenschaft, die ihn zu der blutigen tat treibt, auch seinen gegner beseelt[1]. Fürwahr, der gedanke der altnordischen tradition, dass an dem schatze ein fluch haftet, erscheint in dem stoffe richtig vorbereitet.

Die hier genannte ironie haben auch andere gesehen[2]. Was meine auffassung von früheren ansichten unterscheidet, ist, dass ich für den kern der erzählung halte, was bisher für nebensächlich galt. Hier gilt es zur klarheit durchzudringen. Soll eine befriedigende ironie darin liegen, dass Hagen durch denselben schatz umkommt, wegen dessen er Sigfrid ermordet hat, so ist eine absolute bedingung, dass auch bei Sigfrids tod der besitz des schatzes das treibende motiv ist. Wer das nicht anerkennt, sollte auch von dieser ironie nicht reden. Denn es ist keine ironie, sondern nur eine höchst bedenkliche verschiebung von motiven vorhanden, wenn Hagens goldgier nur ein instrument des Gunther gewesen ist, der die ehre seiner frau retten wollte. Ist das das hauptmotiv der Sigfridsage, so hat auch die deutsche überlieferung recht, die Grímhild zu Sigfrids rächerin macht. Unrecht hat diese überlieferung dann nur darin, dass sie auf Grímhild Attilas habsucht überträgt und sie so ganz speciell wider Hagen wüten lässt. So wie die sache steht, zeigen diese züge, wie sehr Hagen die hauptperson ist, und wie sehr auch die deutsche tradition noch die bedeutung des schatzes fühlte.

1) Auch in dem zweiten Guðrúnliede finden sich die beiden vorstellungen: die ältere, dass das gold den tod der brüder bewirken wird (str. 21), und die jüngere, dass zwischen den brüdern und Gudrún ein feindseliges verhältnis besteht (die brüder gönnen ihr ihren trefflichen mann nicht, str. 3), nebeneinander.

2) Hermann Fischer, Die forschungen über das Nibelungenlied seit Lachmann, s. 109.

II. Die Brynhildsage.

§ 6. Die hauptmotive.

In den vorangehenden bemerkungen liegt schon der grund angedeutet, dass der ursprüngliche zusammenhang von H1 und H2 aufgehoben worden ist. Das gefühl für die ironie des schicksals ist dadurch verloren gegangen, dass in der Sigfridsage das motiv, dass Hagen Sigfrid tötet, um sich seines schatzes zu bemächtigen, durch das andere, dass Hagen im auftrag der Brynhild handelt, ersetzt wurde. Das zeigt, dass dieses motiv, Brynhilds rache an Sigfrid, sei es aus gekränkter liebe, sei es aus gekränkter eitelkeit, ein fremdes element ist, das die alte Sigfridsage nicht kannte. Dadurch wird nun die stellung der Brynhild in der sage höchst zweifelhaft. Wir müssen darauf tiefer eingehen.

Brynhild tritt in den quellen unbedingt als Gunthers frau auf. Das ist schon bedenklich. Da die alte sage Gunther nicht kannte, so folgt daraus, dass auch Brynhild als Gunthers frau ihr unbekannt war. Brynhild trat also dort entweder als die frau eines anderen, oder sie trat darin überhaupt nicht auf. Dass Gunther hier den platz einer dem namen nach verschollenen gestalt, die man dann mit Brynhild verbinden könnte, einnehme, wäre noch zu beweisen. Die alte sage kannte, soweit wir zu erkennen im stande sind, neben Hagen höchstens eine dem Volker entsprechende gestalt, die mit Brynhild nichts zu schaffen hat. Wir müssen nun die stellen, wo Brynhild activ oder passiv in die handlung eingreift, gesondert betrachten. In betracht kommen für die ältere überlieferung 1. Sigurðs begegnung mit Sigrdrifa auf dem berge und ihre varianten. 2. Sigfrids werbung um Brynhild für Gunther. 3. Brynhilds rache an Sigfrid[1]. Alles, was weiter noch erzählt wird, Brynhilds tod in der Edda, ihr leben zu Worms im Nibelungenliede, sind jüngere ausführungen.

Von diesen drei ereignissen ist Br III eine consequenz von Br II. Ohne II ist III unmöglich; aus II folgt III mit psychologischer notwendigkeit. Sigfrid hat Brynhild für Gunther gewonnen; Gunther hat sich als der schwächere gezeigt; aber doch ist er der könig und besitzt die frau. Brynhilds lebensverhältnisse beruhen auf einer lüge, mit der die poesie auf die dauer keinen frieden schliessen konnte. Dass der wahre sachverhalt eines tages ans licht kommen musste, war unvermeidlich. Die wahrheit musste Brynhild zu ohren kommen; ihr zorn musste entflammen, und wenn nun die überlieferung erzählte, dass

1) Diese teile der Brynhildsage werden im folgenden als Br I, Br II, Br III (kurz I, II, III) unterschieden.

Sigfrid von Hagen ermordet wurde, so lag es ganz nahe, zwischen diesem mord und Brynhilds zorn einen causalzusammenhang herzustellen.

Das ist im grunde nichts neues; auch die mythische auffassung der Sigfridsage weiss mit Br III nichts anderes anzufangen, als sie einer jüngeren periode der sagenbildung zuzuschreiben und sie aus dem betrug bei der werbung um Brynhild zu erklären. Aber daraus folgt, dass da, wo die rede von der alten Sigfridsage ist, von dieser erzählung abzusehen ist.

§ 7. Die erste form der erlösungssage.

Älter als Brynhilds rache sind Br I und Br II. Dass I nicht aus II abgeleitet werden kann, ist von vornherein klar. I ist viel einfacher als II, I ist ausserdem weit verbreitet, während II nur in der mit der Burgundensage contaminierten Nibelungensage vorkommt. Wir geben aus diesem grunde der betrachtung von I den vorrang.

Sigfrid erweckt eine auf einem berge schlafende jungfrau. Die grosse selbständige verbreitung dieses motivs lässt im voraus vermuten, dass wir es hier nicht mit einem gliede der Nibelungensage, sondern mit einer selbständigen erzählung zu tun haben. Das wird durch den zusammenhang bestätigt. Nirgends sonst erscheint die erlösung einer jungfrau an einen helden geknüpft, der später von seinem schwager ermordet wird. Innerhalb der Nibelungensage steht die erzählung mit der weiteren geschichte des helden in keinem zusammenhang; sie bildet sogar für das folgende ein hindernis. Um Hagens schwager zu werden, muss Sigfrid Grímhild heiraten; wenn er aber der held des erweckungsmärchens ist, so heiratet er die verzauberte prinzessin; die alte sage teilt nicht mit, dass er sie widerum verlässt, was wir übrigens nicht glauben würden. Also ist die Sigrdrifasage mit der Sigfridsage im widerspruch.

Eine betrachtung der erzählung nach ihrem inhalte führt zu demselben resultate. Denn sie ist durchaus nicht menschlich, sondern gehört der märchenwelt an. Wir wollen versuchen, den typus näher zu bestimmen. Der grundtypus ist dieser: ein held erlöst eine jungfrau aus einer verzauberung. Der untertypus: der zauber besteht in einem tiefen schlaf. Als nahestehende verwandte erkennt man leicht 1. die in ihr hemd eingenähte jungfrau (u. a. Grimm nr. 111); 2. Dornröschen (Grimm nr. 50)[1].

1) Die verwandtschaftsverhältnisse von Dornröschen hat Vogt (Festschrift für Weinhold 1896) ausführlich besprochen. Er führt das märchen auf einen griechischen vegetationsmythus zurück. Ob das richtig ist, beurteile ich hier nicht. Aber man darf daraus nicht schliessen, dass die Sigrdrifasage mit Dornröschen nicht verwandt

Welche von diesen beiden steht nun unserer sage näher? Wir haben davon abzusehen, dass das nr. 111 in complicierterer form überliefert ist. In Dornröschen und in der Sigrdrifasage ist die geschichte insofern in grösserer reinheit bewahrt, als mit der erlösung der jungfrau die erzählung zu ende ist. In 111 folgen noch neue prüfungen, die der held zu bestehen hat. Aber das beweist für eine nähere verwandtschaft von Dornröschen mit Sigrdrifa nichts; es beweist nur, dass 111 neue motive aufgenommen hat, wie das an anderen stellen, namentlich in der vorgeschichte (motivierung des schlafes) die beiden anderen auch getan haben.

An typischen übereinstimmenden zügen finden wir:

a) zwischen Dornröschen und Sigrdrifa: beide sind von einem schlafdorn gestochen;
b) zwischen 111 und Sigrdrifa: beide sind in ein kleid fest eingeschlossen.

Die beiden motive, die sich bei Sigrdrifa nebeneinander finden, widersprechen einander im grunde. Wenn die verzauberung durch einen dorn bewirkt ist, so kann man sich das widerum auf zweierleiweise vorstellen; entweder wird der tiefe schlaf allerdings von einem dorn herbeigeführt, aber das mädchen bleibt nicht mit dem dorn in berührung; die erlösung ist dann von einer im voraus bestimmten bedingung abhängig. So in Dornröschen, wo die bedingung der ablauf einer bestimmten frist ist; der erlöser findet sich dann von selbst ein. Oder der dorn bleibt irgendwo in dem körper der schläferin stecken, und der zauber weicht erst, wenn er entfernt wird. So z. b. in der Hrólfs saga kraka, Fas. I, 19. In beiden fällen versteht man hier nicht, wie die jungfrau in die sonderbare kleidung hineingeraten ist (*brynjan var fǫst, sem hon væri holdgróin*), und noch weniger, wie dadurch, dass das kleid fortgenommen wird, die verzauberung weicht. Ist umgekehrt der zauber in dem kleide verborgen, so ist der dorn überflüssig. Man kann daher wol sagen, dass die häufung der motive in der Sigrdrifasage kaum ursprünglich sein kann, und es entsteht die frage, welches motiv das ältere ist.

Man sieht bald, dass die priorität der panzerbekleidung zukommt. Denn davon redet nicht nur die prosa, sondern auch die verse; str. 1: *hvat beit brynju . . . hverr feldi af mér fǫlvar nauðir.* Und Helreid 9,

sein kann. Das würde nur dann zutreffen, wenn die herleitung dieser sage aus einem tagesmythus erwiesen wäre. Wenn die Sigfridsage das märchenmotiv als solches aufgenommen hat, so war es natürlich gleichgiltig, aus welchem 'mythus' das märchen entstanden war.

wo doch, was man auch von dem verhältnis der Sigrdrifa zu Brynhild denken mag, dieselbe geschichte wie hier erzählt wird, berichtet von den schilden, die Brynhild decken (der *skjaldborg*), eine vorstellung, die mit der von dem panzer zusammengehört. Von einem schlafdorn hingegen weiss nur éine stelle der prosa (pr. vor 5): *Óðinn stakk hana svefnþorni í hefnd þess* (dass sie dem Agnarr beigestanden hatte). Aber die prosa vor 1 erzählt richtig, wie Sigurðr den harnisch aufschneidet und der Sigrdrifa den helm vom haupte nimmt, aber dass er auch einen schlafdorn auszieht, vernehmen wir nicht.

Der schlafdorn ist im norden ein sehr bekanntes motiv. Es tritt nicht nur in märchen vom Dornröschentypus, sondern auch selbständig auf. Als die königin Ólǫf den könig Helgi während einer nacht unschädlich machen will, sticht sie ihn mit einem schlafdorn. Ähnlich in der Gǫngu-Hrólfssaga, Fas. III, 303. 306. In der Hœnsna-Þorissaga wird sogar die durch einen pfeil verursachte wunde mit dem stich eines schlafdorns verglichen. Das motiv ist also in der an. prosalitteratur zur erklärung eines tiefen schlafes in häufigem, fast stereotypischem gebrauch. Daraus folgt, dass es zu jeder zeit in eine sage wie die Sigrdrifasage eingeführt sein kann. Ich halte es für eine zutat des redactors der Edda, der Óðins eingreifen in das schicksal der heldin plastischer gestalten wollte. Vorhanden war schon die auch poetisch überlieferte vorstellung, dass Sigrdrifa von Óðinn in den schlaf versenkt worden war; auf die frage nach dem wie gab der redactor diese durchaus populäre antwort. Die weise der überlieferung als eine den versen widersprechende einmal auftretende kurze prosaische bemerkung gibt diesen zug durchaus als eine zutat der — wahrscheinlich ersten — schriftlichen überlieferung zu erkennen. Man kann der prosa gegenüber mit seinem vertrauen nicht zu vorsichtig sein.

Also gehören zu dem verhältnismässig alten bestand der Sigrdrifasage der zauberschlaf und die panzerbekleidung. Insofern steht die sage mit KHM 111 auf éiner linie.

Zu dem apparate der erzählung von der verzauberten jungfrau gehört ferner ein hindernis, dass sich demjenigen entgegenstellt, der es wagt, ihr zu nahen. Das hindernis der Sigrdrifasage ist eine waberlohe. Dass es kein unentbehrliches element der erzählung ist, zeigt widerum die vergleichung mit KHM 111. Es ist überhaupt ein zug, der nur in dem skandinavischen norden bekannt ist. Die hindernisse sind bei demselben grundtypus nicht immer dieselben. In Dornröschen ist es eine undurchdringliche dornenhecke; in der ÞS ist es, wie der name Sægarðr, den Brynhilds burg hier trägt, beweist, ein gefährliches wasser, und

das hat diese erzählung mit KHM 111, dessen grundtypus (zauberschlaf und das geschlossensein in ein kleid) widerum der der Sigrdrifasage ist, gemein. Umgekehrt findet sich die waberlohe in Skandinavien auch in anderen erzählungen, in den Svipdagsmǫl, deren grundtypus, wie sich unten zeigen wird, der der ÞS ist, und in der sage von Gerðr, die viel weiter absteht, wo nicht einmal von der erlösung, sondern von der bezwingung einer jungfrau die rede ist. Das zeigt, dass es unrichtig ist, wenn man auf grund dieser durchaus secundären ähnlichkeit für diese drei sagen (Sigrdrifa, Menglǫð, Gerðr) einen grundtypus construiert, dessen wesentlichster zug der *vafrlogi* sein soll, und auf diesem wege alle drei auf éinen naturmythus zurückführt. Der *vafrlogi* ist ein motiv, das wie der schlafdorn unabhängig auftreten konnte, aber natürlich an bestimmte situationen gebunden ist. Man braucht nicht einmal anzunehmen, dass die drei sagen das motiv zu gleicher zeit aufgenommen haben. Das motiv ist nicht an eine bestimmte sage, sondern an ein bestimmtes geographisches gebiet gebunden.

Auf welche sinnliche anschauung der flammenwall zurückgeht, wird sich vielleicht nicht mit sicherheit entscheiden lassen. Da er nur im norden begegnet, wird man wol an eine nordische naturerscheinung denken müssen, und es liegt nahe in ihm das nordlicht zu erkennen, das auch sonst für die skandinavische sagen- und mythenbildung von bedeutung gewesen ist (*Múspels synir,* Zeitschr. 36, 311). Eine neuerung, wo KHM 111 das echte hat, ist gewiss die auffassung des kleides als eines panzers. Daraus folgt in wol jüngerer tradition die auffassung der jungfrau als einer walküre, und daran schliesst sich widerum die motivierung des schlafes durch Óðins zorn und die geschichte von Hjálmgunnarr und Agnarr. Die geschichte der überlieferung lässt sich in eine reihe fragen und antworten zerlegen und illustriert widerum trefflich die tätigkeit der sagenbildenden phantasie. Frage: warum trug die jungfrau einen panzer? Antwort: weil sie eine walküre war. Frage: wie konnte eine walküre in einen zauberschlaf versenkt werden? Antwort: weil Óðinn ihr zürnte. Frage: warum zürnte Óðinn ihr? Antwort: weil sie seinem befehl nicht gehorcht hatte. Frage (sehr jung): durch welches mittel versenkte Óðinn die walküre in den schlaf? Antwort: durch einen schlafdorn.

§ 8. Das hindernis in der zweiten form der erlösungssage.

Als charakteristische züge für die Sigrdrifasage erkannten wir: 1. form der verzauberung: zauberschlaf; 2. form der erlösung: das durchschneiden einer bekleidung; 3. hindernis: die waberlohe. Eine andere

form erscheint in der deutschen tradition. Betrachten wir zunächst die localität. In der Þiðrekssaga ist von einer waberlohe nicht die rede. Die burg der Brynhild heisst Sægarðr. Daraus geht hervor, dass man sie sich von einem wasser umgeben vorgestellt hat.

Die übereinstimmung darin mit KHM 111, deren grundform übrigens die der Sigrdrifumǫl ist, kann man nicht zu hoch anschlagen. Eine variante KHM 93 hat gerade wie die ÞS das wasser fallen gelassen, aber den namen Stromberg bewahrt. Stromberg ist aber = Sægarðr. Auch in anderen punkten berühren, wie wir sehen werden, die erzählung der ÞS und 93 sich überaus nahe. Das gefährliche wasser, das die burg umgibt, nimmt dieselbe stelle ein, die im norden von dem *vafrlogi* eingenommen wird. Aber die vorstellung vom wasser ist nur in dem namen bewahrt; dass Sigurðr wasser zu überschreiten hat, wird nicht gesagt. Soweit die sächsische tradition.

Wenden wir uns zu der fränkischen überlieferung, so finden wir zuerst das Brünhildenbett im Taunus. Daraus lernen wir nur, dass die jungfrau sich auf einem hohen berge befand. Wasser gibt es dort nicht; wenn die tradition das wasser kannte, so war doch die vorstellung bei der localisation auf dem Feldberg verloren gegangen.

Dass jedoch auch die fränkische tradition sich Brynhilds burg als von wasser umgeben vorstellte, zeigt das Nibelungenlied, wo Br I mit Br II verschmolzen ist, so dass wir aus der werbung für Gunther die züge der alten Brynhildsage herauszuschälen genötigt sind. Eine lange seereise ist notwendig, um die auf Îslant gelegene burg zu erreichen.

Der name Îslant ist gewiss in der sage nicht ursprünglich. Îslant ist aus dem namen der burg Îsenstein abstrahiert. Aber was bedeutet Îsenstein? Es kann m. e. keinem zweifel unterliegen, dass wir es im ersten compositionsgliede nicht mit dem substantiv *îsen*, sondern mit dem zu *îs* gehörigen adjectiv zu tun haben, und dass der Îsenstein der Glasberg ist. Das wort begegnet, worauf mich dr. Frantzen aufmerksam macht, schon bei Otfrid I, 1, 70 in der bedeutung 'krystall'. Und ziehen wir widerum KHM 93 heran, so heisst dasselbe schloss, das im anfang Stromberg geannt wird, später Glasberg. Wir haben also den parallelismus: KHM 93 (anfang) Stromberg = ÞS Sægarðr
„ (schluss) Glasberg = NL Îsenstein[1].

Ein besserer beweis für die vollkommene identität der den erzählungen der ÞS und des NL zu grunde liegenden vorstellungen wird sich kaum auffinden lassen.

1) Es geht nicht an, das märchen aus der ÞS oder dem NL abzuleiten, da es den charakteristischen namen der beiden überlieferungen vereinigt.

Es ist hier die möglichkeit zu erwägen, dass das NL die wasserfahrt aus der localisation auf Îslant abstrahiert und widerum secundär eingeführt hat. Dadurch würde aber nicht eine geringere, sondern eine grössere ähnlichkeit mit den übrigen quellen entstehen, denn auch ÞS und 93 kennen das wasser nicht mehr, und dazu stimmt, dass das Brünhildenbett nicht von wasser umgeben ist. Der verlust des wassers hat gewiss seinen grund darin, dass man es sich als zugefroren vorstellte. Denn der name Îsenstein beweist, dass der Glasberg ursprünglich ein eisberg ist. Als dieser als ein krystallener berg aufgefasst wurde, war damit das wasser aus der vorstellung verschwunden.

Um die form der verzauberung und die form der erlösung zu verstehen, werden wir genötigt, einem späteren teile dieser untersuchung vorzugreifen und ein anderes motiv ins auge zu fassen, nämlich das, was die quellen von Sigfrids unbekanntschaft mit seinen eltern erzählen.

§ 9. Die erlösung in der zweiten form der erlösungssage.

Wo die quellen von Sigfrids abkunft reden, geraten sie häufig mit sich selbst in widerspruch. Es verhält sich nicht so, dass der held in einigen seine eltern kennt, in andern nicht, sondern beide auffassungen stehen in den meisten fällen unvermittelt nebeneinander.

In der Edda heisst es (Frá dauða Sinfj.): *Sigmundr konungr fell í orrostu fyr Hundings sonum, en Hjǫrdís giptiz þá Alfi syni Hjálpreks konungs. Óx Sigurðr þar upp í barnæsku.* Nach dieser angabe muss Sigurðr gewusst haben, wer sein vater war. Dann folgt die junge den zusammenhang unterbrechende Grípisspá. An Frá dauþa Sinfj. schliesst sich die prosa vor Rm. dem inhalte nach unmittelbar an: *Sigurðr gekk til stóðs Hjálpreks .... þá var kominn Reginn til Hjálpreks ... Reginn ... sagði Sigurði frá forellri sínu ok þeim atburðum* (es folgt die geschichte von dem Andvarafors). Hier musste Sigurðr von Reginn vernehmen, wer sein vater war.

In der Þiðreks saga kann Sigurðr nach dem, was vorangeht, nicht wissen, wer seine eltern sind. Er erfährt das von Brynhild. Hier ist also nur éine vorstellung belegt.

Im Sigfridsliede ist Sigfrid der sohn eines reichen königs; eines tages ist er zur jagd geritten (str. 33fg.); hier folgt das abenteuer auf dem drachenstein. Aber str. 46. 47 lesen wir, dass Seyfrid von seiner jugend an von seinen eltern nichts gewusst habe; er lebte bis dahin in einem finstern tann, wo ein meister ihn erzog; der zwerg Eyglein belehrt ihn über seine abstammung, aber str. 51 sagt Seyfrit, er und Kriemhilt seien einander hold gewesen 'in ires vatters landt'.

Die selbständige einleitung des Sigfridsliedes nennt Sigmund als den vater des helden; er verlässt seine eltern und kommt zu dem schmiede. Die unbekanntschaft mit den eltern wird nicht direct ausgesprochen; dass Sigfrid seine eltern verlässt, ist nur eine einleitung zum besuche bei dem schmiede; nach dem drachenkampf zieht er an Gybichs hof und verdient des königs tochter; auch hier ist von dem verhältnis zu den eltern nicht die rede.

Das Nibelungenlied erzählt, Sigfrid sei von seinen eltern zu der reise nach Worms ausgerüstet worden. An Gunthers hofe aber beträgt er sich wie bekannt mehr wie ein fahrender recke als wie ein freiender königssohn. Doch wird nirgends direct gesagt, dass er seine eltern nicht kennt. Dass Brynhild ihn sofort kennt und ihn mit seinem namen anredet, hat aber grosse ähnlichkeit mit der darstellung der ÞS und kann davon nicht getrennt werden.

Die stellen, wo mitgeteilt wird oder die anschauung durchblickt, dass der held seine eltern nicht kennt, finden sich alle in demselben abschnitte der erzählung, nämlich wo die erlösungssage oder der, secundär aber früh, chronologisch mit ihr verbundene drachenkampf erzählt wird. In der ÞS ist es die erlöste jungfrau selbst, die den namen ausspricht. Im Sigfridsliede ist es der zwerg Eyglein, der die mitteilung macht, während der held im begriff ist, die jungfrau zu erlösen. In der Edda ist es Reginn, der hier in eine rolle eintritt, die ihm von hause aus in keiner seiner übrigen qualitäten zukommt[1]; die mitteilung ist vor den drachenkampf geschoben, da Reginn nachher von Sigurðr erschlagen wird und zu genealogischen gesprächen nicht mehr die gelegenheit hat. Im Nibelungenliede redet Sigfrid, der doch als ein königssohn auszieht, vor Gunther wie ein recke, da Sigfrids ankunft bei Gunther zu Br II gehört; sie ist die einleitung zu der reise nach Brynhilds burg, und auch die genannte reminiscenz an die vorstellung der ÞS gehört zu dieser vorstellungsreihe; ist es doch hier Brynhild selbst, die redet. Die einleitung des Sigfridsliedes aber, die von Brynhild nichts weiss, weiss auch von der unbekanntschaft mit den eltern nichts, auch da nicht, wo Sigfrid zu Gunther kommt.

Da nun der zug so regelmässig an einer bestimmten stelle widerkehrt, auch da wo dadurch grobe widersprüche entstehen, wie im Sigfridsliede und in der Edda, wird man zu der annahme genötigt, dass er an dieser stelle heimisch ist. Also ist es nicht Hagens schwager Sigfrid, sondern der erlöser der jungfrau, von dem einige stellen berichten, dass er seine eltern nicht kannte.

1) Eyglein hat mit Mímir nichts gemein, vgl. § 27. Über Reginn s. daselbst.

So wird der gedanke verständlich. Wir haben ein märchenmotiv der Brynhildsage vor uns. Die herkunft der glückskinder ist unbekannt. In den märchen sind es verstossene königssöhne oder kinder armer eltern, die die prinzessin erlösen; eine besondere bewandtnis hat es mit ihrer abkunft ausnahmslos.

Aber daraus folgt nicht, dass das motiv in seiner richtigen form bewahrt ist. Versuchen wir die mitteilungen zu einem bilde zu combinieren. Wenn man jede stelle für sich betrachtet, so ist sie ganz unverständlich. Dass Brynhild dem helden bei seiner ankunft mitteilt, wer er sei (ÞS), hat scheinbar gar keinen sinn; man fragt nur, wie sie zu dem übernatürlichen wissen gelangt ist, und auch ob sie ihm nichts anderes zu sagen hat. So wie die entsprechende stelle im NL lautet, kann man darin freilich eine reminiscenz an einen früheren besuch sehen, aber das NL weiss davon doch sonst nichts, und die ähnlichkeit mit der ÞS bleibt dann unerklärt. Was den zwerg Eyglein bewegt, den Seyfrit unmittelbar vor dem gefährlichen abenteuer über genealogische fragen zu unterhalten, versteht man ebensowenig. Bei Reginn weiss man über die veranlassung der mitteilung nichts näheres; hier fällt nur der widerspruch mit der umgebung auf.

Soweit wir vorläufig sehen, findet sich sowol die unterredung über den namen mit Brynhild wie die mit einer person, der der held kurz vor dem abenteuer begegnet, in je zwei von einander unabhängigen quellen bezeugt[1]. Beide machen demzufolge auf ein verhältnismässig hohes alter anspruch; wir dürfen fragen, ob nicht beide echt sind, und der verlust eines teiles der erzählung in den quellen damit zusammenhängt, dass das verständnis für die bedeutung der geschichte verloren gegangen ist.

Die richtigkeit dieser vermutung beweist die vergleichung mit den Fjǫlsvinnsmǫ́l. Der held, der sich der burg der Menglǫð genaht hat, knüpft mit dem wächter Fjǫlsviðr eine unterredung an. Nachdem dieser viele fragen beantwortet hat, fragt Svipdagr, wer in den armen der Menglǫð schlafen wird. Dieser antwortet: keiner ist dazu bestimmt, *nema Svipdagr einn, honum var sú en sólbjarta brúðr at kván of kveðin.* Es ist also der wächter, der zuerst den namen des helden ausspricht. Das wort wirkt wie eine zauberformel. Auf einmal wird Svipdagr sich seiner aufgabe bewusst; er gibt sich als den erwarteten erlöser zu erkennen. Fjǫlsviðr ruft es der Menglǫð zu, die ihm darauf mit strengen

1) Für das gespräch über dieses thema mit Brynhild wird unten aus der Edda ein drittes zeugnis angeführt werden.

strafen droht, falls er nicht die wahrheit rede. Dann fragt sie den helden nach seinem namen. Er antwortet: *Svipdagr ek heiti, Sólbjartr hét minn faðir,* er nennt also seinen namen und den seines vaters. Man vergleiche damit ÞS c. 160: *þa kann ec at sægia þer, at þu ert Sigurðr Sigmundar son konungs oc Sisibe.*

Dass diese geschichte eine nahe variante der Brynhildsage ist, hat zuerst Bugge gesehen, und es ist allgemein anerkannt. Aber wenn dem so ist, so muss auch ein zusammenhang zwischen den beiden tatsachen bestehen, dass sowol Svipdagr wie Sigfrid sich zweimal nacheinander, zuerst kurz vor dem abenteuer mit Menglǫð-Brynhild mit einem wächter oder einer ähnlichen person, sodann mit der erlösten jungfrau unmittelbar, nachdem sie sich zu sehen bekommen, über seinen namen unterhält. Nur die frage bedarf der erledigung, weshalb Sigfrid die auskunft über sein geschlecht von Brynhild resp. Eyglein oder Reginn bekommen muss, während Svipdagr die auskunft der anderen partei erteilt.

Dass die vorstellung der Fjǫlsvinnsmǫ́l die echte ist, bedarf wol keines beweises. Der name des helden ist das zauberwort, das die jungfrau erlöst. Daher die freude des wächters, daher die drohung der Menglǫð. Die namennennung hat hier die bedeutung, die in der Sigrdrifasage das losschneiden des panzerhemdes hat. Es ist das namentabumotiv, das aus zahlreichen erzählungen bekannt ist. Durch das aussprechen eines namens wird entweder wie hier eine verzauberung gebrochen oder die verbindung mit einem mythischen wesen wird aufgehoben (s. die ausführliche besprechung des motivs bei Laistner, Das Rätsel der Sphinx). Wie zwecklos hingegen die entsprechenden unterredungen in den überlieferungen der Sigfridsage sind, wurde oben gezeigt.

Unsere aufgabe kann demnach nur die sein, zu untersuchen, ob sich in der Sigfridsage spuren einer älteren gestalt des namentabumotivs nachweisen lassen, und ob es möglich ist, dem wege nachzuspüren, auf dem dieses motiv zu einer reihe von berichten über genealogische belehrungen geworden ist. Wenn uns das gelingt, so werden wir für die deutsche überlieferung folgende sagenform aufstellen dürfen: Sigfrid kommt nach Sægarðr-Îsenstein. Er gibt sich dem wächter oder den wächtern zu erkennen und wird zugelassen. Brynhild hört das und versteht, dass das nur ihr erlöser sein kann. Sie eilt herbei und fragt den helden nach seinem namen. Er teilt ihr mit, dass er Sigfrid ist, der sohn des Sigmund.

Ein directes zeugnis dafür, dass es ursprünglich nicht Brynhild, sondern Sigfrid war, der seinen namen mitteilte, ist uns in der Edda

bewahrt, in die ein zug dieser erzählung früh aufgenommen ist und sich vollständig acclimatisiert hat. In den Sigrdrifumǫl ist die erste frage der erwachenden jungfrau, wer ihr erlöser sei. Und er antwortet: *Sigmundar burr; sleit fyr skǫmmu hrafns hrælundir hjǫrr Sigurðar.*

Man wird das nicht für zufall halten. Sigrdrifa konnte Sigurðr gerade so gut mit einer anderen frage anreden. Wie bist du in die burg hineingekommen? Woher kamst du der fahrt? Wie lange habe ich geschlafen? Oder sie konnte ihrer freude ausdruck geben, dass endlich der erlöser gekommen sei. Aber nein, sie fragt nur nach dem namen. Und Sigurðr nennt seinen namen und den seines vaters; nicht mehr, nicht weniger. Wenn das gedicht im ljóðaháttr gedichtet wäre, könnte er wie Svipdagr gesagt haben: *Sigurðr ek heiti, Sigmundr hét minn faðir;* das wäre vollständig dasselbe gewesen.

Wir dürfen daraus schliessen, dass auch in der sagenform, die anstatt der durchschneidung der panzerbekleidung das namentabumotiv enthielt, es ursprünglich Sigfrid, nicht Brynhild war, der den namen aussprach. Der held kommt als ein unbekannter an, er selbst aber weiss sehr gut, wer er ist. Wie aber ist die andere vorstellung entstanden?

Die lösung bringt gleichfalls die Þiðrekssaga. Zunächst ist darauf aufmerksam zu machen, dass durch die darstellung der ÞS die richtige sagenform noch sehr deutlich durchblickt. Sie war dem verfasser von c. 168 der saga noch bekannt. Das ergibt sich aus dem folgenden. Als Brynhild den lärm hört, den Sigfrid in ihrer burg verursacht, ahnt sie sofort, wer angekommen ist *(þar mun vera kominn Sigurðr Sigmundar sonr).* Sie eilt auf ihn zu und fragt nach seinem namen. Er sagt er heisse Sigurðr. Dann fragt sie nach seinem geschlechte. Hier bleibt er die antwort schuldig, und nun erst teilt sie ihm mit, dass er Sigurðr der sohn des Sigmundr ist. Es ist klar, dass hier eine erörterung über den namen in zwei erörterungen gespalten ist. Der grund kann kein anderer sein als dieser, dass der sagaschreiber kurz zuvor eine geschichte erzählt hatte, aus der mit notwendigkeit folgt, dass Sigurðr unmöglich wissen kann, wer sein vater ist. Es ist die Sisibesage, nach der der held als kleines kind von seiner mutter den wellen preisgegeben und an ein fremdes ufer getrieben war. Der verfasser erzählt die geschichte auf die alte weise, so weit es geht; seinen eigenen namen vermag Sigurðr mitzuteilen. Dann aber stutzt er. Die tradition verlangte auch die namennennung des vaters. Aus Brynhilds worten, als sie den lärm hörte, gieng hervor, dass sie wusste, wer der vater war. Also blieb nur übrig, diese mitteilung der Brynhild in den mund zu

legen. Diese notgedrungene änderung ist der grund, dass die geschichte einen so wunderlich unfertigen eindruck macht. Nachdem der held den namen seines vaters erfahren, weiss er über den zweck seiner reise nichts besseres zu sagen, als dass er gekommen sei, ein pferd zu holen; nachdem er es bekommen, reist er wider ab.

Aber die Sisibesage ist nicht von dem interpolator der Þiðrekssaga ersonnen. Sie hat ihre geschichte, und sie hat die erlösungssage auch sonst beeinflusst. Den ausgangspunkt bildet die wasserfahrt der deutschen tradition. Als ein unbekannter retter kommt Sigfrid über das wasser zu der jungfrau gefahren (so nach KHM 111). Das gefährliche wasser, das die burg umgibt, wurde als die weite wasserfläche aufgefasst, über die ein retter aus der ferne herbeikommt. Das veranlasste die anknüpfung des mit dieser sagenform nahe verwandten Scéafmotivs (Scéaf, Wieland, Lohengrin und viele andere). Scéaf ist auch dadurch nahe verwandt, dass er wie Sigfrid als ganz kleiner knabe ankommt. Dass tatsächlich die anknüpfung dieses motivs älter als die Sisibesage ist, wird widerum durch ein deutlich redendes märchen erwiesen. KHM 92 finden wir dieses motiv an die erlösungssage geknüpft, aber ohne Sisibesage. Die vorgeschichte ist eine andere. Ein mann hat seinen jungen sohn dem teufel verkauft, dieser aber wird durch geistlichen segen beschützt. 'Da redeten sie noch lange miteinander, endlich wurden sie einig, der Sohn, weil er nicht dem Erbfeind und nicht mehr seinem Vater zugehörte, sollte sich in ein Schiffchen setzen, das auf einem hinabwärts fliessenden Wasser stände, und der Vater sollte es mit seinem eigenen Fuss fortstossen, und dann sollte der Sohn dem Wasser überlassen bleiben. Da nahm er Abschied von seinem Vater, setzte sich in ein Schiffchen, und der Vater musste es mit seinem eigenen Fuss fortstossen. Das Schiffchen schlug um, so dass der unterste Theil oben war, die Decke aber im Wasser, und der Vater glaubte, sein Sohn wäre verloren, gieng heim und trauerte um ihn.

'Das Schiffchen aber versank nicht, sondern floss ruhig fort, und der Jüngling sass sicher darin, und so floss es lange, bis es endlich an einem unbekannten Ufer festsitzen blieb. Da stieg er ans Land, sah ein schönes Schloss vor sich liegen und gieng darauf los.' Das schloss aber ist das der verzauberten jungfrau, die der knabe erlöst.

Hier reist der knabe also nicht absichtlich über ein ein schloss umgebendes wasser, damit er die jungfrau erlöse, sondern das wasser ist die weite flut, die ihn wie zufällig zu dem verwünschten schloss führt. Wir erkennen Sigfrids gezwungene wasserfahrt, wenn seine mutter ihn in ein gläsernes gefäss setzt und dem elemente überlässt, das ihn

zu Brynhilds burg führen wird. Das märchen lehrt zu gleicher zeit, dass der aufenthalt bei Mímir dazwischengeschoben ist; hier folgen die unfreiwillige wasserfahrt und die erlösung der jungfrau noch unmittelbar aufeinander. Darüber mehr in einem anderen zusammenhang. Die tradition aber ist damit nicht zufrieden. Sie weiss von Sigfrid, dass er Sigmunds sohn ist. Wie kann der wie ein unbekannter held übers wasser gefahren kommen? Darauf wird die antwort durch eine Genovevensage gegeben. Dass Sigfrid die fahrt machte, als er noch sehr jung war, das war gegeben; das wird durch 92 und die Scéafsage bestätigt. Also war es seine mutter, die ihn in das wasser hinausstiess. Weshalb tat sie das? Sie war doch keine böse frau? — Sie tat es in der höchsten not, als sie im walde in der einsamkeit ihr kind zur welt gebracht hatte und selbst schon dem tode verfallen war. Die bekannte erzählung von der unschuldig verurteilten frau muss motivieren, dass die königin im walde ihr kind gebiert. Die geschichte wird dann ferner mit märchenmotiven wie die hindin, die das kind säugt, ausgestattet.

Das namentabumotiv konnte ausserhalb dieses zusammenhangs bewahrt bleiben und blieb es auch, wie die directe quelle von c. 168 der Þiðrekssaga zeigt. Sofern aber die erlösungssage die Sisibesage aufgenommen hatte, musste das namentabumotiv unwiderruflich entstellt werden. Denn da Sigfrid nach der aufnahme der Sisibesage seine eltern nicht kannte, konnte in diesem zusammenhang eine sagenform, deren pointe darin besteht, dass der held in einem gegebenen augenblick den namen seines vaters nennt, nicht bestehen. Hier wurde eine änderung vorgenommen, die zu dem untergang des motivs führen musste. Die begegnung mit dem wächter, wo Sigfrid seinen namen nennt, wurde dahin umgedeutet, dass er von dem wächter seinen namen erfährt. Diese umdeutung war dadurch vorbereitet, dass in der ursprünglichen form der wächter zuerst den namen ausspricht. 'Wer wird in den armen der Menglǫð liegen', fragt Svipdagr. 'Niemand als Svipdagr', antwortet der wächter. Diesen wächter benutzte nun eine tradition der sage, um Sigfrid über seine abkunft zu belehren. Damit war das urteil über diese sagenform gesprochen. Denn es gieng nicht an, Sigfrid die weisheit, die er eben erst von dem wächter erfahren, darauf im bedeutungsvollen tone der Brynhild mitteilen zu lassen und sogar diese mitteilung als erlösungsmotiv zu benutzen. So blieb die geschichte bei der mitteilung durch den wächter stecken. Aber dieser zug, der nunmehr nicht zu einer selbständigen sagenform gehörte, drang spät in fremde formen durch. In der Edda finden wir ihn nur in der prosa belegt; er stammt aus Norddeutschland, wo die mit Sigfrid verbundene namentabusage zu hause

ist. Und in Deutschland ist er durch das Sigfridslied belegt. Sowol Reginn wie Eyglein vertritt also an dieser stelle den wächter der Fjǫlsvinnsmǫ́l.

Auch die bis zu ihrer schriftlichen aufzeichnung von der Sisibesage unabhängige sagenform, die in c. 168 der ÞS vorliegt, hat die unterredung mit dem wächter nicht in ihrer alten gestalt behalten. Aber das hängt mit der entstehung des Reginn-Eygleinmotivs nicht zusammen, denn die geschichte ist hier nicht umgedeutet, sondern durch etwas anderes ersetzt. Sigurðr kommt zu Brynhilds schloss; er findet es durch ein eisernes gitter geschlossen, und niemand ist da, ihm aufzuschliessen. Mit gewalt stösst er es auf; dann kommen die wächter hergelaufen und fallen auf ihn ein; er aber erschlägt sie alle und kämpft dann mit Brynhilds rittern, bis diese selbst dazwischen tritt. Die geschichte ist nicht von dem verfasser der ÞS ersonnen, denn sie wird durch KHM 93, deren sagenform, wie früher gezeigt worden ist, genau die der deutschen Brynhildsage ist, bestätigt. Als der held den glasberg hinaufgeritten ist, findet er das schloss verschlossen, 'da schlug er mit dem stock an das tor, und alsbald sprang es auf'. Er geht hinein und findet die jungfrau, die er erlöst. Die gleichheit des grundtypus (Stromberg, Glasberg — Sægarðr, Îsenstein) verbietet hier an eine übernahme zu denken[1]. KHM 93 hatte sich demnach von der in ÞS c. 168 vorliegenden überlieferung noch nicht abgezweigt, als dieses motiv aufgenommen wurde. Da KHM 93 auch andere züge der Sigfridsage enthält, die mit der erlösungssage in keinem zusammenhang stehen, so folgt daraus, dass dieses märchen tatsächlich ein ableger der Sigfridsage, nicht eines der elemente, aus dem sie aufgebaut wurde, ist. Es vertritt aber eine gestalt der sage, die in vielen stücken über die überlieferung hinausgeht und namentlich beisammen zeigt, was in den quellen geschieden ist, freilich auch zusammenstellt, was nicht zusammengehört (s. § 36).

Ich fasse das vorstehende in einer kurzen historischen übersicht zusammen. Die erlösung geschieht in der deutschen sagenform durch das aussprechen der namen des helden und seines vaters. Die form ist die der Fjǫlsvinnsmǫ́l. Dabei finden zwei unterredungen über den namen statt,

1) Das motiv, dass die tür aufspringt, wenn man darauf schlägt, ist einer verwandten form, die sonst nicht an Brynhild geknüpft erscheint, entlehnt; es begegnet u. a. auch KHM 97 (Das wasser des lebens). Der kampf mit den dienern fand seinen weg nach dem norden und ist Oddrgr. 18, 1—4 überliefert: *Þá vas víg vegit vǫlsku sverði ok borg brotin sús Brynhildr átti.* Hier ist es verbunden mit der werbung für Gunnarr und dem flammenritt (17, 5—8): *jǫrð dúsaði ok uphiminn, þás bani Fáfnis borg of þátti.*

eine vorläufige, in der nur der name des helden genannt wird, mit dem wächter, die abschliessende aber mit der jungfrau. Diese ist in geringer aber vollständig erklärbarer entstellung erhalten in der Þs; eine deutliche reminiscenz enthält das Nibelungenlied, wo freilich Brynhild den namen ausspricht, aber nicht um den helden zu belehren, sondern um ihn zu begrüssen. Dieser teil des motivs drang auch nach dem norden und wurde in die Sigrdrifasage aufgenommen, wo er zu einem organischen teil der erzählung wurde und keinen widerspruch hervorrief. Dass das früh geschehen ist, zeigt die poetische überlieferung. Dass er aber in dieser sagenform von anfang an nicht zu hause ist, sieht man daran, dass er für die handlung keine bedeutung hat. Nicht dadurch wird die jungfrau erlöst, dass der held seinen namen nennt, sondern dadurch, dass er ihren panzer aufschneidet. Dementsprechend ist auch die frage der Sigrdrifa auf neue weise motiviert. Während in der deutschen sagenform die jungfrau den namen des erlösers weiss und nur danach fragt, um zu controllieren, ob er auch der richtige erlöser sei, fragt Sigrdrifa nach dem namen, weil sie ihren erlöser nicht kennt und ihn zu kennen wünscht.

Durch die anknüpfung der Sisibesage entstand die vorstellung, dass Sigfrid nicht weiss, wer seine eltern sind. Unter diesem einfluss wurde die unterredung mit dem wächter in der weise umgedeutet, dass Sigurðr von ihm erfährt, wer sein vater ist. Das motiv ist im Sigfridsliede erhalten und drang in die prosa der Reginsmǫl ein. Durch die schriftliche verbindung der das namentabumotiv enthaltenden sage, die jedoch die unterredung mit dem wächter durch einen kampf mit wächtern ersetzt hatte, mit der Sisibesage wurde die unterredung mit Brynhild dahin geändert, dass der held freilich seinen namen mitteilt, von ihr aber den namen seines vaters erfährt.

§ 10. Die verzauberung in der zweiten form der erlösungssage.

Für die deutsche sagenform haben wir also gefunden: 1. hindernis: ein gefährliches wasser, resp. ein krystallberg, also ein mit eis bedeckter berg; 2. form der erlösung: das aussprechen eines namens; 3. es bleibt die form der verzauberung zu untersuchen.

Welche form der verzauberung in den Fjǫlsvinnsmǫl vorliegt, geht aus dem gedichte nicht klar hervor. Die meinungen darüber gehen auseinander; Heusler (Germanistische abhandlungen s. 21) findet, dass sie nicht schlafe, ich habe (Zeitschr. 35, 321) das umgekehrte vermutet. In-

dessen, wir können die frage auf sich beruhen lassen, denn daraus, dass Menglǫð schläft oder nicht schläft, folgt noch nicht dasselbe für Brynhild. Im Brynhildenbett ist in der deutschen überlieferung der zauberschlaf für Brynhild belegt. Im Nibelungenliede ist er durch ursachen, die später erörtert werden müssen, verloren. Es fragt sich, ob die ÞS ein zweites zeugnis bringt.

Es lässt sich nicht leugnen, dass es nicht ausdrücklich gesagt wird. Aber es ist kaum möglich, sich den zusammenhang anders vorzustellen. Denn die erzählung macht durchaus den eindruck, als sei nicht bloss Brynhild sondern die ganze burg mit allen ihren bewohnern in einem zauberschlaf befangen. Als Sigfrid sich naht, ist niemand da, ihm zu öffnen oder ihn zu begrüssen. Erst nachdem er mit gewalt das gitter geöffnet und sich zugang verschafft, kommen die wächter zum vorschein und beginnen den kampf. Brynhild sitzt in ihrer kammer; aus dem blossen lärm, den der fremde ankömmling macht, schliesst sie, dass der erlöser gekommen sei. Also wurde das schloss vorher von keinem menschen besucht. Ein von vielen personen bewohntes schloss, das mit der aussenwelt in keinem verkehr steht, muss man sich wol als ein solches vorstellen, dessen bewohner schlafen. Vergleichen wir KHM 93, das unserer erzählung am nächsten steht, so wird die vermutung bestätigt. Die verwünschte jungfrau dieser erzählung liegt zwar nicht in einem fortwährenden ruhigen schlaf, aber sie gebärdet sich wie eine schlafwandlerin. Als der mann, der sie erlösen will, noch draussen steht, sieht er, wie sie in ihrem wagen um das schloss herumfährt und dann hineingeht. Nachdem er eingetreten, geht er in den saal und findet sie sitzen mit einem goldenen kelch mit wein vor sich. Sie spricht aber kein wort, — was secundär dadurch erklärt wird, dass sie ihn nicht sehen kann, denn er hatte eine tarnkappe über sich — ein ganz unnützes motiv, das bloss angebracht ist, um den helden alle seine schätze gebrauchen zu lassen (s. § 36). Erst nachdem er einen ring in den kelch geworfen 'dass es klang', steht sie auf und redet; sie ist aus ihrem lethargischen zustand erlöst. Dass wir es hier mit einer variation des zauberschlafes zu tun haben, lässt sich schlechterdings nicht leugnen. Wenn wir das mit der erzählung der ÞS und dem Brynhildenbett combinieren, so gelangen wir zu dem nicht zu umgehenden schluss, dass der zauberschlaf zu der deutschen form der Brynhildsage gehört.

Wir können jetzt für die beiden hauptzweige der überlieferung die grundgestalt aufstellen.

Gemeinsames motiv: zauberschlaf.

Skandinavische form der erlösung: aufschneidung der panzerbedeckung. Form des hindernisses: flammenwall.

Deutsche form der erlösung: dass aussprechen eines namens (namentabumotiv). Form des hindernisses: Sægarðr-Îsenstein.

§ 11. Die dritte form der erlösungssage.

Eine dritte form der erlösungssage findet sich nur in dem auf eine norddeutsche quelle zurückgehenden Sigfridsliede belegt. Eine selbständige bedeutung kommt dieser form für die ältere entwicklung der Brynhildsage nicht zu.

Fragen wir nach den drei motiven, die sich in der ersten und zweiten form deutlich unterscheiden lassen, so zeigt es sich, dass die structur dieser erzählung eine andere ist. Zunächst die form der verzauberung. In den beiden anderen formen (Br I, 1. Br I, 2) ist diese eine und dieselbe: der zauberschlaf. Hier ist nicht nur von einem zauberschlaf nicht die rede, sondern jede art der verzauberung fehlt. Die jungfrau ist von einem ungeheuer entführt worden und daher nicht zu erreichen, aber ihr geisteszustand ist vollkommen normal. Sie unterredet sich mit dem helden, lange bevor dieser den kampf mit dem drachen besteht, und wäre nur nicht der drache, so hätte Sigfrid nichts anderes zu tun gehabt als sie mitzunehmen.

Die beiden anderen motive: form der erlösung und form des hindernisses erscheinen als éines, der kampf mit dem drachen. Aus der macht des drachen muss sie erlöst werden, der drache aber ist auch das grosse hindernis, das sich dem erlöser entgegenstellt. Ein besonderes hindernis kann man jedoch darin sehen, dass der weg zu der drachenburg gesucht werden muss; dazu braucht der held die hilfe des zwerges Eygleyn (der riese Kuperân ist nur eine widerholung des drachen). Dieses motiv kehrt auch in anderen darstellungen desselben stoffes wider, wo der drache unter der erde haust und der eingang zu der behausung von einem kleinen männlein dem helden gezeigt wird.

Ein stehender zug dieser geschichte ist auch, dass der drache nur mit einem schwert, das in seiner eigenen wohnung sich befindet, erlegt werden kann. Öfter findet sich damit die vorstellung verbunden, dass dieses schwert nur von demjenigen geschwungen werden kann, der aus einem gewissen glas, das in der nähe steht, getrunken hat.

Diese erzählung ist ausserordentlich verbreitet. In KHM gehören hierher 60. 91, aber auch sonst ist sie weit bekannt. Auf den Færöern sind neuerdings mehrere varianten aufgezeichnet worden (Jakobsen, Færøske folkesagn og æventyr s. 238 fgg.), eine andere teilt Rasz-

mann, D. heldens.[2] I, 360fgg. mit, und auch in anderen märchensammlungen sind beispiele leicht aufzutreiben.

Diese verbreitung der sage sowie das junge alter der überlieferung, die sie an Sigfrid knüpft, vor allem aber die abweichung in der structur der erzählung verbieten, diese form für eine variante von Br I, 1. 2 zu halten. Dort ist der inhalt die erlösung der jungfrau aus der macht eines dämonischen wesens, hier aus einer verzauberung, von der man freilich raten kann, dass sie durch dämonen bewirkt ist, wobei aber nirgends von einem dämon die rede ist. Dort sind die nächsten verwandten solche erzählungen, in denen statt des drachen ein riese oder ein anderes ungetüm auftritt[1]. Eine alte variante ist unter vielen die erlösung der Ariadne. Wie hier so tritt auch KHM 163, wo allerdings eine mischform vorliegt, ein stier als hüter auf. Wie kommt es nun, dass diese form in die Brynhildsage gedrungen ist und in einer überlieferung zauberschlaf, glasberg und namentabu ersetzt hat? Da die erzählung deutsch, wir wissen sogar niederdeutsch ist, haben wir von der deutschen form auszugehen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sie aus einer schon besprochenen verstümmelten form der niederdeutschen überlieferung ableite. Die mühe, die es uns gekostet, aus andeutungen und reminiscenzen die deutsche form zu reconstruieren, zeigt, dass diese form schon früh stark reduciert war. Von dem hindernis, dem wasser resp. glasberg, war nur der name übrig geblieben. Der zauberschlaf war nicht ganz vergessen, aber nach ÞS c. 168 zu urteilen, auch nicht mehr mit klaren worten ausgedrückt. Das schadete aber wenig, solange das hauptmotiv, das namentabu erhalten blieb. Wo auch dieses verloren gieng, musste entweder die sage untergehen oder ein neues element aufgenommen werden, das dem besonderen verhältnis der helden zu der jungfrau ausdruck verlieh. Denn so konnte jedermann zu der jungfrau reiten und sie erlösen. Nun wusste man, dass Sigfrid einen drachenkampf bestanden hatte. Das führte dazu aus einer verwandten sehr bekannten erzählung das motiv aufzunehmen, dass die jungfrau von einem drachen gehütet wurde. Dass dieser drache mit dem von Sigfrid in der alten sage erlegten drachen nichts gemein hat, hoffe ich unten in anderem zusammenhang zu zeigen. Der echte drache hat hier nur die rolle gespielt, dass er die aufmerksamkeit auf den drachen des märchens lenkte.

1) Die fragen, ob beide gattungen von erlösungssagen auf éine grundanschauung, die erlösung aus dem totenreiche, zurückgehen, können wir ganz auf sich beruhen lassen. Wir haben es hier mit der epischen darstellung zu tun. Episch aber liegen die jungfrau im zauberschlaf und die von einem dämon gehütete jungfrau weit auseinander, obgleich natürlich durch contamination mischformen entstehen.

Dass es aber die durch den verlust des namentabu entstellte sagengestalt war, die den drachen als hüter aufgenommen hat, wird dadurch bestätigt, dass wir hier dem zuge begegnen, dass Sigfrid 'umb vatter vnd mûter nicht west als umb ein har', und dass Eygleyn ihn über seine abkunft belehrt. Dieses motiv stammt aus der verstümmelten Brynhildsage. Eygleyn ist der zwerg, der in den sagen von der von einem drachen gehüteten jungfrau regelmässig widerkehrt. Auf diesen zwerg wurde der dem wächter des tabumotivs entlehnte zug übertragen.

Dass im Sigfridsliede Kriemhilt an Brynhilds stelle auftritt, steht mit der oben besprochenen frage in keinem zusammenhang. Diese neuerung wird § 20 erörtert werden.

§ 12. Die werbung für Gunther.

Nachdem Br III sich als von II abhängig, Br I als ein der Sigfridsage fremdes element zu erkennen gegeben hat, haben wir nun Br II gegenüber stellung zu nehmen. Zwei standpunkte sind möglich. Wenn Brynhild, um die hier geworben wird, mit der erlösten jungfrau identisch ist, so folgt daraus, dass sie nicht zu der alten Sigfridsage gehören kann. Br II beruht dann auf anpassung von I an eine fremde sage. Wer Brynhild für S retten will, muss ihre identität mit der aus dem zauberschlaf geweckten jungfrau leugnen.

Über diese identität habe ich mich Zeitschr. 35, 305fgg. geäussert und werde das dort angeführte hier nicht widerholen; die dort mitgeteilten gründe scheinen mir alle noch beweiskräftig. Als neues argument für die identität kommt nur hinzu die gleichheit der sagenform in der erlösungssage der ÞS und der sogenannten werbungssage des Nibelungenliedes (Sægarðr-Îsenstein; namentabu). Hier wünsche ich nur die frage zu stellen, was es ist, das gelehrte von so verschiedener anschauung wie Golther und Heusler veranlasst, auf ganz entgegengesetzten wegen die trennung dieser beiden gestalten zu versuchen. Wenn ersterer annimmt, der *vafrlogi* gehöre zu Sigrdrifa und sei von dieser auf Brynhild übertragen worden, während der zweite absolut das entgegengesetzte zu beweisen versucht, so stimmen sie nur in dem resultate, dass beide zu trennen seien, überein, ihre beweisführung aber ist dazu geeignet, uns zu überzeugen, dass der *vafrlogi* von keiner von beiden getrennt werden kann. Und ebenso verhält es sich mit anderen zügen. Bei beiden forschern ist eine starke abneigung vorhanden, die identität von Sigrdrifa mit Brynhild anzuerkennen, aber man darf vielleicht annehmen, dass diese abneigung weniger darin ihren grund hat, dass nicht das meiste, was von der einen jungfrau gesagt wird, auch für die andere

gilt, als darin, dass durch die annahme der identität sagenhistorische schwierigkeiten entstehen, die weder Golther noch Heusler zu lösen vermögen. Für die erlöste jungfrau ist in der Sigfridsage kein platz, das hat sowol Golther wie Heusler gesehen. Solange man Brynhild für eine ursprüngliche gestalt der Sigfridsage hält, muss das notwendig zu der trennung der beiden gestalten führen.

Wer an die richtigkeit dieser trennung nicht glauben kann, nimmt daher, solange er gläubig der mythischen theorie anhängt, mit Brynhild auch Sigrdrifa in den kauf. Ganz anders nimmt sich die frage aus, wenn man einmal zu der einsicht gelangt ist, dass Brynhild nicht eine gestalt der alten Sigfridsage ist. Dann wird jeder grund, sie von Sigrdrifa zu trennen, hinfällig, und die Brynhildsage entpuppt sich als die an die Hagensage angepasste Sigrdrifasage.

Wir wollen versuchen, diese anpassung zu verstehen. In einer ziemlich frühen periode der entwicklung der S wurden von Sigfrid zwei voneinander durchaus unabhängige geschichten erzählt, nämlich 1. sein abenteuer mit Brynhild auf dem felsen; 2. seine ehe mit Grímhild-Guðrún und sein tod. Der widerspruch, der in seinem doppelten verhältnis zu den beiden frauen gelegen war (s. oben s. 304), wurde anfänglich wenig gefühlt; erst als die heterogenen elemente als teile einer zusammenhängenden erzählung miteinander in verbindung gesetzt wurden, gab die doppelehe anstoss, vielleicht weniger, weil man sie als unsittlich betrachtete, als weil sie unklar war. Das doppelte verhältnis musste also hinweginterpretiert werden. Da nun Sigfrids verhältnis zu Grímhild für sein schicksal entscheidend war, musste das zu Brynhild geändert werden.. Hier konnte man den ausweg wählen, die ganze geschichte zu verschweigen. Wo sie aber tief in das allgemeine bewusstsein durchgedrungen war, gieng das nicht an. Also wurde die geschichte umgedeutet. Freilich holt Sigfrid eine braut von dem felsen, aber er tut es nicht für sich, sondern für einen andern. Das ist die sagenform Br II. Alles, was ferner hinzukommt, ist widerholung oder änderung von zügen aus I (flammenritt, der kampf im schlafgemach) oder weitere ausführung (z. b. die kampfspiele) oder notwendige folge der umdeutung (z. b. das keusche beilager, — übrigens ein aus bekanntem aberglauben stammender zug, s. Oldenberg, Religion des Veda s. 271). Hierher gehört auch der in der deutschen überlieferung durch die tarnkappe ersetzte gestaltentausch. Dieser aus märchen sehr bekannte zug gibt dem gedanken ausdruck, dass es Sigfrid war und doch nicht Sigfrid, der Brynhild gewann. In einer gewöhnlichen werbungssage hätte Sigfrid als bote für Gunther gehen können. Man fühlte, dass das nicht an-

gieng. Der held musste selber kommen. Gunther konnte man auch nicht gehen lassen, denn die tradition wollte, dass Sigfrid den ritt vollbrachte. Also musste Sigfrid gehen, der zugleich Gunther war, d. h. Sigfrid in Gunthers gestalt. Daraus entstand die vorstellung von dem bewussten gestaltentausch, also von dem betruge und dessen folgen.

Ich glaube auch, dass es möglich ist, über zeit und ort der umdeutung etwas näheres zu ermitteln. Sie muss mit der aufnahme der Burgunden in die sage zusammenhängen. Denn der andere, für den Sigfrid Brynhild von dem felsen holt, ist Gunther. Und für die annahme, dass Gunther hier in eine fremde rolle eingetreten sei, ist wie schon (s. 303) bemerkt wurde, kein grund vorhanden.

Die aufnahme der Burgunden stellte an die sage ganz neue forderungen. Aus einer locallosen überall localisierbaren sage von nicht bekannten fürsten aus der alten zeit wurde sie zu einer erzählung von welterschütternden ereignissen, und die folge davon war, dass eine strengere logik als ein bedürfnis gefühlt wurde. Das zeigt sich ja auch an H2. Der untergang eines bekannten mächtigen fürstengeschlechtes wurde als die folge von Sigfrids tod dargestellt. Da galt es, die ereignisse und den helden in ein solches licht zu rücken, dass der tod des letzteren zu einer greueltat wurde, die um rache schrie. Hier war zweierlei nötig. Der held musste idealisiert werden. Erst jetzt gab sein unklares verhältnis zu den beiden frauen, das man bisher ruhig hingenommen hatte, anstoss. Und ferner musste der könig der Burgunden an dem mord beteiligt sein. Es ging nicht an, dass dieser mitsamt seinem ganzen volk umkam aus dem einzigen grunde, dass sein dienstmann oder sein bruder den Sigfrid erschlagen hatte. Mit Gunther wusste man übrigens auch nicht rat. Er war der könig, aber ein könig ohne heldenrolle, ja überhaupt ohne rolle. Zugleich wurde nun die rolle von Brynhilds gemahl frei. Sobald Sigfrid sie aufgeben musste, konnte sie nur dem fürsten des landes zufallen; es kann uns nicht wundern, dass man Gunther in die rolle eintreten liess. Es ist seine einzige geblieben. Während die jüngere dichtung im zweiten teil der Hagensage ihn wenigstens einige nichts entscheidende heldentaten verrichten lässt, hat Gunther in der ersten hälfte nichts anderes zu tun als könig zu sein — wozu ihn die geschichte, nicht die sage machte — und Brynhilds mann, was er von Sigfrid übernommen hat. Auch das zeigt, dass er nicht eine alte sagengestalt ist, die nur den namen gewechselt hat; die gestalt hat gar keinen eigenen inhalt. Nimmt man ihr noch das königtum, das von hause aus Hagen zukommt, so bleibt ein strohmann übrig, dessen einzige eigenschaft ist, d'être le mari de

madame. Nur so kann man sagen, dass ein mythischer — d. h. gar nicht zur sage gehöriger — held dem Sigfrid seine braut genommen hat.

Also muss die werbung für Gunther nach den ereignissen von 436 entstanden sein, und zwar wahrscheinlich bei den Franken, die sich nach jener zeit mit der NS beschäftigten und die contamination mit der Burgundensage zu stande gebracht haben. Vgl. § 48.

Das oben erwähnte bedürfnis, für Gunther etwas zu tun, zeigt sich sowol in der nordischen wie in der deutschen überlieferung. Während die mitteldeutsche tradition ihn im Hunnenlande tapfer kämpfen lässt, geht die nordische und, wie sich später zeigen wird, auch die norddeutsche sogar so weit, dass sie ihn zu Hagens treuem gesellen macht und ihm so eine rolle zuerteilt, die der des Volker ähnlich ist, wodurch seine gestalt in H2 wenigstens einen gewissen inhalt bekommt, während sie die übrigen brüder mit ausnahme des Guttormr[1], den sie für ihre darstellung von Sigurðs tod braucht, eliminiert.

Die allmähliche anpassung der Brynhildsage an den neuen zusammenhang lässt sich in den quellen deutlich verfolgen. Sie hat, wie es scheint, bei den Franken begonnen und sich hier zu ihrer äussersten consequenz ausgebildet. In den norddeutschen und nordischen quellen aber liegen die verschiedenen schichten nebeneinander. Hier werden wir beobachten können, dass die vollkommenste form die jüngste ist. Denn die entwicklung geht dahin, ursprünglich nicht zusammengehöriges zu einer einheitlichen erzählung zu verarbeiten. Wir versuchen im folgenden die schichten zu trennen.

§ 13. Die älteste form der anpassung (Br II, 1).

Die elementarste weise, die alte vorstellung, dass Sigfrid der erlöser und der bräutigam der Brynhild sei, mit der neuen, dass Gunther der gatte sei, zu verbinden, ist, dass man Sigfrid die frau dem Gunther einfach abtreten lässt. Diese vorstellung liegt in zwei quellen vor.

a) Besonders naiv ist c. 227 der ÞS. Die gründe, die einen dichter zu der änderung veranlassten, sind dem helden einfach in den mund gelegt. Ich lasse die wichtige stelle folgen: *æigi letta þeir fyrr en þeir koma til borgar Brynilldar. Oc er þeir koma þar. þa tecr hon vel við þiðreki konungi oc Gunnari konungi en helldr illa við Sigurði suein. þvi at nu veit hon at hann a ser konu. It fyrra sinn er þav hæfðu hitz. þa hafði hann þvi heitið henni með æiðum. at hann skylldi ængrar kono fa næma hennar. oc hon et sama at gipptaz ongum manni oðrum. Oc nu gengr Sigurðr sveinn til tals við Brynilldi*

1) Über Guttormr s. § 38.

oc sægir henni allt þeirra ærendi. oc biðr nu at hon skal ganga með Gunnari konungi. En hon suarar a þessa lund. Ec hævi þat spurt at sonnu. huersu illa þv hævir halldit þin orð við mic. þau er við hofðum við mællzc. at þott um alla væri at velia i verolldunni. þa kaus ec þic mer til mannz. Oc nu suarar Sigurðr sueinn. Sua verðr nu at vera sem aðr er raðit. En firir þvi at þv ert en tignasta kona oc mestr skorungr er ek vita. oc nu ma þetta æigi vera ockar a mæðal sem ætlað var. þa hævi ec þvi til æggiað Gunnar konung. at hann er enn mæsti maðr oc forkunnar goðr drengr oc rikr konungr. oc þicki mer þat vel saman soma þu oc hann. Oc nu firir þvi feck ec hans systvr hælldr en þin. at þu att ængan broður. en hann oc ek hævi þess suarið at hann skal minn broðir vera en ec hans. Nu suarar Brynilldr. Ec se nu. at ec ma æigi þin neota. en þo vil ec taka af þer heil rað um þetta mal oc þiðrex konungs. Nu gengr þiðrecr konungr oc Gunnarr konungr a þessa malstefnu. oc æigi skilia þav sitt tal aðr en þat var raðit. at Gunnarr konungr skal fa Brynilldar.

Also, weil Sigurðr, da er mit Grímhild vermählt ist, Brynhild nicht besitzen kann, und weil Gunnarr ein braver held und ein mächtiger könig ist, deshalb wird Brynhild dem Gunnarr gegeben. Und weil Sigurðr von den beiden frauen nur éine behalten kann, behält er die, die Gunnars — und Hagens — schwester ist. Denn das gehört zu seiner sage. Es ist unmöglich, in deutlicheren worten zu sagen, welche erwägungen dazu geführt haben, die Brynhild von Sigfrid auf Gunther überzuführen. Der bericht ist um so unverdächtiger, als die saga eine verlobung des Sigurðr mit Brynhild früher nicht erzählt hat, sogar den helden die frau nach seinem ersten besuch einfach widerum verlassen lässt, nachdem sie ihm ein pferd geschenkt. Das capitel kann also nicht den zweck haben, eine verbindung mit dem vorhergehenden herzustellen. Und skandinavische tradition liegt auch nicht vor, denn obgleich dieselbe vorstellung sich aus einer nordischen quelle belegen lässt, war sie doch zu der zeit, als die Þiðrekssaga geschrieben wurde, durch die jüngere sagenauffassung vollständig verdrängt[1]. Somit ist dieses capitel ein wichtiges zeugnis für die älteste verbindung der Brynhild mit Gunther.

1) Auf das argument, dass die ganze brautfahrt in der saga in übereinstimmung mit der mitteldeutschen tradition (NL) erzählt wird, berufe ich mich nicht, da sich im verlauf unserer untersuchung entscheidende gründe dafür ergeben werden, dass in der darstellung der saga eine quellenmischung stattgefunden hat, und dass namentlich c. 227 von dem folgenden zu trennen ist.

b) Dieselbe auffassung aber ohne die naive erklärung, die c. 227 der Þiðrekssaga bietet, herrscht in der Sigurðarkviða skamma. Hier fehlen mehrere züge, die in anderen nordischen darstellungen der werbung mehr als einmal widerkehren, und man hat sich angewöhnt, das der kürze der darstellung zuzuschreiben. Sonst kann man doch dem dichter der Sig. sk. keine allzugrosse wortkargheit vorwerfen. Aber er teilt von der brautfahrt auch genug mit, um an seiner auffassung der tatsachen keinen zweifel übrig zu lassen, wenn man ihm nur nicht unterschiebt, was er nirgends mit einem worte sagt. Als Sigurðr zu Gjúki kam, so erzählt das gedicht, bot man ihm Guðrún zur frau an; er heiratete sie, und nun lebte man lange vergnügt zusammen, bis die Gjúkungar sich auf den weg machten, um Brynhild zu freien. Sigurðr, der die wege kannte, begleitete sie; *'hann of ætti, ef eiga knætti'* heisst es mit einer hindeutung auf Br I, auf die sonst kein bezug genommen wird. Str. 4 erzählt dann ohne übergang, wie Sigurðr zwischen Brynhild und sich das schwert legt, *ne hann konu kyssa gerði (ne húnskr konungr hefja sér at armi); mey frumunga fal hann megi Gjúka.* Also kein gestaltentausch, keine waberlohe; Sigurðr liegt eine nacht bei Brynhild und überliefert (*fal*) sie darauf dem Gunnarr.

Weshalb keine waberlohe? Weil der dichter zwar mit richtigem geschmack die form Br I ignoriert, aber Br II, 1, auf der seine darstellung fusst, doch I voraussetzt. Die erlösung der jungfrau hat schon stattgefunden; die waberlohe ist erloschen; diesmal soll es hochzeit sein; die jungfrau braucht nur gefreit zu werden. Das stimmt zu c. 227 der Þiðrekssaga, das auch von keinen hindernissen mehr weiss.

Weshalb kein gestaltentausch? Weil der held nicht in Gunnars, sondern in seinem eigenen namen freit. Er kommt in der sagenform, die I voraussetzt, seine frühere braut abzuholen, aber des anderen tages übergibt er sie dem genossen. Der dichter der Sig. sk. liess zwar I fort, hielt sich aber bei der darstellung von II durchaus an die ihm bekannte überlieferung.

Dass das schweigen des liedes von waberlohe und gestaltentausch nur so zu erklären und nicht etwa eine folge der kürze der darstellung ist, beweist das was folgt aufs klarste. Ein betrug hat bei der werbung nicht stattgefunden, wenigstens kein anderer als der, dass Sigurðr um eine braut warb, die er nicht für sich zu behalten gedachte. Aber für Gunnarr hat er sich nicht ausgegeben. Also kann auch von einer entdeckung des betrugs nicht die rede sein. Es ist auch davon nicht die rede. Brynhild zürnt, nicht seitdem sie erfahren, dass man sie betrogen hat, sondern von anfang an, und zwar aus dem einzigen grunde, dass

sie nicht den mann besitzt, der um sie gefreit hat; sie will Sigurðr besitzen oder sterben. Dass Guðrún seine, sie selbst dagegen Gunnars frau ist (str. 7, 3—4), das ist es, was sie betrübt. Dieser schmerz (str. 10) führt sie dazu, den Gunnarr zum mord an seinem schwager anzutreiben. Es ist das einzige gedicht, das Brynhilds liebe zu Sigurðr als das einzige motiv ihrer handlung hinstellt.

Lehrreich ist auch der schluss des gedichtes. Str. 68 wünscht die sterbende Brynhild, dass auf ihrer gemeinsamen leichenfahrt dasselbe schwert zwischen ihr und ihrem geliebten liegen möge, das sie trennte, als sie beide in éinem bette lagen *ok hétu þá hjóna nafni.* Die angeführten worte bedeuten entweder buchstäblich, dass sie Sigurðs frau hiess, oder übertrieben, dass sie seine frau war. Die zweite möglichkeit ist aber dadurch ausgeschlossen, dass sie nach der darstellung der Skamma niemals seine frau gewesen ist; also muss die buchstäbliche bedeutung gelten. Wenn aber Sigurðr, als er um Brynhild anhielt, sich für Gunnarr ausgegeben hätte, so würde sie damals nicht Sigurðs, sondern Gunnars frau geheissen haben. Also beweist auch diese stelle, dass Sigurðr in seinem eigenen namen um sie anhielt.

Ein weiteres argument liefern str. 35—39. Die beurteilung der stelle wird dadurch erschwert, dass die echtheit von 36—38 (die in der hs. nach 39 stehen und von Bugge versetzt worden sind) nicht über jeden zweifel erhaben ist. Sie werden von Sijmons und Gering (bei Hildebrand[2]) gestrichen. Die frage nach ihrer echtheit wird später gesondert behandelt werden; bei der beurteilung der vorliegenden sagenform fällt sie insofern ins gewicht, als davon ihre grössere oder geringere compliciertheit abhängt, aber für die frage die uns beschäftigt, ob Sigurðr Brynhild für sich oder für Gunnarr freit, ist sie nicht in erster linie von bedeutung, da die strophen mehr als éine auffassung zulassen. Ich halte mich demnach hier an str. 35. Bu. 39 (Sij. Hild.[2] 36), und verweise für die drei anderen auf § 23.

Brynhild wollte keinem manne angehören, bis Sigurðr und die beiden Gjúkungar auf ihren pferden dem hofe sich nahten (*riðu at garði*). Also hat der dichter hier wie am anfang Br I (die frühere begegnung mit Sigurðr) fallen lassen. Ihr vorhandensein in der sage wird aber dadurch bezeugt, dass Brynhild in dem hause ihres bruders sich aufhält, dass sie unmittelbar zu erreichen ist. Die erlösung hat früher stattgefunden. Ferner lehrt die stelle, dass die zahl der werber drei war. Wenn die sage, wie aus 36—38 hervorgehen würde, von einer kriegsbedrohung wusste, so war das doch eine bedrohung für die zukunft; bei dieser gelegenheit waren die Gjúkungar nicht von einem heer

begleitet. Dann verspricht Brynhild sich dem könige, 'der mit dem golde auf Granis rücken sass'. Wenn also ein gestaltentausch stattgefunden hätte, so müsste das vor der ankunft bei Atli geschehen sein. Aber man fragt, welchen zweck das haben würde. Denn der gestaltentausch dient nur dazu, zu verbergen, dass Gunnarr nicht durch den *vafrlogi* reiten kann; hier aber ist von keinem *vafrlogi* die rede; Brynhild verlobt sich sofort, und zwar dem könige, der auf Grani sitzt (nicht etwa bei einer späteren gelegenheit sitzen würde). Für den ritt auf Grani aber brauchte es keines gestaltentausches, den konnte Gunnarr auch vollbringen. Dann sagt Brynhild: *varat hann í augum yðr of líkr, ne at engi hlut at álitum, þó þykkiz ér þjóðkonungar.* Die halbstrophe enthält zwei zeilen zu viel, und die herausgeber streichen die zeilen *ne — álitum.* Der grund ist doch nur der, dass sie ihrer auffassung der sage widersprechen. Aber es ist klar, dass nicht diese worte, sondern die schlusszeilen überflüssig und im zusammenhang unmöglich sind. Denn die bedeutung 'ob ihr stolz auch prunktet im strahl der kronen', die Gering (Übers.) diesen worten beilegt, können sie nicht haben, das beweist die construction *þó þykkiz ér* und das praesens *þykkiz*[1]. Der sinn ist: 'dennoch glaubst du ein könig zu sein', ein vorwurf, der nicht auf die unmittelbar vorhergehende zeile, sondern auf die ganze erzählung geht. Also: 'obgleich du dafür, dass du einen anderen an deiner stelle werben liessest, verachtung verdienest, glaubst du ein könig zu sein'. Das ist aber eine sich auf die gegenwart beziehende höhnische bemerkung, die im zusammenhang dieser ausschliesslich von der vergangenheit handelnden strophen gar nicht passt. Es kommt hinzu, dass die widerholung *þjóðkonungar, þjóðkonungi, þjóðkonungar* 35, 6. 39(36), 2. 39, 8 stilistisch absolut verwerflich ist und verwerflich bleibt, auch wenn man mit Grundtvig 39, 2 um wenigstens die dreimalige widerholung zu vermeiden *þengli mærum* liest.

Die strophe sagt also mit klaren worten aus, dass der fürst, der auf Grani sass, dem Gunnarr in keiner hinsicht ähnlich war. Brynhild war dem Sigurðr verlobt worden. Aber auch wenn man anstatt z. 9—10 z. 7—8 streicht, muss man an der stelle herumdeuten, um einen anderen sinn herauszubekommen. Wenn Brynhild sagt: 'seine augen waren den deinen nicht ähnlich', so bedeutet das nicht: 'er hatte deine gestalt, die augen ausgenommen'. Das kann man in die stelle hineininterpretieren;

1) Angenommen, die angeführte übersetzung sei richtig, so wäre das doch eine der situation nicht angemessene bemerkung, denn wenn Sigurðr in Gunnars gestalt aufgetreten wäre, so hätte Sigurðr, nicht Gunnarr im strahl der kronen geprunkt.

die einzige natürliche auffassung aber ist auch dann, wenn z. 9—10 echt sind, dass Brynhild sagt: 'er war dir nicht ähnlich'.

Wir gelangen also hier zu demselben resultate, zu dem auch die früher besprochenen stellen führen. Ich wüsste nicht, was für eine andere auffassung des gedichtes zeugen könnte; kein wort deutet darauf. Die allgemein geltende auffassung, dass Sigurðr in Gunnars gestalt um Brynhild warb, beruht lediglich darauf, dass das in anderen quellen so steht. Wenn wir nur die Sig. sk. hätten, würde niemand auf den gedanken verfallen sein. Für unsere auffassung aber redet: 1. das fehlen des flammenrittes, sowol str. 3fg. wie str. 35fg.; 2. das fehlen des gestaltentausches; 3. das fehlen der entdeckung des betrugs; 4. der wortlaut von str. 4; 5. die directe aussage von str. 35. 39; 6. der wortlaut von str. 68; 7. die motivierung von Brynhilds zorn.

Also: Sigfrid und die Gjúkunge sind zu Atli gekommen. Brynhild, die bei Atli zu hause war, hat sich dem Sigurðr gelobt. Sigurðr hat mit ihr das ehebett bestiegen und ein schwert zwischen sie gelegt. Am folgenden tage, wol nach der abreise, hat er sie dem Gunnarr abgetreten.

Eine abweichung von der darstellung der Þ S ist, dass hinweise auf Br I fehlen; der dichter ignorierte sogar diese geschichte bewusst, und er musste das wol tun, da er Sigurðr am anfang seiner darstellung werben liess. Sigurðr kommt unmittelbar nach dem drachenkampf (*er vegit hafði*) zu Gjúki und er verweilt dort längere zeit, bevor er mit den Gjúkungen zu Brynhild reist. Aber dass der dichter Br I kannte zeigt str. 3, 7—8, und das fehlen der hindernisse, die übergabe der Brynhild an den genossen, die ohne I gar keinen sinn hat, — weshalb freit Gunnarr nicht selbst? — zeigen, dass die sage, die er erzählt, Br I voraussetzt. Der dichter hat daraus in II den zug aufgenommen, dass Brynhild von anfang dem Sigurðr gehört. Zu grunde liegt also die form I + II, die aus c. 227 der Þ S bekannt ist und für deren entstehung diese stelle durch Sigurðs mund rechenschaft ablegt.

§ 14. Die zweite form der anpassung (Br II, 2).

Um die folgende entwicklungsphase der sage zu verstehen, müssen wir nicht von dem zuletzt besprochenen skandinavischen extreme ausgehen, sondern näher bei der quelle der neuerung bleiben und an die darstellung der Þ S anknüpfen. Hier redet Sigfrid der Brynhild freundlich zu, dass sie den Gunther zum mann wähle. Und sie gehorcht. Aber die frage, ob es denn möglich war, dass sie sich ohne weiteres

fügte, konnte nicht ausbleiben. Die Sig. sk. begnügt sich mit der schilderung ihres seelischen zustandes nach ihrer vermählung. Die auffassung lag aber nahe, dass sie nicht so leicht zu bewegen sein würde, dem Gunnarr zu folgen. Was dann? Sie setzt sich zur wehr. Diese auffassung liegt in zwei hauptquellen vor. Die eine ist das gedicht auf dem c. 26, 36—58. 27, 1—4. 20—46. 56—66. 28, 1—16. 29, 5—48. 144—151 der Vǫlsungasaga beruhen, und zu dem auch ein teil von Brot gehört. Für die kritik der lieder der lücke und die berechtigung zu dieser teilung verweise ich auf § 22—24; hier gehe ich von dem inhalt als gegeben aus. Ich nenne das gedicht aus gründen, die dort mitgeteilt werden, Sigurdarkviða en yngri. Die andere quelle ist die Sig. meiri, auf der die übrigen teile von c. 26—29 sowie das wichtigste von c. 23. 24 beruhen.

a) Die ursprünglichere form zeigt die Sig. meiri. Sie teilt Sigurðs beide besuche bei Brynhild ausführlich mit. Den ersten besuch erzählt c. 24. Wie viel hier auch jüngere zutat sein mag, so ist die grundform noch deutlich zu erkennen. Es ist die deutsche form von Br I. Das wasser, das Brynhilds wohnung umgibt, resp. den glasberg, hatte schon die deutsche überlieferung, wie sie uns vorliegt, bis auf den namen vergessen; auch hier fehlt es, und auch der name ist verloren. Aber der hohe turm, in dem sie sitzt, ist nicht die *skjaldborg,* die *á Hindarfjalli* steht, sondern die burg der ÞS und des Nibelungenliedes[1]. Dass die burg schwer zu erreichen ist, zeigt z. 8, wo Sigurðs habicht ihm den weg zeigt. In der folgenden scene ist dieser zug verwischt. Sigurðr unterhält sich mit Brynhild über gleichgiltige dinge. Aber z. 44 fgg. bringen ein stück der alten sage. Nicht ganz klar ist Sigurðs anrede: *Nú er þat fram komit, er þér hétuð oss;* klar ist nur, dass sie im vorhergehenden keine anknüpfung hat; aber da das alte gedicht gewiss wenigstens nicht von anfang an mit die redende person andeutenden überschriften versehen war, machen wir uns wol keiner allzu kühnen conjectur schuldig, wenn wir die angeführten worte der Brynhild zuteilen. Dann finden sie ihre erklärung in der anrede der Menglǫð an Svipdagr (Fjǫlsv. 49): *nú þat varð, er ek vætt hefi, at þú ert kominn mǫgr! til minna sala.* Dass diese erklärung die richtige ist, erweist das folgende: *þér skuluð hér velkomnir.* Das entspricht nicht nur Fjǫlsv. 48, 1 *Vel þú nú kominn,* sondern auch Brynhilds gruss im

1) Eine reminiscenz an den glasberg (goldenen berg?) enthält das aus deutscher quelle stammende (Guðrúns traum!) c. 25. Brynhilds halle (z. 30) *var búin með gulli ok stóð á einu bergi.*

Nibelungenliede: *sît willekomen, Sîfrit, her in ditze lant*[1]. Brynhild bietet darauf dem helden einen becher, der sonst nur aus Sigrdrifumál bekannt, aber ohne zweifel hier, wo sie in einer schönen burg wohnt, besser am platze ist. Dann küsst er sie und preist ihre schönheit, vgl. Fjǫlsv. 48, wo auf die worte: *Vel þú nu kominn, hefk minn vilja beðit* unmittelbar folgt: *fylgja skal kveðju koss.*

Also widerum ein zeugnis dafür, dass die deutsche sagenform, abgesehen von dem gegensatz *vafrlogi* — *Sægarðr* resp. *Îsenstein,* vollständig der der Fjǫlsvinnsmál ähnlich war.

Jetzt aber beginnt die vorbereitung zu der werbung für Gunther. Brynhild beginnt ein gespräch über die unstätheit der frauen, das viel wunderliches und unechtes[2] enthält, aber darauf hinausläuft, dass sie dem Sigurðr seine vermählung mit Guðrún prophezeit. Darauf schwören sie sich treue (*af nýju* ist ein zusatz des sagaschreibers, der auf c. 21 rücksicht nimmt), und nun müssen sie sich trennen. Brynhild ist also auf das, was geschehen wird, vorbereitet, und sie entschliesst sich, das nicht ruhig über sich ergehen zu lassen. In ihrem flammenwall erwartet sie Sigurðs rückkehr, wol überzeugt, dass niemand anders ihn zu durchreiten im stande ist (c. 27, 6fgg.).

Hier tut sich zunächst die frage auf: woher dieser flammenwall? Er stammt aus der skandinavischen tradition und muss also an die stelle eines anderen motivs getreten sein, denn auch in der dem liede zu grunde liegenden deutschen überlieferung muss Brynhild ein mittel gehabt haben sich zu wehren. Das motiv kann nur das Glasberg- resp. Strombergmotiv gewesen sein. Aber dann bedeutet die mitteilung nichts anderes als dass sie bleibt, wo sie ist, und dass sie nun nach wie vor unnahbar ist. Eine bedeutende abweichung von der erlösungssage, wo die jungfrau, nachdem die verzauberung gebrochen, natürlich nicht länger der welt entrückt ist. Aber auch die märchen kennen ähnliche vor-

1) Es ist keine inconsequenz, dass die stelle des Nibelungenliedes § 9 mit dem namentabumotiv, hier mit der bewillkommnung in der Sig. meiri und in Fjǫlsvinnsmál verglichen wird. Das unmittelbare aussprechen des namens bei der ersten begegnung entspricht dem namentabumotiv Fjǫlsv. 47, die worte *sît willekomen* aber der Sig. meiri und Fjǫlsv. 48. Da beide stellen sich auch in Fjǫlsvinnsmál unmittelbar nebeneinander finden, widersprechen die beiden gleichstellungen einander nicht, sondern sie stützen einander.

2) Z. 54: *ek em skjaldmær* usw., 59: *ek man kanna lið hermanna* sind in Skandinavien aufgenommene züge der nordischen form von Br I. Der dichter hat sich augenscheinlich vorgestellt, dass der kampf mit Hjálmgunnarr und die bestrafung durch Óðinn zwischen I und II fallen. Dass er die begebenheiten so arrangiert, hängt damit zusammen, dass er den *vafrlogi* beim zweiten besuch brennen lässt. Aber er lässt es mit einer andeutung dieser dem stoffe fremden züge bewenden.

stellungen. Wenn der held einmal die jungfrau oder seine frau verlässt, so bekommt er sie so leichten kaufes nicht zurück.

Eine richtige übertragung in die nordische sagenform wäre nun die gewesen, dass Sigurðr auch beide male den *vafrlogi* durchreiten müsste. Aber der dichter der Sig. meiri war kein sagenforscher. Er hat den *vafrlogi* benutzt, wo er ihn brauchen konnte, bei dem zweiten besuch, wo er der Brynhild zur wehr dienen kann und gelegenheit bietet, das zu seiner deutschen quelle gehörende motiv des betrugs einzuführen. Aber dass das hindernis, an dessen stelle er den *vafrlogi* aufnahm, ein bleibendes war, zeigen noch die kurzen andeutungen, die c. 27 gibt. Hier gehören zu der Sig. meiri z. 4 (*þá ríða*) — 20. 66 — 74. 80 — 82. Im gegensatz zu der Sig. yngri sehen wir nun, dass der *vafrlogi* nicht eine maschinerie der Brynhild, sondern ihre natürliche umgebung ist. Heimir antwortet dem werbenden Gjúkungen: *segir þar sal hennar skamt frá ok kvaz þat hyggja, at þann einn mundi hon eiga vilja, er ríði eld brennanda, er sleginn er um sal hennar.* Also keine unterredung zwischen Heimir und Brynhild; diese bestimmt selbst, wen sie zum mann haben will; er vermutet, dass sie nur dem gehören wolle, der das feuer durchreiten will; das feuer aber brennt um ihren saal, obgleich sie nicht wissen kann, dass die Gjúkunge gekommen sind, denn diese wissen noch nicht einmal, wo der saal steht, und müssen das von Heimir erfahren. Und nachdem Sigurðr in Gunnars gestalt zu Brynhild geritten ist, muss er wider durch das feuer zurückreiten. Dieses ist also als ein bleibendes gedacht, und wenn es c. 24 fehlt, so hat das seinen grund darin, dass der dichter der Sig. meiri es hier nicht nötig hatte. Möglich ist es freilich auch, dass schon die deutsche quelle das hindernis nur bei Sigurðs rückkehr betonte. Denn die ganze entwicklung der sage geht dahin, die züge von Br I auf Br II zu übertragen, bis man schliesslich Br I ganz fallen lässt. Und auch die Þ S kennt ja, wie schon bemerkt, bei Br I das wasser nicht mehr.

Es lässt sich also für die deutsche quelle der Sig. meiri die folgende grundform constatieren: Sigfrid kommt zu Brynhild, die in einem hohen turm sitzt. Er küsst sie, verspricht ihr die treue und zieht ab. Sie bleibt in ihrem turm zurück, und obgleich sie ahnt, dass er ihr untreu werden wird, glaubt sie sich persönlich sicher im schutz des sie umgebenden gefährlichen wassers. Später kommt Sigfrid in Gunthers gestalt und holt sie ab; darauf übergibt er die frau, die ihn nicht erkannt hat, dem freunde.

In Deutschland lässt sich diese sagenform nicht belegen, aber sie ist, wie ich unten zu beweisen hoffe, eine notwendige zwischenstufe zwischen der darstellung von Þ S c. 227 und der des Nibelungenliedes.

b) Die Sigurðarkviða en yngri benutzt als directe nordische quelle für ihre darstellung die Sig. sk. Daneben hat sie die Sig. meiri gekannt und benutzt. Eine hauptquelle ist ferner ein deutsches gedicht, dessen auffassung der sage noch bedeutend weiter vorgeschritten war als die der Sig. meiri (s. § 22). Das gedicht geht daher auch einen schritt weiter. Im anschluss an die nordische hauptquelle, die Sig. sk., hat es Sigurðs ersten besuch fallen lassen. Den flammenritt führt es, wol unter dem einfluss der Sig. meiri in Br II ein, und zugleich den betrug (gestaltentausch), und eine neue form der entdeckung (streit der königinnen) und der rache. Aber da Br I fehlt, fehlen auch die natürlichen bedingungen für den flammenritt; Brynhild lebt ja ruhig bei ihrem vater. So wird der *vafrlogi* zu einer maschinerie, die Brynhild anwenden kann, wo sie will, und der flammenritt zu einer mutprobe. Da Brynhild den Sigurðr früher nicht gekannt hat, liebt sie ihn auch nicht; an die stelle der liebe tritt der zorn über die erfahrene beleidigung (näheres darüber § 18).

Beiden gedichten gemeinsam und für die form, die sie repräsentieren, ist also charakteristisch, dass Brynhild nicht ohne weiteres sich dem Gunther abtreten lässt. Das wird dadurch zum ausdruck gebracht, dass die hindernisse der erlösung, also im norden der *vafrlogi*, in die erzählung von der werbung aufgenommen werden. Eine folge davon ist der betrug und alles, was weiter daraus folgt (§ 17. 18).

§ 15. Die dritte form der anpassung (Br II, 3).

Die äusserste consequenz der sagenbehandlung, deren resultat Br II, 2 war, ist, dass Br I als selbständige erzählung vollständig aufgegeben wird, deren inhalt nicht nur nicht mitgeteilt, sondern auch in keiner hinsicht vorausgesetzt wird, und das Br II die ganze Br I in sich aufnimmt. Die schwierigkeiten bei der gewinnung der braut sehen nun nicht mehr willkürlich aus, denn eine erlösung geht nicht voran, die werbung — mit betrug — ist zugleich die erlösung. Diese form ist wie die ganze Br II in Deutschland ausgebildet worden. Obgleich durch jüngere neuerungen verdunkelt, scheint diese grundform im Nibelungenlied sehr klar durch. Die vorgeschichte fehlt hier vollständig; einzelne reminiscenzen daran sind so schwach, dass sie auch anders erklärt werden können und tatsächlich erklärt worden sind (als ahnungen, wie sie in II, 3, die I aufgenommen hat, gar nicht auffällig sind). Ferner finden wir beisammen die zwar von dienern umgebene aber doch vereinsamte jungfrau auf dem von wasser umgebenen felsen[1] und den glasberg (Îsenstein). Die nacht, die Sigfrid bei

1) Über die möglichkeit, dass das wasser später wider eingeführt worden sei, s. oben § 8.

Brynhild zubringt, wird durch die scene im schlafgemach, von deren verlegung in einen anderen zeitpunkt unten die rede sein wird, ersetzt. Nur der zauberschlaf, der doch durch das Brünhildenbett in der deutschen form von Br I belegt ist, fehlt, freilich zufolge einer jüngeren entwicklung, über welche gleichfalls unten gehandelt werden wird; in einem anderen exemplar von Br II, 3 ist er richtig überliefert. Ein rest des namentabumotivs hat sich gerettet. Damit ist die verbindung von I mit II, die damit anfängt, dass Sigfrid seine frau nachher dem Gunnarr abtritt, zur völligen consequenz ausgebildet; an dem logischen zusammenhange fehlt nichts mehr. Die vorstellung ist nun diese: Sigfrid, der mit Grímhild vermählt ist, reist zusammen mit Gibichs söhnen zu Brynhilds burg; an Gunthers stelle befreit er die bezauberte jungfrau und liefert sie dem Gunther aus. Eine weitere, nur im Nibelungenliede belegte neuerung, die noch den zweck hat, den inneren zusammenhang der begebenheiten zu befestigen, knüpft die übergabe der Grímhild an die gewinnung der Brynhild; dass Sigfrid dem Gunther die braut verschafft, wird die bedingung zu seiner eigenen hochzeit.

Auch im norden geht die entwicklung von Br II zu der consequenz II, 3. In der ÞS ist II, 3 nicht direct belegt, c. 227 gibt eine ältere sagenform (II, 1); aber die scene im schlafgemach, die auch hier folgt, und die nur eine weiterbildung von II, 3 ist, zeigt, dass auch in Norddeutschland diese form der brautwerbung bekannt war (übrigens ist diese darstellung die vorstufe des NL).

Wir haben deshalb keinen grund, die nordische darstellung von II, 3 von der deutschen zu trennen. Aber sie tritt in einer eigenen, sehr geschlossenen form auf, in einem jüngeren liede, der Helreið. Die nordische tradition hat niemals vergessen, dass Br II eine fortsetzung von Br I ist. Man erkennt Sigrdrifa als mit Brynhild identisch. Die Sig. sk. setzt in gewissem sinne Br I voraus. Die Sig. meiri erzählt I und II nacheinander. Die folge ist, dass auch II, 3 Br I in ihrer selbständigsten und am meisten ausgebildeten form, der der Sigrdrifasage, aufnimmt. Einzelne züge erinnern an den deutschen ursprung, nicht Hlymdalir, das wie der name beweist, zu der walkyre gehört und aus Helreið in c. 27 der Vǫlsungasaga gedrungen ist (Zeitschr. 35, 323), aber *fóstri minn* (str. 11, 3) stammt aus der Sig. meiri. Übrigens ist die situation vollständig die der Sigrdrifa, wie ich a. a. o. s. 317 fgg. ausführlich gezeigt habe. Die ganze skandinavische vorgeschichte der Sigrdrifa ist hier also in Br II aufgenommen.

Das ist dem buchstaben nach eine abweichung von der deutschen Br II, 3, aber vollständig im geiste dieser dichtung. Dass Sigurðr hier

hier angedeutet wird als der *þanns mér færði gull þats und Fáfni lá*, während es in der prosa der Sigrdrifumál heisst: *ec strengða heit þar í mót at giptaz ongum þeim manni er hræðaz kynni*, also ohne andeutung, dass der held gerade Sigurðr sein müsse, mag aus II, 2 stammen, von der II, 3 nur eine weiterbildung ist. Aber die aufnahme der vollständigen I in II beruht nicht auf einer nordischen sagencontamination, sondern auf der in Deutschland vollzogenen consequenten durchführung eines principes, dem alle formen von Br II ihr dasein verdanken.

§ 16. Die weiterentwicklung von Br II in Deutschland (Br II, 4).

In dem liede, das die quelle der 6. bis 10. aventiure des Nibelungenliedes wurde, ist Brynhilds burg nach Îslant verlegt. Dass dieser name aus Îsenstein abstrahiert ist, wurde § 8 ausgeführt. Die änderung der localität wurde folgenschwer. Die erste änderung, die daraus unmittelbar folgt, oder besser darin begriffen ist, ist diese, dass an die stelle des glasbergs, den nur ein einziger held zu ersteigen vermag, das weltmeer trat. Die reise von Worms nach Island liess sich unmöglich als eine solche darstellen, die nur Sigfrid vollbringen konnte; also mussten die drei genossen die fahrt gemeinschaftlich machen. Daraus folgt, dass nun auch Gunther und Hagen zugang zu Brynhilds burg haben, und das motiv des zauberschlafs, das einen einzigen retter voraussetzt, wurde unbrauchbar und ebenso das namentabumotiv, das zwar in einer einzigen äusserung der Brynhild fortlebt, aber für die entwicklung der begebenheiten von keiner bedeutung mehr ist. An die stelle dieser elemente musste eine andere motivierung der begebenheiten treten.

Die neue motivierung knüpft an das einzige element, das von der alten sage übrig geblieben war, die nacht, die Sigfrid in Brynhilds schlafgemach zubringt, an. Aber ohne das vorhergehende hatte dieses motiv keinen verständlichen inhalt. Denn weshalb konnte nicht, wenn Brynhild auch für ihn zu erreichen war, Gunther selbst während der ersten nacht neben Brynhild ruhen? In die nächtliche scene wurde nun eine neue bedeutung gelegt. Sigfrid liegt neben Brynhild, um sie zu bezwingen. Daraus entwickelt sich nun die auffassung, dass Brynhild nur dem mann gehören will, der sie bezwingt. Die richtige vorstellung der begebenheit muss hier die sein, die in der Þiðrekssaga überliefert ist: Sigfrid nimmt der Brynhild ihr magetuom. Sie knüpft an die populäre vorstellung an, dass eine starke frau durch den verlust ihrer jungfrauschaft ihre kraft verliert[1]. Die darstellung des Nibelungenliedes ist eine

1) Vgl. z. b. die umwandlung im charakter der Þryðo nach ihrer verheiratung, Béow. 1945 fgg.

euphemistische aber unglaubliche. Der dichter will uns eine psychologische ungeheuerlichkeit glauben machen, wenn er erzählt, dass Brynhild, nachdem Sigfrid sie zu der zusage ihm zu willen zu sein genötigt, ruhig liegen bleibt und abwartet, was mit ihr geschehen wird, während er sich entfernt um dem Gunther platz zu machen, statt dass sie sich sträubte, solange eine muskel an ihr sich zu wehren im stande ist. In der Þiðrekssaga heisst es kurz: *Oc þa tekr hann til Brynilldar oc fær skiott hennar mæydom* (c. 229).

Die ursprüngliche vorstellung war, dass das alles auf Island unmittelbar nach der ankunft der brüder geschehen sei. Das ist der alten sage gemäss, und so geschieht es auch in der Þiðrekssaga; erst nach der hochzeit reist man nach Worms zurück. Die näheren umstände sind nicht überliefert, aber sowol die spätere entwicklung wie die älteren formen (Br II, 2, namentlich die Sigurðarkviða yngri) weisen darauf, dass Brynhild, als sie vernahm, dass nicht Sigfrid, sondern Gunther um sie werbe, eine bedingung gestellt hat. Diese bedingung war, dass er sie besiegen sollte. Da Gunther dazu nicht im stande war, trat Sigfrid an seine stelle. Aber die epische ausbildung der sage verlangte die verlegung der hochzeit und damit der schlafkammerscene nach Worms. Vielleicht ist das zuerst im Nibelungenliede geschehen; viel älter ist die neuerung auf keinen fall. Nun aber stand man vor einer neuen schwierigkeit. Wenn Brynhild nicht Gunthers frau werden wollte, weshalb liess sie sich dann dazu bewegen, ihm nach Worms zu folgen? Ein neues motiv wurde eingeführt, um auf diese frage die antwort nicht schuldig zu bleiben: die kampfspiele. Auf Island muss Brynhild besiegt werden, wenn nicht durch den raub ihrer jungferschaft, dann im kampf.

Die kampfspiele sind demnach nicht eine alte variante des flammenritts, sondern der allerjüngste zug der deutschen überlieferung, ein ersatz für die beischlafscene, die aus durchaus formellen gründen, — dem wunsch eine schöne hochzeit in Worms zu beschreiben, — von Island nach Worms verlegt worden war. Das motiv aber, das dem flammenritt entspricht, ist so gut wie verschwunden (§ 8).

§ 17. Die entdeckung des betrugs.

Der streit der königinnen ist nicht viel später als Br II, 2 entstanden. Es ist ein mittel, dessen die poesie sich bedient, um den betrug, der mit II, 2 seinen einzug in die überlieferung hält, ans licht zu bringen. Wir kennen das motiv in drei formen. Der grundgedanke ist in allen dreien derselbe: Brynhild verlangt als königin von Grímhild

huldigung; diese weigert sich und erniedrigt ihre gegnerin dadurch, dass sie ihr einen ring zeigt, den Sigfrid ihr in der brautnacht genommen hat. Dieser ring, der in den drei fassungen widerkehrt, ist also so alt wie die scene. Dass er aber mit Fáfnirs besitztum nichts zu schaffen hat, geht schon daraus hervor, dass er nicht zu der alten sage gehört, sondern nur zu einer verhältnismässig jungen form von Br II.

In der auffassung der veranlassung des streites gehen die quellen auseinander. Die einfachste und daher vielleicht ursprünglichste darstellung gibt die Þiðrekssaga. Brynhild wünscht, dass Guðrún bei ihrem eintritt von ihrem sitz aufstehe. Aber auch was die Vǫlsungasaga und zumal die Snorra Edda erzählen, kann alt sein, die sitte *at bleikja hadda sína* ist nicht nur bei den nordleuten von alters her verbreitet (s. Weinhold, D. Frauen[3] II, 292 fg.), und dass die königinnen zu diesem zweck zum fluss gehen, sieht sehr altertümlich aus. Die scene vor der kirche im Nibelungenliede ist höfisch ausgebildet, und das christliche element deutet auf jungen ursprung. Die beleidigung auf der offenen strasse, wo die beiden anderen überlieferungen einen intimen wortstreit schildern, ist im stile der alle verhältnisse ins kolossale steigernden und das öffentliche leben in den vordergrund stellenden mittelhochdeutschen tradition. Übrigens zeigt auch die verdopplung der scene, — zuerst ein streit, wer den besten mann habe, unter vier augen, dann die öffentliche beleidigung, — dass hier widerum die überlieferung des Nibelungenliedes zurücksteht.

Neben dem streit der königinnen muss eine andere, wol einfachere vorstellung von der weise, wie die wahrheit ans licht kam, bestanden haben. Darauf weist die quelle, die die altertümlichste form des betruges (Br II, 2a) repräsentiert: die Sig. meiri. Die Vǫlsungasaga berichtet die entdeckung des betrugs nach der Sig. yngri, und hier finden wir die *senna*. Aber aus den gesprächen, die in der Sig. meiri unmittelbar auf die nach der Sig. yngri erzählte entdeckung folgen, geht hervor, dass die *senna* nicht vorangegangen sein kann. C. 28, 26 fgg., unmittelbar nach der *senna*, fragt Sigurðr Guðrún, was Brynhild fehle. Sie weiss es nicht, aber er ahnt es: *eigi veit ek gløgt; grunar mik, at vér munum vita brátt nǫkkuru gørr.* Am folgenden tage redet Guðrún mit Brynhild, und diese weiss alles, was geschehen ist, dass Sigurðr einen vergessenheitstrank getrunken, den Grímhild ihm gebraut, dass er es war, der Fáfnir tötete, dass er den flammenwall durchritten, dass die Gjúkunge sehr wol gewusst haben, dass er sich der Brynhild verlobt hatte. Das alles wirft sie der Guðrún vor, und diese versucht einiges zu verneinen, anderes umzudeuten, in jeder hinsicht Brynhild zu beschwichtigen. Der

ring wird in dem ganzen gespräch nicht genannt; er war also bei der entdeckung eben so wenig beteiligt wie die Guðrún, die gern alles leugnen möchte.

Wie ist Brynhild zur einsicht der wahrheit gelangt? Ich glaube, dass man hier dem verfasser der Vǫlsungasaga nicht vorwerfen kann, dass er eine darstellung von der entdeckung des betrugs fortgelassen hat. Die Sig. meiri enthielt nicht mehr, als die saga erzählt. Aber einen sprung in der darstellung machte sie nicht; eine vorstellung von dem gang der begebenheiten hatte auch sie, wenn sie auch keine entdeckungsscene mitteilt. Da Sigurðr ahnt, aber nicht weiss, was Brynhild fehlt, so geht daraus hervor, dass nicht zwischen ihm und ihr etwas vorgefallen ist, was zu der entdeckung geführt hat, aber dass die bessere einsicht der Brynhild doch in ihrem verhältnis zu ihm ihre quelle hat. Aus einer stelle am schluss der unterredung zwischen Guðrún und Brynhild geht weiter hervor, dass Brynhild nicht erst gestern zu der entdeckung gekommen ist, sondern schon längere zeit über ihren schmerz gebrütet hat (z. 75 fg.: *ek þagða lengi yfir mínum harmi þeim er mér bjó í brjósti*). Deshalb warnt Sigurðr Guðrún z. 25 davor, mit Brynhild über ihren schmerz zu reden, denn wenn der gedanke einmal ausgesprochen ist, lässt er sich nicht mehr zurückdrängen.

Es kann nach diesen andeutungen, die die saga gibt, keinem zweifel unterliegen, auf welchem wege Brynhild zur einsicht der wahrheit gekommen ist. Sie hat sie geahnt. Ihre gedanken haben immer um denselben gegenstand gekreist, stets hat sie sich gefragt: wie konnte Sigurðr, der mir treue geschworen, sich einer anderen vermählen? wie konnte Gunnarr den flammenwall durchreiten? bis sie zu der inneren überzeugung gelangt ist, dass sie das opfer eines höllischen ränkespiels geworden ist. Aber noch spricht sie es nicht aus; in dumpfem brüten versunken grübelt sie über ihr unglück. Als aber Guðrún, die den von ihr geliebten mann besitzt, so weit geht, nach dem grund ihres trübsinns zu fragen, da bricht die leidenschaft los, und was eine halb klare aber durchaus richtige ahnung war, wird durch das geständnis, das sie der gegnerin abnötigt, zur entsetzlichen wirklichkeit. Es scheint mir, dass kein dichter die situation und den charakter der Brynhild so tief ergriffen hat, als der der Sig. meiri. Das lob, das Heusler dem gedichte spendet, verdient es in jeder hinsicht.

Gehen wir nun dazu über, dieser darstellung ihre stellung in der geschichte der sage zuzuweisen, so zeigt es sich, dass sie gerade der stellung entspricht, die die Sig. meiri auch in anderer hinsicht einnimmt. Sie steht am anfang von II, 2, bildet den übergang von der durch die

Sig. sk. repräsentierten II, 1 b zu der in II, 2 b (Sig. yngri) und II, 3 (Nibelungenlied, Þiðrekssaga, Helreið) herrschenden auffassung. In der Sig. sk. brütet Brynhild über ihre verschmähte liebe; eine entdeckung ist nicht notwendig, da kein betrug verübt ist; aus sich selbst kommt sie zu dem schluss, dass ihr unrecht geschehen sei. In der Sig. meiri brütet sie über ihre lage und gelangt bis zu einer ahnung dessen, was geschehen ist; es braucht nur einer unterredung mit Guðrún, um ihre ahnung zu bestätigen. In den jüngeren quellen, die das frühere verhältnis zu Sigurð aufgeben, ist ein äusserer anlass zu der entdeckung unentbehrlich, und die sage knüpft an das gespräch mit Guðrún-Grímhild an. Anstatt Brynhild zu beschwichtigen, beleidigt Grímhild sie; sie schilt sie ein kebsweib. Was die sage durch den verlust von I an logischer einheit gewonnen hat, das hat sie an psychologischer tiefe und feinheit verloren. Denn die beleidigung und der gekränkte stolz sind rohe motive im verhältnis zu dem dumpfen schmerz und der tiefen ahnung der Sig. meiri.

§ 18. Brynhilds zorn und rache.

In welchem stadium ihrer entwicklung hat die überlieferung das motiv, dass Brynhild dem Sigfrid zürnt, aufgenommen? Daraus, dass Sigfrid sie dem Gunther abtritt, folgt es noch nicht direct, aber es entwickelt sich doch im unmittelbaren anschluss daran. Die auffassung der abtretung, die ÞS c. 227 zu worte kommt, verträgt sich mit einem friedlichen verhältnis zwischen Sigfrid und Brynhild und mit der alten motivierung von Sigfrids tod durch Hagens hass. Aber schon in der jüngeren form von Br II, 1, die in der Sig. sk. vorliegt, kommt die neue auffassung zum ausdruck. Als ältestes motiv für Brynhilds hass ergibt sich die verschmähte liebe. Von anfang an hat sie nur Sigurðr geliebt und sich gegen die vereinigung mit Gunnarr gesträubt; sie hat keine ruhe bis dieses verhältnis gelöst und sie mit dem geliebten im tode vereinigt ist. In dieser form ist auch Brynhilds tod am platz; er bildet den schönsten abschluss ihres von leidenschaft verzehrten lebens.

In Br II, 2 treten untereinander abweichende motive in den verschiedenen quellen in verschiedener mischung auf. Anfänglich hat Brynhild sich in ihre vereinigung mit Gunther ergeben. Erst allmählich oder durch ein plötzliches ereignis gelangt sie zur einsicht ihrer lage und erwacht ihre leidenschaft. Insofern ist gekränkter frauenstolz im spiel. Darein mischt sich ingrimm wider Grimhild. Aber das gefühl der liebe mischt sich von zwei seiten hinein. Einmal indem sie vernommen hat, dass es doch Sigfrid war, der die probe bestanden hat, noch mehr aber indem wenigstens eine form von II, 2 davon ausgeht,

dass sie sich früher dem Sigfrid verbunden hat. Das gibt den ausschlag. In der Sig. meiri, die auch I erzählt, ist Brynhilds schmerz über die verlorene liebe durchaus das treibende motiv. Aber im gegensatz zur Sig. sk. ist Brynhild gebrochen, was schön mit ihrer stimmung vor und während der unterredung mit Guðrún harmoniert. Während sie in der Sig. sk. den Sigurðr besitzen oder sterben will, weist sie hier Sigurðs liebe zurück. Wie das lied sich die aufstachelung des Gunnarr vorstellte, wissen wir leider nicht; auch nicht ob es Brynhilds tod mitteilte, wir können sogar nicht mit sicherheit behaupten, dass es mehr enthielt, als in der saga überliefert ist. Aber dass sie mit Sigurðr stirbt, ist in dieser fassung durchaus sagengemäss, und es fehlt auch nicht an andeutungen, dass das die dem gedichte zu grunde liegende anschauung war. C. 29, 63fgg. ahnt Sigurðr seinen tod (vgl. die ahnung c. 28, 18); z. 99 wünscht Brynhild ihn sterben zu sehen; er antwortet, dass sie beide von diesem tage an nur noch ein kurzes leben vor sich haben würden; sie behauptet, ihr leben habe keinen wert mehr, und z. 124 sagt sie, dass sie nicht länger leben wolle. Das beweist wol mit sicherheit, dass Brynhild auch hier gestorben ist, aber es sieht nicht danach aus, dass die darstellung dieselbe gewesen sei wie die der Sig. sk. Dem Sigurðr, nicht dem Gunnarr gegenüber spricht sie den wunsch aus, dass er sterben möge, und seine antwort zeigt, dass er ahnt, dass zur wahrheit werden wird, was sie ahnungslos in leidenschaft spricht, dass er also ohne ihr zutun fallen wird, und: *ekki muntu þér verra biðja.* Wenn diese andeutungen so zu verstehen sind, so steht die Sig. meiri in diesem punkte, wie auch in einigen anderen (der beibehaltung von Br I), auf einem älteren standpunkte als die Sig. sk.; sie kennt Brynhilds tod, aber Sigurðr fällt nicht durch Brynhild.

Ganz anders stellt die Sigurðarkviða en yngri die gefühle der heldin dar. Hier fehlt die vorgeschichte, hier bringt die *senna* die entscheidung. Dem entspricht, dass hass und zorn an die stelle der liebe treten. Aber in den zorn mischt sich ein element der bewunderung, ein rest der alten liebe, der dem neuen motiv des gekränkten stolzes das schablonenhafte nimmt und das seelenleben der heldin vertieft. Am deutlichsten kommen Brynhilds gefühle Sigurðr gegenüber in der längeren rede am schluss zum ausdruck. Sie beklagt seinen tod, obgleich sie anfänglich eine befriedigung darin gefunden hat (Brot str. 10). Die ganze wucht ihres zornes und ihrer geringschätzung wendet sich aber wider Gunnarr, dem sie seine feigheit vorwirft, und dem gegenüber sie Sigurðr widerholt erhebt. Also eine form von II, 2, die sich II, 3 stark nähert. Das weitere § 22. Nur will ich schon hier hervorheben, dass

in dieser sagenform Brynhilds tod eine anomalie ist. Sollten sich spuren davon nachweisen lassen, so lassen sie sich nur als eine reminiscenz an eine ältere sagenform, in der Brynhild von liebe zu Sigurðr getrieben wird, verstehen.

Dieselbe auffassung von Brynhilds stimmung dem Sigurðr gegenüber, nur noch härter, herrscht auch in einem gedichte, das die begebenheiten von Guðrúns standpunkte aus anschaut, der Guðrúnarkvida I. Str. 23 flucht Brynhild Gullrǫnd, die durch ihre freundlichen worte der Guðrún das reden ermöglicht hat. Und noch auf den toten leichnam des helden blickt sie str. 27 mit flammenden augen und giftigem atem. Wenn die prosa nach 27 erzählt, dass sie nach Sigfrids tod nicht leben wollte, so ist das eine gedankenlose der situation gar nicht entsprechende abstraction aus der Sig. sk. Wie nahe Guðr. I der Sig. yngri steht, geht daraus hervor, dass von der werbung dieselbe vorstellung wie hier laut wird, nur tritt wie in der Sig. sk. nicht Buðli sondern Atli auf; str. 25. 26: Atli ist an allem schuld, — natürlich weil er Brynhild zu der ehe genötigt hat; 'diesen gang (den Sigurðr gieng, also seinen flammenritt), als ich in der hunnischen halle an dem fürsten das gold erblickte, habe ich später teuer bezahlt'. Der standpunkt des gedichtes ist ein etwas weiter vorgeschrittener als der der Sig. yngri; ein tödlicher hass wider Sigurðr ist das treibende motiv, und zugleich ein tödlicher hass wider ihre feindin Guðrún. Dem entspricht, dass die sympathie des dichters ganz auf Guðrúns seite ist. Die harten worte, die Gullrǫnd an Brynhild richtet *(þjóðleið; urðr øðlinga; vinspell vífa mest)*, sind dem dichter aus dem herzen gesprochen.

In Br II, 3. 4 kann man die consequenteste durchführung des motivs vom gekränkten hochmut erwarten. Hier ist von einer früheren bekanntschaft mit Sigfrid nirgends die rede, und in der deutschen gestalt II, 4 fehlt auch jede andeutung davon, dass Sigfrid der für Brynhild bestimmte gemahl war. Daher ist die ihr zugefügte beleidigung der einzige grund ihres zorns. Freilich zürnt sie mehr über die beschimpfung durch Grímhild als über die behandlung, die sie bei der werbung erfahren. Aber der zorn über die vergewaltigung müsste sich eher wider ihren mann als wider Sigfrid gerichtet haben, wie wir denn auch schon in der Sig. yngri ansätzen zu dieser auffassung begegnen. Da nun einmal die überlieferung den Sigfrid als das opfer ihres zorns fallen liess, erhob die dichtung die schmähung durch Grímhild zum hauptmotiv. So in der Þiðrekssaga und namentlich im Nibelungenliede. Letztere quelle hat die unwahrscheinlichkeit, dass die schmährede der gegnerin sie tiefer trifft als ein betrug, der für ihr ganzes leben ver-

hängnisvoll geworden ist, dadurch zu beseitigen versucht, dass sie den Sigfrid einen reinigungseid schwören lässt. Demzufolge konnte Brynhild glauben, dass Kriemhilt nicht die wahrheit gesprochen, und nun muss Sigfrid als ein opfer für Brynhilds zorn gegen Kriemhilt fallen. Deshalb ist sie auch nach Sigfrids tod unversöhnlich: *swaz Kriemhilt geweinte, unmære was ir daz; sine wart ir rehter triuwen nimmer mê bereit.*

Im norden entwickelt II, 3 sich auch in diesem punkte anders. Hier war die vorstellung, dass Brynhild von ihrer liebe getrieben wurde, die vorherrschende. Und die verbindung mit Brynhilds vorgeschichte, wo sie dem Óðin schwört, nur dem mann anzugehören, der ihr Fáfnis gold bringen würde, lässt Sigurðr als den ihr vorausbestimmten bräutigam erscheinen. Also siegt hier auch in dieser jüngsten sagenform das motiv der liebe. Und es treibt hier eine seiner schönsten blüten. Nicht weil sie früher dem Sigurðr sich verlobt hat, will sie jetzt ihn besitzen oder sterben, sondern ihr gefühl wird hier zu einer ahnung, einer halb bewussten liebe, die durch Guðrúns vorwurf zur vollen entfaltung kommt. Nachdem sie in Sigurðr ihren erlöser erkannt hat, kann sie ohne ihn nicht leben, aber mit ihm leben kann sie auch nicht; ihr bleibt nur übrig mit ihm zu sterben. Es ist die frucht einer langen entwicklung, die in der Helreið vorliegt; die psychologische tiefe zeigt, wie umdeutungen und zutaten eine überlieferung nicht zu verderben brauchen, sondern im geiste begabter dichter zur vollendung führen können. Zwar steht die ausführung im einzelnen hinter anderen gedichten wie z. b. der Sig. meiri zurück, aber dass die conception grossartig ist, muss man dem dichter zu ehren anerkennen.

§ 19. Atli. Buðli. Heimir.

Ursprünglich hat die zu erlösende jungfrau weder heimat noch verwandte. Sie gehört dem märchen an. Aber im norden ist sie zu einer schwester des Atli geworden. Das ist vielleicht eine abstraction daraus dass Gunnarr und Atli schwäger sind. Jedesfalls gehört der zug zu Br II; erst ihre verbindung mit Gunnarr ermöglicht das verhältnis zu Atli. Sofern nun nicht ihr aufenthaltsort auf dem berge aus Br I in Br II aufgenommen ist, befindet Brynhild sich in dem schutz ihres bruders, an seinem hof. So zum ersten mal in der Sig. sk.

Dass Brynhild bei Buðli sich aufhält, ist jünger. Das ist die folge einer genealogischen speculation. Der angewiesene aufenthaltsort einer nicht verheirateten frau ist bei ihrem vater; wenn Brynhild Atlis schwester war, so war sie Buðlis tochter. Also hält sie sich bei Buðli

auf. Dass die vorstellung jünger ist, folgt daraus, dass Atli in der sage die ursprüngliche gestalt ist; von anfang weiss diese von Botele natürlich nichts. Es ist auch nur éine quelle, die Brynhild bei Buðli kennt, die Sigurðarkvida yngri. Sie ergänzt den bericht der Sig. sk. mit ihrem gelehrten wissen. Sogar das erste Guðrúnlied, das dieselbe auffassung von Brynhilds charakter wie die Sig. yngri hat, ja noch einen schritt weiter geht (s. § 18), behält Atli bei und nennt Buðli nicht.

Brynhilds verhältnis zu Heimir ist anderer art. Wir kennen es aus der Sig. meiri und der davon abhängigen Helreið. Erst die spätere skandinavische tradition benutzt ihn, um für Áslaug zu sorgen; dieser zug trägt zur erklärung seines verhältnisses zu Brynhild nichts bei.

Brynhild hält sich in Heimirs nähe auf, als die freier kommen, aber nicht nur damals, sondern auch bei Sigurðs erstem besuch. Das zeigt, dass die gestalt nicht zu Br II, sondern zu Br I gehört. Heimir ist weder ihr vater, noch ihr bruder, noch ihr patron; zwar redet Helreið und dann auch die Vǫlsungasaga von ihrem *fóstri,* aber das ist ein versuch einem unverstandenen verhältnis ausdruck zu geben. Tatsächlich hat Heimir über Brynhild nichts zu gebieten. Sigfrid besucht sie, ohne dafür seine erlaubnis erlangt zu haben; die brüder bekommen von ihm eine anweisung, wo sie sich aufhält, aber er selbst lässt sich, abweichend von Atli und Buðli, auf die sache nicht ein.

Heimir ist keine skandinavische gestalt. Die Sig. meiri beruht auf niederdeutschen quellen, und in Norddeutschland war Heimir ein beliebter held; dafür legt die Þiðrekssaga zeugnis ab. Es sind also gründe zu der annahme vorhanden, dass Brynhilds verhältnis zu Heimir in Norddeutschland entstanden ist.

Übersieht man alle erzählungen, die die sage von Heimir mitteilt, so ist nur éine anknüpfung möglich. Heimir ist Studas' sohn und dieser besitzt ein gestüt. Heimir verhilft Þiðrekr zu einem pferde, und auch die anderen berühmten rosse der saga stammen aus Studas' gestüt. Wenn Heimir für einen besitzer guter pferde galt, so konnte die vorstellung entstehen, dass auch Grani aus seinem stall stammte. Wir finden diesen gedanken in der saga mehrfach ausgesprochen, am deutlichsten c. 190. Da Sigurðr in der saga zu fuss Mímir verlässt und dann zu Brynhild kommt, so folgt daraus, dass er ohne pferd die fahrt nach Brynhilds burg unternimmt. Es lag nahe, dass die tradition einen besuch bei Heimir einschaltete, wo der held ein pferd bekommen konnte, und zwar das bestimmte pferd, auf dem es möglich war, Brynhild zu erreichen. So entstand eine verbindung zwischen Brynhild und Heimir. Heimir besitzt das zauberross, mit dessen hilfe Brynhild erreicht werden

kann[1]. Dass dies die richtige vorstellung ist, zeigt c. 18. Das gestüt, dessen aufseher Studas ist, gehört der Brynhild. Also: Heimir wohnt in Brynhilds nähe, und mit seiner hilfe ist Brynhild zu erreichen. Das ist auch alles, was die Sig. meiri von ihm weiss.

Aber in der darstellung der Þiðrekssaga (c. 168) ist die erzählung aus dem geleise geraten. Der sinn der geschichte ist durch die wunderliche entstellung des namentabumotivs verloren gegangen. Der verfasser legt ihr die neue bedeutung unter, dass Sigurðr bei Brynhild ein pferd holt. Denn dass er eines besonderen pferdes bedürfen würde, um zu ihr zu gelangen, wenn er bei ihr nichts zu tun hatte, das konnte der sagaschreiber nicht glauben. Aber auf seiner weiteren reise bedarf er eines pferdes, und die tradition erzählte in diesem zusammenhang von der erwerbung eines solchen. Der sagaschreiber kehrte nun die geschichte um und liess Sigurðr erst zu Brynhild kommen und dann von ihr das pferd erlangen. So verschwand Heimir aus dieser erzählung. Aber das Grani ein pferd aus Heimirs gestüt ist, zeigt doch sowol c. 190 wie c. 18. Das richtige verhältnis der Brynhild zu Heimir wird ferner durch die Sig. meiri klargelegt. Nur hat diese quelle, soweit wir sehen, die erwerbung des pferdes fallen lassen. Doch können wir das nicht sicher wissen, da die erwerbung des pferdes in der Vǫlsungasaga nach einer anderen — nordischen — quelle erzählt worden ist.

Heimir ist also nicht eine dem Atli und Buðli parallele gestalt; er gehört zu Br I und ist mit anderen zügen aus Br. I in Br II übertragen; die beiden anderen gehören ausschliesslich Br II an.

§ 20. Die identificierung der Brynhild mit Grímhild.

Neben der umdeutung der Brynhildsage gab es ein anderes mittel, das rätsel der zwei zu Sigfrid in beziehung stehenden frauen zu lösen. Dieses mittel war, dass man die beiden frauen identificierte. Eine auf diese weise entstandene sagenform scheint in zwei quellen vorzuliegen. Am deutlichsten redet das Sigfridslied. Der helt erlöst Kriemhilt aus der macht eines drachen, darauf heiratet er sie, wird aber später von seinen schwägern aus missgunst umgebracht. Dass dieser drache zugleich die verzauberung und die sich dem helden in den weg stellenden hindernisse der varianten vertritt, wurde schon bemerkt. Also ist hier Brynhild = Kriemhilt. Und hier fehlen auch ganz folgerichtig die werbung für den könig und Brynhilds rache, und dementsprechend tritt

1) Vgl. § 36.

das alte motiv für Sigfrids tod, die habsucht, wofür 'missgunst' nur ein anderer ausdruck ist, wider hervor.

Der wert, der dem Sigfridsliede als quelle zukommt, wird sehr verschieden angeschlagen, aber das lied enthält manchen alten zug, und wo es durch andere quellen gestützt wird, verdient es vertrauen. Nun glaube ich, dass dieselbe anschauung einer Eddastelle zu grunde liegt, die schon viele deutungen, aber bis jetzt keine befriedigende, erfahren hat, nämlich Fáfn. 40—46. Wir sind hier im gebiete der Sigrdrifasage also von Br I. Fâfnir wurde erlegt; der vogel rät dem helden nach Hindarfjall zu reiten; str. 42—44 handeln unzweideutig von dem folgenden abenteuer und nennen auch Sigrdrifa. Ebenso unzweideutig aber redet str. 41 von Gjúkis tochter. Die interpretatoren gehen zwei wege; entweder glauben sie, der vogel rede ganz wirres zeug, indem er mit absoluter willkürlichkeit von der einen frau auf die andere übergehe oder sogar Sigrdrifa nur erwähne, um den helden vor ihr zu warnen, oder sie nehmen eine interpolation an und streichen str. 41. Dieser ansicht habe ich mich früher (Ztschr. 35, 305 fgg.) angeschlossen. Aber es bleibt doch die frage, ob man 41 von 40 trennen darf, und 40 ist im gegebenen zusammenhang unentbehrlich.

Ich glaube jetzt, dass man 41 nicht zu streichen braucht, sondern dass die strophe eine eigentümliche sagenauffassung bezeugt. Sie scheint eine reminiscenz an eine identification von Sigrdrifa-Brynhild mit Guðrún-Grímhild zu sein, wie sie auch im Sigfridsliede vorliegt und wie sie sich neben der officiellen, die Sigurðr für Gunther werben lässt, nur in der sagenform Br I erhalten konnte. Zwar ist in unserem liede die identification nicht sehr consequent durchgeführt; str. 41 heisst es: *þar* (bei Gjúki) *hefir dýrr konungr dóttur alna;* Sigurðr wird sie *mundi kaupa;* str. 42 aber liegt sie als walküre in einem flammenwall, von Óðinn in einen zauberschlaf versenkt. Aber das ist leicht zu verstehen. Der dichter von Fáfnismál kannte nicht nur diese eine tradition; schon dass er Guðrún Gjúkis tochter nennt, zeigt, dass ihm wie natürlich auch Br II bekannt war. Er wusste sehr gut, dass Guðrún auf eine friedlichere weise als Brynhild gewonnen wurde, und wo er von Guðrún redet, wendet er unwillkürlich auch die für sie passende phraseologie an. Aber die tatsache bleibt bestehen, dass er sie deutlich nennt, und das an einer stelle, wo nur von der erlösten jungfrau die rede sein kann. Zieht man nun in betracht, dass hier Br I vorliegt, wo Sigurð die jungfrau für sich, nicht für den könig gewinnt, ferner dass unser dichter auch gewusst hat, dass Sigurðs frau Gjúkis tochter Guðrún war, so gewinnt die auffassung an wahrscheinlichkeit, dass der dichter von

Fáfn. 40—46 im anschluss an eine bestehende im Sigfridsliede bezeugte auffassung einen freilich nicht ganz gelungenen versuch gemacht hat, die erlöste jungfrau als Gjúkis tochter hinzustellen. So stützen unsere stelle und das Sigfridslied einander.

Dass andererseits die identität der erlösten jungfrau mit Brynhild auch zu dieser zeit und später noch richtig gefühlt wurde, zeigt die Helreið, welche die geschichte von Hjálmgunarr und Agnarr in verbindung mit Brynhild erzählt.

§ 21. Sigfrids tod und Grímhilds rache.

C. 347 f. der Þiðrekssaga erzählt, dass Sigfrid draussen im freien ermordet wird. Darauf führt man die leiche heim und wirft sie zu Grímhild ins bett. Man hält die vorstellung gewöhnlich entweder für eine combination oder für eine übergangsform von der süddeutschen vorstellung, dass der held draussen, zu der der Sig. sk., dass er im bette ermordet wird. Aber dieselbe scheinbare combination liegt auch im Nibelungenliede vor, nur gemildert, wie die ganze darstellung des Nibelungenliedes. Man führt die leiche heim und legt sie vor den eingang zu Kriemhilts kemenate. Und der Edda, die die combination der motive nicht kennt, ist jedes für sich doch bekannt. Die Guðrúnarkviða II lässt Sigurðr auf dem wege zum þing ermordet werden, eine offenbar jüngere variante zu der ermordung im freien, die auch Brot kennt. Wenn nun die darstellung der ÞS eine combination ist, — von einer übergangsform kann gar nicht die rede sein — so müssen beide auffassungen von anfang an nebeneinander bestanden haben, und die combination muss die ganze deutsche tradition beherrschen. Aber ein anlass zu dieser verbindung ist nicht ersichtlich. Hingegen lässt sich die alte verbindung beider motive verstehen. Es ist eine grausamkeit Hagens gegen Grímhild. Und diese ist widerum aus einem rückschluss entstanden. Da Grímhild so wütend wider Hagen tobt, muss seine schuld wol eine grosse sein; so entsteht die vorstellung einer alten feindschaft zwischen Hagen und Grímhild. Diese kommt auch im Nibelungenliede oft zum ausdruck. Sie ist eine folge der sagenauffassung, die Grímhild Sigfrid an Hagen rächen lässt. Die vorstellung der ÞS von Sigfrids tod ist also durchaus sagengemäss; Brot 4 und Guðr. II haben die scene im schlafgemach fallen lassen, die Sig. sk. hat die ermordung draussen aufgegeben aber behält den zug bei, dass Guðrún erschreckt neben ihrem ermordeten gatten aufwacht. Über die auffassung der Sig. yngri s. § 22.

Was Grímhilds rache betrifft, so ist allerdings die ältere auffassung die, dass sie ihren bruder an ihrem gatten rächt. Ich glaube zwar

nicht, dass die erzählung von Attillas tod an der seite der Ildico das beweisen kann, denn diese anknüpfung ist, soweit sie überhaupt vorhanden ist, jung. Aber dass diese auffassung älter als die rache an den brüdern ist, geht aus folgenden umständen hervor:

1. die vorstellung, dass Grímhild Hagen an Attila rächt, kann nicht secundär aus der anderen, dass sie Sigfrid an Hagen rächt, entstanden sein. Denn Grímhild hatte so guten grund, den mörder ihres mannes zu hassen, dass sie allerdings in einer tradition Hagens rächerin bleiben konnte, wenn sie das einmal war, aber nicht dazu werden konnte, wenn sie früher seine mörderin war;

2. weil aus den alten varianten, Finnsage und Sigmundsage, hervorgeht, dass Attila, nicht Grímhild, ursprünglich an Sigfrids tod schuld war, und aus der Sigmundsage zugleich, dass Grímhild den bruder rächte.

Aber die entgegengesetzte auffassung ist doch älter, als man gewöhnlich annimmt. In der ältesten altnordischen poesie — den alten Brotstrophen — ist sie angedeutet, sie kommt aber im norden nicht zur entfaltung. Sie muss jedoch älter sein als Brynhilds rache an Sigfrid. Denn sie setzt die besonders feindselige stimmung der Grímhild gegenüber Hagen, von der oben die rede war, voraus, und diese konnte sich nur in der alten Hagensage entwickeln, in der Hagen allein an Sigfrids tod schuld war. Nach der entwicklung der Brynhildsage war Gunther wenigstens im gleichen grade schuldig wie Hagen; ein alter hass zwischen Hagen und Grímhild konnte, wenn er zu der überlieferung gehörte, bestehen bleiben, aber für die entstehung dieses motivs fehlte von nun an die voraussetzung. Also ist Grímhilds rache an Hagen älter als die aufnahme oder wenigstens als die ausbildung der Burgundersage und der dadurch bedingten Br. II.

Grímhilds rache an Attila ist wie gesagt noch ein stück älter. Sie muss sogar älter sein als die verdoppelung der sage vom schwagermord. Denn sie setzt ein freundschaftliches verhältnis zwischen Grímhild und Hagen voraus. Auch das wird durch die varianten, namentlich durch die Sigmundsage bestätigt. Denn diese kennt die rache der schwester an dem gatten, nicht aber die verdoppelung des motivs vom schwagermord[1].

Die chronologie für die entwicklung dieser motive ist demnach: 1. Hagens feindschaft mit Attila; 2. rache durch Grímhild; 3. verdoppelung des motivs 1 (Sigfrids tod); 4. Grímhild rächt Sigfrid (2 bleibt

1) Von den drei oben s. 298 z. 22fg. angenommenen möglichkeiten ist also die dritte als richtig anzuerkennen.

neben 4 bestehen, 2 im norden, 4 im süden, 4 ist jedoch in spuren auch im norden bewahrt); 5. tödlicher hass zwischen Hagen und Grímhild schon vor Sigfrids ermordung (gleichfalls spuren im norden, s. 301 anm. 1; 302 anm. 1); 6. entstehung von Br II, in der Gunther mitschuldig ist, unter dem einfluss der aufnahme der Burgunder. Die rache trifft auch Gunther. (Fortsetzung folgt.)

AMSTERDAM. R. C. BOER.

DIE OCHSENFURTER FRAGMENTE DER ALEXANDREIS DES ULRICH VON ESCHENBACH.

Am 14. märz dieses jahres untersuchte ich eine handschrift des Ochsenfurter stadtarchivs. Die handschrift besteht aus 233 papierblättern in der grösse von 20 × 31 cm[1]. Als die zwei zusammengeklebten pergamentblätter, die bisher den einband der handschrift bildeten, abgelöst waren, fanden sich auf dem rücken des manuscriptes drei fragmente eines mittelhochdeutschen heldengedichtes. Die zierlich-kleine, sehr sorgfältige schrift gehört dem ausgehenden 13. jahrhundert[2] an. Zwei bruchstücke sind vorzüglich erhalten und gehören auch textlich zusammen, weshalb ich sie kurzweg als Ochsenfurter fragment 1 bezeichne. Auf fragment 2 sind die verse nur teilweise lesbar. Die bruchstücke stammen aus einer pergament-handschrift, deren blätter etwa 19—21 cm breit und 27—29 cm hoch waren. Jede seite war zweispaltig, in jeder spalte standen 54 verse. Die columnenbreite beträgt 5,5 cm, der abstand einer zeile von der anderen 3,5 mm. Die verse der Ochsenfurter fragmente sind identisch mit folgenden versen der Alexanderdichtung des Ulrich von Eschenbach nach W. Toischers ausgabe (Bibliothek des litterarischen vereins in Stuttgart 183, Tübingen 1888):

Ochsenfurter fragment 1^r = v. 3470—3495;
„ „ 2^r = v. 3535—3547;
„ „ 2^v = v. 3589—3601;
„ „ 1^v = v. 3632—3657;

Das pergamentblatt, aus dem die Ochsenfurter fragmente herausgeschnitten wurden, begann also mit vers 3456 und endete mit vers 3671[3].

1) Sie enthält einträge des Ochsenfurter stadtgerichtes von 1572—81.

2) Zu der form *órsch* (für *ors*) 3490. 3590. 3594 vgl. Beitr. 17, 256.

3) Es sei mir gestattet, eine vermutung auszusprechen. Die Kleinheubacher papierhandschrift des 15. jahrhunderts (*a*) geht direct auf das original (*A*) zurück und

Die handschrift scheint nur wenig oder gar nicht mit initialen und dergl. verziert gewesen zu sein. Bei den versanfängen sind hie und da grosse anfangsbuchstaben gebraucht; der beginn eines abschnittes ist durch einen grösseren, roten buchstaben kenntlich gemacht. Kürzungen sind nicht angewendet worden. Den text gebe ich ganz genau nach der in den bruchstücken vorkommenden schreibweise wider. Verse, resp. wörter, die nur mit hilfe der ausgabe Toischers identificiert werden können, habe ich cursiv drucken lassen. Dem texte der fragmente stelle ich den text Toischers gegenüber, damit ein überblick über die varianten leicht möglich ist:

war nach Toischer (a. a. o. s. V) für einen grafen von Eberstein geschrieben; alle anderen handschriften aber „sind durch ein medium gegangen“ (Toischer s. XVII). Dieser umstand lässt an die möglichkeit denken, dass auch die urschrift im besitze der familie von Eberstein war. Es fragt sich jetzt nur: war vielleicht *a* für ein glied des fränkischen geschlechtes von Eberstein statt, wie Toischer angibt, für einen schwäbischen grafen von Eberstein geschrieben (L. F. von Eberstein, Urkundliche geschichte des reichsritterlichen geschlechtes Eberstein I[2] [Berlin 1889], s. 9), resp. waren die herren von Eberstein im 13. jahrhundert noch ein zusammengehöriges geschlecht, das sich erst später in mehrere linien spaltete? Für die mitte des 13. jahrhunderts ist auch ein fränkischer ritter namens Otto von Eberstein nachweisbar (L. F. von Eberstein a. a. O. s. 39). Ein sohn dieses ritters, Eberhard von Eberstein, wurde im jahre 1266 domherr in Würzburg, resignierte aber wider 1271 (Amrhein, Reihenfolge der mitglieder des adeligen domstiftes zu Würzburg im Archiv d. histor. vereins v. Unterfr. u. Aschaffenburg, bd. 32, s. 150). In der gleichen zeit war Friedrich II. von Walchen erzbischof von Salzburg (1270—84), an dessen hofe Ulrich von Eschenbach lange zeit lebte. Der Salzburger erzbischof, der die Alexanderdichtung veranlasst hatte, dürfte darum auch vom dichter die urschrift wenigstens der ersten bücher erhalten haben (Piper, Höfische epik 3, 40 fgg.). Bestanden nun damals schon oder später verwandtschaftliche beziehungen zwischen den familien von Walchen und von Eberstein und begab sich vielleicht Eberhard von Eberstein im jahre 1271 von Würzburg nach Salzburg? In diesem falle könnte er, resp. sein geschlecht, in den besitz der abschrift gekommen sein. Im 14. und 15. jahrhundert waren noch verschiedene Eberstein domherren in Würzburg: Heinrich v. E. 1351—53, Engelhard v. E. 1409—22, Konrad v. E. 1420, Theodorich v. E. 1428, Vitus v. E. 1475 (Amrhein a. a. o., s. 215, 254, 261, 266, 277). Die stadt Ochsenfurt gehörte seit dem jahre 1295 dem Würzburger domcapitel, und die domherren weilten oft, namentlich während der sommermonate, in der stadt. Es ist also die möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass die Ochsenfurter fragmente direct aus der original-handschrift abzuleiten sind. Für diese möglichkeit spricht auch einigermassen der umstand, dass in der urschrift wahrscheinlich genau die gleiche anzahl von versen in jeder spalte stand wie in den Ochsenfurter bruchstücken, nämlich 54 (Toischer s. VI), und dass die Ochsenfurter fragmente noch dem 13. jahrhundert angehören. Doch ist zu bemerken, dass auch das fragment *w* (Toischer s. VII fg.) aus Würzburg stammt und noch dem 13. jahrhundert zugewiesen wurde.

Toischer.	Ochsenfurter fragment 1^{r}.
des rîchem künge gezam.	*dex richem kunige gexam.*
dô man die tischlachen abe nam,	da man div tyschlachen abe nam,
jene des gewuogen	Jene des gewûgen
die die tambûre dô sluogen,	die di tamburen clûgen,
die huoben sich für die gezelt	die hûben sich fůr div gezelt
vaste gegen der stat ûf daz velt.	vaste gein der stat vf daz velt.
sie machten alsô grôzen schal,	Si machten also grozen schal,
der lûte in die stat hal,	der lute in die stat hal,
flöutaere, videlaere,	floitiere, videlaer,
als dâ ein hôchzît waere.	als da ein hochgezit waer.
die innern sêre des verdrôz	die innern dez sere verdroz
daz dirre hôchvart was sô grôz	daz dirre hochuart was so groz
und daz sie sô lange dâ beliben.	vnd daz si so lange da beliben.
nâch ezzen den âbent sie vertriben	Nach ezzen den abent si vertriben
mît rîten ûf dem plange.	Mit riten vf dem plange.
sie huoben schal mit sange	Si hûben schal mit sange
und begunden kurzewîle vil	vnd begunden han kůrtzwile vil
mit manger hande fröidenspil,	Mit maniger hande fraeudenspil,
des erdâhte Alexander,	des erdaht alexander,
hie ein storje, dort die ander,	hie ein storie, dort ein ander,
die sich sêre wurren.	die sich sere wurren.
ir vrechen ors die kurren.	Ir frechiv ŏrsch div knurren.
dirre viel, jener besaz,	dirre viel, iener besaz,
dirre hurte vürbaz,	dirre hurte fůrbaz,
jener ûf sitzens phlac,	Ieuer vf sitzens pflac,
dirre ûf dem anger lac:	dirre vf dem anger lac:
alsô sich die jungen	also sich die iungen
ûf der planîe drungen.	*vf der planie drungen.*

	Ochsenfurter fragment 2^{r}.
des morgens dô der tac erschein,	. . . . tac erschein,
die innern wâren worden in ein	. . . . orden inein
daz sie des geruochten,	. . . . n,
vür die stat sie suochten.	. . . . ten.
sie heten eine schoene schar.	. . . . e schar.
die ûzern wurden des gewar,	. . . . des gewar
in der burger banier gesniten was	. . . . ier gesniten was
die gottinne Pallas,	. . . .
die in vil hôchverte schuof.	. . . . e schûf.
der name in strîte was ir ruof.	. . . . was ir rûf.
Cycropides niht beiten,	. . . . eiten,
zehant sie sich bereiten.	. . . . en.
dise wâren von der stat nû komen.	. . . . stat nu komen.

	Ochsenfurter fragment 2^{v}.
von der tjost daz geschach,	von der thost daz gescha . .,
hinder dem orse man in ligen sach.	hinder dem ŏrsch man in . . .

niht lange er doch dâ nider lac.	Nicht lange er doch da . . . .
der fürste solicher snelheit phlac,	der fůrste sůlher snelheit . . . .,
daz er ân des burgrâven danc	daz er an des burchgrave . . . .
sich wider ûf daz ors swanc.	sich *wider vf* daz ŏrsch . . . .
dâ mite sie fuorten beide swert.	da mit si furten beide . . . .
von Athêniâ den hêrren wert	von athenis den herren . . . .
brâhte der fürste in sorgen.	Braht der fůrste in sorg . . . .
sie begunden einander borgen	Si begunden ein ander . . . .
slege und gelten ungezalt.	Slege vnd gelten vnge . . . .
der burgrâve des fürsten kraft engalt:	der burgrafe dez fůrste . . . .
er het im nâ vergolten	Er hete nach vergolten.

	Ochsenfurter fragment 1v.
mit helme suochen in dem acker.	*mit helm sůchen in dem acker.*
Cycropides wârn wacker.	Cycropides warn wacker.
sie brâhten Thêbâner in nôt	Si brahten Thebaner in not
und frumten ir mangen vor in tôt.	vnd frumten ir manigen vor in tot.
man sach die unwîsen	Man sach die vnwisen
vor den frechen rîsen,	vor den frechen risen,
als ob zîtige birn	als ob zitige birn
durch schûr von dem boume rirn.	von schur ab den bavmen rirn.
die stat dô volkes vil verlôs.	div stat da volkes vil verlos.
der künec dô kleinen schaden kôs.	der kůnic cleinen schaden kos.
waz liute dô lebendic was beliben,	was lůte da lebendic was beliben,
die wurden in die stat getriben.	die wurden in die stat getriben.
nâch den man nider liez die tor.	Nach den man liez nider div tor.
ob ir deheiner bleip dâ vor,	Ob ir cheiner beleip da vor,
der muoste lîden die selben nôt,	der můste liden die selben not,
die man ê sînen geverten bôt.	die man e sinen geuerten bot.
Nû wâren tûsent wol bereit,	Nv waren tusent wol bereit,
die sich durch sturm heten geleit	die sich durch sturm heten geleit
an die stat vür Thêbas,	an die stat vor Thebas,
die des âbendes verspehet was.	div des abends versperret was.
die fuozgenger kâmen,	die fůzgeer kamen[1],
daz harnasch sie nâmen	daz harnasch si namen
von den, die den lîp dâ verlurn	von den, die den lip da verlurn
und ritterlîchez ende kurn:	vnd rihtecliches ende kurn:
daz harnasch den povel fröut.	daz harnasch den bovel fraeut.
dâ lac der werden gnuoc geströut,	da lac *der werden* gnůc gestraeut,
die von süezen wîben wurden beweinet,	die von frawen wurden beweint,

1) Im orig. *e* corrig. aus *a*; das *a* durch einen punkt getilgt.

OCHSENFURT. JOSEPH HEFNER.

DIE ÜBERSETZUNGSTECHNIK DES WULFILA

untersucht

auf grund der bibelfragmente des Codex argenteus.

(Schluss.)

Capitel III.

Stilistische abweichungen.

1. teil.

Stilistische abweichungen in bezug auf das einzelne wort ohne rücksicht auf seine syntaktische function im satze.

I. Eine gr. wortklasse wird durch eine abweichende gotische ersetzt.

Sehr oft wird gr. adjectivum durch got. participium gegeben: Mt. VII, 15 *wilwands*, ἅρπαξ. Mc. IX, 25 *unrodjands*, ἄλαλος. Mt. XXVII, 16 *gatarhiþs*, ἐπίσημος u. ö. (vgl. Gering, Zeitschr. 5, 303). Oder es gibt umgekehrt ein got. adjectiv gr. participium wider: Mt. V, 22 *modags*, ὀργιζόμενος. Mt. IX, 12 *hails*, ἰσχύων u. ö. (vgl. Gering, Zeitschrift 5, 301 und Trautmann, Zeitschr. 37, 253).

Substantiva treten im got. an die stelle gr. participia: Mt. VIII, 16 *daimonareis*, δαιμονιζόμενος. Lc. II, 27 *biuhti*, τὸ εἰθισμένον. Mt. IX, 18 *reiks*, ἄρχων.

Auch das umgekehrte kommt vor: Mt. XI, 12 *daupjands*, βαπτιστής. Lc. VI, 16 *galewjands*, προδότης u. a.; (vgl. Gering, Zeitschrift 5, 303fg.).

So tritt auch got. substantiv für gr. infinitiv ein und umgekehrt steht got. infinitiv für gr. substantiv: Lc. VII, 21 *siuns*, βλέπειν. Lc. VIII, 55 *mats*, φαγεῖν, und daneben Lc. V, 4 *du fiskon*, εἰς ἄγραν. J. XII, 13 *wiþra gamotjan*, εἰς ὑπάντησιν. (Vgl. G.L. § 193, 1).

Als bedeutender empfinden wir die abweichung, wo es sich um zwei miteinander in beziehung stehende nomina handelt und der Gote ein gr. substantiv mit davon abhängigem genitiv durch substantiv mit adjectiv ausdrückt: Mc. VI, 23 *halba þiudangardi*, ἥμισυ τῆς βασιλείας. Mc. IV, 5 *habaida diupaizos airþos*, ἔχειν βάθος γῆς. J. XII, 43 *hauhein manniska*, τὴν δόξαν τῶν ἀνθρώπων. Mc. XI, 1 *at fairgunja alewjin*, πρὸς τὸ ὄρος τῶν ἐλαιῶν[1].

Auch hier finden sich fälle, wo das umgekehrte sich zeigt, dass got. substantiv mit zugehörigem genitiv griechischem substantiv mit adjectiv entspricht: J. VI, 5 *manageins filu*, πολὺς ὄχλος. Lc. III, 22

1) Vgl. Lc. XIX, 29 *fairgunja þatei haitada alewjo*, τὸ ὄρος τὸ καλούμενον ἐλαιῶν.

leikis siunai, σωματικῷ εἴδει. Ähnlich Lc. VI, 17 *jah þize faur marein Tyre*, καὶ τῆς παραλίου Τύρου[1].

Recht häufig sind gr. adverbien widergegeben durch got. substantiva (gewöhnlich mit praepos.) und umgekehrt: Lc. I, 74 *unagein*, ἀφόβως. Mt. XXVI, 73 *bi sunjai*, ἀληθῶς. Mc. XVI, 9 *in maurgin*, πρωΐ, ebenso Mc. XI, 20. Mc. XV, 1 *in maurgin*, ἐπὶ τὸ πρωΐ. Mt. VIII, 18 *hindar marein*, εἰς τὸ πέραν; ebenso Mc. V, 21 und VIII, 13. Lc. I, 3 *fram anastodeinai*, ἄνωθεν. Lc. X, 21 *in andwairþja þeinamma*, ἔμπροσθέν σου. Mc. XIV, 5 *in managizo þau þrija hunda skatte*, ἐπάνω τριακοσίων δηναρίων[2].

Das umgekehrte findet sich: J. VII, 13 *balþaba*, παῤῥησίᾳ. J. XVIII, 20 *andaugjo*, παῤῥησίᾳ und *þiubjo*, ἐν κρυπτῷ. Mc. VI, 25 *sniumundo*, μετὰ σπουδῆς. Lc. X, 23 *sundro*, κατ' ἰδίαν[3].

Für gr. participium tritt im got. bisweilen ein substantiv mit praeposition ein: Mt. VIII, 14 *in heitom*, πυρέσσων (vgl. Mc. I, 30). Mc. XV, 23 *miþ smyrna*, ἐσμυρνισμένος. Lc. I, 27 *in fragibtim*, ἐμνηστευμένη. Ähnlich Lc. II, 5 nur dass hier ein relativsatz entwickelt ist: *miþ Mariin, sei in fragiftim was*, σὺν Μαριὰμ τῇ ἐμνηστευμένῃ[4].

Umgekehrt steht got. participium für gr. substantiv mit praeposition: J. VII, 4 *unkunþana wisan*, ἐν παρρησίᾳ εἶναι[5].

II. Ein gr. wort wird durch zwei oder mehrere got. übersetzt.

Auch hier tritt häufig der fall ein, dass eine gr. wortklasse durch eine andere ersetzt wird (z. b. ein adjectiv durch ein participium u. a.).

1) Hierher würde auch Mc. IV, 28 *fulleiþ kaurnis*, πλήρη σῖτον gehören, wenn Massmann und Bernh. mit der vermutung recht haben, dass für *fulleiþ* zu lesen sei *fullein* (vgl. die anm. bei Bernh.).

2) Durch got. adjectiv wird gr. substantiviertes adverb gegeben: Lc. XVII, 31 *ni gawandjai sik ibukana*, μὴ ἐπιστρεψάτω εἰς τὰ ὀπίσω; ebenso J. VI, 66, XVIII, 6.

3) Hierher gehört auch Lc. VI, 26 *samaleiko*, κατὰ ταῦτα.

4) Lc. III, 23 *Jah silba was Jesus swe jere þrije tigiwe uf gakunþai, swaei sunus munds was Josefis*, καὶ αὐτὸς ἦν ὁ Ἰησοῦς ὡσεὶ ἐτῶν τριάκοντα ἀρχόμενος, ὢν ὡς ἐνομίζετο υἱὸς Ἰωσήφ. Vgl. Bernh. anm.: „Über den sinn von ἀρχόμενος waren schon die älteren ausleger nicht einig; neuerdings interpretiert man entweder 'da er zu lehren anfieng' oder 'im anfange der dreissiger jahre'. Wulfila nahm ἀρχόμενος als passiv von ἄρχω also: 'Jesus selbst war etwa 30 jahre alt, unter gehorsam (d. h. seinen eltern untertan), so dass er für Josephs sohn galt'. Nur so erklärt sich *swaei* (Löbe falsch *sicut*), das bekanntlich stets consecutiv steht, die auslassung von ὤν und die stellung von *sunus*."

5) Einmal findet sich für gr. participium got. adverb: Mc. I, 38 *du þaim bisunjane haimom jah baurgim*, εἰς τὰς ἐχομένας κωμοπόλεις.

A. Nomina.

1. Im gr. liegt ein compositum vor.

a) Substantiva.

α) gr. substantiv = got. subst. + subst. im genitiv: Lc. VII, 41 *twai dulgis skulans, δύο χρεοφειλέται.* Lc. VIII, 49 *fram þis fauramaþleis synagogeis, ἀπὸ τοῦ ἀρχισυναγώγου.* Lc. XIX, 2 *fauramaþleis motarje, ἀρχιτελώνης.*

β) gr. subst. = got. subst. + subst. mit praeposition: Mc. XII, 1 *dal uf mesa, ὑπολήνιον.*

γ) gr. subst. = got. subst. + adjectiv: Lc. XX, 36 *ibnans aggilum, ἰσάγγελοι.* Mc. XI, 27 *auhumists gudja, ἀρχιερεύς,* ebenso Mc. XIV, 43, XV, 11. 31; J. VII, 32 u. ö. (vgl. G. L., Glossar s. 15). Mc. XI, 18 *gudjane auhumists, ἀρχιερεύς.* J. XVIII, 13 *auhumists weiha, ἀρχιερεύς.* J. XVIII, 22 *þamma reikistin gudjin, τῷ ἀρχιερεῖ.* J. XVIII, 24 *þamma maistin gudjin, τὸν ἀρχιερέα;* ebenso J. XVIII, 26, XIX, 6. Lc. II, 14 *gods wilja, εὐδοκία.* Mc. XV, 42 *fruma sabbato, προσάββατον.*

δ) gr. subst. = got. subst. + adverb: Lc. IV, 37 *þata bisunjane land, περίχωρος*[1].

b) Adjectiva.

Mt. VI, 30 *leitil galaubjandans, ὀλιγόπιστοι.* Mc. VIII, 1 *filu manags, πάμπολυς*[2].

2. Im gr. steht ein einfaches wort.

a) Substantiva.

α) gr. subst. = got. subst. + subst. im gen.: Mc. VI, 21 *mel gabaurþais, τὰ γενέσια*[3].

β) gr. subst. = got. subst. + subst. im dat.: J. XVIII, 22 *gaf slah lofin Iesua, ἔδωκεν ῥάπισμα τῷ Ἰησοῦ.* J. XIX, 3 *jah gebun imma slahins lofin, καὶ ἐδίδοσαν αὐτῷ ῥαπίσματα.*

γ) Besonders frei ist die übersetzung von gr. *πέδη*: Mc. V, 4 *eisarnam bi fotuns gabuganaim, πέδαις* und *þo ana fotum eisarna, τὰς πέδας.*

1) Auch das im gr. nur einmal belegte formelhafte *τοὔνομα* gibt der Gote durch eine wortverbindung wider: Mt. XXVII, 57 *þizuh namo Josef, τοὔνομα Ἰωσήφ.*

2) Nicht eigentlich hierher gehört Lc. VI, 1 *in sabbato anþaramma frumin, ἐν σαββάτῳ δευτεροπρώτῳ.* Vgl. Bernh. anm.: „Was *δευτερόπρωτος* bedeute, scheint Wulfila so wenig wie die alten und neuen ausleger des N. T. gewusst zu haben; *anþaramma frumin* enthält ohne versuch der deutung die wörtliche übersetzung.“

3) Mannigfaltig ist die übersetzung von *σάββατος*: *sabbate dags* Mc. XVI, 1 (2); J. IX, 16. *sabbato dags* Mc. I, 21, II, 23. 27, III, 2; Lc. VI, 2. 5. 7. 9.

b) Adjectiva.

Mc. I, 40 *þrutsfill habands*, λεπρός. Mt. VIII, 2 *manna þrutsfill habands*, λεπρός. Lc. XV, 13 *in land fairra wisando*, εἰς χώραν μακράν.

c) Adverb und adverbiale.

Mt. IX, 15 *und þata hweilos þei*, ἐφ' ὅσον. Lc. XVIII, 4 *laggai hweilai*, ἐπὶ χρόνον. Lc. I, 70 *fram anastodeinai aiwis*, ἀπ' αἰῶνος (vgl. J. IX, 32 *fram aiwa*). Mt. VI, 30 *himma daga*, σήμερον, ebenso Mt. VI, 11. Mt. XI, 23 *und hina dag*, ἕως τῆς σήμερον, ebenso Lc. II, 11, V, 26, XIX, 5. 9 u. ö.[1]

B. Verba.

Sehr zahlreich sind die belege dafür, dass ein gr. verbum im got. durch ein verbum mit einem nomen oder verbum (adverb.) ausgedrückt wird.

1. Im gr. liegt ein compositum vor.

Zur widergabe dient im got.:

a) *wisan*.

α) *wisan* + adjectiv: Lc. I, 37 *unmahteigs wisan*, ἀδυνατεῖν. J. XI, 3. 6 *siuks wisan*, ἀσθενεῖν. Im comparativ steht das adjectivum: Mt. V, 29 *batiza wisan*, συμφέρειν, ebenso J. XVI, 7, XVIII, 14. Mt. X, 31 *batiza wisan*, διαφέρειν. Mt. VI, 26 *wulþriza wisan*, διαφέρειν.

β) *wisan* + participium: Lc. XVIII, 7 *usbeidands wisan*, μακροθυμεῖν. Mc. III, 9 *habaiþ wisan*, προσκαρτερεῖν.

γ) *wisan* + substantivum: Lc. XVIII, 20 *galiugaweitwods wisan*, ψευδομαρτυρεῖν.

δ) *wisan* + adverb: Lc. XVI, 19 *waila wisan*, εὐφραίνεσθαι, ebenso Lc. XV, 23. 32.

b) *wairþan*.

Mc. I, 22 *usfilma wairþan*, ἐκπλήττεσθαι. Lc. XVIII, 1 *usgrudjans wairþan*, ἐγκακεῖν. Mc. I, 36 *galaista wairþan*, καταδιώκειν.

c) *taujan*.

Lc. VI, 33. 35 *þiuþ taujan*, ἀγαθοποιεῖν, ebenso Mc. III, 4; Lc. VI, 9. Mc. III, 4 *unþiuþ taujan*, κακοποιεῖν, ebenso Lc. VI, 9. J. V, 21 *liban gataujan*, ζωοποιεῖν. J. VI, 63 *liban taujan*, ζωοποιεῖν. Lc. IX, 15 *anakumbjan gataujan*, ἀνακλίνειν (vgl. Lc. IX, 14 *gawaurkjan anakumbjan*, κατακλίνειν).

1) Diese letzten fälle können auch so angesehen werden, dass im gr. eine ellipse vorliegt, die im got. durch einen zusatz beseitigt ist. Ähnlich z. b. auch Mt. XXVII, 62 *iftumin daga*, τῇ ἐπαύριον, ebenso J. VI, 22. XII, 12; Mc. XI, 12 oder Mt. XXV, 41 *af hleidumein ferai*, ἐξ εὐωνύμων (vgl. s. 371).

d) *briggan.*

Lc. XV, 13 *samana briggan, συνάγειν.*

Andere verben finden sich noch in folgenden fällen:

Gr. verbum = got. verb. + subst.: Lc. IV, 16 *siggwan bokos, ἀναγνῶναι.* Lc. VI, 12 *naht þairhwakan, διανυκτερεύειν.* Mc. IV, 20. 28 *akran bairan, καρποφορεῖν,* ebenso Lc. VIII, 15. Mc. VI, 16 *haubiþ afmaitan, ἀποκεφαλίζειν,* ebenso Mc. VI, 28; Lc. IX, 9. Lc. XVIII, 12 *afdailjan taihundon dail, ἀποδεκατοῦν.* Lc. XX, 6 *afwairpan stainam, καταλιθάζειν.* Mc. XII, 4 *stainam wairpan, λιθοβολεῖν.* Lc. XVII, 6 *uslausjan us waurtim, ἐκριζοῦν.* Lc. XX, 20 *us liutein taiknjan, ὑποκρίνεσθαι.* Mc. IX, 36 *ana armins niman, ἐναγκαλίζεσθαι.*

Verbum + adjectivum: Mc. XIV, 56. 57 *galiug weitwodjan, ψευδομαρτυρεῖν.* Mc. VII, 10 *ubil qiþan, κακολογεῖν.*

Verbum + abverbium: Mc. II, 4 *nehva qiman, προσεγγίζειν.* Mt. V, 25 *waila hugjan, εὐνοεῖν.* Mc. I, 11 *waila galeikan, εὐδοκεῖν,* ebenso Lc. III, 22[1].

2. Im gr. steht ein einfaches verbum.

Zur widergabe dient im got.:

a) *wisan.*

α) *wisan* + adjectiv: Mt. XXVII, 15 *biuhts wisan, εἰωθέναι,* ebenso Mc. X, 1 (mit fortlassung der copula). Mc. IX, 50 *gawairþeigs wisan, εἰρηνεύειν.* Lc. VIII, 43 *mahts wisan, ἰσχύειν.* Mc. XIV, 70 *galeiks wisan, ὁμοιάζειν.* Mt. XXV, 42 *gredags wisan, πεινῆν,* ebenso Mc. II, 25, XI, 12; Lc. VI, 3. Mc. V, 18 *wods wisan, δαιμονίζεσθαι.* Lc. XVIII, 13 *hulþs wisan, ἱλασθῆναι.* Lc. XVIII, 22 *wans wisan, λείπειν.* Mc. X, 21 *wans wisan, ὑστερεῖν.* J. VI, 7 *ganohs wisan, ἀρκεῖν.* Lc. XIX, 42 *gafulgins wisan, κεκρύφθαι.*

β) *wisan* + substantivum: Lc. II, 2 *wisan kindins, ἡγεμονεύειν.* J. X, 13 *kar' ist, μέλει,* ebenso J. XII, 6.

γ) *wisan* + adverb: Mc. XI, 1 *nehva wisan, ἐγγίζειν,* ebenso Lc. VII, 12, XVIII, 35. 40, XIX, 29. 37. 41.

b) *wairþan.*

Lc. IV, 2 *gredags wairþan, πεινῆν;* ebenso Lc. VI, 25. Lc. IX, 43 *usfilma wairþan, ἐκπλήττεσθαι,* ebenso Mc. I, 22. Mc. X, 32 *faurhts wairþan, φοβεῖσθαι.* J. XI, 12 *hails wairþan, σώζεσθαι.* Lc. XVII, 15 *hrains wairþan, καθαρίζεσθαι.* Lc. VIII, 23 *bireks wairþan, κινδυνεύειν.* Mt. V, 20 *managizo wairþan, περισσεύειν.* Lc. XV, 14

1) Nicht mit berücksichtigt sind hier abweichungen wie *miþgaleiþan* = *συνεισέρχεσθαι* u. a.; vgl. Koppitz, Zeitschr. 32, 460 fg.

alaþarba wairþan, ὑστερεῖσθαι. Mc. X, 17 *arbja wairþan*, κληρονομεῖν. Lc. I, 11 *in siunai wairþan*, ὁρᾶσθαι.

c) *taujan*.

Lc. IX, 25 *þaurft gataujan sis*, ὠφελεῖσθαι.

d) *briggan*.

J. VIII, 32 *frijana briggan*, ἐλευθεροῦν, ebenso VIII, 36. Mc. XII, 4 *haubiþ wundan briggan*, κεφαλαιοῦν.

e) *domjan*.

Lc. VII, 29 *garaihtana domjan*, δικαιοῦν. Lc. X, 29 *uswaurhtana domjan*, δικαιοῦν vgl. Mt. XI, 19 *uswaurhtana gadomjan*.

f) *haban*.

Lc. XV, 17 *ufarassau haban*, περισσεύειν. Mc. I, 32 *unhulþons haban*, δαιμονίζεσθαι, ebenso J. X, 21.

Es kommen auch noch andere verben vor:

Verbum + subst.: Mt. VIII, 32 *run gawaurkjan sis*, ὁρμᾶν. J. XI, 8 *afwairpan stainam*, λιθάζειν. Mt. XXVI, 67 *lofam slahan*, ῥαπίζειν. Lc. XIX, 44 *airþai gaïbnjan*, ἐδαφίζειν. Lc. XVII, 8 *du naht matjan*, δειπνεῖν.

Verbum + adjectivum: Lc. XVIII, 14 *garaihtana gateihan*, δικαιοῦν. Lc. XVI, 21 *saþ itan*, χορτάζεσθαι.

Verbum + adverbium: Lc. XX, 6 *triggwaba galaubjan*, πεπεῖσθαι. Lc. XV, 25 *atiddja nelw*, ἤγγιζεν.

Hier reihen sich noch zwei gr. participia an, die im got. durch zwei worte widergegeben werden: Lc. XVI, 20 *banjo fulls*, ἡλκωμένος und Lc. I, 28 *anstai audahafts*, κεχαριτωμένος[1].

III. Ein got. wort dient zur widergabe mehrerer griechischer.

Dieser fall ist weit seltener.

1. Substantiva: Mc. IX, 42 *asiluqairnus*, λίθος μυλικός. Mc. I, 35 *air uhtwon*, πρωῒ ἔννυχον λίαν.

2. Adjectiva: Mc. XIII, 17 *þaim qiþuhaftom*, ταῖς ἐν γαστρὶ ἐχούσαις. Lc. V, 31 *þai unhailans*, οἱ κακῶς ἔχοντες. Lc. VII, 2 *siukands*, κακῶς ἔχων. Lc. IX, 11 *þans þarbans*, τοὺς χρείαν ἔχοντας. Mt. V, 8 *þai hrainjahairtans*, οἱ καθαροὶ τῇ καρδίᾳ. Lc. VII, 2 *swultawairþja* (sc. *was*), ἤμελλεν τελευτᾶν.

1) Bernh. anm.: „Der got. ausdruck ist sinnlicher und dichterischer als der griechische.“ — Eine besondere stellung nehmen folgende fälle ein: J. XVIII, 5 *andhafjandans imma qeþun*, ἀπεκρίθησαν αὐτῷ und J. XIII, 36 *andhafjands Iesus qaþ*, ἀπεκρίθη αὐτῷ Ἰησοῦς, in denen verbum + participium zur formelhaften widergabe des gr. verbums dient.

3. Verba: Mt. VI, 8 *þaurban, χρείαν ἔχειν.* Lc. XIX, 31 *gairnjan, χρείαν ἔχειν.* Mt. VIII, 26 *faurhtjan, δειλὸν εἶναι.* Mc. II, 23 *skewjan, ὁδὸν ποιεῖν.* Lc. XVIII, 7. 8 *gawrikan, τὴν ἐκδίκησιν ποιεῖν*[1].

IV. Sonstige abweichungen im wortgebrauch.

Es bleibt noch eine geringe anzahl von auffälligen abweichungen übrig. So setzt der Gote, wenn im gr. der name eines landes steht, den namen der bewohner dafür ein: Mt. XI, 22 *Tyrim jah Seidonim, Τύρῳ καὶ Σιδῶνι*, ebenso Mc. VII, 24. 31. Mt. XI, 21 muss man jedesfalls auch lesen *in Tyre jah Seidone landa.* Lc. VI, 17 *þize faur marein Tyre jah Seidone, τῆς παραλίου Τύρου καὶ Σιδῶνος.* J. VI, 1 *ufar marein þo Galeilaie jah Tibairiade, πέραν τῆς θαλάσσης τῆς Γαλιλαίας τῆς Τιβεριάδος.* Lc. X, 12 *Saudaumjam, Σοδόμοις.* Lc. II, 2 *raginondin Saurim, ἡγεμονεύοντος τῆς Συρίας.* Für gr. eigennamen eines volkes setzt der Gote *þiuda* oder *managei* ein: J. VII, 35 *þiudo — þiudos, τῶν Ἑλλήνων — τοὺς Ἕλληνας.* J. XII, 20 *sumai þiudo, τινες Ἕλληνες.* Mc. VII, 26 *so qino haiþno, ἡ γυνὴ Ἑλληνίς* (vgl. Bernh. anm.). J. VII, 15 *manageins, οἱ Ἰουδαῖοι.* Für das land sind im got. die bewohner des landes eingesetzt auch Lc. VII, 17 *and allans bisitands, ἐν πάσῃ τῇ περιχώρῳ.* Lc. III, 3 *and allans gaujans, εἰς πᾶσαν περίχωρον.* Lc. IV, 14 *and all gawi bisitande bi ina, καθ' ὅλης τῆς περιχώρου περὶ αὐτοῦ.*

Auch an andern stellen zeigt der Gote eine neigung, was im gr. abstract gegeben ist, concret auszudrücken: Lc. II, 23 *ƕazuh gumakundaize, πᾶν ἄρσεν.* Lc. XIX, 10 *þans fralusanans, τὸ ἀπολωλός.* J. XV, 19 *swesans, τὸ ἴδιον.* Lc. I, 35 *saei gabairada weihs, τὸ γεννώμενον ἅγιον.* Ähnlich sind fälle wie: Lc. XIX, 23 *du skattjam, ἐπὶ τράπεζαν.* Lc. II, 44 *in gasinþjam, ἐν τῇ συνοδίᾳ.* Mc. XII, 19 *jah ussatjai barna broþr seinamma, καὶ ἐξαναστήσῃ σπέρμα τῷ ἀδελφῷ αὐτοῦ.*

An einer stelle hat der Gote für gr. *ποιεῖν*, welches ein verbum widerholt, das verbum selber eingesetzt: Lc. VI, 10 *ufrakei þo handu þeina, þaruh is ufrakida, ἔκτεινον τὴν χεῖρά σου, ὁ δὲ ἐποίησεν.*

Für gr. *ἔτος* wird *wintrus* eingesetzt: Lc. II, 42 *jah biþe warþ twalibwintrus, καὶ ὅτε ἐγένετο ἐτῶν δώδεκα,* ebenso Lc. VIII, 42 und Mt. IX, 20[2].

1) Es bleibt noch zu erwähnen, dass der Gote gr. participien mit der negation widergibt durch composita mit *un*: J. XV, 2 *unbairands, μὴ φέρων* u. ö. (vgl. G. L. § 213, 3aa).

2) Vgl. Bernh. einleitung § 8, s. XXX.

Nicht als fehlerhafte übersetzung wird man es ansehen dürfen[1], wenn der Gote in so manchen fällen gr. comparativ durch einen superlativ ersetzt: Lc. IX, 46 *þata hvarjis þau ize maists wesi, τὸ τίς ἂν εἴη μείζων αὐτῶν*, ebenso Mc. IX, 34 und IV, 32. Mc. IV, 31 *minnist allaize fraiwe, μικρότερος πάντων τῶν σπερμάτων*, ebenso Lc. IX, 48. Es findet sich auch got. positiv für gr. superlativ: Mt. XXV, 45 *ainamma þize leitilane, ἑνὶ τούτων τῶν ἐλαχίστων*; ebenso Lc. XVI, 10, XIX, 17. Weniger stark wirkt die abweichung Mt. XXVII, 64 *so spedizei airziþa, ἡ ἐσχάτη πλάνη* und J. XIII, 27 *tawei sprauto, ποίησον τάχιον*. Lc. XVIII, 14 ist vermutlich auch so zu beurteilen: *atiddja sa garaihtoza gataihans du garda seinamma þau raihtis jains, κατέβη οὗτος δεδικαιωμένος εἰς τὸν οἶκον αὐτοῦ ἢ γὰρ ἐκεῖνος*[2].

2. teil.

Stilistische abweichungen in bezug auf die syntaktischen functionen und beziehungen der worte.

Diese abweichungen, die sich mit denen in cap. I angeführten vielfach berühren, treten bemerkenswerterweise nur ganz vereinzelt auf. In vielen fällen kann man zweifelhaft sein, ob stilistische momente bei der änderung mitgewirkt haben oder nicht.

1) Um wirklich ungenaue oder direct falsche übersetzungen handelt es sich nur an ganz wenigen stellen: Mt. V, 26 *minnista*, *ἔσχατος*. Lc. I, 5 *us afar Abijins*, *ἐξ ἐφημερίας Ἀβιά*. Lc. III, 14 *waldaiþ*, *ἀρκεῖσθε*. Lc. V, 26 *wulþaga*, *παράδοξα*. Lc. VI, 44 *trudan*, *τρυγᾶν*, während *trudan* sonst für *πατεῖν* steht. Lc. IX, 18 *gamotidedun imma siponjos is*, *συνῆσαν αὐτῷ οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ*, als ob *συνήντησαν* im gr. text stünde. Lc. XIV, 18 *jah dugunnun suns faurqiþan allai*, *καὶ ἤρξαντο ἀπὸ μιᾶς παραιτεῖσθαι πάντες*. Mc. I, 4 *du aflageinai frawaurhte*, *εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν*. Mc. IV, 24 *þaim galaubjandam*, *τοῖς ἀκούουσιν*. Mc. VII, 3 *ufta*, *πυγμῇ* (vielleicht verlesen für *πυκνά*). Mc. VII, 31 *miþ tweihnaim markom Daik.*, *ἀνὰ μέσον τῶν ὁρίων τῆς Δεκ.* Mc. XVI, 1 *inwisandins sabbate dagis*, *διαγενομένου τοῦ σαββάτου* (vgl. Bernh. anm.: „Auch hier liegt, wie G. L. bemerkten, der got. lesart der bericht des Luc. zu grunde, nach welchem die frauen noch vor beginn des sabbats die salben kauften, s. Lc. XXIII, 54 fgg.; denn *inwisandins sabbate dagis* kann nur heissen 'imminente sabbati die', wobei der gen. temporal zu nehmen ist (G. L. Gr. p. 240); *inwisan* kann von *atwisan* Mc. IV, 29, II. Tim. IV, 6 und von *instandan* II. Thess. II, 2 nicht wesentlich verschieden sein.") Mc. XVI, 9 *frumin sabbato*, *πρώτῃ σαββάτου* (sonst für *προσάββατον*). Mt. XXVII, 4 *þu witeis*, *σὺ ὄψῃ*. Mt. XXVII, 52 *ligandane*, *κεκοιμημένων*, wo das got. einem gr. *κειμένων* entspräche. J. XIV, 30 *bigitiþ*, *ἔχει*. Verlesen ist der gr. text: Lc. I, 10 *beidandans*, *προσευχόμενον* (für *προσδεχόμενον*). Lc. VII, 25 *fodeinai*, *τρυφῇ* (*τροφῇ*). Mc. IX, 18 *gawairpiþ ina*, *ῥήσσει αὐτόν* (*ῥίπτει*).

2) Vgl. Gering, Zeitschr. 5, 430: „Die übersetzung hat den vorzug vor dem original, dass sie das comparativische verhältnis besser widergibt" (vgl. auch Bernhardts anm.).

I. Änderungen im genus, tempus und modus des verbums.

1. Genus.

Es kommt vor, dass der Gote einen gr. passiven satz activisch widergibt, nicht dadurch, dass er einfach für die passive form eine active intransitive einsetzt (cap. I), sondern dadurch, dass er den ganzen satz etwas anders ausdrückt, wodurch dann auch stilistisch eine andere wirkung erzielt wird: Mc. II, 1 *jah gafrehun þatei in garda ist*, καὶ ἠκούσθη ὅτι εἰς οἶκόν ἐστιν. Lc. IV, 43 *mik insandida*, ἀπέσταλμαι. Lc. IX, 7. 8 *unte qeþun sumai þatei ... sumai þan qeþun .. sumaiuþ þan þatei*, διὰ τὸ λέγεσθαι ὑπό τινων ὅτι ... ὑπό τινων δὲ ὅτι ... ἄλλων δὲ ὅτι[1]. Lc. III, 21 *biþe daupida alla managein*, ἐν τῷ βαπτισθῆναι ἅπαντα τὸν λαόν.

Andererseits drückt der Gote auch einen gr. activen satz passivisch aus: Lc. VI, 38 *mitaþs ... gibada*, μέτρον ... δώσουσιν. Lc. VI, 21 *ufhlohjanda*, γελάσετε. Mt. VII, 16 *lisanda*, συλλέγουσιν, ebenso Lc. VI, 44. Mc. VII, 10 *afdauþjaidau*, τελευτάτω. Mc. IX, 42 *ei galagjaidau*, εἰ περίκειται. Lc. VI, 44 *trudanda*, τρυγῶσι. J. XI, 38 *wasuh þan hulundi jah staina ufarlagida was ufaro*, ἦν δὲ σπήλαιον καὶ λίθος ἐπέκειτο ἐπ' αὐτῷ. Mt. XXVI, 75 *waurdis Iesuis qiþanis*, τοῦ ῥήματος Ἰησοῦ εἰρηκότος, wo *qiþanis* auf *waurdis* bezogen ist[2].

2. Tempus.

Auch hier sind viele abweichungen bereits in cap. I aufgeführt. Es bleiben noch einige fälle, die auf stilistischen gründen beruhen.

Für gr. praesens steht im got. ein praeteritum auch in fällen, wo wir es nicht mit einem praesens historicum zu tun haben: J. XIV, 9 *swalaud melis miþ izwis was, jah ni ufkunþes mik*, τοσοῦτον χρόνον μεθ' ὑμῶν εἰμι, καὶ οὐκ ἔγνωκάς με. J. XIV, 31 *ak ei ufkunnai so manaseþs, þatei ik frijoda attan meinana*, ἀλλ' ἵνα γνῷ ὁ κόσμος ὅτι ἀγαπῶ τὸν πατέρα. J. XIX, 4 *attiuha izwis ina ut, ei witeiþ þatei in imma ni ainohun fairino bigat*, ... εὑρίσκω. Lc. XV, 29 *swa filu jere skalkinoda* (δουλεύω) *þus jah ni hwanhun anabusn þeina ufariddja*. J. VIII, 45 *iþ ik þatei sunja rodida, ni galaubeiþ mis*, ἐγὼ δὲ ὅτι τὴν ἀλήθειαν λέγω, οὐ πιστεύετέ μοι. Mc. VIII, 2 *infeinoda* (σπλαγχνίζομαι) *du þizai managein, unte ju dagans þrins miþ mis wesun*.

1) Vgl. Bernh. anm.

2) Mt. IX, 17 und J. VI, 12 sind deshalb auffällig, weil hier von verben mit abhängigem dativ kein persönliches passiv gebildet ist, während dies sonst überall stattfindet: Mt. IX, 17 *bajoþum gabairgada*, ἀμφότεροι συντηροῦνται. J. VI, 12 *þei waihtai ni fraqistnai*, ἵνα μή τι ἀπόληται.

J. VI, 32 *ni Moses gaf ... ak atta meins gaf, οὐ Μωσῆς δέδωκεν ... ἀλλ' ὁ πατήρ μου δίδωσιν.*

Bemerkenswert ist, dass J. VI, 42 ein gr. praesens mit perfectivem sinn durch got. praeteritum gegeben wird: *kunþedum, οἴδαμεν.* Diesen fällen stehen einige andere gegenüber, in denen gr. aorist durch got. praesens übersezt wird: Lc. I, 47 *swegneiþ ahma meins, ἠγαλλίασεν τὸ πνεῦμά μου.* J. XV, 6 *uswairpada ... gaþaursniþ, ἐβλήθη ... ἐξηράνθη.* Im abhängigen satz: J. IX, 32 *gahausiþ was, þatei uslukiþ, ἠκούσθη ὅτι ἤνοιξεν.* Lc. V, 26 *fullai waurþun agisis qiþandans, þatei gasailvam wulþaga himma daga, ἐπλήσθησαν φόβου λέγοντες ὅτι εἴδομεν παράδοξα σήμερον.* Auffällig ist die stelle J. V, 45 ... *þatei ik wrohidedjau izwis du attin; ist saei wrohida izwis Moses,* [*μὴ δοκεῖτε*] *ὅτι ἐγὼ κατηγορήσω ὑμῶν πρὸς τὸν πατέρα· ἔστιν ὁ κατηγορῶν ὑμῶν Μωσῆς*[1].

Auch als stilistische abweichung zu betrachten ist es wol, wenn der Gote für gr. participium praes. act. sein participium praet. einsetzt: Lc. VIII, 4 *gaqumanaim þan hiuhmam ... qaþ, συνιόντος δὲ ὄχλου ... εἶπεν.* Lc. IX, 7 *gahausida þan Herodis þo waurþanona, ἤκουσεν δὲ Ἡρώδης τὰ γενόμενα*; vgl. Gering; Zeitschr. 5, 301: „Der Gote hat hier logischer gedacht als der Grieche.“[2]

3. Modus.

Dass in indirecten fragen für gr. indicativ got. optativ steht, ist unter den grammatischen abweichungen schon erwähnt worden. Stilistisch bemerkenswert sind aber zwei fälle von zweigliedrigen fragen, bei denen nach Bernhardt das zweite glied eine entferntere, vom ersten gliede bedingte handlung ausdrückt und deshalb im got. im optativ steht: Mt. XXV, 44 *ƕan þuk selvum gredagana ... jan ni andbahtidedeima þus, καὶ οὐ διηκονήσαμέν σοι*[3]. J. III, 4 *ibai mag in wamba aiþeins seinaizos aftragaleiþan jag gabairaidau, μὴ δύναται εἰς τὴν κοιλίαν τῆς μητρὸς αὐτοῦ δεύτερον εἰσελθεῖν καὶ γεννηθῆναι*[4]; vgl. unten s. 379fg.

1) Vgl. Bernh. anm. und G.L. § 182b.

2) Lc. VIII, 53 *gasailvandans, εἰδότες* wurde vermutlich *ἰδόντες* gelesen.

3) Vgl. Köhler (Bartsch, Germ. stud. I, s. 97): „Mit feinem verständnis gibt Vulfila die stelle so wider, dass der consecutive sinn des zweiten fragegliedes deutlich wird: ‘Wann haben wir dich bedürftig gesehen und hätten dir nicht gedient?’ d. h. ‘wenn wir dich bedürftig gesehen hätten, so würden wir dir gedient haben; aber da wir dich nie in solcher lage fanden, so haben wir dir nicht dienen können; an unserm willen hat es nicht gefehlt, sondern nur an der gelegenheit’.“

4) Vgl. Bernh. anm. zu Skeireins IIb (s. 627): „Im commentar zu J. III, 4 glaubte ich *jah gabairaidau* erklären zu müssen: und wie sollte er geboren werden? Dies ist falsch, vielmehr bedeuten die worte: vermag er etwa wider in seiner mutter leib einzugehen, und würde somit geboren? Durch *jah* wird somit eine folge angeknüpft,

Nicht ohne stilistische wirkung sind auch die andern fälle, wo für gr. **indicativ** in **directer frage** der **optativ** eingetreten ist, so besonders: J. VII, 48 *sai jau ainshun þize reike galaubidedi imma, μή τις ἐκ τῶν ἀρχόντων ἐπίστευσεν εἰς αὐτὸν,* „sollte wirklich einer der mächtigen ihm geglaubt haben?“ [1].

Sinngemäss steht got. **indicativ** für gr. **conjunctiv**: Mc. XI, 28 *jah ƕas þus þata waldufni atgaf, ei þata taujis, καὶ τίς σοι τὴν ἐξουσίαν ταύτην ἔδωκεν, ἵνα ταῦτα ποιῇς.*

Um eine stilistische abweichung im modus handelt es sich auch J. VIII, 52: *jabai ƕas mein waurd fastai, ni kausjai dauþu aiwa dage, ἐάν τις τὸν λόγον μου τηρήσῃ, οὐ μὴ γεύσηται θανάτου εἰς τὸν αἰῶνα.* Hier steht der optativ, „weil die pharisäer den gedanken nicht an sich als wirklich, sondern nur als ex sententia Christi gesprochen hinstellen“ (vgl. Köhler in Bartsch, Germ. studien I, 120) [2].

II. Änderungen in bezug auf das satzgefüge.

1. Der einzelne satz.

Hier sind nur vereinzelte belege beizubringen. Der Gote hat an zwei stellen, wo im gr. von einem substantiv mit attribut noch ein genitiv abhängt, die structur geändert: J. X, 32 *ƕarjis þize waurstwe, ποῖον αὐτῶν ἔργον.* Mc. XII, 28 *allaizo anabusne frumista, πρώτη πάντων ἐντολή;* so dass im got. von dem attribut das substantiv im genitiv abhängt, zu dem dann der andere genitiv attributivisch hinzutritt [3]. Umgekehrt liegt der fall Lc. IV, 33 *manna habands ahman unhulþons unhrainjana, ἄνθρωπος ἔχων πνεῦμα δαιμονίου ἀκαθάρτου.*

und der conjunctiv bezeichnet die entferntere, durch *galeiþan* bedingte handlung. S. **Gering**, Zeitschr. 6, 1, der die überraschend ähnliche wendung im Tatian vergleicht: *wuo mag her in sînero muoter uuambûn abur ingangan, inti uuerde giboran?* Der grund weshalb der übersetzer das verbum finitum *gabairaidau* vorzog, liegt auf der hand; er hätte, um dem verbum den notwendigen pass. sinn zu geben, beim infinitiv *mahts ist* schleppend widerholen müssen.“ Dieselbe auffassung spricht Bernh. auch Zeitschr. 8, 9 fg. aus. Köhler (Bartsch, Germ. stud. I, 95) erwähnt schon beide auffassungen der stelle, hält aber die möglichkeit eines dubitativen optativs für wahrscheinlicher (und wie sollte er geboren werden?) und sagt: „Auf jeden fall verlor der ausdruck durch diese umschreibung an eintönigkeit, die unvermeidlich gewesen wäre bei anwendung des sonst üblichen *mahts ist* c. inf. act. für *δύνασθαι* c. inf. pass. und gewann durch abwechslung an lebhaftigkeit.“

1) Vgl. noch J. VII, 35. 36, J. XVI, 18; Lc. VII, 31, VIII, 25; Mc. I, 27, IV, 41. Ob wir es in diesen letzten fällen wirklich mit stilistischen abweichungen zu tun haben, ist allerdings zweifelhaft (vgl. oben s. 168 fg.).

2) Verlesen ist der gr. text J. XIII, 29 *ei ƕa gibau, ἵνα τι δῷ* (für δῶ).

3) Ebenso ist J. XV, 13 zu beurteilen, nur dass hier im got. der dativ eintritt: *maizein þizai friaþwai, μείζονα ταύτης ἀγάπην.*

Lc. II, 40 *swinþnoda ahmins fullnands jah handugeins*, *ἐκραταιοῦτο πνεύματι πληρούμενον σοφίας*, ist *ahmins* zu *fullnands* construiert, während *πνεύματι* zu *ἐκραταιοῦτο* gehört. Mt. XXVII, 60 *jah faurwalwjands staina mikilamma daurons þis hlaiwis*, *καὶ προσκυλίσας λίθον μέγαν τῇ θύρᾳ τοῦ μνημείου*, ist *daurons* genitiv, weil es zu *staina* gezogen ist.

J. XVIII, 10 liegt gleichfalls eine änderung in der structur vor: *sah þan haitans was namin Malkus*, *ἦν δὲ ὄνομα τῷ δούλῳ Μάλχος*.

Lc. IX, 28 *waurþun þan . . . swe dagos ahtau*, *ganimands . . .*, *ἐγένετο δὲ . . .*, *ὡσεὶ ἡμέραι ὀκτώ*, *παραλαβών*. Hier erklärt sich der abweichende plural von *waurþun* daraus, dass der Gote *dagos* als subject dazu gefasst hat.

Lc. IX, 27 *qiþuh þan izwis sunja*, *λέγω δὲ ὑμῖν ἀληθῶς* ist aus einem gr. adverb im got. ein substantiv als object geworden.

Lc. X, 21 *swa warþ galeikaiþ in andwairþja þeinamma*, *οὕτως ἐγένετο εὐδοκία ἔμπροσθέν σου*, ist das gr. substantiv durch ein participium gegeben.

Mc. X, 45 *at andbahtjam*, *διακονηθῆναι*, übersetzt der Gote gr. infinitiv passivi durch ein den sinn ziemlich genau widergebendes substantiv mit praeposition (vgl. G.L. § 177 anm. 4b).

Lc. IX, 59 *uslaubei mis galeiþan faurþis jah anafilhan attan meinana*, *ἐπίτρεψόν μοι ἀπελθόντι πρῶτον θάψαι τὸν πατέρα μου*. Hier ist die verwandlung des gr. participiums in einen got. infinitiv wol durch den zweiten infinitiv bewirkt worden.

In zwei fällen, die noch hierher gehören, ist der Gote vom casus des gr. abgewichen, so dass ein anakoluth entstanden ist: Lc. IX, 13 *maizo fimf hlaibam jah fiskos twai*, *πλεῖον ἢ ἄρτοι πέντε καὶ ἰχθύες δύο*. Mc. I, 6 *gawasiþs taglam ulbandaus jah gairda filleina*, *ἐνδεδυμένος τρίχας καμήλου καὶ ζώνην δερματίνην*.

Hier reiht sich auch das anakoluth Mc. III, 16fg. an: *jah gasatida Seimona namo Paitrus*, *jah Iakobau þamma Zaibaidaiaus jah Iohanne broþr Iakobaus* (vgl. Bernh. anm.)[1].

1) Fehlerhafte übersetzung stellen folgende fälle dar: Mt. VIII, 9 *manna im habands uf waldufnja meinamma gadrauhtins*, *ἄνθρωπός εἰμι ὑπ' ἐξουσίαν ἔχων ὑπ' ἐμαυτὸν στρατιώτας* (vgl. Zeitschrift 30, 163fg. 179; 31, 180). Mt. IX, 16 *aþþan ni hvashun lagjiþ du plata fanan þarihis ana snagan fairnjana*, *οὐδεὶς δὲ ἐπιβάλλει ἐπίβλημα ῥάκους ἀγνάφου ἐπὶ ἱματίῳ παλαιῷ* (vgl. Bernhardt anm. und Zeitschrift 30, 167) und *unte afnimiþ fullon*, *αἴρει γὰρ τὸ πλήρωμα* (ebenso Mc. II, 21). Lc. VIII, 4 *gaqumanaim þan hiuhmam managaim jah þaim þaiei us baurgim gaiddjedun du imma*, *συνιόντος δὲ ὄχλου πολλοῦ καὶ τῶν κατὰ πόλιν ἐπιπορευομένων πρὸς αὐτόν* (vgl. Bernh. anm.). Lc. VIII, 55 *gawandida ahman*,

2. Satzverbindungen.

In einigen fällen erscheint für den gr. infinitiv im got. ein indirecter fragesatz: Lc. I, 21 *jah sildaleikidedun, ƕa latidedi ina in þizai alh, καὶ ἐθαύμαζον ἐν τῷ χρονίζειν αὐτὸν ἐν τῷ ναῷ.* Für acc. c. inf. (ohne *ἐν τῷ*) steht ein solcher fragesatz: Lc. V, 18 *sokidedun ƕaiwa ina innatbereina jah galagidedeina, ἐζήτουν αὐτὸν εἰσενεγκεῖν καὶ θεῖναι*[1].

Zu den stilistischen abweichungen ist wol auch zu rechnen: Lc. XVI, 1 *sa frawrohiþs warþ du imma ei distahidedi aigin is, οὗτος διεβλήθη αὐτῷ ὡς διασκορπίζων τὰ ὑπάρχοντα αὐτοῦ,* da hier der nebensatz für gr. participium eintritt.

Zuweilen hat der Gote auch die gr. participialconstruction aufgelöst und die beiden verba finita entweder durch *jah* oder *-uh* verbunden oder asyndetisch nebeneinander gestellt[2].

Ersteres ist z. b. der fall Mt. XXVII, 48 *suns þragida ains ... jah nam swamm fulljands aketis jah lagjands ana raus draggkida ina, εὐθέως δραμὼν εἷς . . . καὶ λαβὼν σπόγγον πλήσας τε ὄξους καὶ περιθεὶς καλάμῳ ἐπότιζεν αὐτόν* u. ö. (vgl. Gering, Zeitschr. 5, 399).

Es kommt aber auch asyndetische nebeneinanderstellung vor: Mt. IX, 13 *gaggaiþ, ganimiþ, πορευθέντες δὲ μάθετε* (sonst immer wörtlich übersetzt z. b. Mt. XI, 4, XXVII, 66; Lc. VII, 22 usw.). Mc. VII, 19 *usgaggiþ gahraineiþ, ἐκπορεύεται καθαρίζων.* J. XII, 14 *bigat þan Iesus . . . gasat, εὑρὼν δὲ ὁ Ἰησοῦς . . . ἐκάθισεν.* Lc. V, 3 *galaiþ þan in ain þize skipe . . . haihait ina aftiuhan, ἐμβὰς δὲ εἰς ἓν τῶν πλοίων . . . ἠρώτησεν αὐτὸν ἐπαναγαγεῖν.*

ἐπέστρεψεν τὸ πνεῦμα. Lc. XVI, 16 *nauþjada, βιάζεται* (irrtümlich als passiv gefasst). Mc. III, 10—11 *managans auk gahailida, swaswe drusun ana ina ei imma attaitokeina; jah swa managai swe habaidedun wundufnjos jah ahmans unhrainjans, þaih þan ina gasewun, drusun du imma, πολλοὺς γὰρ ἐθεράπευσεν, ὥστε ἐπιπίπτειν αὐτῷ ἵνα αὐτοῦ ἅψωνται, ὅσοι εἶχον μάστιγας καὶ τὰ πνεύματα τὰ ἀκάθαρτα, ὅταν αὐτὸν ἐθεώρουν, προσέπιπτον αὐτῷ* (vgl. Bernh. anm.: „Demnach beginnt der Gote mit diesen worten (*jah swa managai swe*) einen neuen satz, musste also *τὰ πνεύματα τὰ ἀκάθαρτα* als acc. nehmen und schob *þaih* ein, bezüglich auf das relative *swa managai swe.*“) Mc. XV, 28 *þata gamelido, þata qiþano, ἡ γραφὴ ἡ λέγουσα.* (Bernh. verbessert *qiþando.*) Als fehler sind wol auch J. XIV, 17 und XV, 26 die übersetzungen von *τὸ πνεῦμα* aufzufassen (vgl. Bernh. anm.). Verlesen ist der gr. text vermutlich: Mc. XI, 10 *in namin attins unsaris Daweidis, ἐν ὀνόματι κυρίου τοῦ πατρὸς ἡμῶν Δαυείδ.* Lc. XVIII, 9 *þagk þu fairhaitis, χάριν ἔχει* (vgl. Bernh. anm.).

1) Fehlerhaft ist gr. infinitiv übersetzt: Lc. XIX, 12 *jah gawandida sik, καὶ ὑποστρέψαι.* Vgl. Bernh. anm.: „Der got. abschreiber (oder übersetzer?) nahm anstoss daran, dass, nachdem die abreise berichtet ist, die aufträge an die zurückbleibenden diener erfolgen und änderte demgemäss.“

2) Vgl. jetzt auch G. Schaaffs, Syndetische und asyndetische parataxe im got. Diss. Göttingen 1904.

Von zwei gr. coordinierten participien ist das eine belassen, das andere in einen hauptsatz verwandelt: J. IX, 11 *ik galaiþ jah biþwahands ussalv, ἀπελθὼν δὲ καὶ νιψάμενος ἀνέβλεψα.* Verschieden übersetzt sind zwei gr. participien auch J. IX, 8 *niu sa ist saei sat aihtronds, οὐχ οὗτός ἐστιν ὁ καθήμενος καὶ προσαιτῶν.*

Bisweilen entsteht dadurch, dass ein participium im got. aufgelöst wird, das zweite aber nicht, ein anakoluth: Lc. XVIII, 9 *qaþ þan du sumaim, þaiei silbans trauaidedun sis ei weseina garaihtai, jah frakunnandans þaim anþaraim, εἶπεν δὲ πρός τινας τοὺς πεποιθότας ἐφ' ἑαυτοῖς ὅτι εἰσὶν δίκαιοι καὶ ἐξουθενοῦντας τοὺς λοιπούς.*

Etwas anders ist J. VI, 45 zu beurteilen: *ƕazuh nu sa gahausjands at attin jah ganam, gaggiþ, πᾶς οὖν ὁ ἀκούων παρὰ τοῦ πατρὸς καὶ μαθὼν ἔρχεται*[1] und Mc. V, 25 fg. *jah qinono suma wisandei in runa bloþis jera twalif, jah manag gaþulandei fram managaim lekjam jah fraqimandei allamma seinamma jah ni waihtai botida, ak mais wairs habaida, gahausjandei bi Iesu.* Im gr. liegen participien vor.

Verändert ist die structur bei verwandlung der gr. participien auch Lc. XV, 25 *jah qimands atiddja ... jah gahausida, καὶ ὡς ἐρχόμενος ἤγγιζεν ... ἤκουσεν* und Lc. V, 7 *bandwidedun gamanam ... ei atiddjedeina hilpan ize, κατένευσαν τοῖς μετόχοις ... τοῦ ἐλθόντας συλλαβέσθαι αὐτοῖς*[2].

Es kommt nun ebenfalls, wenn auch seltener, vor, dass der Gote zwei gr. sätze zu einem zusammenschliesst. Entweder handelt es

1) ἀκούων nicht ἀκούσας (wie Bernh. in der anm. meint) las Wulfila (cum DΓΔΛ unc[7] vgl. Tischendorff); ἀκούων übersetzte der Gote sinngemäss mit *gahausjandans*, wie auch in andern fällen (Lc. XIX, 11, XX, 45 vgl. Streitberg, Beitr. 15, s. 164—165). Hierzu Eckardt, Über die syntax des got. relativpronomens (Diss. Halle 1875) s. 14: „Dieses präsentische particip mit artikel beibehaltend, suchte er den aorist des folgenden particips (μαθών) auch auszudrücken durch das verbum finitum und dieses praet. *ganam* stützte er mit auf *sa*, so dass *sa* zugleich die function des artikels und des demonstrativpronomens übernimmt." Anders Gering, Zeitschr. 5, 322.

2) Vgl. A. Köhler (Bartsch, German. studien I) s. 83: „Eine beachtenswerte abweichung vom gr. texte begegnet Lc. V, 7 ... indem das verbum des kommens im gr. in form eines appositiven particips untergeordnet ist und das helfen als die hauptsache erscheint, als der zweck des winkens, im got. dagegen das herbeikommen wesentlich hervorgehoben ist, und von diesem verbum erst der finale inf. *hilpan* abhängt. Diese stelle ist charakteristisch für die verschiedenheit der germ. und der antiken sprachen, sofern zufolge der leichten verwendbarkeit der participialen ausdrucksweise es dem gr. und lat. besser möglich ist, die hauptsache stark hervorzuheben und nebensächliche momente zurücktreten zu lassen, indem man sie in form von participien untergeordnet auftreten lässt, während bei uns auch das weniger wichtige als verb. finit. gesetzt werden muss."

sich dabei um gr. haupt- und nebensatz: Lc. XVIII, 29 *ni ainshun ist þize afletandane gard, οὐδείς ἐστιν ὃς ἀφῆκεν οἰκίαν,* das einzige mal, wo der gr. relativsatz durch ein got. participium übersetzt wird. Mc. XV, 9 *wileidu fraletan, θέλετε ἀπολύσω,* wo im got. der inf. eingetreten ist und J. XVII, 4 *waurstw ... du waurkjan, τὸ ἔργον ... ἵνα ποιήσω,* wo got. finaler inf. für gr. finalen nebensatz vorliegt.

Oder im gr. stehen zwei hauptsätze, von denen der eine in ein participium verwandelt wird: Lc. VII, 44 *atgaggandin in gard þeinana wato mis ana fotuns meinans ni gaft, εἰσῆλθόν σου εἰς τὴν οἰκίαν, ὕδωρ μοι ἐπὶ πόδας μου οὐκ ἔδωκας.* Mt. XXVII, 53 *innatgaggandans... jah ataugidedun sik managaim, εἰσῆλθον ... καὶ ἐνεφανίσθησαν πολλοῖς. Jah* steht im letzteren fall pleonastisch[1].

In einem fall hat der Gote den gr. hauptsatz in ein participium und das gr. participium in einen hauptsatz verwandelt: J. VII, 9 *þatuh þan qaþ du im wisands in Galeilaia, ταῦτα δὲ εἰπὼν αὐτοῖς ἔμεινεν ἐν τῇ Γ.*

Für gr. bedingungssatz und in einem fall für gr. indirecten fragesatz ist im got. ein relativsatz eingetreten: Mc. X, 30 *saei ni andnimai, ἐὰν μὴ λάβῃ.* J. VI, 6 *wissa þatei habaida taujan, ᾔδει τί ἔμελλεν ποιεῖν*[2].

Der Gote hat endlich auch dadurch die structur eines satzes geändert, dass er worte, meist pronomina, anders bezieht als der Grieche: Lc. II, 3 *jah iddjedun allai, ei melidai weseina, ƕarjizuh in seinai baurg, καὶ ἐπορεύοντο πάντες ἀπογράφεσθαι, ἕκαστος εἰς τὴν ἰδίαν πόλιν. In seinai baurg* hat der Gote zu *melidai* construiert. Lc. I, 78 *þairh infeinandein armahairtein gudis unsaris, in þammei gaweisoþ, διὰ σπλάγχνα ἐλέους θεοῦ ἡμῶν, ἐν οἷς ἐπισκέψεται.* Während *ἐν οἷς* sich auf *σπλάγχνα* bezieht, knüpft *in þammei* an den ganzen participialsatz an. Ähnlich auch J. XI, 4, wo *þairh þata* den ganzen vorhergehenden satz aufnimmt, *δι' αὐτῆς* dagegen *ἀσθένεια,* und J. VI, 13 *.ib. tainjons gabruko . . . þatei aflifnoda þaim matjandam, δώδεκα κοφίνους κλασμάτων . . . ἃ ἐπερίσσευσεν τοῖς βεβρωκόσιν,* wo *þatei* neutral steht, *ἃ* sich auf *κλασμάτων* bezieht. Mc. XII, 10. 11 *stains . . . sah warþ du haubida waihstins; fram fraujin warþ sa, λίθον . . . οὗτος ἐγενήθη εἰς κεφαλὴν γωνίας· παρὰ κυρίου ἐγένετο αὕτη,* wo *αὕτη* zu *κεφαλὴν,* aber *sa* zu *stains* gehört.

1) Wahrscheinlich haben wir es hier mit einer entstellung des got. textes zu tun (vgl. Bernh. anm.).

2) Einmal hat der Gote auch gr. temporalen nebensatz in einen causalen verwandelt: Lc. V, 34 *unte sa bruþfads miþ im ist, ἐν ᾧ ὁ νυμφίος μετ' αὐτῶν ἐστιν.*

III. Änderungen in der wortstellung.

An vier stellen hat der Gote (wenn wir seine vorlage kennen!) das subject gegen das gr. hinter das prädicat gestellt: Mc. II, 4 *lag sa uslipa, ὁ παραλυτικὸς κατέκειτο.* Lc. II, 48 *qaþ du imma so aiþei is, πρὸς αὐτὸν ἡ μήτηρ αὐτοῦ εἶπεν.* Lc. VIII, 2 *us þizaiei usiddjedun unhulþons sibun, ἀφ' ἧς δαιμόνια ἑπτὰ ἐξεληλύθει.* J. XIII, 18 *usfullip waurþi þata gamelido, ἡ γραφὴ πληρωθῇ.*

Als stilistische abweichungen zu beurteilen sind auch die fälle, in denen der Gote das object gegen das gr. hinter das prädicat stellt: Lc. XIV, 9 *haban staþ, τόπον κατέχειν.* Lc. XIV, 32 *insandjands airu, πρεσβείαν ἀποστείλας.* J. XIV, 7 *aiþþau kunþedeiþ jah attan meinana, καὶ τὸν πατέρα μου ἐγνώκειτε ἄν* (vgl. J. VIII, 19, wo die wortstellung wie im gr.). J. VI, 7 *þei nimai ƕarjizuh leitil, ἵνα ἕκαστος βραχύ τι λάβῃ.* Hierher gehört auch Lc. V, 3 *aftiuhan fairra staþa, ἀπὸ τῆς γῆς ἐπαναγαγεῖν.* Lc. VII, 44 *qaþ du Seimona, τῷ Σίμωνι ἔφη.*

Subject und object sind umgestellt: Lc. VI, 1 *raupidedun ahsa siponjos is, ἔτιλλον οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ τοὺς στάχυας.* Lc. VII, 16 *dissat þan allans agis, ἔλαβεν δὲ φόβος ἅπαντας.* J. XII, 3 ist die got. wortstellung so geändert, dass parallelismus der glieder eintritt: *gasalboda fotuns Iesua jah biswarb fotuns is skufta seinamma, ἤλειψεν τοὺς πόδας τοῦ Ἰησοῦ καὶ ἐξέμαξεν ταῖς θριξὶν αὐτῆς τοὺς πόδας αὐτοῦ.*

Das adjectivische attribut[1] steht im got. in einigen fällen gegen das gr. vor seinem beziehungswort: Mc. I, 23 *in unhrainjamma ahmin, ἐν πνεύματι ἀκαθάρτῳ.* Mc. IV, 33 *managaim gajukom, παραβολαῖς πολλαῖς.* Lc. XV, 10 *in ainis idreigondis frawaurhtis, ἐπὶ ἑνὶ ἁμαρτωλῷ μετανοοῦντι.* J. VII, 14 *ana midjai dulþ, τῆς ἑορτῆς μεσούσης.* Das umgekehrte ist der fall Mt. XXVII, 46 *ƕeila niundon, ἐνάτην ὥραν.* Andere abweichungen in der stellung des attributs finden sich: Lc. X, 18 *gasaƕ satanan swe lauhmunja driusandan us himina, ἐθεώρουν τὸν σατανᾶν ὡς ἀστραπὴν ἐκ τοῦ οὐρανοῦ πεσόντα.* Lc. I, 3 *galeikaida jah mis jah ahmin weihamma fram anastodeinai allaim glaggwuba afarlaistjandin gahahjo þus meljan, ἔδοξε κἀμοὶ παρηκολουθηκότι ἄνωθεν πᾶσιν ἀκριβῶς καθεξῆς σοι γράφειν.* Mc. V, 2 *manna us aurahjom, ἐκ τῶν μνημείων ἄνθρωπος.*

Während sonst das attribut in übereinstimmung mit dem gr. zwischen artikel und substantiv steht, ist diese stellung Lc. XVI, 15 nicht nachgeahmt: *þata hauho in mannam, τὸ ἐν ἀνθρώποις ὑψηλόν.*

1) Vgl. J. Hellwig, Die stellung des attributivischen adjectivs im deutschen. Diss. Giessen 1899.

Um änderung in der stellung der apposition handelt es sich J. VI, 8 *Paitraus Seimonaus, Σίμωνος Πέτρου* und Mc. V, 9 *namo mein laigaion, λεγιὼν ὄνομά μοι.*

Präpositionale ausdrücke sind anders gestellt: J. IX, 6 *jah gasmait imma ana augona þata fani, καὶ ἐπέχρισεν αὐτοῦ τὸν πηλὸν ἐπὶ τοὺς ὀφθαλμούς* (vgl. Bernh. anm.). Mc. XII, 25 *usstandand us dauþaim, ἐκ νεκρῶν ἀναστῶσιν.* Mc. X, 52 *jah laistida in wiga Iesu, καὶ ἠκολούθει τῷ Ἰησοῦ ἐν τῇ ὁδῷ.* Mc. XVI, 8 *jah usgaggandeins af þamma hlaiwa gaþlauhun, καὶ ἐξελθοῦσαι ἔφυγον ἀπὸ τοῦ μνημείου.*

Die stellung des adverbs ist geändert: J. XII, 43 *frijodedun auk mais hauhein manniska, ἠγάπησαν γὰρ τὴν δόξαν τῶν ἀνθρώπων μᾶλλον.* Lc. XVIII, 1 *du þammei sinteino skulun, πρὸς τὸ δεῖν πάντοτε.* Lc. XIX, 8 *fidurfalþ fragilda, ἀποδίδωμι τετραπλοῦν.*

Das possessivpronomen steht vor seinem beziehungswort, wenn der Gote einen besonderen ton darauf legen will: Lc. IX, 49 *ana þeinamma namin, ἐπὶ τῷ ὀνόματί σου,* ebenso Mc. IX, 38. J. VIII, 52 *mein waurd, τὸν λόγον μου,* ebenso J. XV, 20. Um den gegensatz hervorzuheben ist das pronomen umgestellt: J. XIV, 3 *ei þarei im ik, þaruh sijuþ jah jus, ἵνα ὅπου εἰμὶ ἐγώ, καὶ ὑμεῖς ἐκεῖ ἦτε.*

3. teil.

Freiere umschreibungen.

Die fälle, die hier aufgeführt werden, stellen an sich keine neue kategorie dar, doch machen sie den eindruck grösserer freiheit und unabhängigkeit.

Einmal kann es sich dabei handeln um die freie widergabe eines einzelnen gr. ausdrucks z. b. eines substantivs: Lc. I, 78 *infeinandein armahairtein, σπλάγχνα ἐλέους.* Die beiden glieder sind im got. vertauscht und für den abhängigen genitiv ist ein adjectivisches attribut eingetreten. Frei übersetzt ist auch Lc. VIII, 37 *allai gaujans þize Gaddarene, ἅπαν τὸ πλῆθος τῆς περιχώρου τῶν Γ.* In freier widergabe steht für gr. substantiv ein got. infinitiv: Lc. IV, 36 *jah warþ afslauþnan allans, καὶ ἐγένετο θάμβος ἐπὶ πάντας*[1]. Lc. IX, 14 *gawaurkeiþ im*

1) Vgl. Bernh. anm. zu Lc. VI, 12 und besonders O. Apelt, Über den acc. c. inf. im got. (Germ. 19, 287): „Man frägt unwillkürlich, warum der übersetzer hier das der got. sprache geläufige einer fremdartigen oder wenigstens völlig vereinzelt dastehenden construction aufopferte; man würde es noch allenfalls begreiflich finden, wenn das gr. mit dem vorbild des acc. c. inf. vorangegangen wäre, wie derselbe sich überall im gr. da findet, wo im got. der sogenannte dat. c. inf. auftritt." Apelt kommt zu der folgerung, dass hier ein fehler in der überlieferung vorliegen müsse, und

anakumbjan kubituns, *κατακλίνατε αὐτοὺς κλισίας*[1]. Lc. VI, 7 *ei bigeteina til du wrohjan ina*, *ἵνα εὕρωσιν κατηγορίαν αὐτοῦ*.

Sehr vereinfacht hat der Gote den ausdruck J. XI, 13 *bi slep*, *περὶ τῆς κοιμήσεως τοῦ ὕπνου* und Mc. XIV, 68 *faur gard*, *ἔξω εἰς τὸ προαύλιον*[2]. J. XII, 42 *ei us synagogein ni uswaurpanai waurþeina*, *ἵνα μὴ ἀποσυνάγωγοι γένωνται*. Frei übersetzt ist auch Mc. V, 5 *sinteino nahtam jah dagam*, *διὰ παντὸς νυκτὸς καὶ ἡμέρας*.

Oft dient zur widergabe eines gr. ausdrucks im got. ein ganzer satz: Mc. VII, 5 *bi þammei anafulhun þai sinistans*, *κατὰ τὴν παράδοσιν τῶν πρεσβυτέρων*. Ähnlich Mc. VII, 8 *þatei anafulhun mannans*, *τὴν παράδοσιν τῶν ἀνθρώπων*. J. VIII, 29 *unte ik þatei leikaiþ imma tauja*, *ὅτι ἐγὼ τὰ ἀρεστὰ αὐτῷ ποιῶ*. Lc. XVI, 10 *saei triggws ist in leitilamma*, *ὁ πιστὸς ἐν ἐλαχίστῳ*. Mt. VI, 12 *þatei skulans sijaima*, *τὰ ὀφειλήματα ἡμῶν*.

Das gr. participium ist eigentümlich übersetzt Lc. I, 35 *duþe ei saei gabairada weihs*, *haitada sunus gudis*, *διὸ καὶ τὸ γεννώμενον ἅγιον κληθήσεται υἱὸς θεοῦ*.

Um die widergabe eines gr. verbums handelt es sich Lc. I, 9 *hlauts imma urran du saljan*, *ἔλαχε τοῦ θυμιᾶσαι*. Mt. XXVII, 3

conjiciert: *jah warþ afslauþnan ana allans*, indem er *afslauþnan* wie Bopp und G.L. als substantiv fasst. Schliesst man sich dieser conjectur an, so liegt hier keine abweichung vor.

1) Die ansichten darüber, wie diese stelle aufzufassen sei, gehen auseinander. Apelt (Germ. 19, 285) übersetzt: „Bereitet ihnen, um sich niederzulegen, lager.“ Eingehender ist die stelle schon Germ. 12, 450 fg. von A. Köhler besprochen worden: „Sollte Vulf., um zwei allzu nahestehende accusative zu vermeiden, hier den inf. act. *anakumbjan* in pass. sinne gebraucht haben und den dat. *im*, wie öfters den dat. beim pass., statt einer praeposition mit ihrem casus gesetzt haben? Dieser auffassung steht entgegen, dass die aufforderung, plätze für die menge zu bereiten, an die jünger ergeht, das versammelte volk aber bei diesen zurüstungen in keiner weise beteiligt ist. Ebensowenig darf man den inf. als epexegese, zur angabe des zweckes 'zum sitzen' nehmen: dies verbietet erstens schon die wortstellung, *waurkeiþ im anakumbjan kubituns*, und zweitens müsste hier, wo nicht ein einzelnes verbum, sondern der ganze satz dasjenige aussagen würde, was zu einem gewissen zwecke geschieht, notwendig die praeposition *du* beim inf. stehen. Es bleibt nichts anderes übrig, als den inf. *anakumbjan* substantivisch zu fassen: 'gelegenheit zum sitzen', so dass *kubituns* als epexegese zu dem inf. erscheint, d. h. 'dadurch dass die ganze versammlung in einzelne schaaren, tischgenossenschaften abgeteilt wird'.“ Dieser auffassung schliesst sich auch Bernh. an und fügt hinzu: „Der dativ ward wegen *kubituns* vorgezogen.“ Zeitschr. 13, 3 anm. und Anm. zu Lc. IX, 14. Vielleicht ist *anakumbjan* als glosse auszuscheiden.

2) Vgl. Bernh. anm.: „Die got. übersetzung ist frei, doch sinngemäss; wahrscheinlich fehlte ein wort für *προαύλιον*.“

þatei du stauai gatauhans warþ, ὅτι κατεκρίθη[1]. J. XII, 18 *duþþe iddjedun gamotjan imma*, διὰ τοῦτο ὑπήντησεν αὐτῷ.

Eine freiere widergabe des verbalbegriffs liegt auch vor Lc. VII, 2 *swultawairþja (was)*, ἤμελλεν τελευτᾶν. Mc. XIV, 65 übersetzt der Gote ῥαπίσμασιν αὐτὸν ἔλαβον mit *lofam slohun ina*[2].

Gr. acc. c. inf. mit πρίν pflegt der Gote durch einen nebensatz mit *faurþizei* aufzulösen[3]; Mt. XXVI, 75 gibt er ihn durch substantiv mit abhängigem genitiv: *faur hanins hruk*, πρὶν ἀλέκτορα φωνῆσαι.

Nicht ganz genau gefasst hat der Gote den gr. ausdruck: Mc. X, 24 *þaim hugjandam afar faihau*, τοὺς πεποιθότας ἐπὶ χρήμασιν, wo Löbe *hunjandam* liest und meint, der Gote habe für πεποιθότας πεποθηκότας in der vorlage gehabt[4], und Mc. IV, 29 *þanuh biþe atgibada akran*, ὅταν δὲ παραδῷ (sc. ἑαυτὸν) ὁ καρπός (vgl. G.L. § 177, anm. 5).

Recht auffällig ist bei der sonstigen genauigkeit des Goten die abweichung: Mc. XIV, 54 *unte qam in garda*, ἕως ἔσω εἰς τὴν αὐλήν.

4. teil.

Zusätze und auslassungen.

I. Zusätze.

1. Für das gr. pronomen setzt der Gote das substantiv ein.

Obwol wir es hier nicht mit eigentlichen zusätzen zu tun haben, gliedern sich diese abweichungen doch hier am besten ein: Lc. VIII, 50 *iþ Iesus gahausjands andhof*, ὁ δὲ ἀκούσας ἀπεκρίθη. Lc. XIV, 16 *þaruh qaþ imma frauja*, ὁ δὲ εἶπεν αὐτῷ. J. XVIII, 1 *in þanei galaiþ Iesus*, εἰς ὃν εἰσῆλθεν αὐτός. Mc. V, 22 *du fotum Iesuis*, πρὸς τοὺς πόδας αὐτοῦ. Lc. IV, 2 *jah at ustauhanaim þaim dagam*, καὶ συντελεσθεισῶν αὐτῶν. Lc. XIX, 35 *jah attauhun þana fulan*, καὶ ἤγαγον

1) Vgl. Bernh. anm. Man kann nicht mehr wie Bernh. die lesart von f 'ad iudicium ductus est' zur erklärung heranziehen (vgl. Kauffmann, Zeitschr. 30, 180). Auch hat der Gote wol nicht deshalb κατεκρίθη vermieden, „weil vor dem verhör bei Pilatus Christus eigentlich nicht als verurteilt bezeichnet werden konnte.“ Der Gote hat sich vielmehr an den vorhergehenden vers gehalten, wo es heisst: *Jah gabindandans ina gatauhun jah anafulhun Pauntiau Peilatau kindina.* Das hat (nach der meinung des Goten) Judas gesehen, da sich *þanuh gasaihvands Iudas* unmittelbar daran anschliesst, und deshalb gibt er κατεκρίθη durch *þatei du stauai gatauhans warþ*.

2) *lofam slahan* = ῥαπίζειν (Mt. XXVI, 67) vgl. oben s. 357. *slah lofin* = ῥάπισμα (J. XVIII, 22, XIX, 3) vgl. oben s. 354.

3) Z. b. Mc. XIV, 72 *faurþizei hana hrukjai*, πρὶν ἀλέκτορα φωνῆσαι. Ferner J. VIII, 58, XIV, 29.

4) Vgl. Bernh. anm. zum got. text.

αὐτόν. Lc. V, 20 *qaþ du þamma usliþin, εἶπεν αὐτῷ.* Lc. VII, 40 *du Paitrau, πρὸς αὐτόν.* Mc. XI, 2 *inngaggandans in þo baurg, εἰσπορευόμενοι εἰς αὐτήν.*

2. Eigentliche zusätze.

Besonders leicht musste der Gote in den fällen dazu kommen, etwas zuzusetzen, in denen im gr. eine ellipse irgend welcher art vorlag: Lc. XIV, 32 *aiþþau* (Uppström) *jabai nist mahteigs, εἰ δὲ μήγε.* J. VI, 66 *uzuh þamma mela, ἐκ τούτου* (daneben J. XIX, 12 *framuh þamma, ἐκ τούτου*). J. VIII, 51 *aiwa dage, εἰς τὸν αἰῶνα* (daneben häufig *du aiwa*). Mt. X, 42 *stikla kaldis watins, ποτήριον ψυχροῦ.* (Vgl. s. 355 anm.).

Wie schon unter 1. so ist es auch hier besonders der name des herrn, der gerne zugesetzt wird[1]: Lc. XX, 23 *Iesus qaþ du im, εἶπεν πρὸς αὐτούς.* J. VIII, 23 *jah qaþ du im Iesus, καὶ εἶπεν αὐτοῖς.* Mc. I, 42 *jah biþe qaþ þata Iesus, καὶ εἰπόντος αὐτοῦ.* Mc. IV, 1 *jah aftra Iesus dugann, καὶ πάλιν ἤρξατο.* J. XII, 9 *þatei Iesus jainar ist, ὅτι ἐκεῖ ἐστιν.* Lc. VII, 13 *frauja Iesus, ὁ κύριος.* Lc. II, 37 *blotandei fraujan, λατρεύουσα* ist ähnlich.

Weiter finden sich zugesetzt ausführende attribute: Lc. XX, 46 *in hweitaim ..., ἐν στολαῖς* (der got. text bricht ab)[2]. Mc. V, 4 *naudibandjom eisarneinaim, ἁλύσεσιν*[3]. Lc. VIII, 29 *eisarnabandjom, ἁλύσεσιν,* wo wir den bestandteil *eisarna* als zusatz empfinden. Lc. XVI, 20 *sums was namin haitans Lazarus, τις ἦν ὀνόματι Λάζαρος* (vgl. J. XVIII, 10). Mc. II, 12 *swaswe ... hauhideduu mikiljandans, ὥστε ... δοξάζειν.* Mc. I, 27 *afslauþnodedun allai sildaleikjandans, ἐθαμβήθησαν πάντες.*

Bisweilen wird auch zur weiteren ausführung ein verbum finitum eingeschoben: Mc. II, 4 *insailidedun þata badi jah fralailotun, χαλῶσι τὸν κράβαττον.* Der infinitiv ist so zugesetzt: Lc. I, 71 *giban nasein ..., σωτηρίαν.*

Verständlich ist der zusatz Mt. XXVI, 72 *jah aftra afaiaik miþ aiþa swarands þatei ni kann þana mannan, καὶ πάλιν ἠρνήσατο μετὰ*

1) Die formelhaftigkeit macht die abweichungen leicht verständlich. So steht z. b. J. XI, 4 für gr. Ἰησοῦς das pronomen: *iþ is gahausjands qaþ, ἀκούσας δὲ ὁ Ἰησοῦς εἶπεν.* Ebenso Lc. VIII, 46. Vgl. Kauffmann, Zeitschr. 31, 186 fg.

2) Vgl. Bernh. anm.: „Zu *hweitaim* ist *wastjom* zu ergänzen, vgl. Mc. XVI, 5, Lc. XV, 22. Nach Grimm (Clavis) ist *στολή* vestis virorum laxior ad pedes usque demissa. Der übersetzer scheint ein weisses feierkleid darunter verstanden und *hweitaim* zugesetzt zu haben."

3) Vgl. Bernh. anm.: „Schon *naudibandi* klingt wie dichterischer ausdruck; durch den zusatz von *eisarneinaim* wird die schilderung noch lebhafter; diesen eindruck erhöht noch *eisarnam bi fotuns gabuganaim* im folgenden verse. Einfacher ist im Lucasevangelium *ἅλυσις* durch *eisarnabandi, πέδη* durch *fotubandi* gegeben."

ὅρκου ὅτι οὐκ οἶδα τὸν ἄνθρωπον. Afaiaik miþ aiþa war im got. nicht geeignet eine directe rede einzuleiten, deshalb ward *swarands* eingeschoben[1]. Anders zu beurteilen sind jedesfalls die drei folgenden fälle: Mc. XII, 14 *kaisaragild giban Kaisara, κῆνσον Καίσαρι δοῦναι.* Lc. II, 29 *fraujinond frauja, δέσποτα.* Mc. I, 40 *kniwam knussjands, γονυπετῶν αὐτόν.* In diesen fällen ist vielleicht die allitteration der zweck des zusatzes gewesen.

Durch zusatz von adverbien erreicht der Gote häufig eine verdeutlichung: Lc. II, 43 *miþþanei gawandidedun sik aftra, ἐν τῷ ὑποστρέφειν αὐτούς.* Lc. XIX, 15 *biþe atwandida sik aftra, ἐν τῷ ἐπανελθεῖν αὐτόν* (vgl. Bernh. anm. zu Lc. XIX, 12). Lc. XVI, 2 *ju þanamais, ἔτι.* Lc. XV, 19. 21 *ju þanaseiþs ni im, οὐκέτι εἰμί.* Lc. IX, 12 *þanuh dags juþan, ἡ δὲ ἡμέρα.* Lc. XIV, 24 *þize faura haitanane, τῶν κεκλημένων.* Lc. VIII, 33 *usgaggandans þan suns þai unhulþans, ἐξελθόντα δὲ τὰ δαιμόνια.* Lc. IV, 29 *du afdrausjan ina þaþro, εἰς τὸ κατακρημνίσαι αὐτόν.* Lc. VII, 8 *qim her, ἔρχου.* J. VI, 17 *ni atiddja nauhþan, οὐκ ἐληλύθει.* Mc. IV, 40 *ƕaiwa ni nauh habaiþ galaubein, πῶς οὐκ ἔχετε πίστιν.* Mt. X, 28 *jah ni ogeiþ izwis þans usqimandans leika þatainei, iþ saiwalai* . . ., *καὶ μὴ φοβεῖσθε ἀπὸ τῶν ἀποκτεννόντων τὸ σῶμα, τὴν δὲ ψυχὴν* . . . Mt. V, 19 *jah laisjai swa, καὶ διδάξῃ.* Lc. IX, 13 *niba þau þatei, εἰ μήτι.*

Besonders gern fügt der Gote zu einem verbalcompositum eine partikel als adverb: Lc. VIII, 44 *atgaggandei du, προσελθοῦσα.* J. XVIII, 29 *atiddja ut, ἐξῆλθεν.* J. XVIII, 4 *usgaggands ut, ἐξελθών*, ebenso Lc. XV, 28. Mc. I, 25 *usgagg ut, ἔξελθε.* Mt. IX, 32 *biþe ut usiddjedun eis, αὐτῶν δὲ ἐξερχομένων.* Mc. VIII, 6 *ei atlagidedeina faur, ἵνα παραθῶσιν.* Mc. XI, 7 *galagidedun ana wastjos seinos, ἐπέβαλον αὐτῷ τὰ ἱμάτια.* Mc. VIII, 23 *atlagjands ana handuns seinos, ἐπιθεὶς τὰς χεῖρας αὐτοῦ.* Mt. XXVII, 7 *du usfilhan ana gastim, εἰς ταφὴν τοῖς ξένοις.*

Ne ist zugesetzt J. XVIII, 25 *jah qaþ: ne, ni im, καὶ εἶπεν Οὐκ εἰμί.*

Auch pronomina finden sich im got. häufig aus stilistischen motiven zugesetzt, beziehungsweise für den gr. artikel eingesetzt. So findet sich das personalpronomen in der anrede zugesetzt: Lc. IV, 23 *þu leki, ἰατρέ.* Mc. IX, 25 *þu ahma, þu unrodjans, τὸ πνεῦμα τὸ ἄλαλον*, wo im gr. der artikel steht[2].

1) So auch im lat. negavit cum iuramento dicens oder iuravit cum iuramento (vgl. Bernh. anm.).

2) Vgl. oben s. 184.

Personalpronomen der dritten person ist zugesetzt: Lc. VII, 28 *iþ sa minniza imma in þiudangardjai gudis maiza imma ist, ὁ δὲ μικρότερος ἐν τῇ βασιλείᾳ τοῦ θεοῦ μείζων αὐτοῦ ἐστιν*[1].

Demonstrativpronomen ist zugesetzt: Mc. VII, 36 *mais þamma eis merideduun, μᾶλλον περισσότερον ἐκήρυσσον.* J. XIV, 8 *augei unsis þana attan, þatuh ganah unsis, δεῖξον ἡμῖν τὸν πατέρα, καὶ ἀρκεῖ ἡμῖν.* J. XVIII, 40 *sah þan was sa Barabba waidedja, ἦν δὲ ὁ Βαραββᾶς λῃστής.* Mc. XV, 29 *bi þrins dagans gatimrjands þo, ἐν τρισὶν ἡμέραις οἰκοδομῶν.* Mc. X, 9 *þatei nu guþ gawaþ, manna þamma ni skaidai, ὃ οὖν θεὸς συνέζευξεν, ἄνθρωπος μὴ χωριζέτω*[2].

Mit nachdruck ist das demonstrativ nachgestellt, während im gr. der artikel steht: Lc. XVII, 17 *niu taihun þai, οὐχὶ οἱ δέκα.*

Das possessivpronomen ist zugesetzt: Mc. VII, 10 *saei ubil qiþai attin seinamma aiþþau aiþein seinai, ὁ κακολογῶν πατέρα ἢ μητέρα.* J. X, 30 *atta meins, ὁ πατήρ.*

Von indefiniten pronominibus findet sich in dieser weise zugesetzt *alls*: Mc. XV, 8 *alla managei, ὁ ὄχλος.* Lc. IX, 2 *gahailjan allans þans unhailans, ἰᾶσθαι τοὺς ἀσθενοῦντας. Sums*: J. IX, 40 *þize Fareisaie sumai, ἐκ τῶν Φαρισαίων. Ains*: Mt. V, 46 *jabai auk frijoþ þans frijondans izwis ainans, ἐὰν γὰρ ἀγαπήσητε τοὺς ἀγαπῶντας.* Lc. VII, 39 *rodida sis ains, εἶπεν ἐν ἑαυτῷ.*

Einmal findet sich der artikel im got. in verächtlichem sinne: J. XVIII, 38 *ƕa ist so sunja, τί ἐστιν ἀλήθεια.*

II. Auslassungen.

Es fehlen im got. text nur worte, die entweder im gr. pleonastisch waren oder doch sonst ohne not wegbleiben konnten.

Gr. pleonasmus ist vermieden: Mc. VII, 36 *mais þamma eis merideduun, μᾶλλον περισσότερον ἐκήρυσσον.* Mt. V, 20 *nibai managizo wairþiþ izwaraizos garaihteins, ἐὰν μὴ περισσεύσῃ ὑμῶν ἡ δικαιοσύνη πλεῖον.* Lc. III, 13 *ni waiht ufar þatei garaid sijai izwis, μηδὲν πλέον παρὰ τὸ διατεταγμένον ὑμῖν.*

1) Bernh. meint in der anm.: „das unsinnige *imma* gelangte wahrscheinlich aus einer lat. hs. in den gr. text.“ Eine solche lat. lesart liegt aber nicht vor. Vielmehr handelt es sich wol um ein missverständnis des übersetzers. Er hätte *μικρότερος*, wie an andern stellen auch z. b. Mc. IV, 31, Lc. IX, 48 durch *minnists* widergeben müssen. Er tat dies nicht, offenbar veranlasst durch das folgende *maiza imma, μείζων αὐτοῦ*, dem er ein *minniza imma* gegenüberstellte mit dem sinn: aber der (jetzt) kleiner ist als er, ist im himmelreich grösser als er. Der comparativ erforderte im got. die ergänzung *imma*.

2) Hier musste *þamma* allerdings schon deshalb eintreten, weil *skaidan* einen andern casus regiert als *gawisan*.

Substantiva, die widerholt gesetzt sind, gibt der Gote zuweilen nur ein- oder zweimal wider: Lc. XIX, 33 *andbindandam þan im qeþun þai fraujans þis du im: dulve andbindats þana fulan, λυόντων δὲ αὐτῶν τὸν πῶλον εἶπον οἱ κύριοι αὐτοῦ πρὸς αὐτούς. Τί λύετε τὸν πῶλον.* J. X, 3. 4 *jah þo swesona lamba haitiþ bi namin jah ustiuhiþ þo, jah þan þo swesona ustiuhiþ, faura im gaggiþ, jah þo lamba ina laistjand, καὶ τὰ ἴδια πρόβατα ... καὶ ὅταν τὰ ἴδια πρόβατα ... καὶ τὰ πρόβατα αὐτῷ ἀκολουθεῖ.* Mc. XII, 26 *ik im guþ Abrahamis jah guþ Isakis jah Iakobis, ἐγώ εἰμι ὁ θεὸς Ἀβραὰμ καὶ ὁ θεὸς Ἰσαὰκ καὶ ὁ θεὸς Ἰακώβ.*

Leichter art sind schliesslich auch die übrigen auslassungen: Lc. XVI, 18 *jah lvazuh saei afletana liugaiþ, horinoþ, καὶ πᾶς ὁ ἀπολελυμένην ἀπὸ ἀνδρὸς γαμῶν μοιχεύει.* J. XVIII, 10 *sah þan haitans was namin Malkus, ἦν δὲ ὄνομα τῷ δούλῳ Μάλχος* (vgl. Lc. XVI, 20). Mt. XXVII, 16 *habaidedunuh þan bandjan gatarhidana Barabban, εἶχον δὲ τότε δέσμιον ἐπίσημον λεγόμενον Βαραββᾶν.* J. XI, 19 *jah managai Iudaie gaqemun bi Marþan jah Marjan, καὶ πολλοὶ ἐκ τῶν Ἰουδαίων ἐληλύθεισαν πρὸς τὰς περὶ Μάρθαν καὶ Μαρίαν*[1].

Capitel IV.

Stilmittel der gotischen übersetzung.

I. Allitteration.

Grosses gewicht ist bei der beurteilung der übersetzungstechnik des Wulfila auf die allitterationen gelegt worden, die sich in dem got. texte finden. Diese erscheinung hat wol vor allem dazu geführt von „einem hauch dichterischer begeisterung“ u. a. zu sprechen.

Wer den got. wortschatz unbefangen betrachtet, erkennt, dass auch hier, wie in andern fällen, der übersetzer für etwas verantwortlich gemacht wird, was seinen grund zum teil in seiner sprache hat. Die allitteration brauchte nicht erst vom übersetzer kunstvoll eingefügt zu werden; solche erscheinungen boten sich ihm ungesucht. Er hat dann freilich diese gleichklänge nicht gemieden[2], zumal sein gr. orginal auch nicht davon frei war.

1) Versehentliche auslassungen liegen vielleicht in den vorstehenden belegen, jedesfalls in den nachfolgenden vor: J. XV, 16 *gawalida izwis, ἐξελεξάμην ὑμᾶς καὶ ἔθηκα ὑμᾶς.* Lc. VIII, 47 *reirandei jah atdriusandei du imma, τρέμουσα ἦλθεν καὶ προσπεσοῦσα αὐτῷ.*

2) Dieselbe erscheinung findet sich übrigens auch in der ahd. übersetzung des Tatian; vgl. hierüber Arens, Studien z. Tatian, Zeitschr. 29, 527.

In manchen der folgenden belege wird also die allitteration nicht einmal beabsichtigt sein (z. b. Lc. XVIII, 3 *wasuþ þan jah widuwo;* Mc. V, 18 *was wods* u. a.).

1. Worte von verschiedenem stamm allitterieren:

Mt. VI, 10 *wairþai wilja þeins*, γενηθήτω τὸ θέλημά σου. Mt. VII, 15 *wulfos wilwandans*, λύκοι ἅρπαγες. J. X, 12 *sa wulfs frawilwiþ*, ὁ λύκος ἁρπάζει. Mc. IV, 37 *jah warþ skura windis mikila jah wegos waltidedun in skip*, καὶ γίνεται λαῖλαψ ἀνέμου μεγάλη καὶ τὰ κύματα ἐπέβαλλεν εἰς τὸ πλοῖον. Mc. V, 15 *jah gasaiƕand þana wodan sitandan jah gawasidana*, καὶ θεωροῦσιν τὸν δαιμονιζόμενον καθήμενον, καὶ ἱματισμένον. Lc. X, 7 *wairþs auk ist waurstwja mizdons seinaizos*, ἄξιος γὰρ ὁ ἐργάτης τοῦ μισθοῦ αὐτοῦ ἐστιν. Lc. XVIII, 3 *wasuþ þan jah widuwo*, χήρα δὲ ἦν. Lc. I, 79 *in wig gawairþjis*, εἰς ὁδὸν εἰρήνης. Lc. I, 68 *gaweisoda jah gawaurhta*, ἐπεσκέψατο καὶ ἐποίησεν. Lc. II, 15 *waurd þata waurþano*, τὸ ῥῆμα τοῦτο τὸ γεγονός. Lc. III, 2 *warþ waurd*, ἐγένετο ῥῆμα. J. VI, 18 *winda mikilamma waiandin*, ἀνέμου μεγάλου πνέοντος. Mt. VII, 25 *waiwoun windos*, ἔπνευσαν οἱ ἄνεμοι. Mc. V, 18 *was wods*, δαιμονισθείς. Lc. V, 29 *jah was managei motarje mikila*, καὶ ἦν ὄχλος τελωνῶν πολύς. J. VI, 31 *manna matidedun*, μάννα ἔφαγον. J. III, 4 *ƕaiwa mahts ist manna*, πῶς δύναται ἄνθρωπος. Mc. XIII, 26 *jah þan gasaiƕand sunu mans qimandan in milhmam miþ mahtai managai jah wulþau*, καὶ τότε ὄψονται τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου ἐρχόμενον ἐν νεφέλαις μετὰ δυνάμεως πολλῆς καὶ δόξης. Mc. XII, 24 *mela nih maht*, τὰς γραφὰς μηδὲ τὴν δύναμιν. Lc. XVII, 23 *ni galeiþaiþ nih laistjaiþ*, μὴ ἀπέλθητε μηδὲ διώξητε. J. XII, 36 *galaubeiþ du liuhada*, πιστεύετε εἰς τὸ φῶς. Mt. XXVII, 52 *leika þize ligandane*, σώματα τῶν κεκοιμημένων. Mt. VI, 22 *lukarn leikis*, ὁ λύχνος τοῦ σώματος. Mc. XII, 28 *ins samana sokjandans gasaiƕands*, αὐτῶν συνζητούντων, ἰδών. Mc. VIII, 36 *jah gasleiþeiþ sik saiwalai seinai*, καὶ ζημιωθῇ τὴν ψυχὴν αὐτοῦ. Mc. I, 7 *skaudaraip skohe*, τὸν ἱμάντα τῶν ὑποδημάτων, ebenso Lc. III, 16. J. XII, 37 *imma taikne gataujandin*, αὐτοῦ σημεῖα πεποιηκότος. J. XII, 18 *hausidedun ei gatawidedi þo taikn*, ἤκουσαν τοῦτο αὐτὸν πεποιηκέναι τὸ σημεῖον. J. IX, 16 *taiknins taujan*, σημεῖα ποιεῖν, ebenso J. VII, 31. Mc. VIII, 22 *jah berun du imma blindan, jah bedun*, καὶ φέρουσιν αὐτῷ τυφλόν, καὶ παρακαλοῦσιν. Lc. XIX, 38 *þiuþida . . . þiudans*, εὐλογημένος . . . βασιλεύς. Mc. XI, 10 *þiuþido so qimandei þiudangardei*, εὐλογημένη ἡ ἐρχομένη βασιλεία. Mc. VII, 35 *jah rodida raihtaba*, καὶ ἐλάλει ὀρθῶς. Lc. XVIII, 2 *guþ ni ogands jah mannan ni aistands*, τὸν θεὸν μὴ

φοβούμενος καὶ ἄνθρωπον μὴ ἐντρεπόμενος, ebenso Lc. XVIII, 4; vgl. J. VIII, 41 *ainana attan aigum, ἕνα πατέρα ἔχομεν* und ähnl.

2. Worte von gleichem stamm allitterieren:

Lc. VIII, 27 *jah wastjom ni gawasiþs was, καὶ ἱμάτιον οὐκ ἐνεδιδύσκετο.* Lc. VII, 25 *wastjom gawasidana? sai þai in wastjom wulþagaim* ... *wisandans, ἱματίοις ἠμφιεσμένον; ἰδοὺ οἱ ἐν ἱματισμῷ ἐνδόξῳ* ... *ὑπάρχοντες.* J. XIX, 2 *wastjai* ... *gawasidedun, ἱμάτιον* ... *περιέβαλον.* J. XVII, 4 *waurstw* ... *du waurkjan, τὸ ἔργον* ... *ἵνα ποιήσω.* Mc. VII, 30 *ligandein ana ligra, βεβλημένην ἐπὶ τῆς κλίνης*, ebenso Mt. IX, 2. Mt. V, 16 *liuhtjai liuhaþ izwar, λαμψάτω τὸ φῶς ὑμῶν.* Mt. V, 43 *fiais fiand þeinana, μισήσεις τὸν ἐχθρόν σου.* Lc. II, 29 *fraujinond frauja, δέσποτα.* Lc. IV, 40 *siukans sauhtim, ἀσθενοῦντας νόσοις.* Lc. II, 27 *berusjos þata barn, τοὺς γονεῖς τὸ παιδίον.* Mc. VII, 35 *jah andbundnoda bandi, καὶ ἐλύθη ὁ δεσμός.* Lc. XIX, 43 *bigraband fijands þeinai grabai þuk, περιβαλοῦσιν οἱ ἐχθροί σου χάρακά σοι.* J. VII, 31 *iþ managai þizos manageins, πολλοὶ δὲ ἐκ τοῦ ὄχλου.* J. VIII, 41 *taujiþ toja, ποιεῖτε τὰ ἔργα.* Mc. I, 40 *kniwam knussjands, γονυπετῶν.* Mc. VII, 10 *dauþau afdauþjaidau, θανάτῳ τελευτάτω*[1].

II. Wechsel im ausdruck.

Neben der allitteration steht noch eine andere stileigenheit der got. übersetzung, die sich ausnimmt, als sei der übersetzer der allitteration aus dem wege gegangen, wo sie in der gr. vorlage gegeben war. Es zeigt sich nämlich die neigung des übersetzers mit dem ausdruck zu wechseln, dadurch dass er entweder verschiedene wörter mit einander wechseln lässt, oder verschiedene wortformen, oder die verschiedenen satzformen.

1. Wechsel zwischen verschiedenen wörtern.

a) Verba.

Der Gote stellt den wechsel her, indem er entweder verba von ganz verschiedenem stamm gebraucht, oder simplex und compositum bezw. zwei verschiedene composita desselben simplex anwendet.

α) Verba von verschiedenem stamm: Lc. V, 27. 28 *laistei afar mis — iddja afar imma, ἀκολούθει μοι — ἠκολούθει αὐτῷ.* Lc. IV, 35 *usgaggan — urrinnan, ἐξελθεῖν.* Lc. II, 21 *haitan — qiþan, καλεῖν.* Lc. XX, 31. 32 *gaswiltan — gadauþnan, ἀποθανεῖν.* J. XVI, 27. 28

1) Nicht mit angeführt sind solche stellen, an denen schon im gr. der gleichklang vorliegt.

urrann — *uzuhiddja*, ἐξῆλθον. Lc. XIX, 31. 34 *gairnjan* — *þaurfts wisan*, χρείαν ἔχειν. J. XV, 6. 7 *wisiþ* — *sijuþ*, μένῃ — μείνητε. J. XIII, 31 *nu gasweraids warþ* (ἐδοξάσθη) *sunus mans jah guþ hauhiþs ist* (ἐδοξάσθη) *in imma*[1]. J. IX, 29 *witum* — *kunnum*, οἴδαμεν. J. VIII, 59, IX, 1 *hvarboda* — *þairhgaggands*, παρῆγεν — παράγων. J. VII, 28 *kunnuþ jah wituþ*, οἴδατε καὶ οἴδατε. Mc. XII, 20. 21 *gaswiltan* — *gadauþnan*, ἀποθανεῖν. Mc. II, 6. 8 *þagkjan sis* — *miton sis*, διαλογίζεσθαι. Mt. VII, 13 *inngaggan* — *inngaleiþan*, εἰσέρχεσθαι. Mt. VI, 27. 28 *maurnan* — *saurgan*, μεριμνᾶν. Mt. VI, 19. 20 *hlifand* — *stiland*, κλέπτουσι. Mt. VI, 2. 5 *andnemun* — *haband*, ἀπέχουσι.

β) Simplex und compositum oder verschiedene composita. Bei dem wechsel zwischen simplex und compositum, insbesondere den compositis mit dem präfix *ga*-, handelt es sich oft nicht um einen wechsel im wortgebrauch, sondern, um einen wechsel in der actionsart desselben verbums[2]: Mt. V, 23. 24 *bairais* — *atbair*, προσφέρῃς — πρόσφερε.

1) Diese stelle ist wegen des wechsels von *wisan* und *wairþan* besonders besprochen worden, vgl. G. L. § 181 anm.: „Übrigens ist dies eine der stellen, wo die übersetzung vorzüglich das scharfe eindringen des übersetzers in den sinn des originals beurkundet.“ Noch eingehender ist die stelle bei Gering, Zeitschr. 5, 411 erörtert: „Der Gote hat die beiden ἐδοξάσθη in verschiedenem sinne aufgefasst, insofern die verherrlichung des sohnes nur während der kurzen zeit seiner leiblichen erscheinung und nur in gewissen momenten erfolgt, während der opfertod Jesu Gott zur dauernden verherrlichung dient.“ Als weiterer beleg wird dann J. XVI, 21 angeführt: *gabauran ist* (γεννήσῃ) . . *gabaurans warþ* (ἐγεννήθη) und für den unterschied in der umschreibung mit *was* und *warþ* Lc. XV, 24. 32. Vgl. ebenda s. 412: „Wir sehen wider, dass derselbe (der übersetzer) nicht mechanisch zu werke ging, sondern so tief in das verständnis der schrift einzudringen suchte, dass er es wagen konnte, selbst genauer als das original den sinn einer stelle zu präcisieren.“ Dass der übersetzer an solchen und ähnlichen stellen sehr sorgfältig und dem zusammenhang gemäss übersetzt, indem er die ihm von seiner muttersprache gebotenen ausdrucksmittel zur anwendung bringt, wird man nicht bestreiten können. Andererseits aber bleibt die grosse menge von fällen bestehen, in denen *im*, *was*, *warþ* ganz unterschiedslos zur verwendung kommen.

2) Fälle dieser art sind daher nicht mit aufgeführt, vgl. W. Streitberg, Perfective und imperfective actionsart im germanischen (Beitr. 15, 80 fgg.). Der Gote wurde durch den unterschied in der actionsart zwischen simplex und compositum in den stand gesetzt syntaktische feinheiten zum ausdruck zu bringen, die nicht im original standen. Besonders war hierzu die partikel -*ga* geeignet. Z. b. Lc. VIII, 10 *ei saihvandans ni gasaihvaina jah gahausjandans ni fraþjaina*, ἵνα βλέποντες μὴ βλέπωσιν καὶ ἀκούοντες μὴ συνιῶσιν. Streitberg sagt (s. 83) zu dieser stelle: „Bernhardt findet in beiden *ga*-compositis 'intensiv'-bedeutung (Zeitschr. 2, 158—66) und übersetzt: 'damit sie obwol sehend nicht wirklich sehen und obwol wirklich hörend nicht verstehen.' ... Der sinn ist vielmehr der: 'damit sie, obwol sie die fähigkeit des sehens besitzen und anwenden, doch nicht zum ziele des sehens, der wahrnehmung,

Lc. II, 1. 3. 5 *gameljan* — *ei melidai weseina* — *anameljan*, *ἀπογράφεσθαι*. Lc. VII, 47 *afletanda* — *fraletada*, *ἀφίωνται* — *ἀφίεται*. Mc. XIV, 69. 70 *þaim faurastandandam* — *þai atstandandans*, *τοῖς παρεστηκόσιν* — *οἱ παρεστῶτες*. J. IX, 31 *andhauseiþ* — *hauseiþ*, *ἀκούει*. J. XVI, 28 *uzuhiddja* — *atiddja*, *ἐξῆλθον* — *ἐλήλυθα*. J. XIX, 6 *ushramei* — *hramjiþ*, *σταύρωσον* — *σταυρώσατε*. Mc. IX, 47 *uswairp* — *atwairpan*, *ἔκβαλε* — *βληθῆναι*. Lc. XV, 23. 24. 29. 32 *wisam waila*, *wisan*, *biwesjau*, *waila wisan*, *εὐφρανθῶμεν*, *εὐφραίνεσθαι*, *εὐφρανθῶ*, *εὐφρανθῆναι*.

b) Nomina.

α) Substantiva: Mt. V, 23. 24 *tibr* — *giba*, *δῶρον*. Mc. II, 23. 24 *sabbato daga* — *sabbatim*, *τοῖς σάββασιν*. Mc. II, 27. 28 *sabbato* — *in sabbato dagis* — *þamma sabbato*, *τὸ σάββατον* — *διὰ τὸ σάββατον* — *τοῦ σαββάτου*. Mt. V, 46. 47 *þai þiudo* — *motarjos*, *οἱ τελῶναι*. Mt. VI, 1. 2 *laun* — *mizdon*, *μισθόν*. Mt. VII, 24. 26 *wair* — *manna*, *ἀνήρ*. Mt. VI, 16. 17 *andwairþi* — *ludja*, *πρόσωπον*. Mc. I, 16. 17 *fiskjans* — *nutans*, *ἁλιεῖς*. J. VII, 11. 13. 15 *Iudaieis* — *Iudaie* — *manageins*, *Ἰουδαῖοι* — *Ἰουδαίων* — *Ἰουδαῖοι*[1]. J. IX, 22. 23 *þai fadrein* — *þai berusjos*, *οἱ γονεῖς*. J. XV, 19 *manaseds* — *fairhvus*, *κόσμος*. J. XIX, 2. 5 *wipja* — *waips*, *στέφανος*. Lc. IX, 60 *dauþa* — *naus*, *νεκρός*, (vgl. dagegen Mt. VIII, 22). Lc. XV, 12. 13 *aigin* — *swes*, *οὐσία*. Lc. XIX, 13. 16 fg. *dails* — *skatts*, *μνᾶ*. Lc. I, 5. 8 *afar* — *kuni*, *ἐφημερία*. Lc. VI, 38 *mitads* — *mitadjon*, *μέτρον* — *μέτρῳ*. Hier sei auch mit aufgeführt J. VII, 4. 10 *in analaugnein* — *analaugniba*, *ἐν κρυπτῷ*.

β) Adjectiva: Mt. V, 37. 39 *ubils* — *unsels*, *πονηρός*. Mt. VII, 17. 18 *gods* — *þiuþeigs*, *ἀγαθός*. Mt. IX, 17 *niujata* — *juggata*, *νέον*.

gelangen d. h. nichts erblicken, und damit sie, obwol sie das resultat des hörens, nämlich das auffangen der worte, erlangen d. h. das gesprochene vernehmen, doch nicht zum verständnis des vernommenen gelangen'." Vgl. noch Mc. III, 24. 25. 26, IV, 9. 23, VII, 16; Lc. VIII, 8. 10, X, 24; J. XVII, 25 u. a. Zur übersetzungstechnischen beurteilung dieser fälle im ganzen ist jedoch nicht ausser acht zu lassen, was Streitberg selber s. 81 vorausschickt: „Da sich nämlich die nachbildung (übersetzung) mit möglichster treue an das vorbild anschliesst, so werden wir in der regel dort, wo im griechischen ein mit präpositionen zusammengesetztes verbum steht, auch im got. ein compositum treffen, während umgekehrt hier die präposition mangelt, wenn sie dort fehlt." Und weiter: „Bei dieser untersuchung darf jedoch ein punkt nicht aus dem auge verloren werden, nämlich die tatsache, dass der übersetzer nicht gezwungen ist, an jeder stelle jede schattierung des originals widerzugeben." Dazu kommt, dass Str. an zwei stellen textverderbnis annimmt, weil die übersetzung hier die von Str. aufgestellten regeln durchbricht: Lc. XIV, 35 (s. 83) und Lc. X, 24 (s. 85).

1) Vgl. Bernh. anm. f kann allerdings nicht mehr zur erklärung herangezogen werden.

Mt. IX, 32. 33 *bauds* — *dumbs*, *κωφός*. Lc. XVI, 10. 11 *untriggws* — *inwinds*, *ἄδικος*. Lc. VI, 36 *bleiþjandans* — *bleiþs*, *οἰκτίρμονες* — *οἰκτίρμων*.

c) Pronomina.

Mt. V, 31. 32 *ƕazuh saei* — *sa izei*, *ὃς ἄν*. Mc. IX, 37 *saei* — *sa ƕazuh saei*, *ὃς ἄν*. Mc. X, 43. 44 *ak sa ƕazuh saei* — *jah saei*, *ἀλλ' ὃς ἐὰν* — *καὶ ὅς*. Lc. VIII, 13 *izei* — *þaiei*, *οἵ*. Lc. XIV, 19. 20 *anþar* — *sums*, *ἕτερος*.

d) Partikeln.

Hier lässt sich oft nicht mit bestimmtheit sagen, ob wir es mit dem stilistischen mittel des wechsels im ausdruck wirklich zu tun haben. In sehr vielen fällen handelt es sich einfach darum, dass dieselbe gr. partikel in verschiedenen stellungen auch nach got. sprachgebrauch verschiedenen wert hat und also auch verschieden übersetzt wird.

Wechsel scheint vorzuliegen: Lc. XV, 29 *ni ƕanhun* — *ni aiw*, *οὐδέποτε*. Mt. V, 18 *und þatei* — *unte*, *ἕως ἄν*. Mc. I, 22 *swe* — *swaswe*, *ὡς*. Mt. VII, 29 ebenso. Mc. IV, 5. 6 *in þizei ni habaida* — *unte ni habaida*, *διὰ τὸ μὴ ἔχειν*. J. VIII, 21—25 *þanuh* — *þan* — *nu* — *þaruh*, *οὖν*. Lc. X, 20 *ei* — *in þammei*, *ὅτι*. Lc. X, 26. 27 *þaruh qaþ* — *iþ is andhafjands qaþ*, *ὁ δὲ εἶπεν* — *ὁ δὲ ἀποκριθεὶς εἶπεν*. Lc. XIX, 17. 19 *ufar* — *ufaro*, *ἐπάνω*.

2. Wechsel zwischen verschiedenen wortformen.

a) Verbum.

α) Wechsel im tempus: Mc. IX, 42 *ei galagjaidau asiluqairnus ... jah frawaurpans wesi*, *εἰ περίκειται λίθος μυλικός ... καὶ βέβληται*. Mc. V, 15 *jah atiddjedun du Iesua, jah gasaiƕand*, *καὶ ἔρχονται πρὸς τὸν Ἰησοῦν, καὶ θεωροῦσιν*. Mc. V, 22 *jah sai qimiþ ains þize synagogafade ... jah ... gadraus du fotum Iēsuis*, *καὶ ἰδοὺ ἔρχεται εἷς τῶν ἀρχισυναγώγων ... καὶ ... πίπτει πρὸς τοὺς πόδας αὐτοῦ*. Mc. V, 40 *iþ is ... ganimiþ attan þis barnis ... jah galaiþ inn*, *ὁ δὲ ... παραλαμβάνει τὸν πατέρα τοῦ παιδίου ... καὶ εἰσπορεύεται*. J. XII, 22 *gaggiþ Filippus jah qiþiþ du Andraiin, jah aftra Andraias jah Filippus qeþun du Iesua*, *ἔρχεται ... λέγει ... λέγουσιν*.

β) Wechsel im modus: Mt. V, 19 *gatairiþ* — *laisjai*, *λύσῃ* — *διδάξῃ* und *taujiþ jah laisjai*, *ποιήσῃ καὶ διδάξῃ*[1]. Mt. V, 25 *ibai* ...

1) In diesem fall und einigen andern wird der wechsel im modus von Bernh. aus syntaktischen gründen erklärt (vgl. oben s. 169. 361). In der anm. zu Mt. V, 19 heisst es: „Der conjunctiv bezeichnet die entferntere, von der erfüllung der ersten bedingung abhängige handlung; vgl. Mt. X, 38 *sai ni nimiþ galgan seinana jah laistjai afar mis*, ebenso Lc. XIV, 27. Daher auch I. C. XI, 27 ... und gerade so J. VI, 53 *nibai*

atgibai . . . atgibai . . . galagjaza, μήποτε . . . παραδῷ . . . παραδῷ . . . βληθήσῃ (vgl. Bernh. anm.: „Nicht mehr von *ibai* abhängig“). Mt. VI, 31 *ƕa matjam aiþþau ƕa drigkam . . . aiþþau ƕe wasjaima, τί φάγωμεν ἢ τί πίωμεν ἢ τί περιβαλώμεθα*. Mt. X, 38 *nimiþ . . . jah laistjai, λαμβάνει — καὶ ἀκολουθεῖ*. Mc. II, 22 *distairai — usgutniþ . . . fraqistnand, ῥήσσει . . . ἐκχεῖται . . . ἀπολοῦνται*. Mc. III, 27 *niba faurþis þana swinþan gabindiþ, jah þana gard is diswilwai, δήσῃ . . . διαρπάσῃ*. Mc. VII, 14 *hauseiþ — fraþjaiþ, ἀκούετε — συνίετε*. Mc. IX, 39 *ni mannahun auk ist saei taujiþ maht in namin meinamma jah magi sprauto ubilwaurdjan mis, ποιήσει — δυνήσεται*. J. VI, 53 *matjiþ — jah driggkaiþ, φάγητε — καὶ πίητε*. J. VII, 17 *ufkunnaiþ bi þo laisein framuh guda sijai, þau iku fram mis silbin rodja, γνώσεται περὶ τῆς διδαχῆς πότερον ἐκ τοῦ θεοῦ ἐστιν ἢ ἐγὼ ἀπ' ἐμαυτοῦ λαλῶ*. J. VIII, 51. 52 *fastaiþ — fastai, τηρήσῃ*. J. XII, 5 *frabauht was — fradailiþ wesi, ἐπράθη — ἐδόθη*. J. XII, 26 *andbahtjai — andbahteiþ, διακονῇ*. J. XV, 20 *jabai mik wrekun, jah izwis wrikand, jabai mein waurd fastaidedeina, jah izwar fastaina, ἐδίωξαν . . . διώξουσιν . . . ἐτήρησαν . . . τηρήσουσιν*. Lc. XIV, 12 *ibai . . . aftra haitaina — wairþiþ, μήποτε . . . ἀντικαλέσωσιν — γένηται*. Lc. XIV, 27 *bairiþ — jah gaggai, βαστάζει — καὶ ἔρχεται*. Lc. XVII, 8 *gamatjis jah gadrigkais þu, φάγεσαι καὶ πίεσαι σύ*. Lc. I, 13 *jah qens þeina Aileisabaiþ gabairiþ sunu þus, jah haitais namo is Iohannen, ἡ γυνή σου Ἐλισάβεθ γεννήσει υἱόν σοι, καὶ καλέσεις τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἰωάννην*. Lc. I, 31 *jah sai ganimis in kilþein jah gabairis sunu, jah haitais namo is Iesus, καὶ ἰδοὺ συλλήμψῃ ἐν γαστρὶ καὶ τέξῃ υἱόν, καὶ καλέσεις τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἰησοῦν.*

γ) Wechsel im genus: J. XV, 6 *galisada — galagjand, συνάγουσιν αὐτὰ — βάλλουσιν*. Lc. II, 12. 16 *galagiþ — ligando, κείμενον*. J. III, 31 *sa qimands — sa qumana, ὁ ἐρχόμενος*. Lc. X, 9. 11 *atneƕida ana izwis — atneƕida sik ana izwis, ἤγγικεν ἐφ' ὑμᾶς*.

Verschieden umschrieben ist das passiv J. XIII, 31 *gasweraids warþ — hauhiþs ist, ἐδοξάσθη*.

δ) Wechsel im numerus. Es findet sich unter gr. einfluss (vgl. oben s. 173) wechsel zwischen dual und plural: Lc. XIX, 30. 31 *gaggats —*

matjiþ — jah drigkaiþ und im hauptsatz Lc. XVII, 8 *biþe gamatjis jah gadrigkais þu;* dann issest du und später (d. h. vielleicht) trinkst du“ (vgl. auch Bernh., Zeitschrift VIII, 32). Hier haben wir also beispiele, in denen der Gote syntaktische feinheiten zum ausdruck bringt, die nicht im gr. original standen, doch steht daneben eine menge von fällen, die wechsel im modus zeigen, ohne dass eine solche syntaktische motivierung gegeben werden könnte.

bigitats — attiuhiþ — andbindiþ — qiþaits, ὑπάγετε — εὑρήσετε — ἀγάγετε — λύετε — ἐρεῖτε. Ebenso Mc. XIV, 13.

Wechsel zwischen singular und plural liegt vor: J. VII, 20 *andhof so managei jah qeþun, ἀπεκρίθη ὁ ὄχλος καὶ εἶπεν,* (wo der Gote *qeþun κατὰ σύνεσιν* construiert hat).

b) Nomen und pronomen.

Hier handelt es sich vor allem um wechsel im casus, den der Gote durch wechsel in der construction herbeiführt: Mc. IV, 5. 6 *ni habaida airþa managa — in þizei ni habaida diupaizos airþos — unte ni habaida waurtins, οὐκ εἶχεν γῆν πολλήν — διὰ τὸ μὴ ἔχειν βάθος γῆς — διὰ τὸ μὴ ἔχειν ῥίζαν.* Lc. XVII, 27. 29 *fraqistida allans — fraqistida allaim, ἀπώλεσεν ἅπαντας.* Mt. VIII, 9 *du þamma — jah anþaramma — jah du skalka,* im gr. stets der dativ ohne präposition, ebenso Lc. VII, 8. Mc. IX, 35 *sijai allaize aftumists jah allaim andbahts, ἔσται πάντων ἔσχατος καὶ πάντων διάκονος.* Mc. XII, 19 *bileiþai qenai jah barne ni bileiþai, ἀπολείπῃ γυναῖκα καὶ τέκνα μὴ ἀφῇ.* Lc. IV, 25 *du jeram þrim jah menoþs saihs, ἐπὶ ἔτη τρία καὶ μῆνας ἕξ.* Lc. II, 46. 47 *hausjandan im — þai hausjandans is, ἀκούοντα αὐτῶν — οἱ ἀκούοντες αὐτοῦ.* Lc. I, 7. 18 *framaldra dage seinaize — framaldrozei in dagam seinaim, προβεβηκότες ἐν ταῖς ἡμέραις — προβεβηκυῖα ἐν ταῖς ἡμέραις.* J. XV, 19 *þis fairhvaus — us þamma fairhvau, ἐκ τοῦ κόσμου.* Lc. VII, 21 *gahailida managans af sauhtim jah slahim jah ahmane* (graecismus!), *ἐθεράπευσεν πολλοὺς ἀπὸ νόσων καὶ μαστίγων καὶ πνευμάτων.* Lc. XIV, 11 *saei hauheiþ sik silba* (lies *silban?*) — *saei hnaiweiþ sik silban, ὁ ὑψῶν ἑαυτὸν — ὁ ταπεινῶν ἑαυτόν.*

Bei fremdwörtern findet sich ebenfalls wechsel in den wortformen: Mt. X, 41 *praufetaus — praufetis, προφήτου.* J. XVIII, 28 *in praitoriaun — in praitoria, εἰς τὸ πραιτώριον.*

Wechsel im genus liegt vor beim participium Mt. IX, 8 *gasaihvandeins þan manageins ohtedun sildaleikjandans, ἰδόντες δὲ οἱ ὄχλοι ἐφοβήθησαν.*

Wechsel im numerus findet sich beim pronomen Lc. X, 23. 24 *þoei — þatei, ἅ*[1].

3. Wechsel in der satzfügung.

Verschiedene übersetzung des gr. participiums liegt vor: Lc. XVI, 20. 21 *banjo fulls jah gairnida, εἱλκωμένος καὶ ἐπιθυμῶν.* Lc. XVI, 18 *sa afletands — jah liugands — jah hvazuh saei afletana liugaiþ,*

1) Hier ist jedoch vermutlich *þoei* für *þatei* verschrieben, da ein anderes *þoei* vorhergeht: *augona þoei saihvand þoei jus saihviþ.*

ὁ ἀπολύων — καὶ γαμῶν — καὶ πᾶς ὁ ἀπολελυμένην γαμῶν. Lc. III, 11 *sa habands — saei habai, ὁ ἔχων.* J. X, 1. 2 *saei inn ni atgaggiþ — sa inngaggands, ὁ μὴ εἰσερχόμενος — ὁ εἰσερχόμενος.* J. VI, 64 *ƕarjai sind þai ni galaubjandans jah ƕas ist saei galeweiþ ina, τίνες εἰσὶν οἱ μὴ πιστεύοντες καὶ τίς ἐστιν ὁ παραδώσων αὐτόν.*

Gr. infinitiv wird verschieden übersetzt: Lc. XIX, 12 *gaggida ... franiman ... jah gawandida sik, ἐπορεύθη ... λαβεῖν ... καὶ ὑποστρέψαι.*

Wechsel in der satzfügung findet sich ferner: J. XVI, 16. 17 *leitil jah — leitil ei — leitil jah, μικρὸν καί*[1]. Lc. VI, 37 *jah ni stojiþ, ei ni stojaindau — ni afdomjaiþ, jah ni afdomjanda, καὶ μὴ κρίνετε καὶ οὐ μὴ κριθῆτε — μὴ καταδικάζετε, καὶ οὐ μὴ καταδικασθῆτε.* Mc. III, 14 *jah gawaurhta twalif du wisan ... jah ei insandidedi, καὶ ἐποίησεν δώδεκα ἵνα ὦσιν ... καὶ ἵνα ἀποστέλλῃ.* Mc. I, 6 *wasuþ þan Iohannes gawasiþs — jah matida, ἦν δὲ Ἰωάννης ἐνδεδύμενος — καὶ ἐσθίων.*

Als wechsel in der wortstellung seien noch folgende fälle erwähnt: Mc. VIII, 12 *þata kuni — kunja þamma, ἡ γενεὰ αὕτη — τῇ γενεᾷ ταύτῃ.* J. XVII, 14 *unte ni sind us þamma fairƕau, swaswe ik us þamma fairƕau ni im, ὅτι οὐκ εἰσὶν ἐκ τοῦ κόσμου, καθὼς ἐγὼ οὐκ εἰμὶ ἐκ τοῦ κόσμου.*

Dieser reichhaltigkeit des wechsels in der got. übersetzung stehen andere, wenn auch weit weniger fälle gegenüber, in denen ein wechsel des ausdrucks, der sich im gr. findet, nicht widergegeben ist und zwar:

a) dadurch dass der Gote dasselbe wort widerholt hat.

α) Verba: Mt. XI, 7. 8 *saiƕan, θεάσασθαι — ἰδεῖν,* ebenso Lc. VII, 24. 25. Mc. VIII, 24 *gasaiƕan, βλέπειν — ὁρᾶν.* Lc. X, 24 *saiƕan, ἰδεῖν — βλέπειν.* Lc. VI, 41 *gaumjan, βλέπειν — κατανοεῖν.* Lc. VII, 40 *qaþ — qiþ, ἔφη — εἰπέ.* Lc. XX, 2 *jah qeþun du imma qiþandans, καὶ εἶπον πρὸς αὐτὸν λέγοντες.* Mc. I, 21 *galeiþan, εἰσπορεύεσθαι — εἰσέρχεσθαι.* Lc. VIII, 22 *galeiþan, διέρχεσθαι — ἀνάγεσθαι.* Lc. IX, 45 *ni fraþjan, ἀγνοεῖν — μὴ αἰσθάνεσθαι.* Lc. XIV, 12 *haitandin — ni haitais, κεκληκότι — μὴ φώνει.* Lc. XIX, 16. 18 *gawaurkjan, προσεργάζεσθαι — ποιεῖν.* J. XII, 40. 47 *ganasjan, ἰᾶσθαι — σώζειν.* J. VI, 53. 54 *matjan, φαγεῖν — τρώγειν.* Mc. XV, 34. 35 *wopjan, βοᾶν — φωνεῖν.* Mc. XIV, 68. 71 *afaikan, ἀρνεῖσθαι — ἀναθεματίζειν.* Mc. XII, 19 *bileiþan, καταλείπειν — ἀφιέναι.* Mc. XII, 8. 12 *und-*

1) Vgl. dazu Klinghardt, Syntax der got. partikel *ei* (Zeitschr. 8, 154 fg.): „Wir können uns diese erscheinung kaum anders erklären, als dass der übersetzer auch hier seiner sonstigen bekannten neigung, statt der einförmigen widerholung eines wortes im gr. texte gotische synonymen zu gebrauchen, gefolgt ist.“

greipan, *λαμβάνειν* — *κρατεῖν*. Mc. V, 41. 42 *urreisan*, *ἐγείρεσθαι* — *ἀνίστασθαι*. Mt. VII, 25. 27 *bistiggan*, *προσπίπτειν* — *προσκόπτειν*. Mt. V, 17. 19 *gatairan* — *gatairiþ*, *καταλῦσαι* — *λύσῃ*.

β) Nomina: Lc. XV, 12. 13 *swes*, *βίος* — *οὐσία*. Mt. VII, 17 *gods*, *ἀγαθός* — *καλός* und *ubils*, *σαπρός* — *πονηρός*.

Für die partikeln lassen sich solche fälle, die stilistisch wichtig wären, nicht aufstellen. Zu nennen wäre höchstens Mc. I, 2 *sai ik insandja aggilu meinana faura þus*, *saei gamanweiþ wig þeinana faura þus*, *ἰδοὺ ἐγὼ ἀποστέλλω τὸν ἄγγελόν μου πρὸ προσώπου σου*, *ὃς κατασκευάσει τὴν ὁδόν σου ἔμπροσθέν σου*.

b) dadurch dass im got. simplex und compositum oder verschiedene composita gesetzt sind[1]:

Mc. I, 2. 3 *gamanwjan* — *manwjan*, *κατασκευάζειν* — *ἑτοιμάζειν*. Mc. VIII, 15 *saiƕiþ ei atsaiƕiþ izwis þis beistis*, *ὁρᾶτε βλέπετε ἀπὸ τῆς ζύμης*. J. XVI, 16 *leitil nauh jah ni saiƕiþ mik*, *jah aftra leitil jah gasaiƕiþ mik*, *μικρὸν καὶ οὐ θεωρεῖτέ με*, *καὶ πάλιν μικρὸν καὶ ὄψεσθέ με*. Lc. XIX, 45 *þans frabugjandans in izai jah bugjandans*, *τοὺς πωλοῦντας ἐν αὐτῷ καὶ ἀγοράζοντας*, ebenso Mc. XI, 15 und Lc. XVII, 28 *bauhtedun jah frabauhtedun*, *ἠγόραζον* — *ἐπώλουν*. Mc. XII, 1 *ussatida* — *jah bisatida*, *ἐφύτευσεν* — *καὶ περιέθηκεν*. Mc. XIV, 47 *sloh* — *jah afsloh*, *ἔπαισε* — *ἀφεῖλε*. Lc. V, 31 *hailai* — *þai unhailans*, *οἱ ὑγιαίνοντες* — *οἱ κακῶς ἔχοντες*. Mt. IX, 12 *hailai* — *unhaili habandans*, *ἰσχύοντες* — *κακῶς ἔχοντες*. Mt. IX, 35 *jah hailjands* . . . *alla unhailja*, *καὶ θεραπεύων* . . . *πᾶσαν μαλακίαν*. Mc. II, 17 *uswaurhtans ak frawaurhtans*, *δικαίους ἀλλὰ ἁμαρτωλούς*, ebenso Mt. IX, 13.

Ausgleich eines gr. wechsels ist endlich auch eingetreten: Mc. V, 16 *ƕaiwa warþ bi þana wodan jah bi þo sweina*, *πῶς ἐγένετο τῷ δαιμονιζομένῳ καὶ περὶ τοὺς χοίρους*, wo im got. gleichheit in der construction hergestellt ist.

Es bleibt noch zu erwähnen, dass der Gote, wenn im gr. mit absicht zwei gleiche wörter mit einander verbunden sind (annominatio), dies oft nicht nachahmt: Mt. XXVII, 9 *andawairþi* — *garahnidedun*, *τὴν τιμὴν* . . . *ἐτιμήσαντο*. Mc. III, 28 *jah naiteinos*, *swa managos*, *swaswe wajamerjand*, *καὶ αἱ βλασφημίαι*, *ὅσας ἂν βλασφημήσωσιν*. Mc. IV, 30 *in ƕileikai gajukon gabairam þo*, *ἐν ποίᾳ παραβολῇ παραβάλωμεν*. Mc. V, 42 *usgeisnodedun faurhtein*, *ἐξέστησαν ἐκστάσει*. Mc. VII, 13 *anabusnai izwarai þoei anafulhuþ*, *παραδόσει ὑμῶν ᾗ*

1) Bezw. ein verbum in verschiedener actionsart (vgl. oben s. 377)

παρεδώκατε. Lc. VI, 48 *timrjandin razn, οἰκοδομοῦντι οἰκίαν.* Mc. II, 4 *andhulidedun hrot, ἀπεστέγασαν τὴν στέγην.* Lc. II, 8 *þairhwakandans jah witandans wahtwom nahts, ἀγραυλοῦντες καὶ φυλάσσοντες φυλακὰς τῆς νυκτός.* Mt. V, 45 *ana garaihtans jah ana inwindans, ἐπὶ δικαίους καὶ ἀδίκους.*

Es kommt jedoch auch vor, dass die figur, die sich im got. auch ohne gr. vorgang findet, dem gr. nachgebildet wird: Mt. VI, 20 *iþ huzdjaiþ izwis huzda in himina, θησαυρίζετε δὲ ὑμῖν θησαυροὺς ἐν οὐρανῷ.* Mc. XIII, 19 *fram anastodeinai gaskaftais, þoei gaskop, ἀπ' ἀρχῆς κτίσεως, ἧς ἔκτισεν.*

Schluss.

Beurteilen wir die übersetzungstechnik im ganzen, so sei zunächst darauf hingewiesen, wie vereinzelt, wie gering an zahl und wie wenig bedeutend die abweichungen des gotischen vom griechischen text alle zusammengenommen sind, hält man dagegen die ganze masse der fälle, in denen der got. und gr. text sich von wort zu wort decken. Wie weit diese wortwörtliche übereinstimmung geht, die von allen bearbeitern zugegeben wird und von der jede seite der übersetzung deutlichstes zeugnis ablegt, dafür einige beispiele.

Auffällige nachbildung des gr. textes findet sich: Mc. IV, 41 *ohtedun sis agis mikil, ἐφοβήθησαν φόβον μέγαν.* Ebenso steht der accusativ J. XVII, 26, während sonst der got. dativ für gr. accusativ in dieser verbindung eintritt (Lc. II, 9; Mc. X, 38)[1]. J. XVIII, 14 *batizo ist ainana mannan fraqistjan, συμφέρει ἕνα ἄνθρωπον ἀπολέσθαι*; gr. acc. c. inf. wird sonst gern vermieden. J. XVI, 17 *þaruh qeþun us þaim siponjam, εἶπον οὖν ἐκ τῶν μαθητῶν αὐτοῦ.* Lc. I, 62 *þata ƕaiwa wildedi haitan ina, τὸ τί ἂν θέλοι καλεῖσθαι αὐτόν.* Lc. IX, 46 *þata ƕarjis þau ize maists wesi, τὸ τίς ἂν εἴη μείζων αὐτῶν.* Mc. VI, 2 *ƕaþro þamma þata, jah ƕo so handugeino so gibano imma, πόθεν τούτῳ ταῦτα, καὶ τίς ἡ σοφία ἡ δοθεῖσα αὐτῷ.*

Gr. anakoluthe werden im got. nachgebildet an folgenden stellen: J. XV, 2 *all taine in mis unbairandane akran goþ, usnimiþ ita, jah all akran bairandane, gahraineiþ ita, πᾶν κλῆμα ἐν ἐμοὶ μὴ φέρον καρπόν, αἴρει αὐτό, καὶ πᾶν τὸ καρπὸν φέρον, καθαίρει αὐτό.* Lc. VII, 39 *ufkunþedi þau ƕo jah ƕileika so qino sei tekiþ imma, þatei frawaurhta ist, ἐγίνωσκεν ἂν τίς καὶ ποταπὴ ἡ γυνὴ ἥτις ἅπτεται αὐτοῦ, ὅτι ἁμαρτωλός ἐστιν.* Lc. IX, 3 *ni waiht nimaiþ in wig, nih waluns nih*

1) Beachte auch fälle wie Lc. VII, 21 *(ahmane)* u. a.

matibalg nih hlaib nih skattans, nih þan tweihnos paidos haban, μηδὲν αἴρετε εἰς τὴν ὁδόν, μήτε ῥάβδους μήτε πήραν μήτε ἄρτον μήτε ἀργύριον, μήτε ἀνὰ δύο χιτῶνας ἔχειν. Mc. IV, 25 *jah saei ni habaiþ, jah þatei habaiþ, afnimada imma,* καὶ ὃς οὐκ ἔχει, καὶ ὃ ἔχει, ἀρθήσεται ἀπ' αὐτοῦ. Mc. XI, 23 *þishvazuh ei qiþai du þamma fairgunja . . . ak galaubjai þata ei þatei qiþiþ gagaggiþ, wairþiþ imma þishvah þei qiþiþ,* ὃς ἐὰν εἴπῃ τῷ ὄρει τούτῳ . . . ἀλλὰ πιστεύσῃ ὅτι ἃ λέγει γίνεται, ἔσται αὐτῷ ὃ ἐὰν εἴπῃ. Nur als sklavische nachbildung des gr. textes lässt sich auch Lc. I, 9 auffassen: *hlauts imma urran du saljan atgaggands,* ἔλαχεν τοῦ θυμιᾶσαι εἰσελθών, wo es im got. (mit bezug auf *imma*) *atgaggandin* heissen müsste.

Aposiopese ist wörtlich übersetzt Mc. VIII, 12 *amen qiþa izwis jabai gibaidau kunja þamma taikne,* ἀμὴν λέγω ὑμῖν εἰ δοθήσεται τῇ γενεᾷ ταύτῃ σημεῖον.

Der nachsatz ist wie im gr. unterdrückt Mc. VII, 11 *iþ jus qiþiþ: jabai qiþai manna attin seinamma aiþþau aiþein: kaurban, þatei ist maiþms, þishvah þatei us mis gabatnis,* ὑμεῖς δὲ λέγετε Ἐὰν εἴπῃ ἄνθρωπος τῷ πατρὶ ἢ τῇ μητρί Κορβᾶν, ὅ ἐστιν δῶρον, ὃ ἐὰν ἐξ ἐμοῦ ὠφεληθῇς.

Wir haben es also, und zwar gilt das gleichmässig von allen vier evangelien, mit einer übersetzung zu tun, die sich dem original in erstaunlicher weise anschmiegt. An diesem ergebnis ändern vereinzelte stilistische abweichungen nichts. Es ist zuzugeben, dass die grammatischen abweichungen uns eine ganze reihe von syntaktischen erscheinungen zeigen, die der Gote gegen das gr. original durchgeführt hat. Verschiedentlich, so bei abweichungen im modus, bei verwertung der perfectiven actionsart, bei anwendung des got. duals u. a. bringt der Gote sogar sprachliche feinheiten zum ausdruck, die nicht im gr. text stehen. Doch handelt es sich dabei immer nur um eine ganz beschränkte anzahl von stellen, denen meist andere gegenüberstehen, an denen diese feinheiten nicht zum ausdruck gebracht sind. Jedenfalls aber dürfen wir, angesichts der bis ins einzelnste gehenden übereinstimmung der übersetzung mit der vorlage, auf diese fälle kein solches gewicht legen, dass wir aus diesen grammatischen erscheinungen das princip der übersetzungstechnik ableiten. Gerade dieses nebeneinander von fast sklavischer widergabe des gr. textes und von gelegentlich idiomatisch gotischer ausdrucksweise ist für die übersetzungstechnik des Ulfilas charakteristisch.

Dabei ist noch eins besonders eigentümlich. Der Gote wendet die eigenheiten des griechischen, die er bald zu vermeiden sucht, bald

wider nachbildet, auch selbständig an gegen das gr., und zwar gilt das nicht nur von den grammatischen, sondern auch von den stilistischen abweichungen in solchem masse, dass beide sprachen sich ganz zu durchdringen und miteinander zu verschmelzen scheinen.

Die stilistischen eigenheiten der übersetzung geben keineswegs das bild eines genialen mit poetischem schwunge arbeitenden mannes, sondern machen vielmehr den eindruck von ansätzen eines selbständigen stiles, von versuchen in das bild gotischer prosa einige kunstvollere linien einzuzeichnen.

Es fragt sich nun, wie eine solche übersetzungstechnik, die bei völliger treue gegenüber dem original doch nicht den eindruck sklavischer nachahmung macht, zu erklären sei. Man hat behauptet, dass der einzige grund eben nur der sein könne, dass zwischen der got. und gr. sprache eine grosse ähnlichkeit bestanden haben müsse. Wir werden uns damit nicht zufrieden geben können. Vielmehr scheint nach der ganzen untersuchung nur eine möglichkeit eine befriedigende lösung zu geben, dass wir es nämlich mit einer got. sprache zu tun haben, die bewusst graecisiert war, mit einer gotisch-griechischen literatur- oder schriftsprache. Damit erklärt sich dann auch jene merkwürdige erscheinung von offenbaren graecismen selbst gegen das gr. original[1], die man gerade immer dazu ausgebeutet hat, um die selbständigkeit des Goten zu erweisen. Darauf weist auch der wortschatz entschieden hin. Nicht mit dem ersten versuch, griechische sprache in gotische umzusetzen, haben wir es hier zu tun, sondern mit dem hauptwerk einer entwicklung, welche die gotische sprache im kirchlichen leben durchgemacht hat und durchmachen musste in dem munde von männern, denen das griechische ebenso vertraut war wie ihre muttersprache. Mit diesem resultat berührt sich, was E. Dietrich in seinem buche: Die bruchstücke der Skeireins s. LX ausspricht[2]. Nach einer kurzen untersuchung der kleinen got. fragmente, die nicht aus dem gr. übersetzt sind, sagt er: „Jedenfalls aber dürfen wir feststellen, dass wir es in der durch diese fragmente repräsentierten gotischen schriftsprache mit einer syntaktischen übereinstimmung mit dem griechischen zu tun haben. Das verdienst, aus der 'barbaren'sprache eine dem griechischen angepasste literatursprache geschaffen zu haben, gebührt

1) Vgl. besonders J. VIII, 42, wo gegen das gr. doppelte negation steht, Lc. IV, 36, wo, falls keine textverderbnis vorliegt, der Gote gegen das gr. acc. c. inf. eingesetzt hat. Ferner auch J. VII, 4 u. a.

2) Fr. Kauffmann, Texte und untersuchungen zur altgerm. religionsgeschichte, texte 2.

Wulfila. Durch seine bibelübersetzung schuf er aus der got. volkssprache ein neues graecisiertes literaturgotisch. Er selbst war als kleriker griechisch gebildet, sprach und schrieb griechisch. Die beschäftigung mit der griechischen bibel und der theologischen literatur, der treue anschluss an das heilige original macht es uns begreiflich, dass er der schriftsprache seines volkes ein griechisches gepräge gab."

Angesichts des vorliegenden materials scheint es mir natürlicher, eine längere entwicklung der sprache nach der bezeichneten richtung (vielleicht wie die fremdwörter zu verraten scheinen, schon vor Wulfila beginnend) anzusetzen, eine entwicklung, in der die bibelübersetzung freilich das wichtigste glied darstellt. Aber wie es damit auch stehen mag, nur die existenz einer solchen got.-gr. schriftsprache vermag das bild, das sich uns darbietet, wenn wir die übersetzungstechnik prüfen, befriedigend zu erklären.

Gleichzeitig liefert diese hypothese auch die erklärung für die grosse und so lange andauernde differenz in den ansichten über die got. übersetzung. Nur ein punkt, den man geltend gemacht hat, und den man auch gegen die annahme einer solchen schriftsprache wider anführen könnte, bedarf der widerlegung. E. Friedrichs meint, eine solche übersetzung, die die eigenheiten der got. sprache aufgibt und voll ist von graecismen, hätte ihren zweck völlig verfehlt[1].

Was sollte eine bibel für das got. volk, die von diesem volke gar nicht verstanden wurde? Stellt man diese frage, so macht man zwei voraussetzungen, die beide jedesfalls unrichtig sind. Einmal liegt darin die ansicht verborgen, die sich auch sonst deutlich ausgesprochen findet[2], als habe die got. bibelübersetzung etwa dieselben zwecke gehabt und sei in demselben sinne abgefasst wie die bibelübersetzung Luthers, eine parallele, die durchaus abgelehnt werden muss.

Zweitens aber nimmt man an, dass nur eine im volkstümlichen gotisch abgefasste bibel im gottesdienst ihren zweck hätte erfüllen können. Auch das ist nicht der fall, ich erinnere an die stilformen der deutschen bibel des mittelalters; vielmehr passt das, was A. Deissmann in seinem aufsatze: Die hellenisierung des semitischen monotheismus[3] über die Septuaginta sagt, auch auf die gotische bibelübersetzung: „Die geschichte der religion überhaupt lehrt, dass das unverstandene in der religion den durch die aufklärung noch nicht seicht und blasiert ge-

1) Die stellung des pronomen personale im got. Leipziger diss. Jena 1891 s. 3.

2) Z. b. bei Kögel in seiner Geschichte der deutschen literatur bd. I, 187.

3) Neue jahrbücher für das klassische altertum, geschichte und deutsche literatur 1903 s. 172.

machten menschen gerade als unverstandenes wie ein mysterium überschauert. Deshalb wird mancher leser der Septuaginta sogar die wirklichen syntaktischen semitismen nicht als griechische sprachfehler empfunden haben; was ihm von solchen verrenkten sätzen verständlich war, klang ihm altertümlich, orakelhaft, und was er nicht verstand, das überschlug er oder überhörte er.“

Anhang I.

Übersicht über diejenigen abweichungen des got. textes vom gr., die auf den einfluss der lat. bibel zurückzuführen sind, wobei ich nicht entscheide, in welchem stadium der textgeschichte dieser lat. einfluss wirksam geworden ist.

Mt. V, 39 *ak jabai hvas þuk stautai, ἀλλ' ὅστις σε ῥαπίσει* (it vg: Sed si quis te percusserit). Mt. VI, 30 *hvaiwa mais, οὐ πολλῷ μᾶλλον* (it vg: quanto magis). Mt. VIII, 20 *haubiþ sein, τὴν κεφαλήν* (abcg[1]: caqut suum). Mt. VIII, 25 *siponjos is, οἱ μαθηταί* (bg[1] q vg[ed]: discipuli eius). Mt. VIII, 26 *jah qaþ du im Iesus, καὶ λέγει αὐτοῖς* (bcff[1] h vg[ed]: et dixit eis Iesus). Mt. VIII, 32 *alla so hairda, πᾶσα ἡ ἀγέλη τῶν χοίρων* (it vg: totus grex). Mt. X, 29 *inuh attins izwaris wiljan, ἄνευ τοῦ πατρὸς ὑμῶν* (it[pl.]: sine voluntate patris vestri). Mt. X, 42 *þize minnistane, τῶν μικρῶν τούτων* (it vg: ex minimis istis). Mt. XI, 8 *hnasqjaim wastjom gawasidana, ἐν μαλακοῖς ἱματίοις ἠμφιεσμένον* (it vg: hominem mollibus vestitum). Mt. XXVII, 9 *andawairþi þis wairþodins, þatei garahnidedun, τὴν τιμὴν τοῦ τετιμημένου, ὃν ἐτιμήσαντο* (EQ bg: pretium adpretiati quod adpretiaverunt).

J. VI, 26 *taiknins jah fauratanja, σημεῖα* (DR abdr.: signa et prodigia). J. VI, 33 *gaf libain, (ἐστιν) ... ζωὴν διδούς* (vgc: dat vitam). J. VI, 50 *ei saei þis matjai, ni gadauþnai, ἵνα ἐάν τις ἐξ αὐτοῦ φάγῃ καὶ μὴ ἀποθάνῃ* (it vg: ut si quis ex ipso manducaverit non moriatur). J. VI, 52 *leik giban, δοῦναι τὴν σάρκα* (it[pl] vg: carnem suam dare). J. VIII, 25 *jah qaþ du im Iesus: anastodeins, þatei jah rodja du izwis, εἶπεν αὐτοῖς ὁ Ἰησοῦς Τὴν ἀρχήν, ὅτι καὶ λαλῶ ὑμῖν* (it vg: principium quod [quia]). J. IX, 25 *andhof jains, ἀπεκρίθη ἐκεῖνος καὶ εἶπεν* (it vg: dixit ergo ille). J. X, 14 *kunnun mik þo meina, γινώσκομαι ὑπὸ τῶν ἐμῶν* (it vg: cognoscunt me meae). J. X, 33 *andhofun, ἀπεκρίθησαν ... λέγοντες* (it vg: [ausser e d] responderunt). J. XI, 41 *ushofun þan þana stain þarei was, ἦραν οὖν τὸν λίθον οὗ ἦν ὁ τεθνηκὼς κείμενος* (it vg: tulerunt ergo lapidem [sine additam.]). J. XII, 32 *alla, πάντας* (it vg: omnia). J. XII, 47 *jah galaubjai, καὶ μὴ πιστεύσῃ* (it: et crediderit). J. XIII, 20 *saei andnimiþ þana þanei ik insandja, ὁ λαμβάνων ἄν*

τινα πέμψω (Eabff²q: qui accipit eum quem misero [q: unum quem]). J. XV, 14 *taujiþ þatei ik anabiuda*, ποιῆτε ὅσα ἐγὼ ἐντέλλομαι (aeq: quod). J. XVI, 21 *gabauran ist*, γεννήσῃ (e: natus fuerit). J. XVII, 7 *ufkunþa*, ἔγνωκαν (it: cognovi). J. XVII, 8 *nemun bi sunjai*, ἔλαβον καὶ ἔγνωσαν ἀληθῶς (Radeq: acceperunt vere). J. XVII, 11 *þanzei atgaft mis*, ᾧ δέδωκάς μοι (itvg: quos dedisti mihi). J. XVII, 24 *atta, þatei atgaft mis*, πατήρ, οὓς δέδωκάς μοι (d: pater quod mihi dedisti). J. XVIII, 17 *þaruh qaþ jaina þiwi*, λέγει οὖν ἡ παιδίσκη (bc[ff²]: dicit ergo petro illa ancilla).

Lc. I, 3 *galeikaida jah mis jah ahmin weihamma*, ἔδοξε κἀμοὶ (BGObq: visum est et mihi et spiritui sancto). Lc. I, 29 *ƕeleika wesi so goleins, þatei swa þiuþida izai*, ποταπὸς εἴη ὁ ἀσπασμὸς οὗτος ([G]it: [qualis esset ista salutatio et] quod sic benedixisset eam). Lc. I, 63 *iþ is sokjands spilda nam gahmelida*, καὶ αἰτήσας πινακίδιον ἔγραψεν (GRbcff²lqr: accepit pugillarem et scripsit). Lc. II, 14 *jah ana airþai gawairþi in mannam godis wiljins*, καὶ ἐπὶ γῆς εἰρήνη ἐν ἀνθρώποις εὐδοκία (itvg: hominibus bonae voluntatis). Lc. III, 9 *aþþan ju*, ἤδη δὲ καί (itvg: iam enim). Lc. III, 16. 17 *swinþoza mis . . . habands winþiskauron in handau seinai*, ὁ ἰσχυρότερός μου . . . οὗ τὸ πτύον ἐν τῇ χειρὶ αὐτοῦ (abelr: fortior me . . . habens ventilabrum in manu eius). Lc. III, 21. 22 *warþ þan . . . usluknoda himins, jah atiddja ahma . . . jah stibna us himina warþ*, ἐγένετο δὲ . . . ἀνεῳχθῆναι τὸν οὐρανόν, καὶ καταβῆναι τὸ πνεῦμα . . . καὶ φωνὴν ἐξ οὐρανοῦ γενέσθαι (itvg: Factum est autem . . . apertum est caelum et descendit spiritus — et vox de caelo facta est). Lc. IV, 41 *unte wissedun silban Xristu ina wisan*, ὅτι ᾔδεισαν τὸν Χριστὸν αὐτὸν εἶναι (bg¹qvg: quia sciebant ipsum esse Christum). Lc. V, 8 *bidja þuk, usgagg fairra mis*, ἔξελθε ἀπ' ἐμοῦ (ce: oro te). Lc. V, 10 *fram himma nu manne siuþ nutans*, ἀπὸ τοῦ νῦν ἀνθρώπους ἔσῃ ζωγρῶν (e: faciam enim vos piscatores hominum). Lc. VI, 20 *þiudangardi himine*, ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ (ce: regnum caelorum). Lc. VI, 29 *galewei imma*, πάρεχε (itvg^al.: praebe illi [ei]). Lc. VII, 42 (vgl. Lc. XIV, 14) *ni habandam þan ƕaþro usgebeina*, μὴ ἐχόντων δὲ αὐτῶν ἀποδοῦναι (itvg: non habentibus illis unde redderent). Lc. VIII, 24 *talzjand*, ἐπιστάτα, ἐπιστάτα (itvg: praeceptor [ausser dq]). Lc. IX, 1 *þans twalif apaustauluns*, τοὺς δώδεκα μαθητὰς αὐτοῦ (acevg: duodecim apostolis). Lc. IX, 20 *þu is Xristus sunus gudis*, τὸν Χριστὸν τοῦ θεοῦ (l: tu es christus filius dei; der: christum filium dei). Lc. IX, 24 *aþþan saei fraqisteiþ . . . ganasjiþ*, ὃς δ' ἂν ἀπολέσῃ . . . οὗτος σώσει (it^mu.vg: nam qui perdiderit — saluam faciet). Lc. IX, 37 *in þamma daga*, ἐν τῇ ἑξῆς ἡμέρᾳ (abdeff²l: per diem). Lc. IX, 39 *jah sai ahma*

nimiþ ina unhrains, *καὶ ἰδοὺ πνεῦμα λαμβάνει αὐτόν* (qr: et ecce spiritus immundus adprehendit eum). Lc. IX, 43 ist zugesetzt: *qaþ Paitrus: frauja, dulve weis ni mahtedun usdreiban þamma? Iþ Iesus qaþ: þata kuni ni usgaggiþ nibai in bidom jah in fastubnja* (ceff²r: dixit ei [om. e] petrus: domine quare [propter quid c] nos non potuimus eicere illum? [eum r, illud c]. Quibus dixit quoniam huiusmodi [eiusm. ff²] orationibus [-ne ff²] et ieiuniis eicitur [-cietur c > eiciuntur et ieiuniis ff²]). Lc. IX, 50 *jah qaþ du im*, *καὶ εἶπεν πρὸς αὐτόν* (cq: ad illos). Lc. IX, 50 *unte saei nist wiþra izwis, faur izwis ist*, *ὃς γὰρ οὐκ ἔστιν καθ' ἡμῶν, ὑπὲρ ἡμῶν ἐστιν* (itvg: qui enim non est adversus vos pro vobis est). Lc. IX, 56 *saiwalom qistjan*, *ψυχὰς ἀνθρώπων ἀπολέσαι* (cevg: animas perdere). Lc. XIV, 28 *habaiu du ustiuhan*, *εἰ ἔχει τὰ εἰς ἀπαρτισμόν* (bcff²lqvg: si habet ad consummandum [perficiendum]). Lc. XV, 16 *sad itan*, *γεμίσαι τὴν κοιλίαν αὐτοῦ* (de: saturari). Lc. XV, 31 *þu sinteino miþ mis wast jah is*, *σὺ πάντοτε μετ' ἐμοῦ εἶ* (Qbraqlc: mecum semper fuisti et es, oder ähnl.). Lc. XVIII, 11 *þai anþarai mans*, *οἱ λοιποὶ τῶν ἀνθρώπων* (bceilrvg^pl: ceteri homines). Lc. XVIII, 31 *þairh praufetuns bi sunu*, *διὰ τῶν προφητῶν τῷ υἱῷ* (itvg: per prophetas de filio). Lc. XIX, 30 *fulan asilaus*, *πῶλον* (itvg: pullum asinae). Lc. XX, 6 *triggwaba galaubjand auk allai*, *πεπεισμένος γάρ ἐστιν* (cilqvg.: certi sunt enim). Lc. XX, 20 *afleiþandans*, *παρατηρήσαντες* (Gilqr: cum recessissent; aff²ed: ähnl.). Lc. XX, 32 *spedista allaize*, *ὕστερον πάντων* (itvg.: novissima omnium). Lc. XX, 37 *salv fraujan guþ*, *κύριον τὸν θεόν* (cff²ilq[r]: vidi in rubo dominum deum).

Mc. I, 2 *in Esaiin praufetau*, *ἐν τοῖς προφήταις* (itvg: in esaia propheta). Mc. I, 3 *staigos gudis unsaris*, *τὰς τρίβους αὐτοῦ* (abcff²g²: semitas dei nostri). Mc. I, 13 *in þizai auþidai*, *ἐκεῖ ἐν τῇ ἐρήμῳ* (itvg: in deserto). Mc. I, 21 *laisida ins*, *ἐδίδασκεν* (itvg: docebat eos). Mc. I, 25 *þahai jah usgagg ut us þamma, ahma unhrainja*, *φιμώθητι καὶ ἔξελθε ἐξ αὐτοῦ* (bceff²gqvg^pl: obmutesce et exi ab eo, spiritus immundus). Mc. I, 38 *du þaim bisunjane haimom jah baurgim*, *εἰς τὰς ἐχομένας κωμοπόλεις* (itvg: in proximos vicos et civitates). Mc. I, 41 *handu seina*, *τὴν χεῖρα* (itvg: manum suam). Mc. II, 4 *þarei was Iesus*, *ὅπου ἦν* (itvg^pl: ubi erat Iesus). Mc. II, 18 *siponjos Iohannis jah Fareisaieis*, *οἱ μαθηταὶ Ἰωάννου καὶ οἱ τῶν Φαρισαίων* (aff²g²: discipuli Iohannis et pharisaei). Mc. II, 27 *warþ gaskapans*, *ἐγένετο* (itvg: factum est). Mc. III, 2 *jah witaidedun imma, hailidediu sabbato daga*, *καὶ παρετηροῦντο αὐτόν, εἰ τοῖς σάββασιν θεραπεύσει αὐτόν* (itvg: et observabant eum si sabbatis curaret). Mc. III, 21 *jah hausjandans fram imma bokarjos jah anþarai*, *καὶ ἀκούσαντες οἱ παρ' αὐτοῦ* (Git: cum audissent de eo scribae

et ceteri). Mc. IV, 15 *jah þan gahausjand unkarjans*, καὶ ὅταν ἀκούσωσιν (abq[c]: qui neglegenter verbum suscipiunt et cum audierint). Mc. V, 4 *unte . . . galausida af sis þos naudibandjos*, διὰ τὸ . . . διεσπάσθαι ὑπ' αὐτοῦ τὰς ἁλύσεις (itvg: quoniam . . . disrupisset catenas). Mc. VII, 11 *attin seinamma*, τῷ πατρί (acff²g²iq: patri suo). Mc. X, 7 *aiþein seinai*, τὴν μητέρα (abcff²vg^pl: matrem suam). Mc. X, 13 *iþ þai siponjos is*, οἱ δὲ μαθηταί (ac: discipuli autem eius). Mc. X, 17 *baþ ina qiþands*, ἐπηρώτα αὐτόν (itvg^pl: rogabat eum dicens). Mc. X, 46 *jainþro*, ἀπὸ Ἱεριχώ (abff²iq: inde). Mc. X, 46 *miþ siponjam*, καὶ τῶν μαθητῶν (it^pl.: cum discipulis). Mc. XI, 6 *swaswe anabauþ im Iesus*, καθὼς ἐνετείλατο ὁ Ἰησοῦς (itvg: sicut praeceperat illis Iesus). Mc. XI, 13 *ni waiht bigat ana imma*, οὐδὲν εὗρεν (c: nihil invenit in ea). Mc. XI, 26 *afletiþ izwis*, ἀφήσει (it^pl vg: dimittet vobis). Mc. XII, 14 *þau niu gibaima*, ἢ οὔ; δῶμεν ἢ μὴ δῶμεν (g²vg: an non dabimus). Mc. XIV, 65 *andbahtos gabaurjaba lofam slohun ina*, οἱ ὑπηρέται ῥαπίσμασιν αὐτὸν ἔλαβον (ff²q: et ministri cum voluntate alapis eum caedebant; l: libenter). Mc. XIV, 72 *dugann gretan*, ἐπιβαλὼν ἔκλαιεν (itvg: coepit flere). Mc. XV, 8 *alla managei*, ὁ ὄχλος (adk: tota turba). Mc. XV, 40 *þis minnizins*, τοῦ μικροῦ (itvg: minoris).

Anhang II.

Übersicht über diejenigen abweichungen des got. textes vom gr., die auf den einfluss der parallelstellen oder benachbarter bibelstellen zurückzuführen sind.

Mt. III, 11 vgl. die anm. bei Bernh. (Lc. III, 16, Mc. I, 8, J. I, 26—27). Mt. VIII, 5 *afaruh þan þata innatgaggandin imma*, εἰσελθόντι δὲ αὐτῷ (Lc. VII, 1). Mt. VIII, 18 *haihait galeiþan siponjans hindar marein*, ἐκέλευσεν ἀπελθεῖν εἰς τὸ πέραν (Lc. VIII, 22). Mt. VIII, 33 *galeiþandans gataihun in baurg*, ἀπελθόντες εἰς τὴν πόλιν ἀπήγγειλαν (Lc. VIII, 34, Mc. V, 14). Mt. IX, 8 *manageins ohtedun sildaleikjandans jah mikilidedun*, οἱ ὄχλοι ἐφοβήθησαν καὶ ἐδόξασαν (verschiedene parallelstellen). Mt. XI, 23 *in izwis*, ἐν σοί (Mt. XI, 21). Mt. XXVII, 42 *atsteigadau nu af þamma galgin, ei gasaihvaima jah galaubjam imma*, καταβάτω νῦν ἀπὸ τοῦ σταυροῦ, καὶ πιστεύσομεν αὐτῷ (Mc. XV, 32). Mt. XXVII, 58 *uslaubida*, ἐκέλευσεν (J. XIX, 38), vgl. Bernh. anm.

J. VI, 5 *manageins filu*, πολὺς ὄχλος (J. VI, 2). J. IX, 17 *du þamma faurþis blindin*, τῷ τυφλῷ (J. IX, 13). J. X, 29 *jah ni aiw ainshun*, καὶ οὐδείς (J. X, 28). J. X, 29 *atta meins þatei fragaf mis, maizo allaim ist*, ὁ πατήρ μου ὃς δέδωκέν μοι, μεῖζον πάντων ἐστίν (J. VI, 39).

J. XI, 11 *gaggam*, πορεύομαι (J. XI, 7 oder XI, 15). J. XIII, 32 *jah guþ hauheiþ ina in sis, jah suns hauhida ina* (das sinnwidrige *hauhida* vielleicht nach J. XII, 28; vgl. Zeitschr. 31, 191). J. XIII, 38 *unte þu mik afaikis kunnan þrim sinþam*, ἕως οὗ ἀπαρνήσῃ με τρίς (Lc. XXII, 34). J. XIV, 23 *saliþwos*, μονήν (J. XIV, 2). J. XV, 2 *akran goþ*, καρπόν (Lc. III, 9, Mt. VII, 19). J. XV, 16 *du aiwa sijai*, μένῃ (J. VIII, 35, XII, 34, XIV, 16). J. XVI, 6 *gadaubida*, πεπλήρωκεν (J. XII, 40).

Lc. IV, 33 *jah ufhropida qiþands*, καὶ ἀνέκραξεν φωνῇ μεγάλῃ λέγων (Mc. I, 23). Lc. V, 33 *iþ þai þeinai siponjos*, οἱ δὲ σοί (Mt. IX, 14). Lc. VI, 20 *jus unledans ahmin*, οἱ πτωχοί (Mt. V, 3). Lc. VII, 9 *amen qiþa izwis*, λέγω ὑμῖν (Mt. VIII, 10). Lc. IX, 12 *jah bugjaina sis matins*, καὶ εὕρωσιν ἐπισιτισμόν (Mt. XIV, 15, Mc. VI, 36). Lc. IX, 14 *fimf þusundjos waire*, ἄνδρες πεντακισχίλιοι (Mc. VI, 44). Lc. IX, 50 *ni ainshun auk ist manne saei ni gawaurkjai maht in namin meinamma* (zugesetzt aus Mc. IX, 39). Lc. X, 14 *in daga stauos*, ἐν τῇ κρίσει (Mt. XI, 22). Lc. XVII, 33 *jah saei fraqisteiþ izai in meina*, καὶ ὃς ἐὰν ἀπολέσει αὐτήν (Mt. X, 39 oder andere parallelstellen). Lc. XVIII, 33 *þridjin daga*, τῇ ἡμέρᾳ τῇ τρίτῃ (Mt. XX, 19). Lc. XIX, 22 *unselja skalk jah lata*, πονηρὲ δοῦλε (Mt. XXV, 26). Lc. XX, 6 *triggwaba galaubjand auk allai*, πεπεισμένος γάρ ἐστιν (Mt. XXI, 26, Mc. XI, 32).

Mc. I, 10 *uslukanans*, σχιζομένους (Lc. III, 21), vgl. Bernh. anm. Mc. II, 22 *giutand*, βλητέον (Mt. IX, 17, Lc. V, 38). Mc. II, 24 *sai hva taujand siponjos þeinai sabbatim*, ἴδε τί ποιοῦσιν τοῖς σάββασιν (Mt. XII, 2). Mc. II, 26 *ainaim gudjam*, τοῖς ἱερεῦσιν (Mt. XII, 5, Lc. VI, 5). Mc. IV, 15 *aþþan þai wiþra wig sind*, οὗτοι δὲ εἰσιν οἱ παρὰ τὴν ὁδόν (Lc. VIII, 12). Mc. XIV, 47 *afsloh imma auso þata taihswo*, ἀφεῖλεν αὐτοῦ τὸ ὠτίον (Lc. XXII, 50). Mc. XIV, 65 *speiwan ana wlit is*, ἐμπτύειν αὐτῷ (Mt. XXVI, 67). Mc. XIV, 66 *jah atiddja*, ἔρχεται (Mt. XXVI, 69). Mc. XV, 1 *brahtedun ina at Peilatau*, ἀπήνεγκαν καὶ παρέδωκαν Πειλάτῳ (Lc. XXIII, 1). Mc. XV, 21 *undgripun sumana manne Seimona*, ἀγγαρεύουσιν παράγοντά τινα Σίμωνα (Lc. XXIII, 26). Mc. XV, 36 *let*, ἄφετε (Mt. XXVII, 49). Mc. XVI, 6 *nist her, urrais*, ἠγέρθη, οὐκ ἔστιν ὧδε (Mt. XXVIII, 6)[1].

1) Glossen sind in den text gedrungen z. b. Mt. IX, 23 *jah haurnjans haurnjandans*. Lc. II, 2 *wisandin kindina Syriais*. Lc. VI, 17 *jah anþaraizo baurge*. Lc. VIII, 1 *afar þata*. Mc. XI, 2 *baurg*. Mc. XII, 4 *gaaiwiskodedun* (vgl. hierzu die anmerkungen bei Bernh.).

KIEL. HANS STOLZENBURG.

MISCELLEN.

Beiträge zur deutschen wortforschung.

Germ. *hwelpaz* 'junges von tieren', ae. *hwilpe* nl. nd. *wilp wulp*, ostfrs. *wilster*, ae. *hulfestre* 'regenpfeifer'.

Nhd. *welf*, mhd. *wëlf*, ahd. *wëlf*, *hwëlf*, as. *hwëlp*, mnd. *welp*, *welpen*, *wolp*, *wolpen*, nd. *welp* (pom. Dähnert: *wölp*, ns. Brem. wb. *wolp*, *wulp*), mnl. nl. *welp wulp*, ae. *hwëlp*, ne. *whelp*, anord. *hvelpr*, norw. *kvelp*, färö. *hvölpur*, aschwed. *hvälper*, *hvalper*, schwed. *valp*, adän. *hvælp*, dän. *hvalp*.

Das wort (germ. grundform **hwelpa-*, für das nd. nl. auch **hwulpa-*) bezeichnet zumeist 'junges von hunden'. Es wird aber auch für die jungen von füchsen, wölfen, bären, löwen, pantern gebraucht. Da der name also nicht einem bestimmten tiere zukommt, so werden wir darin eine schallnachahmende bildung erblicken dürfen von einem stamme **hwelp-*, einer erweiterten form der wz. **hwel(l)-* in ae. *hwëlan* 'resound', anord. *hvellr* 'shrilling, thrilling', ahd. *hwel(ll)* 'procax'.

Das auch wegen mhd. *wëlfe* (ahd. **hwëlfa*, got. **hvilpa*) 'übermut, gewalt' (= mhd. *gëlfe* zu *gëlfen* 'bellen; übermütig sein' wie ae. *ȝielp* 'boasting, arrogance' zu ae. *ȝielpan* ne. *yelp*) vorauszusetzende germ. vb. (**hwelp-*, *halp-*, *hulp-*, mit ausgleichung **hwelp-*, *hwalp-*, *hwulp-*) gehört zu einer reihe synonymer reimworte nach dem typus $c_x a_x lp$-[1], die alle helle quickende piepende tierstimmen und, was wegen des folgenden zu betonen ist, besonders auch solche vogelstimmen widergeben. Hierher gehören z. b. ne. dial. *chilp* 'zirpen', westf. *schelpen* 'vom tone der kleinen küchlein, vögel' (waldeck. *schilp* 'sperling'), waldeck. *jilpen* 'piepen, nach futter schreien (von vögeln)', nl. *tjilpen tjelpen* 'zwitschern, zirpen' usw.

Zu demselben stamme germ. *hwelp-* stellt sich daher ganz natürlich ae. *hwilpe* 'a sea-bird' (Seefahrer 21). Wir haben darin unzweifelhaft den auch in den Niederlanden und Niederdeutschland weit verbreiteten namen des regenpfeifers, strandpfeifers, der tüte, dithm. *heintüüt*[2] zu sehen: nl. *wulp* 'brachvogel, gewittervogel, regenvogel'. Franck, Nl. et. wb. bemerkt dazu nur: 'slechts nnl., ook *wilp;* oostfri. *wilster* 'pluvier'. Oorsprong onbekend'. Der name ist aber, wie gesagt, nicht nur nl., sondern auch nd.: ostfries (Doornk. 3, 24 a) *regen-wilp* 'regenpfeifer, strandpfeifer', ns. (Brem. wb. 5, 286) *regen-wolp*, *water-wolp* 'ein wasservogel in der grösse einer taube', (ib. 6, 419) *regen-wolp*, *regen-wulp* (auch *regen-worp*) 'tüte, wind- und wettervogel', pom. (Dähnert) *regen-wölp* 'ein wasservogel, krummschnabelichte schnepfe'.

Für diese etymologie spricht besonders auch das ostfries., das neben *regen-wilp* glbd. *regen-gilp* hat; vgl. ostfrs. *gilpe*, *gilp* 'schreier, kreischer, pfeifer', *gilpen gîlpen* 'laut und scharf schreien', *gilpern gîlpern* 'heftig und anhaltend nach speise oder atzung schreien'. Vgl. hess. *gilpen* 'vom geschrei der jungen vögel, zumal der jungen gänse, enten und hühner gebraucht, auch von dem winseln junger hunde', ebenso ne. *yelp* 'von der stimme des hundes, aber auch von vogelstimmen'. Über die verbreitung dieses verbalstammes got. **gilpa galp gulpum gulpans* handelt ausführlich R. Hildebrand D. wb. 4 II, 3012 fgg. s. v. *gelfen*.

Das von Frank zu nl. *wilp wulp* gezogene ostfries. *wilster*, das gleichfalls ein name des regenpfeifers ist, findet sich auch in nl. dial. *wilster*, das Molema, Groning.

1) c = consonant; a = vocal.
2) So nennt nach dem vogel Gustav Frenssens Jörn Uhl seine Lisbeth Junker.

wb. 474a durch 'wildebras van een meisje', also etwa 'munteres, wildes mädchen, wildfang' erklärt; wegen des bedeutungswandels verweist Molema auf groning. *haister* in ders. bdtg. = nd. *heister* 'elster'.

Dies ostfries. nl. *wilster* nun ist offenar ebenso gebildet wie nhd. *elster* und zahlreiche andere formen desselben vogelnamens (s. Kluge Et. wb. s. v. *elster;* ders. Nominale stammbildungslehre ² § 49): germ. **hwelpistrjôn,* ae. **hwilpestre,* im mnd. nd. mit regelrechtem ausfall des *p*: *wilster.* Ae. **hwilpestre* 'regenpfeifer' ist bisher nicht belegt; dafür aber ein ganz analog gebildetes ae. *hulfestre* 'regenpfeifer', germ. **hulfastrjôn* von dem stamme **hwelf-, half-, hulf-* nach dem mit $c_x a_x lp$ glbd. typus $c_x a_x lf$- (mnd. *hulven, hulvern* 'laut heulend weinen' = westf. *hulfern, hulwern,* waldeck. *hülwern*, westf. *sulfern*, *ȥulfern* paderborn. *gulfern,* mnd. *gilferen*, *gelfern* 'laut schreien, heulen' vgl. R. Hildebrand a. a. o.). —

Nhd. fleiss.

Mhd. ahd. *vliȥ* 'eifer, wetteifer, sorgfalt; widerstreit, widerspiel, contrast, gegensatz' zu ahd. *flîȥȥan,* mhd. *vlîȥen* 'eifrig sein, sich befleissen', as. *flît*, contentio, certamen, agon', mnd. mnl. *vlît*, afrs. nd. *flît*, nl. *vlijt* 'fleiss, eifer', ae. *flít* 'strife', *flítan* 'contend, struggle, oppose, quarrel', ne. dial. (schott.) *flite* sb. (vb.) 'zank(en), streit(en)'. Das wort fehlt bei Skeat; bei Schade, Weigand, Kluge, Vercoullie ist es unerklärt. Franck, Nl. et. wb. sp. 1094fg.: „Deze slechts westgerm. groep berust wellicht op het begrip van 'flinke beweging'; vgl. eng. to *flit* 'spoeden', *flit* 'flink', oostfri. *flits* 'flink, snel' usw.“ Falk-Torp, Etymologisk ordbog over det norske og det danske sprog 1, 170, vermuten in dem aus mnd. *vlît* auch in die nordischen sprachen (dän. *flid,* schwed. *flit*) eingedrungenen wort eine indog. wz. **pelәd,* die ohne dentalsuffix in gr. *πελεμίζω, πόλεμος* vorliegt. Ich möchte eine andere etymologie vorschlagen.

Die älteste nachweisbare bedeutung ist 'zank, streit'. Diese aber kann sich aus der der 'spaltung' (vgl. nhd. *zwiespalt*, mhd. *zwispeltunge*) entwickelt haben. Wir dürfen daher für germ. **flîtan* die bedeutung 'spalten' voraussetzen. Die hierin steckende wz. germ. **flît-*, indog. **plid-* liegt auch vor in dem bei Kluge fehlenden nhd. *fliese* aus mnd. nd. *flîse* 'steinplatte, fliese', woraus auch dän. *flise* 'fliese platte splitter', schwed. *flisa* 'splitter scheibe'. Das anord. hat dafür ein *flís* 'flis, splint' = dän. norw, *flis* 'splitter', schwed. dial. (Rietz 152b) *flis* ,en liten afrifven sticka, spillra, skärfva; kisel kiselsten'.

Diese wörter aber gehn (mit *s* nach langem vocal < *ss* < *tt* < *dt*) auf eine indog. wz. **plid-* zurück, die mit beweglichem *s-* in kelt. **slid-* (< **splid-*) 'spalten' vorliegt: ir. *sliss* (**splissi-*) 'schnitzel', *slissiu* (**splission-*) 'schnitzel, latte'. Indog. **splid-* = germ. **splīt-* in nhd. *spleissen,* mhd. *splîȥen* '(sich) spalten' = mnd. nd. mnl. *splîten*, nl. *splijten,* afrs. *splîta.* Hierzu auch dän. *splitte* 'zerspalten, zersplittern' und (wichtig wegen der bedeutungen = ae. ahd. as. *flît*) schwed. *split* 'entzweiung, zwietracht, zerwürfnis, zwist, streitigkeiten'. Dazu mit -r-suffix nhd. nd. *splitter* mnd. *splittere, splettere* 'splitter, holzscheit', *splitteren*, *spletteren* 'zersplittern, spalten; auch fig. spalten, trennen, entzweien', *splitterich* 'streitig', *splitteringe* 'zerreissung, spaltung, zwietracht'.

Neben indog. **splid-* steht mit nasal indog. **splind-* > kelt. **slind-* in ir. *slind* 'imbrex, pecten', gen. *slinned* (**splindet-*), *slind criad* 'linter i. e. later'. Indog. **splind-* > germ. **splind-* in nhd. (aus) nd. *splint*, mnd. *splinte,* ostfries. *splinte,*

splint 'eiserner vorsteckspan, schliesskeil eines bolzens oder einer lünse', nl. ostfries. *splint* 'geld' (wegen der bedeutung vgl. nl. *spaan*, hd. *späne* in ders. bdtg.), dän. *splint* 'splitter; splint, span', ne. *splint* 'splitter, span, keil, schiene'. Hierzu mit *-r*-suffix: nl. *splinter* 'splitter, spreissen', ostfries. *splinter* 'splitter, holz- oder metallsplitter, dünner span', ne. *splinter* 'span, splitter, schiene', dazu das vb. nl. mnl. ostfries. *splinteren*, dän. *splintre*, ne. *splinter* 'splittern, zersplittern, abspalten, abschiefern'. Auch neben indog. **splind*-, germ. **splint*- steht eine *s*-lose form germ. **flint*- (indog. **plind*-) in dän. *flint* 'feuerstein, flintstein', im ält. dän. auch 'steinsplitter', schwed. *flinta*, norw. dial. *flint* 'feuerstein' = ae. ne. *flint*, mnd. *vlint*, nd. (woraus) hd. *flint*, wvläm. *flente* 'fetzen'; ferner mit *-r*suffix: norw. dial. *flindra* 'en tynd skive eller splint; især af steen', *flindrast* 'splintres, revne i fliser', *flinter* 'smule', nl. *flenter* 'fetzen, stück', ne. *flinder* 'splitter, bruchstück'. Gr. *πλίνθος* 'ziegel; platte, barren, klumpen', das gewöhnlich verglichen wird, weicht im stammsuffix (*dh* statt *d*) ab. Vgl. Falk og. Torp, Et. ordb. 1, 170 b, s. v. *flint*: Stokes, Urkelt. sprachsch. s. 320.

Nhd. *verquisten* und *vergeuden*.

Verquisten ist besonders bekannt durch Lessings berühmten ausspruch über seinen beruf zum dichter ('nicht jeder, der den pinsel in die hand nimmt und farben *verquistet*, ist ein mahler'). Nach Kluge Et. wb.[6] soll es aus dem glbd. nl. *kwisten*, *verkwisten* übernommen sein; nach dem D. wb. 12, 983 ist es 'wie es scheint, ein dem nd. entnommenes wort'. Für Kluges annahme einer entlehnung aus dem nl. liegt jedenfalls nicht der geringste grund vor. Denn das ursprünglich auch hd. wort (ahd. *quist*, *ar*-, *far-quisten*, Graff Ahd. sprachsch. 4, 680 fg.)[1] ist im nd. von altersher noch im gebrauch geblieben: mnd. *quist* 'schaden, nachteil, verlust', *te quiste gân, komen* 'umkommen, verderben', (*vor*-)*quisten* 'vergeuden, verschwenden', osnabrück. (Strodtmann 177) *quisten*, *verquisten* 'geld und sachen versäumen, vergeuden', ns. (Brem. wb. 3, 410) *quist* 'schaden, nachteil, verlust', (*ver*-)*quisten* 'vergeuden, verschleudern usw.', altmärk. *quist* 'verlust', *in de quist gân* 'verloren gehn, verderben'. In md. mundarten habe ich es bisher nur gefunden bei Pfister, Nachtr. zu Vilmar s. 220, *verquisten* 'verderben, noch im Westerwalde lebendig' und bei Kehrein, Nass. wb. s. 429 *verquisten*, 'etwas durch nachlässigkeit verderben'. Kehrein verweist auch auf Stieler, Der deutschen spr. stammbaum und fortwachs v. j. 1691 *verqvesten* 'zugrunde richten'. Auch Adelung (1780) verzeichnet 4, 1493 *verquisten*, 'welches nur in den gemeinen sprecharten einiger gegenden üblich ist: unnütz verderben oder durchbringen'. Ebenso wird es 1791 verzeichnet von Jagemann, Dizionario ital.-ted. 2, 1242 b und 1805 von Schmid, Diccionario alem. y español s. 819 b. Das nach Kluge aus dem nl. entlehnte *verquisten* ist also ein gut deutsches wort und — wenigstens in Nord- und Mitteldeutschland — nie ausgestorben gewesen, ebensowenig wie: *vergeuden*. Kluge Et. wb.[6] behauptet nämlich von diesem wort, es sei im älteren nhd. geläufig, z. b. bei Luther, dann ausgestorben und von der Schweiz aus seit etwa 1740 erneuert. Ich weiss nicht, worauf Kluge seine behauptung stützt. Ein blick ins D. wb. hätte ihn schon eines anderen belehren können. Wülcker weist da 12, 426 nach, dass *ver*-

1) Darauf wird weder von Kluge Et. wb., noch von Lexer D. wb. 7, 2378 unter *quiste*, *quisten*, noch von Wülcker D. wb. 12, 983 unter *verquisten*, *verquistung* aufmerksam gemacht. Im D. wb. findet sich sogar auch nirgends der schon von Wachter, Glossarium germ. (1727) s. 313 und in seinem foliowerk von 1737 sp. 1226 u. 1772, gebrachte hinweis auf got. *qistjan*, *fraqistjan*, *fraqisteins*, *usqistjan*.

geuden verzeichnet ist: 1691 von Stieler, 1725 von Steinbach, 1741 von Frisch. Diese drei wörterbücher will Kluge doch nach dem Et. wb.[6] s. XXV gegebenen verzeichnis für sein buch 'zu altersbestimmungen zugezogen' haben! Diesen nachweisen des D. wb. kann ich hinzufügen zunächst 1663 Schottel, dessen stammwörterbuch auch auf der liste derjenigen wörterbücher steht, nach denen Kluge seine altersbestimmungen des nhd. sprachguts vorgenommen hat. Nun hat Schottel allerdings in dem Stammwörterbuch das verb. *vergeuden* begreiflicherweise nicht, wol aber das simplex *geuden*, dazu das sb. *geuder*. Wenn er aber dies schon im 16. jh. seltnere wort hat, so wird er doch auch *vergeuden* gekannt haben; das wird sicher durch Haubtspr. s. 335, wo er *vergeuden* neben *geuden* aufführt. Ferner findet sich 1716 bei Frisch, Nouv. dict. des passsgers usw. im deutsch-franz. teil s. 369a *vergeuden, vergeuder, vergeudung;* 1719 verzeichnet Kramer im deutschen teil seines Königl. nider-hocht. und hochnidert. wbs. s. 246c *vergeuden, vergeuder, vergeudung;* ebenso im nl. teil s. 449 unter verquisten, verquister, *vergeuden, vergeuder*; 1749 bucht Lind in seinem Teutsch-schwed. und schwed.-teutschen lexicon sp. 1602 *vergeuden, vergeuder, vergeudung* und auch sp. 831 das bei Frisch und Kramer fehlende simplex *geuden* nebst *geuder, geudig, geudigkeit.* Kluges behauptung, daß *vergeuden* von etwa der mitte des 16. bis zur mitte des 18. jhs. ausgestorben gewesen und dann erst von der Schweiz aus in der dichtersprache erneuert worden sei, ist also nicht aufrecht zu erhalten. Denn dann wäre das wort in den hauptsächlich für zwecke des practischen lebens geschriebenen wörterbüchern von Kramer, Frisch, Lind sicher nicht verzeichnet.

Nhd. *tüte, düte.*

Bei Kluge unerklärt. Das wort ist nd., der anlaut in *düte* nach md. aussprache. Neben *tüte* steht auch *tute*. Es ist unzweifelhaft identisch mit nd. *tûte*, *tüte* 'tuthorn'. Die aus rindenstreifen hergestellten kegelförmigen blashörner der landjugend, bes. der hirtenknaben, haben dieselbe gestalt wie die mit der hand gedrehten *krämertüten* und werden auch zum sammeln von beeren usw. benutzt. Vgl. z. b. altmärk. (Danneil 187) *schrö*, *ellernschrö* 'eine aus abgezogener ellernrinde zusammengerollte düte, worin die landjugend die himbeeren, brombeeren usw. in den holzungen sich sammelt'. Beide bedeutungen ('*tuthorn*' und '*tüte*') finden sich auch vereinigt in schwed. dial. (Rietz 736) *tut* '1. pip (på stop eller kanna)[1]; 2. lur af näfver; 3. strut, fyrkantig näfverpåse till insamling af bär'; ferner schwed. *lur* '(gerades) tuthorn aus baumrinde; krämertüte', schwed. dial. *strut* '1. bärstrut, näfverskäppa af större vidd i bottnen en i dess öppning; begagnas vid bärplockning; 2. vallhorn; 3. liten paperslur'. Auch aus anderen sprachen liessen sich zahlreiche beispiele für dieselbe bedeutungsentwicklung anführen.

Nhd. *ohrfeige.*

Mnd. *ôrvîge*, nl. *oorvijg* (neben *oorveeg*). Zu dem worte bemerkt Kluge Et. wb.[6]: 'Es mag wie backpfeife, dachtel, kopfnüsse, maulschelle (eig. name eines gebäcks) euphemistisch gemeint sein'. — In der tat bezeichnet dies wort in Kiel ein kleines gebäck, dessen form eine gewisse ähnlichkeit mit dem menschlichen ohr hat. In Oberhessen (s. Kehrein Nass. wb. 139. 298) ist *ohrfeige* 'eine art pfannkuchen'. Beide bedeutungen ('schlag an den kopf' und 'gebäck') finden sich auch sonst

1) Auch das nd. *tût(e)* hat wie nd. *pîp(e)* die bedeutung 'ausflussröhre eines gefässes'.

vereinigt, z. b. in nl. *wafel* 'waffelkuchen und maulschelle (schlag)', vulgär daneben auch 'mund, maul', wie nass. *flappes, flappch* 'eine art pfannkuchen', bei Stieler, Der deutschen spr. stammbaum und fortwachs, 1691: *flabbe, flappe* 'ohrfeige, schlag', neben schles. *flappe* 'mund, maul', altmärk. *flabb(e)* 'die lippen, herabhängendes maul', westf. *flapps* 'mund, lippe' (*flapp* 'klapp, schlag') usw. vgl. Kehrein a. a. o.

Vielleicht darf man hier auch an nd. hd. dial. *holhippe(l)n, holippe(l)n* 'schelten, schmähen, lästern' erinnern zu *holippe, holhippe* 'ein hohlgebäck'. Doch vgl. D. wb. 4 II 1718 fg.

Nhd. *egge, roggen.*

In den ersten auflagen seines Et. wb. erklärt Kluge wie seine vorgänger nhd. *roggen* 'in nd. lautform für streng hd. *rocke rocken*'. Auch *egge* 'aus dem nd. *egge*; ebenso *eggen* aus dem nd., weil ein entsprechendes hd. wort *ecken* oder *egen* lauten müßte'. In der neuesten (6.) auflage vertritt Kluge eine andere ansicht; er sagt da über *egge*: 'die nhd. wortform, die aus dem ztw. *eggen* neu gebildet ist, stammt (wie die lautform von *roggen* und *weizen*) aus schwäb.-alem. mundarten, deren *gg* allerdings als *ck* gesprochen wird (schwäb.-schweiz. *egge*), dann wäre die orthographie mit *gg* für die schriftsprachliche aussprache massgebend geworden. Andererseits kann die lautform *egge* auch dem nd. entstammen (livländ. *egge*, auch mnl. *egghe*); doch überwiegt im nd. vielmehr *ēχe* (so in Warburg); das zeitwort *eggen* dürfte auch schwäb.-alem. ursprungs — nur mit nd. aussprache — sein (nd. md. gilt vielmehr *ēχen*): ahd. mhd. *ęcken ęgen* aus *‚agjan*'.

Diese darstellung scheint mir nicht zutreffend. Schmid, Schwäb. wb. 155 hat nur *egde* für *egge*, Martin-Lienhart, Els. wb. 1, 23, geben für *eg*[e] '*egge*' folgende aussprechweisen an: *êk, ėj, éj, èj, æj, ai;* für *ege*[n] '*eggen*': *ékə, ájə, êjə, éje, æjə*; daneben *egete* (mhd. *egede, eide*) '*egge*': *ekətə èjt.* Auch Fischart, Garg. 293, hat *egen* '*eggen*' (s. Martin-Lienhart a. a. o.). Allerdings findet sich auch schon in der ersten hälfte des 16. jhs. im schwäb.-alem. die form mit *gg* bei Dasypodius vom j. 1547 Rr IIb, IIIa: neben *ecke*: *egge, eggung, egger, eggen.* Aber diese schreibweise scheint doch nicht die ihm geläufige gewesen zu sein. Denn im lat.-deutschen teil, in dem er nicht soviel sorgfalt auf eine modische orthographie verwendet, findet sie sich nur unter *sarculum* G g IV b: neben *ege*: *egge, eggung, eggen, egger;* nicht dagegen unter *occa* Z IIIb *ege, egke, egen, egken, egung, eger.* Ebenso hat er unter lira nicht *egge*, sondern nur *äge, ecke.* Dagegen findet sich bei Lübben-Walther, Mnd. hand-wb. für das verbum nur die form mit *gg: eggen* 'mit der egge bearbeiten, occare', kein **egen* oder von mnd. *egede eide* 'egge' gebildetes **egeden* **eiden.* Auf mnl. *egghe* 'egge' verweist Kluge ja auch selbst.

Wir werden daher bei der alten ansicht bleiben müssen, nach der in nhd. *eggen* die alte nd. laut- und schriftform vorliegt und Kluges hypothese ablehnen, nach der nhd. *eggen* für älteres nhd. mhd. *ecken* seine schriftform von einem schwäb.-alem. **eggen* (spr. *ecken*) und seine lautform von nd. *eggen* (spr. *eggen*) empfangen haben soll. Auch nd. *ēχen* geht auf eggen zurück. *Gg* ist eben auf einem großen teil des nd. sprachgebiets vielleicht schon in and., sicher in mnd. zeit spirantisch geworden; also *eggen* > *eȝȝen* > *eȝen* > *eχen* und mit dehnung des vocals in der nunmehr offenen silbe zu *ēχen.* Dasselbe ist der fall bei as. *hruggi* mnd. *rügge* '*rücken*', as. *roggo* mnd. *rogge* '*roggen*', as. *bruggia*, mnd. *brügge* '*brücke*', as. *muggia* mnd. *mügge* '*mücke*'. Diese worte lauten im lauenb. in den städten *rüχ* (*rüŋ*) *roχ* (*roŋ*). *brüχ*, *müχ*; auf dem lande *rûχ*, *rôχ*, *brûχ*, *mûχ*. Die schreibung *egge* findet sich

bei Danneil, Altmärk. wb. 45, im Bremer wb. 1, 294, bei Schütze, Holst. idiot. 1, 295.

Auch *roggen* hat hiernach nd. laut- und schriftform.

Nhd. *schärpe* (aus) frz. *écharpe*.

Das nfrz. wort bezeichnet 'binde, gürtel', afrz. *escharpe, escherpe, escerpe*, auch 'die dem pilger um den hals hängende tasche', woraus die bedeutung 'binde' vermutlich erst abgeleitet ist (Diez, Etym. wb. d. rom. sprr.[5] 287). Für das frz. wort (als *sciarpa, ciarpa* ins ital., als *charpa* ins span. eingedrungen) wird allgemein deutscher ursprung vermutet. Mit recht wird auch das ganz vereinzelte spät-ahd. *scharpe* 'sack, stips' verglichen, das dann jedoch nd. *p* für hd. *f* oder *pf* haben muss; denn das franz. verlangt ein **skarpa*. Darauf weist auch das zum vergleich herangezogene bair. (Schmeller-Fromm. 2, 470) *schärpflein* 'schärpe', d. h. wenn es alt und nicht, wie die bedeutung fast vermuten lässt, aus dem franz. worte geformt ist. Nicht ganz zutreffend ist vielleicht auch bei Schmeller-Fromm. a. a. o., Diez a. a. o. und Weigand, Wb.[4] 2, 550 der hinweis auf das nd. *schrap*, das sich m. w. zuerst bei Richey, Idiot. hamburg. 1755 s. 422, verzeichnet findet als dithm. *schrap* 'tasche'. Dies wort, das heute in Dithmarschen wol kaum noch in gebrauch ist, wird auch von Outzen als nordfries., von Molbech, Dansk dialect-lex. s. 496, als südjütisch verzeichnet: *skrappe* 'en vadsæk, reisesæk', *madskrappe* 'en madpose'. Es kann mit umsprung des r das germ. **skarpa*- sein; es kann aber auch aus dem anord. stammen, vgl. anord. *skreppa* 'pera' (woraus auch ae. *scripp* 'bag, wallet', me. *scrippe*, ne. *scrip* 'tasche, ränzel' und mit abfall des anlautenden s me. *crip* 'pouch, scrip'). Auf alle fälle aber ist germ. **skarpa* 'tasche, ränzel' direct oder indirect mit dithm. norfries. *schrap, skrappe* verwandt. Denn anord. *skreppa* (mit *pp* < *mp*) gehört zu der in nhd. *schrumpfen*, mhd. *schrimpfen*, md. *schrimpen* '(sich) krümmen, zusammenziehen' usw. enthaltenen germ. wz. *skr-mp*-, zu deren glbd. nasalloser nebenform *sk-rp*-[1] germ. **skarpa*- sich ganz ungezwungen stellt.

Für diese etymologie sprechen auch verschiedene andere worte für '(pilger-) tasche, ranzen':

tirol. (Schöpf 637) *schnarfer* 'art ranzen oder sack mit achselbändern' zu ahd. *snërfan* 'zusammenziehen, zusammenschnüren'.

anord. *skrokkr* (**skrunkaz*) 'ranzen, bettelsack' zu wz. *skr-nk*- (= *skr-mp*-), z. b. in ae. *scrincan* '(sich) krümmen, zusammenziehen, schrumpfen'.

nhd. *ranzen*, nl. *ranzel* (**hrankz*- oder **wrankz*-) zu **hr-nk*- oder **wr-nk*- '(sich) krümmen, zusammenziehen' in mhd. *runke* = nhd. *runzel* usw.; s. verf. PBSBeitr. 29, 502.

Als grundbedeutung für die synonymen worte germ. **skarpa* (in frz. *écharpe*), dithm. *schrapp*, anord. *skreppa*, anord. *skrokkr*, tirol. *schnarfer* dürfen wir daher annehmen: 'zusammengezogenes, zusammengeschnürtes (bündel)'.

1) Vgl. verf. Beitr. 29, 494 fg.

KIEL. HEINRICH SCHRÖDER.

Die zeitschrift für schwedische mundarten- und volkskunde.

(Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif, utgivna på uppdrag af landsmålsföreningarna i Uppsala, Helsingfors ock Lund genom J. A. Lundell. Stockholm 1879 fgg.) Zur feier ihres 25 jährigen bestehens.

Das in mehr als einer hinsicht in der geschichte der germanischen philologie bis jetzt einzig dastehende unternehmen, welches vor ein paar wochen sein 25 jähriges jubiläum feierte, indem mitarbeiter, beteiligte fachgenossen in Schweden und den übrigen nordischen ländern, nicht minder aber auch gelehrte kreise weit über das skandinavische sprachgebiet hinaus dem begründer und leiter desselben ihre glückwünsche und ihren dank für aufopfernde, verdienstvolle arbeit aussprachen, ist gleich bei seinem ersten erscheinen in dieser zeitschrift 11, 500 und 14, 100 von Hugo Gering ausführlich charakterisiert und gewürdigt worden. Seit dieser anmeldung des reichen inhalts der ersten drei jahrgänge der »Svenska landsmålen« hat sich die bearbeitung der schwedischen mundarten so mächtig entfaltet und sind dem unternehmen, das einst nur mit äusserster schwierigkeit ins leben gerufen werden konnte, da es an den nötigen geldmitteln gebrach und sogar der begründer persönliche haftung für die zeitschrift zu übernehmen gezwungen war, allmählich reichere unterstützungen zugeflossen, so dass Lundell in der zweiten bearbeitung des Grundrisses der germanischen philologie (bd. I, s. 1483 fgg.), woselbst er ausführlich über die bearbeitung der skandinavischen mundarten handelt, mit stolz auf 20 jahre erspriesslicher tätigkeit in Schweden zurückblicken konnte.

Den verfasser dieser zeilen, der selbst an ort und stelle durch eigne arbeiten der schwedischen dialektforschung, vor allem aber deren leiter, dem erfinder und ausbauer des dialektalphabets, prof. J. A. Lundell (geb. 1851 zu Kalmar, 1882—91 docent der phonetik, seitdem prof. ordinarius für slavische sprachen in Uppsala) nahe steht, gelüstet es, die oben angeführten besprechungen der »Svenska landsmålen« nach drei seiten hin zu ergänzen. Ein

historischer rückblick

dürfte fürs erste in kurzem die frage beantworten, die sich wol jeder stellt, der die materiellen hindernisse kennt, mit denen eine forschungstätigkeit zu rechnen hat, die geldopfer beansprucht und an eine grosse anzahl geschulter mitarbeiter gewisse nicht gewöhnliche forderungen stellt. Wie ist es möglich, dass gerade ein so wenig dicht bevölkertes, verhältnismässig armes land wie Schweden in der organisation, publikation und vor allem dem interessenten- und leserkreis seiner dialektologischen und volkskundlichen veröffentlichungen alle anderen germanischen länder so weit übertreffen kann?

Bekanntermassen unterscheidet sich das universitätsleben hier im norden, und in Schweden insbesondre, recht wesentlich von dem deutschen. Zum verständnis des folgenden ist es nötig, wenigstens darauf hinzudeuten, dass die studierenden an den zwei landesuniversitäten Uppsala und Lund obligat einer der 13 sogenannten *nationen* angehören müssen, in die sie nach der *nations*-zugehörigkeit des vaters, der mutter oder ihres geburtsorts aufgenommen werden und nach denen das ganze *studentkår* in allen öffentlichen und examensangelegenheiten eingeteilt ist. Wesentlich ist, ausser dem concentrierenden einfluss der »nation« auf die elemente aus der gleichen gegend oder stadt, durch den der ungebundene, freiwillige zusammenschluss ungleicher interessen aber gleicher heimatzugehörigkeit unter einem selbstgewählten ausschuss und einem selbstgewählten *inspektor* aus der zahl der professoren (meist einem landsmann) eine wahre mutter für den unerfahrnen studenten aus kleinen landorten werden kann,

ferner noch, dass auch die professoren, docenten und alle universitätsbeamten, teils als senioren, teils als ehrenmitglieder, zeit ihres lebens im nationsverband und mit ihren *landsmän* in berührung bleiben. Innerhalb dieser nationsvereine bildeten sich anfangs der siebziger jahre sogenannte *landsmålsföreningar,* die ihrerseits wieder durch eine anfangs nichts weniger als wissenschaftliche bewegung ins leben gerufen wurden. Wie Norwegen bis auf den heutigen tag noch eine idee, die künstliche pflege einer rein norwegischen landessprache, in einer von allen logisch denkenden über bord geworfenen art und weise verwirklichen will, so tauchte zu der erwähnten zeit auch in Schweden vereinzelt der ansatz zu einem *målstræv* auf. Es war der begründer des ältesten schwedischen mundartenvereins O. E. Norén, der sich mit dem gedanken trug, und denselben auch teilweise schwarz auf weiss in wirklichkeit umsetzte, ein rein nordisches schwedisch zu construieren. Da ein solches schwedisch jedoch nur die lesen konnten, die neben der kenntnis des isländischen wenigstens noch ein wenig sprachhistorische schulung besassen, so blieb dies sprachliche erzeugnis auf Noréns kopf und feder beschränkt; ein mächtiger, vorteilhafter anstoss ging aber hinfort von dem geweckten interesse für die eigne sprache aus, die in ihrer gebildeten und schriftsprachlichen form ja jahrhunderte lang unter niederdeutschem einfluss gestanden hat. Hat Norwegen überhaupt nurmehr in seinen mundarten seine stellung auf westnordischem sprachgebiet bewahrt und als höhere kultursprache die ostnordische dänische sprache mit ihren wesentlichen niederdeutschen bestandteilen in norwegischer lautform bei sich aufgenommen, so findet sich auch in Schweden eine recht ähnliche sprachliche doppelheit, eine in lauten, formen und syntax deutlich reiner nordische, nirgends als höchstens auf der kanzel und der bühne gleichförmige, d. h. dialektisch unbeeinflusste gesprochene und eine teilweise eigentlich nur auf dem papier existierende, aber von den conservativen und hilflos sprachverständnislosen immer noch verteidigte, zudem durch eine vorsintflutliche orthographie entstellte, im kanzleistil geradezu hässlich geschraubte, unnatürliche schriftsprache. In einer halbunbewussten, aber mit jedem jahrzehnt stärker werdenden erkenntnis, in dem gefühl dieser doppelheit ist der tiefste grund für das lebhafte interesse an den mundarten hier in Schweden zu suchen.

Aber auch zu jener zeit des erwachens einer allgemeinen teilnahme an einer solchen tief im nationalgefühl wurzelnden bewegung lagen schon eine stattliche menge vorarbeiten auf dialektologischem gebiete vor. Hierüber berichtet ausführlich Adolf Noreen, der auch in Deutschland wolbekannte professor der nordischen sprachen in Uppsala, der in den letzten jahrzehnten aller nordischen und schwedischen sprachforschung als akademischer lehrer und verfasser vorangegangen ist, in seinem monumentalen werk *Vårt språk* (bd. I, s. 268—286). Dass man aber schon so früh anfieng, wörter und texte aus den mundarten aufzuzeichnen und zu untersuchen, erklärt sich aus dem starken abweichen der schwedischen *landsmål* von der durchschnittssprache der gebildeten. Was Johan Storm (Engl. sprache² I, s. 245 fg.) von den norwegischen mundarten sagt, gilt buchstäblich auch von den schwedischen. Diese reichhaltigkeit an laut- und formerscheinungen lässt sich nur aus den grossen entfernungen zwischen den wohnstätten und der jahrhunderte langen weltabgeschiedenheit erklären. Das *dalmål* und jene bereits auf der grenze des norwegischen und schwedischen sprachgebietes liegenden *mål* in Härjedalen und Jämtland sind für den gebildeten Schweden aus anderen landesteilen und vielmehr noch für den eigentlich zum dänischen mundartengebiet gehörigen Südschweden total unverständliche sprachen. Es bieten sich allerdings auf hochdeutschem sprachgebiet, etwa im hochalemannischen und einem teil der bayr.-tirolischen, auch der schlesischen mundarten auf mittel-

deutschem gebiet, vergleichbare erscheinungen, aber die diskrepanzen sind dort eben gerade so viel kleiner und die mannigfaltigkeit so viel weniger verblüffend, um daraus die geringere teilnahme der allgemeinheit an den mundartlichen spracherscheinungen in Deutschland und England zu erklären. Vor allem aber ist es die einheitliche

methode

durch die sich Schweden dank der energie seiner gelehrten zu einer verbreitung der hierzu nötigen kenntnisse, zu einer gemeinsamkeit in der arbeitsleistung aufgeschwungen hat, hinter der die grossen länder mit ebensoviel sinnen als wissenschaftlich arbeitenden köpfen an concentration der kräfte und der aufmerksamkeit zurückstehen. Mit der schule Henry Sweets und dessen fein ausgebauter verbesserung von Bells system hätte England es Dänemark, wo Otto Jespersen mit seiner *Fonetik* und der zeitschrift *Dania* vorzügliches leistete, gleich oder zuvor tun können, wenn dort nicht der boden für das studium der lebenden sprachen überhaupt so ungünstig wäre, in Norwegen hat Amund B. Larsen die von Storm eingeleitete arbeit bis heute ziemlich allein und ohne weitgehende teilnahme fortgesetzt und die zeitschrift *Norvegia* ist zweimal an der teilnahmlosigkeit des publicums zu grunde gegangen, und auf dem grossen nieder- und hochdeutschen sprachgebiet ist zu einer auch nur im geringsten einheitlichen mundartenforschung kaum ein richtiger versuch gemacht worden. Angesichts dieser tatsachen dürfte es sich lohnen, auf die in Schweden getroffenen massnahmen, für deren tauglichkeit der schöne erfolg spricht, ein licht zu werfen.

Die vorgenommenen arbeiten bestehen zunächst in der einsammlung von 1. grammatikalischen, 2. lexikographischen, 3. zusammenhängenden textaufzeichnungen. Für die ersteren sind den einzelnen forschern, meist studierenden der nordischen philologie, doch teilweise auch laien mit specieller wissenschaftlicher vorbildung für die zwecke der einsammlung, gedruckte hefte in taschenbuchformat zur verfügung gestellt, die, ungefähr 125 seiten stark, auf gutem schreibpapier in schwedischer schriftsprache vorgedruckte schlüsselwörter und genügenden leeren raum zum eintragen der gehörten mundartlichen form und reichlichen platz für eigne zusätze enthalten, welche so geordnet sind, dass alle voraussichtlichen erscheinungen auf dem gebiete der laut- und formenlehre aufgezeichnet werden müssen oder wenigstens sicher ein leitfaden für die untersuchung andrer erscheinungen gegeben ist. In je éin solches heft, das auf dem titelblatt folgende rubriken trägt:

Härad (unter-regierungsbezirk): . . . .
socken (kirchspiel, gemeinde): . . . .
enligt meddelande av (nach mitteilung von):
namn (namen): . . . .
n. v. yrke (gegenwärtiges gewerbe): . . . .
födelseår (geburtsjahr): . . . .
födelseort (geburtsort): . . . .
bor nu (by l. gård) (wohnt jetzt, landort oder hof): . . . . .
har inom socknen tillbragt levnadsåren (hat innerhalb des kirchspiels lebensjahre zugebracht): . . . .
förut bott (vorher gewohnt): . . . . . . *åren* (jahre): . . . .
Undersökningen gjord år . . . . . . (Untersuchung vorgenommen
av . . . . jahr . . . von . . .)

werden nur laut- und formensammlungen nach jeweilig nur éiner person, die auf dem titelblatt in oben angegebener weise specialisiert ist, eingetragen. Auf der innenseite des umschlages wird der aufzeichner noch an eine anzahl, ebenfalls von Lundell ausgearbeiteter vorschriften erinnert, von den wir noch folgende als besonders praktisch und wichtig erwähnen zu müssen glauben: »Stellen sie sich auf den standpunkt ihres zu beobachtenden objectes und verkehren sie ungezwungen mit den leuten« — »verlassen sie sich nie auf angaben andrer, sondern beobachten sie stets selbst und mit der äussersten genauigkeit; schreiben sie sofort, nie nach dem gedächtnis oder bloss nach einmaligem eindruck!« — »Fragen sie nie direct nach formen, sondern richten sie es so ein, dass sie sie in einem satzzusammenhang zu hören bekommen.«

2. Die lexikographischen aufzeichnungen werden auf zettel in vorgeschriebenem format und unter zuhilfenahme eines ungemein praktischen papptaschenbuches (konstruiert von prof. Erdmann), das gleichzeitig zur verwahrung dient und eine gute schreibunterlage liefert, gemacht, soweit nicht ältere landsmålwörterbücher nachkontrolliert und umgearbeitet werden sollen. Die lexikographische ernte ist oft eine ungemein reiche und die arbeit der einsammlung sehr ergötzlich: man kann sich in der tat keine anregendere arbeit denken, als bei dem volke, das mit freudigem interesse über die ausdrücke plaudert, die es selbst in früheren zeiten angewandt hat und die jetzt in vergessenheit geraten, stunden und halbe tage zuzubringen.

3. Die texte endlich werden widerum auf (grössere) zettel von einem bestimmten format geschrieben und dienen hauptsächlich zur einsammlung syntaktischer und phraseologischer beobachtungen. Für die momente 1. und 2. ist das im nächsten abschnitt noch genauer behandelte »landsmålalfabet« conditio sine quâ non, für die texte bloss erwünscht, da die ausarbeitung eines durchgehenden lautschrifttextes oft nicht möglich ist und an zeit und mühe unglaubliche opfer kostet, von der 12—20 maligen korrekturlesung nicht zu reden. Dabei kann man sich nur verwundern, wenn die bis jetzt erschienenen 80 mehr oder weniger bandstarken hefte der zeitschrift ungefähr 650 seiten lautschrifttexte aus allen möglichen landstrichen enthalten. Zum teil sind diese von interpaginärer wiedergabe im gewöhnlichen (d. h. Lundells reformorthographie) alphabet oder übersetzungen in die schriftsprache begleitet. Durchgehende verwendung hat ausserdem das dialektalphabet in 21 abgeschlossenen monographien über je ein kirchspiel oder ein härad und 8 wortlisten, namenlisten und dialektwörterbüchern gefunden. Als abschliessende arbeiten nach vollendung der sämtlichen für eine ganze provinz, z. b. Jämtland erforderlichen kirchspielmonographien sollen dann übersichten über sämtliche lautlichen und grammatikalischen verhältnisse auf dem ganzen gebiet mit kartographischem material dienen, wie sie beispielsweise für die genannte provinz H. Westin im 59. heft geliefert hat.

Das landsmålsalfabet,

die schöpfung Lundells, bildet die notwendige voraussetzung zur verwirklichung der mit der eben beschriebenen methode angestrebten ziele. Die laute der nordischen sprachen sind, wie Storm schon an anderem ort betont hat, das, was ich *mikroakustisch* nennen möchte im gegensatz zu der *makroakustischen* eigenschaft der lautverhältnisse der romanischen sprachen, der deutschen bühnensprache und der meisten deutschen mundarten. Deshalb ist auch der germanische norden die geburtstätte der

feinsten lautbezeichnungen geworden, die im laufe der neuerdings von Jespersen[1] so vortrefflich dargestellten entwicklung der lautschriftsysteme, bisher angewendet wurden. Für die zwecke der »Svenska landsmålen« waren in erster linie praktische gesichtspunkte massgebend. Da es mir durch die freundlichkeit des herausgebers der »S. l.« ermöglicht ist, hier dies lautschriftsystem den lesern mit benutzung der originaltypen vorzuführen, mag es mir gestattet sein, auf diesen dritten punkt meiner ausführungen noch näher einzugehen. Von Lundell selbst ist das damals jedoch noch nicht so vollständig ausgebaute alphabet ausführlich behandelt im ersten hefte der »S. l.« s. 11—157 und später wurde es von Johan Storm (Engl. spr.² I, s. 231—35) am eingehendsten, aber unter verwendung der Stormschen, vielfach abweichenden und nach anderen principien konstruierten norwegischen dialektzeichen, besprochen. Das im wesentlichen mit dem, was man als die englisch-skandinavische schule zu bezeichnen sich gewöhnt hat, übereinstimmende system Lundells ist von Sievers, Jespersen, Hoffory (Deutsche litteraturzeitung 1881, sp. 1920 fg.), von Husemann (Göttinger gelehrte anzeigen 1879, nr. 50) und von J. Storm noch an einer andern stelle (Nord. tidskrift för vetensk., konst och industri 1880, s. 333—50) ausserordentlich gepriesen worden. Jedoch keiner der genannten fachmänner war geneigt, den praktischen wert, den unvergleichlichen nutzen und die ästhetischen vorzüge der hier besprochenen zeichen richtig einzuschätzen, deren für gedächtnis und die hand des schreibenden ungemein bequeme formen, die dehnbarkeit des schriftsystems und dessen universalität zu würdigen, alle diese vorzüge, meine ich, die das alphabet so unvergleichlich über das der »*Association phonétique*« stellen, das jetzt wol das allgemeinste ist, vorzüge, die alle zusammengenommen es ermöglichten, praktische kenntnis dieses alphabets unter die forderungen für das filosofie-kandidatexamen in den nordischen sprachen an den schwedischen universitäten aufzunehmen. Ohne die volle consequenz daraus zu ziehen, stellt Jespersen a. a. o., s. 20, das *landsmålsalfabet* in ästhetischer beziehung und auch sonst am höchsten, aber im weiteren verlauf der besprechung anderer alphabete, z. b. dem der »Association phonétique«, dem er die grösste zukunft prophezeit, verliert er es wieder aus den augen; denn sonst hätte er mit der einfachsten logik zu dem schlusse kommen müssen, dass kein anderes der von ihm besprochenen umschriftsysteme so vollständig die 5 von ihm auf seite 16 aufgestellten forderungen an eine ideale lautschrift erfüllt; denn keines erfüllt die ersten 4 punkte: 1. feine differencierung, 2. elasticität, 3. memoriabilität, 4. leichte schreibbarkeit auch nur annähernd so vollständig und den 5. rein äusserlichen punkt — ja, über den wird man nie hinweg kommen zu können auch nur erwarten und »leicht in einer gewöhnlichen druckerei zu drucken« ist auch das hässliche französische alphabet nicht, überhaupt nichts ausser den 25 buchstaben, ihren majuskeln und den zahlen von 1—10! Aber »mehrere hundert« neue typen (Jespersen, Ph. gr. s. 20) hat das landsmålsalfabet durchaus nicht, im gegenteil, es sind die 80—90 notwendigen neuen so einfache modifikationen des lateinischen kursivalphabets, dass jede grössere deutsche buchdruckerei sie innerhalb einer woche sich nach den patrizen der Stockholmer druckerei, und ohne zu empfindliche kosten, beschaffen könnte, wenn sie für zeitschriften, lehrbücher usw. vielfach dafür verwendung hätte. Wie viel fordert nicht ein naturwissenschaftliches werk oft in dieser richtung!

Im auftrag der *landsmålsföreningar* arbeitete Lundell sein früher schon für seine eigne *(Kalmar-)nation* zusammengestelltes alphabet bei deren zusammenschluss

1) Phonetische grundfragen, 1904, II. cap.

Vokaltabelle.

Artikulationstelle			Artikulationsart													
			ungerundet		gerundet; grade der rundung:								zusammengesetzte artikulat.	
					1		2		3		4			
horizontal-lage	vertikal-lage		gespannt	ungespannt	gespannt	un-gespannt	gespannt	un-gespannt	gespannt	un-gespannt	gespannt	un-gespannt	konson. nebenger.	nasal
Vorder-zungen-vokale	hohe	3	ı	—	y	—	—	—	y	—	—	—	—	y
		2	ı˙	ɪ	—	—	—	—	—	ʏ	—	—	—	—
		1	ı˙	ɪ˙˙	—	—	—	—	—	ʏ˙˙	—	—	—	ı̨˙
	mittlere	3	e	—	—	—	—	—	ø	ʏ˙˙	—	—	—	—
		2	e˙˙	ɛ	e˙	—	—	ɵ	ø˙	—	—	—	—	—
		1	—	æ	—	—	—	ɵ	—	—	—	—	—	—
	tiefe	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		2	a	—	—	—	ɤ	—	—	—	—	—	—	—
		1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Mittel-zungen-vokale	hohe	3	—	—	—	—	—	—	—	—	u,ɯ	—	ı ɥ	ę
		2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		1	—	—	—	æ	—	—	—	—	—	—	—	—
	mittlere	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	ę
		2	—	ə˙	—	ə	—	—	—	—	—	—	ə, ʀ˙	ę
		1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	tiefe	3	—	—	—	—	—	θ	—	—	—	—	—	—
		2	—	a˙	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Hinter-zungen-vokale	hohe	3	—	—	—	—	u	—	—	—	ω	—	—	ǫ
		2	—	—	—	—	u˙	—	ɑ	—	—	—	—	ą
		1	—	—	—	—	u˙	—	—	—	—	—	—	—
	mittlere	3	—	—	—	—	θ	—	—	—	ω˙	—	—	ǫ
		2	ɒ	a	—	a,ɑ	—	o	[θ u]	u	—	—	—	ą,ą
		1	—	ɒ˙	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	tiefe	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		2	—	—	—	—	ɷ	—	—	—	—	—	—	ɷ̨˙
		1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Konsonanttabelle.

Artikulationsstelle		Artikulationsart: mediane, verschluss-, stimmlose, fortis	lenis	verschluss-, stimmhafte	mediane, hemmelaute, stimmlose, fortis	lenis	hemmelaute, stimmhafte, fortis	lenis	laterale hemmelaute, stimmlose	laterale hemmelaute, stimmhafte	tremulanten, stimmlose	tremulanten, stimmhafte	nasale, stimmlose	nasale, stimmhafte
unterlippe gegen	oberlippe: **bilabiale**	p	ƀ	b	φ	б̆	б	б̣	—	—	—	w	m	m.
		p̄		—	ƕ		w		—	—	—	—	—	—
		p̂		b̂	[ʄ]		—		—	—	—	—	m̂	m̂
	oberzähne: **labiodentale**	—		—	f	v̆	v	ṿ	—	—	—	—	w	w
zungenspitze **(apico-)**	an den oberzähnen: (reine) **dentale**	—		—	þ	ð̆	∂	∂̣	—	—	r**	r**	—	—
		—		—	—		—		—	—	r̂**	—	—	—
	zwischen oberzähnen u. alveolen: **postdentale**	t	đ	d	s	ž	z	ẓ	λ	l	—	—	n	n
		t̄		—	—		—		—	—	—	—	—	—
		t̂		d̂	ŝ		—		λ̂	l̂	—	—	n̂	n̂
	an den alveolen: **-supradentale**	ƫ	đ̨	ɖ	ʂ		—		λ̨	ɭ	r	r ṛ	ɳ	ɳ
		—		—	ʂ̂		r		—	—	—	r̂	—	—
	gegen den harten gaumen (gaumendach): **-kakuminale**	t	đ	d	s		—		λ	l	—	r	n	n
		—		—	—		kombin.		λʳ	lʳ	—	—	—	—
		—		—	—		kakum.		—	l̃	—	—	—	—
		—		—	—		r		—	—	—	—	—	—
zungenrücke gegen **(dorso-)**	die grenze zw. oberzähnen und alveolen: **-dentipalatale**	ȷ	ǧ	ɟ	ş		ʒ		J	J	—	—	ŋ	ŋ
		—		—	—		—		—	—	—	—	—	—
		—		—	[ʃ ʄ]		—		—	—	—	—	—	—
	den harten gaumen: **-præpalatale**	ʒ		—	ş		—		—	—	—	—	—	—
		ƙ	ǧ	g	x	y̌	y	ỵ	J	J	—	—	ŋ	ŋ
		ƙ̄		—	—	ǰ	—	ȷ	—	—	—	—	—	—
	die grenze zw. hartem u. weichem gaumen: **-mediopalatale**	k	ğ	g	x	y̌	γ	γ̣	—	ʟ	—	—	ŋ	ŋ
		k̄		—	ʃ		ʒ		—	—	—	—	—	—
		—		—	ʄ		—		—	—	—	—	—	—
	den weichen gaumen: **-postpalatale (velare)**	—		—	χ		h		—	—	ʀ	ʀ	—	—
		—		—	[ƕ]		[w]		—	—	—	—	—	—
Hauchlaute, wechselnd je nach der mundstellung der umgebenden laute.		—		—	h		—		—	—	—	—	—	—
		—		—	ɔ		—		—	—	—	—	—	—

zu gemeinsamer arbeit an der zeitschrift noch weiter aus. Unter vergleichung sämtlicher schwedischer mundartalphabete (vgl. hierzu Hoppe »S. l.« 1885, s. 16fgg., besonders die tafel vor s. 17) und nach massgabe aller bis zu jener zeit gebräuchlichen phonetischen zeichen giengen die bedeutend vermehrten Sundevallschen »*phonetiska bokstäfver*« in der immer wieder in ästhetischer hinsicht abwägenden hand eine neue verbindung ein, die glückliche amalgamierung des von selbst gegebenen lateinischen kursivalphabets mit einigen, form und format so wenig als möglich verändernden einschiebseln, wie z. b. [*u*, *o*, *e*] aus *u*, *o*, *e*, [*s*, *t*, *l*] aus *s*, *t*, *l* oder anhängseln, wie z. b. [*ŋ*, *ŋ*, *ŋ*] aus *n* usw., welche schreibbarkeit und systematische dehnbarkeit mit rücksicht auf die voraussichtliche schaffung neuer zeichen und feinerer unterschiede gewährleistete. Aus den beigefügten vollständigen übersichten über die sämtlichen bis jetzt verwendeten zeichen, s. 404 und 405, wird an sich hervorgehen, wie viele neue zeichen da noch, ohne dem system die geringste gewalt anzutun, geschaffen werden können; wir bedauern nur lebhaft nicht auch eine geschriebene seite anfügen zu können, welche sicherlich den, sich jedem stenographen beim anblick einer seite geschriebenen schwed. landsmålstextes aufdrängenden, vergleich Lundells mit Gabelsberger gerechtfertigt hätte. Diakritische zeichen und ligaturen im herkömmlichen sinne waren bei den von Lundell an ein für aufzeichnungen an ort und stelle geeignetes zeichensystem gestellten forderungen von vornherein ausgeschlossen. Wie wir aus den vorhergehenden tabellen ersehen, ist die durchführung dieser principien mit rücksicht auf die articulationsstellen auch vollkommen geglückt; dass dies für die nach kombination (z. b. stimmton + explosion, velares + apico-alveolares geräusch usw.), dynamik (fortis, lenis, spannungsgrade usw.) und rhythmik (lautdauer) unendlich variierbaren erscheinungen nicht einwandfrei der fall ist, liegt in der natur des lateinischen alphabets, das z. b. für die vier grundartikulationsarten *stimmhafte fortis*, *stimmhafte lenis*, *stimmlose fortis*, *stimmlose lenis* nur die zwei kategorien [*b d g*], [*p t k*] bietet und schon für so einfache fälle zu zeichenkombination zwingt. In vorteilhafter weise hat für den beispielsweise erwähnten punkt Lundell die verschmelzung diakritischer zeichen mit der type zu éinem zeichen bewerkstelligt, so dass nunmehr für melodik und lautdauerbezeichnung und in einzelnen fällen für lautdauer und nebenartikulationen von beigefügten accent- usw. zeichen gebrauch gemacht wird. Will man für einzelne darstellungen, vor allem für generelle lautbeschreibungen noch genauere bezeichnungsmittel, so lässt sich das im *landsmålsalfabet* geschriebene sehr vorteilhaft mit dem m. e. denkbar feinsten natürlichen lautbezeichnungssystem Jespersens ergänzen, das erfahrungsgemäss sein den uneingeweihten blicken so beängstigendes aussehen verliert, sobald man sich ein wenig eingelesen und »eingeschrieben« hat. Henry Sweets lautschrifttexte sind mustergiltig für alle zeiten und sprachen geworden und dies durch die meisterhafte ausführung und genauigkeit mehr als durch vielseitigkeit des zeichensystems. Sweets analphabetisches *Visible Speech*-system ist für untersuchungen innerhalb ein und desselben idioms vorzüglich, aber unmöglich für eine grössere anzahl sprachen, wie es im plan etwa von W. Viëtors *Skizzen* liegt, verwendbar, von der hier wirklich schwierigen beschaffungs- und kostenfrage abgesehen. Soll in zukunft an die wahl eines möglichst generellen, praktischen zeichensystems für sämtliche mundarten eines grossen sprachgebietes, wie z. b. der deutschen oder englischen, herangegangen werden, so hat m. e. Lundells alphabet in allererster linie in frage zu kommen, da es allein die voraussetzungen dazu hat, die herrschaft des besonders für germanische sprachen ganz und gar unbrauchbaren französischen systems zu stürzen.

Die vorstehenden tabellen bedürfen keines weiteren kommentars. Es erübrigt also nur noch die im system vorgesehenen bezeichnungen für 1. lautquantität, 2. lautintensität, 3. tonhöhe, 4. sandhierscheinungen, 5. silbenbildende consonanten und 6. die gleitlaute zu besprechen.

1. Die zeichen ˬ für kurz, ˷ für mittellang, - für lang, — für doppellang werden unter die zeichen für die laute gesetzt, um den platz darüber für die tonstärkezeichen zu reservieren. Kürze kann der regel nach unbezeichnet bleiben.

2. ˊ bezeichnet starken, ˋ mittelstarken, ʼ schwachen ton, wobei fehlen eines accentzeichens über einem silbenträger unbetontheit ausdrückt.

3. Complicierter sind die bezeichnungen für den im schwedischen so ungemein wichtigen musikalischen oder chromatischen accent. Hier finden sich für die mannigfachen erscheinungen:

α) für den einfachen accent: ˪ für niederen, ⁺ für mittelhohen, ˥ für hohen ton;

β) für den zusammengesetzten accent (circumflex): ˏ für steigend vom niedersten zum höchsten, ˥ für fallend vom höchsten zum niedersten, ˏ für steigend vom mittelhohen zum höchsten, ⁺ fallend vom mittelhohen zum niedersten ton usw. usw. Für noch kompliciertere verhältnisse hat man auch vorgeschlagen, die tonhöhen in ziffern (1 für c, 2 für cis usw.) über den betreffenden vocalen anzudeuten. Hier dürfte sich jedoch, wie dies in der zeitschrift schon geschehen ist, durchgehende aufzeichnung der sprachmelodie in noten über dem text besser empfehlen; oder man muss für dies noch so unbebaute feld erst ein eignes system schaffen, und zwar womöglich ein von der üblichen musiknotenschreibung und -terminologie gründlich verschiedenes, da auch z. b. die Stormschen feinen sprachmelodiebilder nur für musikalisch gebildete verständlich sind. — Als generelles zeichen für circumflektierten accent ohne rücksicht auf die tonhöhe fungiert ˆ, für den typischen accent 2, (fallend-steigenden accent der reichssprache) das zeichen ˎ.

4. Sandhi wird durch ˬ zwischen den zusammengehörigen sich beeinflussenden lauten bezeichnet, z. b. die gewöhnliche aussprache von (imperativ) *hör du!* mit [˥*hø‿ḍu*] angegeben.

5—6. Endlich finden sich noch die zeichen ̥ für silbenbildende konsonanten und eine anzahl zeichen für gleitlaute, palatalisierung (als nebenartikulation!) und nebenartikulationen überhaupt. Aus den beispielen (nachlässige, gewöhnliche umgangssprache):

⁺haw‿vl̥̂ᵥ‿vara ˏmǽ dú̱bˇ! sǽ̱z̧ mä̱z̧ ˪dḁ̱, hu‿ḍáks prǽz̧tn̥ᶻ‿kóm̱r̥.

ersehen wir ausser dem zeichen für silbenbildende consonanten das zeichen ˇ, welches in dem vorgeführten fall angibt, dass der *off-glide* von dem auslautenden bilabialen hemmlaut in *du!* stimmlos ist (vgl. die consonantentabelle *b̌ ď ǧ* usw.), das zeichen ˆ über dem *l*, das dessen palatalisierung (→ *vill*) anzeigt, die bezeichnung der nebenartikulationen an dem erwähnten *l* (→ *vill vara*) und weiter dem *n* (→ *prästen kommer*), schliesslich eine glückliche adaption des *punctum delens* auf fast unhörbare reducierte laute, z. b. dem zweiten *a* in *vara*.

Von grossem vorteil ist die von Lundell eingeführte sogen. »gröbere bezeichnung« entsprechend Sweets *Broad Romic* mit einem aufrechtstehenden, aber deutlich von der gewöhnlichen antiquaschrift abweichenden typus, durch dessen verwendung angezeigt werden kann, dass man entweder für die genauere lautqualität

nicht einstehen kann oder will, oder um die besprochene erscheinung recht hervorzuheben, wie etwa in dem satz:

franskan‿ŋ‿nɷg bra, män svänskan‿ŋ‿dåli ← franskan [ar → a → ə] nɷg usw.

Lautschriftproben.

In den vom ref. zusammengestellten, bei *Norstedt ock söner* in Stockholm ausgeführten tabellen seite 404 und 405 sind die zeichen des *landsmålsalfabets* auch an den gehörigen stellen in ihrer etwas abweichenden geltung für die angefügten lautschriftproben eingetragen und zwar so, dass * oberbayrischen lautwert (für die texte III, 1—4) und ** isländischen lautwert (für text II) bezeichnet[1]. Text I, c ist den sammlungen des ref. für seine schwedischen lautschrifttexte, II für »Isl. folkmålets ljudlära«, III, 1—4 für »Umgangssprache in Südbayern« (wird abgedruckt in »Språkvetenskapl. sällsk. i Uppsala förhandlingar« 1904 fg.) entnommen. Zur verwendung des *landsmålsalfabetes* für deutsche texte vergleiche nunmehr vor allem die interessante abhandlung von dr. Elias Grip, »Über nasale sonanten in der deutschen umgangssprache« (Nyfilol. sällskapets i Stockholm publikationer 1905).

I. Schwedisch.

a) südschwedischer dialekt aus der gegend von *Kalmar (Sv. landsm. IX, 1; s. 89)*:

ʃóŋəʀa-léna.

ʃóŋəʀa-léna, də va‿ŋ‿gaml‿pɪja. how‿fek‿ɖ‿da namət fə om‿bod‿ɪ ən stuva, səm en adə bot ɪ, səm‿etadə ʃóŋəʀə. hom‿bod‿utvə tɪmb̥ybáka. how‿va sə ɪnlɪ ʀɔlɪ o gla, ow‿va sə hɪskəlɪa lustɪ, dn da mænskan. how‿va sə gaməl, sə‿a vet‿ntə vem‿a ska lɪkna-na ve. how‿va vɪ‿n sækstɪ av, dæ tro ɪa do, o on dansad‿ɪ tʀæsko o ʃoŋdə sɪ‿gå!

b) nordschwedischer dialekt aus *Jämtland (Sv. landsm. XIII, 1; s. 46)*:

Han som saknade kniven.

da va éɪn, som sàkna kŋíva-sɪña, nor‿aw‿va utpo ʂǿa tɪ-nₘ‿bǿøt. so sǿøy-ęn nɪ vátna o sǿøy skúɡen-sɪñ dér. so dráɪv-ŋ ta o spȳta, fa-ɖa‿an sǿøg kŋívęn-sɪñₘ‿po ʂǿbótna. ma‿ða sòmo-an spȳta, so for kŋívęn u múña o nɪ ʂǿn.

c) gebildete, ungezwungene umgangssprache, »*uppsvenska*«:

go-mòron, sta‿ɖ‿tɪl? — tak,‿jɪa ⁺há varɪ ræ‿ɖàlɪ‿ɪgor‿⁺kváɭ, man núб̆ troб̆r ɪa‿t‿a snaɭ ə øvr, mŋ húб̆r ma‿⁺du ⁺ʃáɭv da? ɪǿб̆, ɪa tàkar, àldéləs ⁻úб̆tmárkt ⁺sen də‿ar blɪvɪt odántlɪt ⁺vìntrvædr, man ⁻hòstrúskət va‿ɖa ⁺rŷjysłɪ‿tərákɪt ⁻ɪár.

1) Die zahlen der 3. vertikalkolumne in der vokaltabelle bezeichnen grade der hebung. 2 steht für »normal«, 1 = »raised«, 3 = »lowered« (nach Sweet). Die tabellen und die südbayr. texte werden an den angeführten stellen, der isländ. text in einem aufsatze »Några anmärkningar till det modärna isländska ljudsystemet« in einem der nächsten hefte der »*Svenska landsmålen*« phonetisch eingehend behandelt werden (korrekturanm., ostern 1905).

II. Isländisch, ungezwungene umgangssprache:

prεsđyrın: šıgynd'a 'bœðœrðıð, krydnın ar‿ðað, 'badnıð mıəl? — 'badnıð: prεsđyrın‿əəə‿sğal εəkyı stęla. pr.: þəεtað ar εəkı rıal, 'bœðœrðıð ar sœana: þəıų sğalt εəkyı stęla. b.: hun máma mın sağ'ðı, að ıεıý mâıytı εəkyı sœıja þəıų vıð prεsđın.

III. Hochdeutsch (Oberbayern).

a) oberbayerische mundart aus der gegend von *Tölz-Miesbach*:

ıatsəđ hoб ı óıбaı bađ, đos ğond ğę žoı mıđ‿a бáıərın on$_m$‿ mıđ‿a ksεka'dŋ kxoŋ; đnбáı krıak‿б‿бaıərın 'drılıŋ on‿ž káıбı‿ž vnıéklı — ıatsəğ‿ğlaб ı á ą nıks mεą.

b) dialekt in *München*; alle zeichen für stimmhafte laute nur mit halbstimmhaftem lautwert, zu *œ*, *y* usw., vgl. die tabellen s. 404 und 405:

(Sie:) *ıs đás nn œəđ un$_m$‿manıə vıʀ nn vəhâεʀœə'n mœ? um tsбıøvı‿ž ésŋ fıəʀđı uŋđ' um ə hœıбə 'đʀácı krımžđ əmœı 'đnhœŋ!*

(Er:) *бaбεđ, đuŋ mı nęđ ʀoŋtsŋ, ı бı ažó sə haŋđ'ı, бaεl‿ı vuftsę maʀğ'l vəs$_u$бyøđ hœb', haęŋ'đ vóʀmıđœ.*

(Sie:) *ıœ séı ğ'laб ı, žıağžđ đεž‿đ sđʀof ğođəs, бaεž‿ğ‿kxœŋđŋ s$_u$бyøñ‿đuŋžđ nm suŋđə vóʀmıđœ œsđœđ ı‿ğ‿kxıʀx ts‿ğεə.*

(Er:) *'đums ğsбáts đuŋž, đaə бo míə‿ž‿ğεıđ œbğ'ŋomə hœđ, бœʀ ıŋ đo á nεđ ı đə kxıʀx.*

c) *Münchener umgangssprache*, nachlässiges alltagsgespräch:

(A:) *no, бı ğéđž ğʀamʀ?* (B:) *o mąę aləбəę slεrđʀ, ı žę mı halğ‿ğáʀ nımʀ naəž.* — (A:) *đa ğıбđž nığž бεsŋž alž бı ʀarđ vləεsı tsámsбaʀŋ uŋđ nv đ‿žəεđ'ŋ lεŋ, đas mə əmal ə ğ'ləεnž khoŋkhuʀžə'l ąžaŋ kεnə.*

d) *Münchener umgangssprache*, mehr officielles gespräch:

(A:) *nun бuŋđʀđž mıj aбʀ đóx$_o$ đas‿ı‿ž baę álʀ ıʀʀ khomεʀtsıεlŋ ʀŕaʀuŋ ın ıʀm ğsaft nęđ бaεlʀ бʀaýđ haəm?*

(B:) *hıa žεənž daž бa žó. tsεʀsđ haб ıy‿ž‿ğεlğ‿khaбđ u‿maę khqphanıó đ‿ʀŕáʀuŋ unđ‿jεtsđ haб ıy dı εnfáʀuŋ u‿maę khqphanıó ž‿ğεld.*

UPPSALA, DEZEMBER 1904. H. K. H. GOODWIN BUERGEL.

LITTERATUR.

L. F. Anderson. The Anglo-Saxon scop (= University of Toronto Studies, Philological series, nr. 1). (Toronto), University library, published by the librarian, 1903. 45 s. $ 1,00.

Der zweck dieser arbeit, die ihrem verfasser den titel eines M. A. der universität Toronto eingetragen hat, ist „an endeavour to contribute something toward greater definiteness in our conception of the professional singer among the Anglo-Saxons“. Bei wem will denn A. diese bestimmtere vorstellung von der tätigkeit und bedeutung eines scop erwecken? Was die kenner der altgermanischen dichtung vor ihm darüber zu sagen wussten, war doch nicht so verschwommen, wie seine worte vorauszusetzen scheinen. Aus reichlichen geschichtlichen zeugnissen, vor allem aber aus den ansehnlichen poetischen denkmälern der Angelsachsen hatten schon die früheren erforscher der germanischen litteraturgeschichte ein bild des wandernden, berufsmässigen sängers gewonnen, das an deutlichkeit und vollständigkeit nicht mehr viel zu wünschen übrig liess. Tatsächlich hat auch A. dem schon bekannten keinen neuen zug hinzuzufügen. Er zeigt, dass er alle in betracht kommenden zeugnisse kennt, aber nirgends gewinnt er diesen einen gedanken ab, der nicht schon von anderen geäussert wäre. In einigen punkten, wie z. b. in dem abschnitt über musik und musikinstrumente, bleibt er sogar in ihrer verwertung hinter seinem vorgänger Padelford, den er nicht zu kennen scheint, zurück. Wie wenig selbständig A.s arbeit ist, zeigt sich am besten darin, dass er zur formulierung seiner schlüsse über die einzelnen fragen, die er sich zur beantwortung gestellt hat, sich fast regelmässig der worte eines bekannten forschers, (Müllenhoff, Ten Brink, Koegel u. a.) bedient. Als seminararbeit mochte seine leistung genügen, einen fortschritt der wissenschaft bedeutet sie nicht.

BASEL. GUSTAV BINZ.

Carl Voretzsch, Epische studien. Beiträge zur geschichte der französischen heldensage und heldendichtung. 1. heft: Die composition des Huon von Bordeaux nebst kritischen bemerkungen über begriff und bedeutung der sage. Halle, Niemeyer 1900. XII, 420 s. 10 m.

Die epischen studien sollen nach ausweis der vorrede vorarbeiten zu einer geschichte, und zwar einer stoffgeschichte, der französischen heldensage bringen. Sie dienen also der herausarbeitung eines begriffs, der für das germanische gebiet längst zum eisernen bestande gehört und ausführliche darstellungen gefunden hat, dagegen vielen romanisten durchaus noch nicht geläufig oder auch nur klar geworden zu sein scheint. Und da der verfasser sicherlich — wie ich dies auch von mir bekenne — diesen begriff zunächst aus der beschäftigung mit der alten germanischen sage und dichtung gewonnen hat, da ferner bei seiner betrachtungsweise dieses gebiet beständig im auge behalten wird, so hat er anspruch auf ausführliche besprechung auch in einer germanistischen zeitschrift.

Es ist nicht das erste mal, dass der verfasser seinen anschauungen öffentlichen ausdruck gibt. Er hat sie bereits in seiner antrittsvorlesung 'Die französische heldensage' allgemeiner, in einem aufsatze 'Das Merowingerepos und die fränkische heldensage' (Philologische studien, festgabe für E. Sievers, Halle 1896, s. 53—111) im besonderen und mit reicher fülle von beispielen begründet, wie sie denn sogar schon in seinen untersuchungen über die Ogiersage (Halle 1891) im wesentlichen ausgebildet

vorliegen. Es lässt sich also erkennen, dass es ihm eine wichtige angelegenheit ist, seine wolbegründete überzeugung durchzufechten. Gegenwärtig erscheint der zeitpunkt hierfür günstig. Denn die im letzten jahrzehnt mit unleugbarem geschick und vielen richtigen einzelbemerkungen unternommenen versuche, auch die entwicklung des französischen heldenepos (der *chansons de geste*) ganz und gar auf litterarische überlieferung und zum grossen teil auf selbstherrliche erfindung zu stellen, haben wol zeitweilig manche verwirrung angerichtet, im ganzen aber, so viel ich sehe, doch die erkenntnis gefördert, dass dieser weg in eine sackgasse führt. Was für Chrestiens versromane auch nur mit grosser einschränkung richtig ist, das wird, auf das heldenepos übertragen, gradezu grundverkehrt: hier weist alles auf eine unlitterarische vorstufe, eine heldensage —, und nun gilt es eben, diesem vieldeutigen worte tatsächlichen inhalt zu schaffen.

Der hauptteil des vorliegenden buches beschäftigt sich mit dem Huonepos und bildet eine wichtige ergänzung zu dem bereits genannten Ogierbuche. Zeigte dieses, wie in einem bestimmten fall ein geschichtliches ereignis aus sich sage und epische dichtungen entwickelte, die dann zu einem ganzen zusammengeschweisst wurden, so ergibt die neuere untersuchung vielmehr, dass in anderem fall eine schon vorhandene, 'prähistorische' sage nachträglich an geschichtliche personen angelehnt wurde. So wird ein wesentlicher unterschied innerhalb der französischen epik festgestellt und von vornherein eine warnungstafel für die errichtet, die geneigt sind, alle epen über einen kamm zu scheren. — Dass der Huonstoff beziehungen zur altdeutschen sage und dichtung hat, ist bekannt, und so darf diese untersuchung ohne weiteres auf die teilnahme der germanisten rechnen. Aber auch die vorausgeschickten drei capitel, in denen Voretzsch sich allgemein mit halben oder ganzen gegnern auseinandersetzt, sind im gehalte so durchdacht und im tone so vornehm, dass sie jeden leser fesseln und belehren werden. Wenn Voretzsch in der vorrede betont, dass er weniger darauf ausgehe, unterschiede aufzuzeigen, als vielmehr darauf, brücken zu den anderen standpunkten hinüberzuschlagen, so hätte er das ruhig mit weniger bescheidenheit ausdrücken können: es ist ihm in der tat völlig gelungen, zu erweisen, dass die gegner von sich aus gar keinen rechten grund haben, die heldensage als vorstufe des epos abzulehnen.

Letzteres geschieht noch oft, obwol sich auch sonst beobachten lässt, dass die romanisten, die von gründlichen germanistischen studien hergekommen sind, der heldensage freundlich gegenüberstehen. Am meisten gegnerschaft findet sich in Frankreich. Dort ist zwar die mündliche überlieferung seit langem (1867) von sehr angesehener seite gefordert worden. Aber die stimme P. Meyers ist die eines predigers in der wüste geblieben: gegen ihn erhob sich die gewaltige, zumal alle jüngeren im banne haltende autorität G. Paris', der an mehreren stellen die mündliche fortpflanzung geschichtlicher stoffe glattweg verneint, nur märchenhafte stoffe sich von mund zu mund verbreiten lässt. Von seinem standpunkt aus hat Voretzsch wenig mühe, mit diesem grundbedenken fertig zu werden; denn in der heldensage, wie er sie auffasst, durchdringen sich geschichtliche und phantastische bestandteile aufs engste, so dass oft genug das geschichtliche nur noch die bedeutung eines kristallisationspunktes hat. Wo sind denn selbst im Rolandsliede, das doch allgemein als ein musterstück des geschichtlichen epos betrachtet wird, die geschichtlichen einzelheiten geblieben? Der anschluss an bestimmte geschichtliche namen aber, deren jeder im volk einen bestimmten, fest gewordenen, aber der geschichtlichen wirklichkeit nur in umrissen entsprechenden inbegriff bezeichnete, konnte, wie mir scheint,

der zähigkeit der überlieferung unmöglich eintrag tun; freilich mag das völlige erlöschen eines solchen von der persönlichkeit hinterlassenen eindrucks die öfter beobachtete übertragung einer sage auf andere namen begünstigt haben.

Soviel ich sehe, hat vor allem zweierlei die anerkennung der heldensage in Frankreich gehindert. Einmal die an sich gewiss richtige meinung, dass in der französischen epenzeit das volk unter ganz anderen verhältnissen gelebt habe als in der deutschen[1]. Ich meine, diese volkspsychologische betrachtung hält sich zu sehr ans äusserliche. Grade die völker- und blutmischung auf romanischem boden muss der phantasie, und sicherlich nicht nur bei einzelnen, im engeren sinne dichterisch begabten, gewaltige anregungen zugeführt haben. Keinesfalls bestand zwischen den Germanen der völkerwanderung und den romanisierten Franken ein grösserer unterschied als etwa zwischen diesen und einer heutigen landbevölkerung. Und doch können wir selbst heute deutliche ansätze einer sagenbildung beobachten, die viele züge einer echten und rechten heldensage aufweisen. Noch heute führt die volkstümliche auffassung der geschichte — nur diese hat für das epos des mittelalters bedeutung, und es würde sich lohnen, ihr einmal genaue beachtung zu schenken — zu ebenso eigenartigen verschiebungen, umkehrungen, entäusserungen, wie wir sie nur im mittelalter finden können. Ich erinnere an die sagen, die sich in den deutschen Alpen um die person Bismarcks gebildet haben, oder an den menschlich gebliebenen, aber der geschichtlichen wahrheit entfremdeten inbegriff des namens Bismarck, wie ihn umfragen im heere bei ungebildeten aus einigermassen geschlossenen anschauungskreisen erwiesen haben. Noch längere zeit nach dem tragischen ende Ludwigs II. von Bayern glaubten selbst gebildete daran, dass er ertränkt worden sei: dem richtigen bayrischen dickschädel ist das noch heute unumstössliche wahrheit, und mancher mag im tiefsten herzen die Malefizpreussen dafür verantwortlich machen, wie man denn sogar noch hören kann, von diesen werde König Max II. auf einer entlegenen insel gefangen gehalten (Deutsche zeitung vom 1. Mai 1901). Seltsames hab ich auch in Frankreich gefunden. Ein gutmütiger pariser gemüsehändler, Lothringer von geburt, Napoleonist und mitkämpfer im kriege, erschloss mir eines abends in langer unterhaltung sein herz. Nachdem wir ziemlich lange ergebnislos politisiert hatten, spielte er seinen grössten trumpf aus mit der frage, was ich vom 'petit Badinguet', dem frühverstorbenen Louis Napoleon, halte. Da ich, wie begreiflich, hiermit nichts anzufangen wusste, fuhr er geheimnisvoll fort: 'Il n'est pas plus mort que vous et moi: il reviendra, et il vous crachera sur le nez'. Und wenn er noch lebt, so ist er sicherlich noch heute, nach 10 jahren, dieser meinung. Es mag sein, dass solches für sich allein wenig lebenskraft hat, aber dem wird eben durch die verbindung mit schon fertigen sagen oder auch nur anekdoten abgeholfen: so geht es beispielsweise zu, dass noch heute ein bestimmtes bild des alten Fritzen im volke fortlebt. Sollte jemand der meinung sein, solcher anekdotenkram stehe der heldensage ganz fern, so ist daran zu erinnern, dass auch im mittalter im gefolge der eigentlichen, grossen heldensage eine kleine, aus burlesken einzelzügen bestehende da war. Was den anlass gab, alle diese kleinen scherze und derbheiten an das bild des grossen königs zu hängen, war doch ein geschichtlich wahrer charakterzug: seine volkstümlich-derbe ader; und dieser echte charakterzug ist auf diese weise im volke lebendig geblieben.

1) Vgl. P. Rajna, Literaturbl. f. germ. u. rom. phil. 1895, sp. 198 fg.: „Ora, all' elemento romano, in quanto *popolo*, o popolo in non poca parte cittadino, anzichè *schiatta*, la 'sage' mal poteva accomunarsi in altra forma che di canti".

Derlei beobachtungen sprechen dafür, dass auch der sagenhaften geschichtsüberlieferung selbst heute noch eine gewisse lebenskraft innewohnt. Und mehr als das: sogar eine gewisse autorität kann sie gewinnen. Kommt es doch vor, dass die wissenschaftliche geschichtsdarstellung sich an offenbarer legende bereichert. Mit nicht geringem staunen las ich vor kurzem, dass das dankgebet der verbündeten herrscher auf dem hügel bei Leipzig nach der völkerschlacht ins gebiet der sage gehört; in wirklichkeit haben sich die drei den ganzen tag über nicht gesehen.[1] Auch hier kann man recht wol an die heldensage erinnern, besonders deswegen, weil die erfindung den stempel der gutgläubigkeit trägt: sie ist recht aus dem ereignis selbst gewachsen; der sie zuerst aufgebracht hat, konnte sich offenbar die schlacht nicht ohne dieses schlussstück denken, und wie sehr dieses auch dem allgemeinen empfinden entsprach, ergibt sich schon daraus, dass es sich unwidersprochen in die geschichtsdarstellung eingedrängt hat und nun erst wider von der kritik entfernt werden muss; der eine hatte nur das rechte wort gefunden für das, was allen auf der zunge lag. — Schliesslich will ich noch eine merkwürdige, von W. H. Riehl[2] berichtete tatsache anführen, weil sie zeigt, dass alte scheinbar erloschene geschichtliche überlieferungen im volke wieder aufzuleben vermögen, wenn sie von neuen, grossen ereignissen aus ihrem scheintod erweckt werden. Bekannt ist, dass mehrere jahrhunderte hindurch die Türkenprophezeiungen, mancherorten durch Türkengebet und -läuten genährt, sehr verbreitet waren. In der revolutionszeit tauchten sie plötzlich wieder auf. Beim ungarischen kriege glaubten die rheinischen bauern lange nicht an die niederlage Kossuths, 'weil ihnen der unausbleibliche Türkenkrieg ein und dasselbe däuchte mit dem siege Kossuths, weil es ihnen gleich einem evangelium feststand, dass im jahre 1850 die Türkenpferde aus dem Rheine trinken und an den pfeilern des Kölner domes angebunden sein würden'. Die tatsächlichen beziehungen Kossuths und der ungarischen flüchtlinge zur Türkei mögen dabei ihren anteil gehabt haben, aber ausschlaggebend waren sie gewiss nicht: Ostländer und Türken verschmolzen dem volke in eins, ganz in der weise des französischen epos. Mir scheint, hier liegt eine mündlich fortgepflanzte und in der art der heldensage weitergewachsene, aber echt geschichtliche erinnerung klar zu tage. Derartiges beweist selbstverständlich nichts für das erwachsen epischer dichtung aus mündlicher sage; aber es zeigt, dass man an dem bestehen und der dauerhaftigkeit einer geschichtlichen heldensage auch im alten Frankreich nicht zu zweifeln braucht. Wol hat es zeiten gegeben, die der heldensagenbildung besonders günstig waren, aber an bestimmte zeiten gebunden ist diese bildung nicht, sie ist ein unverlierbares eigentum der volksphantasie.

Das zweite hindernis, mit dem der begriff der heldensage in Frankreich zu kämpfen hat, ist die sogenannte kantilenentheorie, die das epos aus unmittelbar (auch zeitlich) der geschichte entsprossenen lyrisch-epischen gedichten hervorgehen lässt und ihren ursprung doch wol in Lachmanns liedertheorie hat. Hierzu ist zu sagen, dass heldensage und zeitgedicht sich nicht notwendig ausschliessen; grösseren anspruch auf die vaterschaft des epos hat aber die heldensage, denn heldensagen, die in ihrer ganzen art dem epos nahestehen, sind wirklich nachzuweisen (den mönch von St. Gallen erkennt auch G. Paris an, nur spricht er derartigen erzählungen längere lebensdauer ab), aber kantilenen lassen sich höchstens durch hinweise auf kurze

1) Vgl. H. Gelzer, Gedächtnisrede für Carl Alexander von Sachsen, Jena 1901, s. 37 anm. 12.

2) Land und leute (8. aufl., 1883) s. 348—350.

chronistenstellen wahrscheinlich machen, die ebensogut auf fertige epen bezogen werden können.

Selbst dem bedeutendsten französischen vertreter der kantilenentheorie, G. Paris, kann Voretzsch mit recht entgegenhalten, dass er selber ehemals (in seiner Histoire poétique de Charlemagne, 1865) von mündlich umgehenden erzählungen gesprochen hat, die ihrer art nach zwischen geschichte und dichtung vermittelten; auch neuerdings hat er die erzählungen des mönchs von St. Gallen ausdrücklich anerkannt; bedauerlich bleibt, dass er sich zu den von Voretzsch aufgestellten Merowingersagen nicht geäussert hat. — Ganz offenbare widersprüche finden sich dagegen bei L. Gautier, den die schwärmerische begeisterung für seinen stoff oft genug in unklarheit verstrickt hat. Zuerst weiss er nur von kantilenen, führt später nach P. Meyers Vorgang die 'tradition orale' ein, wirft sie nach G. Paris' einspruch wider hinaus — und lässt sie schliesslich zur hintertür wider herein, zwar nicht als 'tradition orale', wol aber als 'légende' und in einer eigentümlichen, nicht näher bestimmten und kaum zu greifenden verknüpfung mit den 'chants lyrico-épiques'. Mit einer so verschwommenen zustimmung ist beiden teilen wenig genützt.

Von den französischen anhängern der kantilenentheorie unterscheidet sich sehr wesentlich ihr hauptvertreter in Deutschland, G. Gröber. Er lässt neben den epen, aber nicht als ihre vorstufe, einesteils sagen bestehen, andernteils 'zeitgedichte' kürzerer fassung; die epen selbst sucht er nach möglichkeit hinaufzurücken, setzt sie aber immerhin später an als sage und zeitgedicht. Einem wirklichen epos entspricht nach ihm das sog. Haager bruchstück, dagegen ist ihm das sog. Farolied, dessen anfang schon so lange zur rückübertragung in französische epische verse herausgefordert hat, ein beispiel des zeitgedichtes. — Hier setzt die kritik des verfassers ein. Er verwirft grundsätzlich den begriff des historischen volkslieds, wie ihn Gröbers theorie vorauszusetzen scheint[1]. Aber auch wer historische volkslieder annimmt, darf sich nach V. nicht auf das Farolied berufen, denn einmal liegt nicht der mindeste grund vor, in diesem etwas anderes als eine kurze, aber regelrecht entwickelte chanson de geste zu sehen[2], und dann — dieser grund scheint mir recht durchschlagend — kann man schon deswegen nicht von einem historischen zeitgedichte sprechen, weil es gar kein geschichtliches ereignis gibt, auf das es sich unmittelbar bezieht[3]. Mit der erstgenannten auffassung rückt Voretzsch das epos mindestens so hoch hinauf, wie es Gröber nur tun kann, so dass hier kein grundsätzlicher gegensatz zu finden ist. Aber auch bei der betrachtung des verhältnisses zwischen zeitgedicht und epos kommen beide überein: Gröber ist, wie Voretzsch, der meinung, dass die fülle epischer einzelheiten, wie sie die chansons de geste zeigen, nicht aus kurzen liedern stammen kann. Das eben unterscheidet Gröber wesentlich von den franzö-

1) Bis zu einem gewissen punkte hat Voretzsch unbedingt recht. Gereimte zeitungen wie das bekannte fliegende blatt über die schlacht bei Pavia (Liliencron, Histor. volkslieder, nr. 372; Erk-Böhme II, nr. 270) sind keine volkslieder. Ganz anders steht's aber mit einem andern lied auf dieselbe schlacht (Uhland, nr. 187; Erk-Böhme II, nr. 274), in dem die einzelheiten ganz gegen die allgemeine stimmung zurücktreten, ähnlich wie in vielen neueren liedern, die natürlich auch V. für volkslieder hält, denen er aber die bezeichnung als 'historische volkslieder' nicht gern zuerkennen mag (vgl. s. 20). Mir scheint dieser name grade sehr treffend, eben weil in diesen liedern die volkstümliche geschichtsauffassung hervortritt.

2) Rajna, Origini dell' Epopea francese, s. 473 fg. Suchier, Zfrph. XVIII (1894), s. 184 fg. Voretzsch, Philolog. studien (festgabe für Sievers) s. 95 fgg., 109 fgg.; vorlieg. buch, s. 18 fg.

3) Suchier und Voretzsch a. a. o.

sischen kantilenikern. Wenn aber nach Gröber selbst die epen nicht ganz unmittelbar nach dem ereignis selbst entstanden, sondern auch nur wenig später sind als zeitgedichte und sagen, die ersteren aber nicht als unmittelbare vorstufe des epos zu betrachten sind —, so hat Voretzsch ganz recht, wenn er hier eine lücke bezeichnet, die nach ausfüllung verlange, und zwar sei von Gröbers eignem standpunkt aus hierfür nichts anderes vorhanden als die sage. Diese erkenne ja Gröber auch an, aber doch nur mit grosser zurückhaltung und ohne ihr den gebührenden einfluss auf die entstehung des epos einzuräumen. In der tat lässt sich nicht verkennen, dass Gröber im Grundriss der romanischen philologie diesen begriff nach möglichkeit vermeidet. Er spricht von 'epischer' und 'mündlicher' überlieferung, ohne dass es mir ganz klar wird, ob darunter immer die überlieferung fertiger epen zu verstehen ist. Was er von der übernahme heidnischer züge, von der wichtigkeit altertümlicher eigennamen in erbwortform sagt (Grundriss II, I, s. 448—450), scheint mir eher gegen als für litterarische verfestigung zu sprechen.

Von Gröber ist offenbar E. Schneegans ausgegangen, der seine anschauungen hauptsächlich in seiner habilitationsvorlesung 'Die volkssage und das altfranzösische heldengedicht' niedergelegt hat (Neue Heidelberger jahrbücher, 1897, s. 58—67). Bei ihm werden die rein phantastischen und die wandersagen besonders gewürdigt, kurz alles, was wir herkömmlich als märchen- und novellenstoffe bezeichnen. Auch Schneegans erkennt 'sage' an, aber nicht als vorstufe des epos, wenigstens nicht in seiner guten zeit, in der es vielmehr unmittelbar aus dem geschichtlichen ereignis erwachse. Epos und sage seien dazu auch nicht wesensgleich genug: ersteres bleibe trotz aller eingestreuten wunder im rahmen des rein menschlichen und vermeide das übernatürliche, letztere aber weiche von dem tatsächlichen weit ab, um die persönlichkeit des helden mit anderwärts geschehenem und mit übernatürlichen kräften zu bereichern. Beide überlieferungen seien nebeneinander hergeflossen; erst später, beim niedersinken der standesdichtung, des epos, in die kreise der bürger und bauern, hätten sich einzelne züge aus der bauernpoesie, d. h. der volkssage, eingemischt und auch ganze epen hervorgerufen. — In seiner kritik weist Voretzsch mit recht darauf hin, dass Schneegans den begriff der volkssage nicht reinlich herausgearbeitet hat, sondern märchen und heldensage miteinander vermengt, die zwar gewiss sich vielfach gegenseitig berührt haben, aber von haus aus doch deutlich unterschieden sind. Was Schneegans im epos, aber nur im späteren, sagenhaftes anerkennt, sind wesentlich märchenmotive, während er der eigentlichen heldensage — die er jedoch kennt, und die doch sicher grössere wesensgleichheit mit dem epos hat! — keinerlei bedeutung dafür zuschreibt. Im ganzen ruht seine anschauung auf zwei von ihm angenommenen, unüberbrückbaren gegensätzen: dem zwischen sage und epos und dem zwischen älterem, echten und jüngerem, von der volkssage beeinflussten epos. Voretzsch weist nach, dass der zweite unterschied wol durch die spätere entwicklung hervorgetreten, aber durchaus nicht durchgehend ist. Grade in altertümlichen epen finden sich echt wunderbare züge, vergleichbar den häufigeren der germanischen heldendichtung: besonders lehrreich ist hier die unverwundbarkeit Wilhelms mit ausnahme der nase; und so findet sich anderseits possenhaftes, offenbar der volkssage angehöriges schon in alten epen[1]. Aber auch der andere gegensatz ist nicht zu halten, selbst

1) Das ist natürlich auch Schneegans nicht entgangen. Er kann sich damit decken, dass schon die ältesten überlieferten epen spuren des niederganges aufweisen. Dagegen scheint es auch mir unmöglich, Wilhelms unverwundbarkeit mit den abenteuerlichen wundern später epen in einen topf zu werfen.

dann nicht, wenn man wie Schneegans mehr das märchen als die wirkliche heldensage im auge hat. Hierüber gibt Voretzsch sehr wichtige ausführungen, in denen auch auf die altdeutsche dichtung bezug genommen wird. Ist hierdurch dem von Schneegans ausgeführten sachlich der boden entzogen, so gibt auch seine methode zu einwänden anlass: wer steht dafür, dass die in späteren epen von ihm anerkannten züge wirklich noch märchenhaft, nicht vielmehr durch feste beziehung auf bestimmte personen oder orte schon zur heldensage geworden waren? —

In allen diesen erörterungen, denen ich, wie angedeutet, in allem wesentlichen zustimme, bedient sich der verfasser des wortes 'heldensage' für einen völlig festen, genau herausgearbeiteten begriff, über den s. 28—29. 44—46 ausführlicher gehandelt wird. Die heldensage ist eine bestimmte art der sage, hat also mit jeder anderen sage das unterscheidende merkmal, dass sie an bestimmte personen, ereignisse, örtlichkeiten gebunden auftritt: „sie bezieht sich auf einen bestimmten helden und ein mit diesem in verbindung stehendes ereignis“. Damit ist schon gesagt, dass sie geschichtlichen ursprung hat, denn eins von beiden wird in der regel geschichtlich sein; nur ist oft die persönlichkeit zum kristallisationspunkt auch für fremdartige und für ursprünglich ungeschichtliche sagen geworden. Keinesfalls aber darf man bezüglich des historischen gehaltes zu hohe anforderungen stellen. Im anfange sehr vielgestaltig, wird sich die sage nach und nach in gewissen punkten festigen und so vereinfachen, wobei sie natürlich noch immer der umgestaltung unterworfen ist. Die geschichtlichen einzelheiten verschwinden also zum grossen teile, es bleibt ein gebilde, das von dem wesentlichen der persönlichkeit oder des ereignisses — natürlich im sinne der volksauffassung — beherrscht und bestimmt wird. Neben und nach dieser verengerung vollzieht sich aber auch eine erweiterung: der verbliebene rest verbindet sich mit elementen anderer herkunft, aus anderen zeiten, mit älteren sagen oder neuschöpfungen der phantasie. — Einer solchen heldensage kann recht wol eine gewisse epische ausführlichkeit eignen, so dass sie besser als ein kurzes zeitgedicht zur vorstufe eines wirklichen epos geeignet erscheint. Selbstverständlich trifft das nicht für alle epen zu, es ist im einzelnen falle genau zu untersuchen, ob nicht vielmehr unmittelbares erwachsen aus dem ereignis oder abfassung auf grund geschriebener berichte oder endlich willkürliche erfindung und übertragung anzunehmen ist. Wo aber solcherlei entstehung nicht wahrscheinlich ist, da ist eben die heldensage die natürlich gegebene vorstufe; und eine solche, auf der volkstümliche anschauung ungehemmt und allseitig eindringen konnte, verlangt namentlich die entwicklung der älteren epen. Dem berufsdichter fällt die künstlerische, planmässige, individuelle ausgestaltung des von der allgemeinheit vorbearbeiteten stoffes zu.

Alles in allem kann man nicht sagen, dass Voretzsch die leistung des ependichters zu gering einschätze, wie es ihm hier und da vorgeworfen wordon ist. Indess lässt sich nicht verkennen, dass in seiner entwicklungsreihe manches nur erst in umrissen geschaut ist und genauerer bestimmung harrt. Sowol für die entstehung der heldensage aus dem geschichtlichen ereignis wie für ihre litterarische ausbildung zum epos bleibt noch ein gut teil arbeit zu leisten. Vor allem liegen die unmittelbaren äusseren einflüsse, die bei der entstehung des gallofränkischen epos im spiele gewesen sind, noch sehr im dunkel. Voretzsch geht an solchen fragen nicht etwa vorbei: er knüpft in sehr anregender weise an die germanische, genauer fränkische heldendichtung an. Sogar die form der französischen chansons de geste — die einreimige laisse oder tirade von wechselnder verszahl — möchte er mit der stichischen, nicht strophischen form der germanischen heldendichtung verknüpfen. Das will mir freilich nicht ein-

leuchten. Ein solcher zusammenhang scheint mir nur denkbar, wenn wir uns die germanische heldendichtung gesungen, nicht recitiert vorstellen dürften. Auf dieses schwierige gelände kann und will ich mich hier nicht begeben. Ich habe anderwärts versucht, die epische tirade mit der ungleichzeiligen strophe der ältesten französischen lyrik, der romanzen oder chansons à toile, zu verbinden, und habe auf die einzeilige strophe (mit ursprünglicher widerholung durch den chor) als möglichen ausgangspunkt für beide hingedeutet[1].

Der zweite, äusserlich betrachtet wichtigere teil des buches beschäftigt sich mit den mancherlei fragen, zu denen das eigenartige, unter den Karlsepen durch das vorwiegen abenteuerlicher züge und die einmischung unverkennbar mythischen gutes längst aufgefallene Huongedicht reichlichen anlass gibt. In dem gegenstande selbst liegt es, wenn dieser teil an tatsächlichen ergebnissen den ersten weit überragt. Diese sind in der tat so bedeutungsvoll, dass man die untersuchung zu den allerwichtigsten rechnen darf, die auf diesem gebiete veröffentlicht worden sind. Der verfasser hat sein verfahren, das im wesentlichen zwar schon im Ogierbuche ausgebildet vorlag, seit der zeit zu einem wahrhaft meister- und musterhaften entwickelt. Mit der sichersten kenntnis des weitverzweigten stoffs verbindet er tatkräftiges und geschicktes anfassen und — eine nur allzu seltene gabe! — ein nie versagendes gesundes urteil: bei aller wärme des inneren anteils lässt er sich niemals verführen, den bogen der philologischen methode zu überspannen. Wegen dieser vereinigung von eigenschaften, die sich schon in der sachlichen, oft nüchternen, und doch dabei von lebendiger persönlichkeit zeugenden darstellung spiegelt, darf die arbeit als vorbildlich bezeichnet werden. Leider ist es mir nicht möglich, auf den inhalt der Huonuntersuchung auch nur annähernd so ausführlich einzugehen, wie auf die einleitenden capitel, in denen für mich trotz alledem der schwerpunkt des buches liegt: die besprechung würde sonst ungebührlichen umfang gewinnen müssen. Ich will nur versuchen, dem germanisten die wichtigsten gedanken und ergebnisse anzudeuten.

Unmittelbar überzeugend, weil auf genauester beobachtung der technik des dichters beruhend, ist die art, wie Voretzsch die einzelnen stoffkreise aufzeigt, aus denen der dichter die mosaiksteine zu seiner handlung genommen hat, und wie er damit zugleich sich selber die wege seiner untersuchung vorzeichnet. Es ergeben sich daraus drei richtungen: einmal ist dem zusammenhange mit dem volksepos nachzugehen, denn hierzu ist das gedicht in seiner äusseren form wie auch in vielen einzelheiten der dichterischen technik zu rechnen; zweitens ist der einfluss des höfischen versromans abzugrenzen, dem das gedicht nicht nur eine menge stofflicher einzelzüge, sondern auch die anlage des ganzen verdankt; endlich führt die gestalt Auberons, die dem gedichte vor allem sein eigenartiges gepräge verleiht, tief hinein in das gebiet der germanischen sage und dichtung. Den abschluss bildet naturgemäss ein versuch, ein gesamtbild der entwicklung zu entwerfen; voraus geht der eigentlichen untersuchung eine genaue betrachtung des gedichtes selbst und seiner verschiedenen bearbeitungen.

Für die zeitliche einreihung des gedichts schliesst sich Voretzsch im wesentlichen an Friedwagner an. Mit rücksicht auf die anspielungen bei Alberich von Trois-

1) Über musik und strophenbau der französischen romanzen, Halle 1900 (aus dem Suchierbande), s. 37. Es scheint mir ein willkürliches und methodisch unzulässiges verfahren zu sein, die erwähnte ungleichheit der lyrischen strophen in allen fällen zu beseitigen; vgl. ebenda s. 15—17.

Fontaines und auf die behandlung der Pers und ihres gerichtes vermag er eine noch genauere bestimmung zu treffen. Jedesfalls darf man das erste drittel des 13. jahrhunderts als festgestellt betrachten. — Alle französischen bearbeitungen gehen auf diese eine grundlage zurück; und auch die niederländischen vermögen nichts zur aufhellung der vorgeschichte beizutragen, wenn sie auch mit dem bericht Alberichs auf eine gemeinsame, verlorene französische fassung zurückgehen sollen, die statt des namens *Geriaume* einen anderen, *Aliaume* führte. Es ergibt sich also, dass die forschung auf das überlieferte Huongedicht angewiesen ist. — Soll aus diesem der ursprüngliche kern herausgeschält werden, so gilt es zunächst, die auf das höfische epos weisenden züge auszuscheiden. Dazu gehört zunächst das ganze abenteuer von Dunostre, das deutlich an die Apolloniusromane, namentlich den Jourdain erinnert; Chrestiens romanen, besonders dem Perceval (und seinen fortsetzungen) und dem Karrenritter, verdankt der Huondichter eine reihe abenteuerlicher einzelheiten (z. b. die torsperre am eingange des riesenschlosses), aber auch, wie V. sehr lehrreich und überzeugend nachgewiesen hat, die disposition des ganzen gedichtes. Besonders wichtig ist jedoch, dass auch die gestalt Auberons von keltischer beimischung nicht frei ist: seinen buckel, der zu seiner sonstigen überirdischen schönheit so gar nicht passen will, erklärt V. als eine zutat, die auf den zwerggestalten Chrestiens beruhe. Neben diesen wichtigsten beziehungen zum höfischen versromane bestehen noch eine ganze reihe nebensächlicher.

Weit grösser an zahl und umfang ist, was das Huongedicht der vaterländischen heldenepik verdankt, der es ja auch nach form und hauptgehalt angehört. Der dichter hat in dieser hinsicht einen vortrefflichen magen; aber es ist anzuerkennen, dass er nicht mit sklavischer treue entlehnt, sondern das fremde gut aus dem gedächtnis und nach eignem gutdünken, freilich nicht immer am rechten orte verarbeitet. Neben einer ganzen reihe von Karls- und Wilhelmsepen, für die natürlich nicht der gleiche grad von sicherheit oder wahrscheinlichkeit gilt[1], ist da vor allem das Ogiergedicht zu nennen, aus dem der Huondichter in form und inhalt, ja sogar mit wörtlichen anklängen entlehnt hat. Aus dem Ogierepos, wenn auch unter sichtlichem einflusse des Couronnement Louis, lässt Voretzsch auch die Karlotepisode stammen. Die von G. Paris und Longnon versuchte geschichtliche verknüpfung mit Karls des grossen oder Karls des kahlen sohn Karl weist er, sicherlich mit recht, ab, indem er die im zweiten falle nicht wegzuleugnenden ähnlichkeiten dem zufalle zuschreibt. Ich möchte bei dieser gelegenheit, wie schon früher, darauf hinweisen, dass es für solche übereinstimmungen zwischen geschichte und sage oder auch zwischen verschiedenen sagen, ja zwischen verschiedenen geschichtlichen überlieferungen doch noch eine erklärung gibt: die geschichte wurde sogleich unter der form eines schon bestehenden sagentypus aufgefasst, womit natürlich der weg zur heldensage bereits beschritten wurde[2].

Nach ausscheidung aller dieser jüngeren zutaten bleibt als inhalt des Urhuon eine einfache rahmenerzählung übrig, deren züge sich noch ungefähr erkennen lassen: Huon, sohn des herzogs Sewin von Bordeaux, wird durch ein unglückliches verhängnis

1) Als methodisch besonders wertvoll sei die aufstellung von typen für das verhältnis eines christenhelden mit einer sarazenentochter und die zuweisung der *Prise d'Orange* zu den germanischen werbungssagen erwähnt (s. 189 fgg.).

2) Herrigs archiv 98, s. 25. 26; Literaturblatt 21, sp. 138. — Vgl. auch E. Benezé, Orendel, Wilhelm von Orense und Robert der teufel, Halle 1897, s. 88, wo sehr glücklich von 'anschauungsformen a priori' gegenüber den historischen charakteren und geschehnissen gesprochen wird.

zum mörder eines vornehmen gegners; des landes verwiesen, gewinnt er an einem fremden hof eine frau, kehrt (vermutlich) mit ihr zurück und versöhnt sich mit dem kaiser. Das ist ein geläufiger brautfahrtssagentypus, wie er sonst z. b. in der Childerichsage, im Floovent und anderwärts auftritt; und eine erwünschte bestätigung hierfür gibt ein kurzer auszug der älteren Huonsage, den eine fassung des Lothringerepos bewahrt. Geschichtlich bestimmbar ist dabei nur der vater des helden; wie der hineingekommen ist, darüber lässt sich durchaus nichts sagen. Hiermit sind wir so weit zurückgelangt, wie es das gedicht selber ermöglicht.

In diesem vorauszusetzenden Urhuon ist für die gestalt des hilfreichen zwerges Auberon kein rechter platz vorhanden. Der frage, was es mit diesem für eine bewandtnis habe, widmet Voretzsch eine umfangreiche untersuchung, die zu den fesselndsten und ergiebigsten des ganzen buches gehört. Der richtige weg, verknüpfung mit dem germanischen Alberich, ist schon 1861 von G. Paris erkannt und beschritten, später von Rajna weiter verfolgt worden; im anschlusse vor allem an ihre arbeiten kommt Voretzsch zu folgenden wichtigen ergebnissen. Aus den übereinstimmungen zwischen den angaben des gedichts und den davon unabhängigen des belgischen chronisten Jacques de Guyse, die trotz der anzweiflungen Ph. A. Beckers ihren wert behalten (vgl. Voretzsch, Deutsche litteraturzeitung 1902, sp. 2661 fg.), geht hervor, dass Auberon-Albericus ein im walde lebendes zauberwesen, ein elbe und zwar ein lichtelbe ist. Das einzige, was eher auf einen schwarzelben zu weisen scheint, der buckel, ist bereits einleuchtend als zutat keltisch-höfischer herkunft erklärt worden. Zweifellos rührt diese gestalt in ihren hauptzügen aus germanischer überlieferung her. Da ist es nun auffällig genug, und es hat längst einen meinungsaustausch hervorgerufen, dass im mittelhochdeutschen Ortnit der zwerg Alberich ganz dieselbe rolle spielt, die eines beschützers und helfers bei einer gefahrvollen brautfahrt. Schon G. Paris hatte das gesehen, eine abhängigkeit des einen gedichtes von dem andern aber abgewiesen und vielmehr selbständiges schöpfen aus derselben überlieferung angenommen. Anders urteilte später, aber ohne von seinem vorgänger zu wissen, F. Lindner: er führte den Alberich im deutschen gedicht auf das vorbild des französischen zurück, und diese auffassung ist bei den germanisten herrschend geworden, vor allem wol deswegen, weil sie zu Müllenhoffs anschauungen über die Ortnitsage als Hartungenmythus stimmte. Hier setzt Voretzschens untersuchung ein, gestützt auf die bereits gewonnene feste anschauung von Alberichs und Auberons wesenhaften zügen in den beiden gedichten. Den springenden punkt sieht er mit recht in der eigenartigen verbindung der beiden motive, des elbischen schutzgeistes und der brautfahrt, während jedes motiv für sich recht wol durch zufall in beide gedichte gelangt sein könnte. Erschwert wird die untersuchung noch dadurch, dass die Ortnitsage mit der Wolfdietrichsage verbunden ist, wenn auch in mehr äusserlicher weise, durch den drachenkampf. Voretzsch unterscheidet somit in der Ortnitsage drei gesondert auf ihre herkunft zu prüfende bestandteile: Ortnits brautfahrt, den Hartungenmythus (nach Müllenhoffs auffassung), der den rahmen geliefert hätte, und die fränkische Dietrichsage. Bei der letzteren sage, als einer noch erkennbar geschichtlichen, fängt die untersuchung am besten an.

Seit Müllenhoff gelten wol allgemein die gleichungen: Hugdietrich ist Chlodovechs unehelicher sohn Theodorich, Wolfdietrich dessen sohn Theodebert. Voretzsch kommt in geistreicher beweisführung zu anderen ergebnissen. Nach ihm ist vielmehr Wolfdietrichs urbild eben jener Theodorich, dessen uneheliche geburt in der tat ein zeugendes motiv abgeben konnte: ihre wirkung erkennt Voretzsch in den dämonischen,

auf göttliche abkunft weisenden zügen, mit denen die jugend des vorehelich gebornen Wolfdietrich ausgestattet ist. Dabei ist in einzelnen zügen ein verwachsen Theodorichs mit seinem sohne Theodebert[1] sehr wahrscheinlich, namentlich die verlegung des schauplatzes nach osten findet so eine ungezwungene erklärung. — Wo haben wir aber das vorbild Hugdietrichs zu suchen? Dieser frage gibt Voretzsch eine zunächst verblüffende, bei näherem zusehen aber innerlich wolberechtigte lösung: in dem vater des geschichtlichen Dietrich, in Chlodovech selber. Und zwar sind es zwei grundmotive, welche die verbindung zwischen geschichte und gedicht herstellen: seine bekehrung und seine brautwerbung. Man sieht, eine alte forderung der französischen epenforschung gewinnt hier greifbares leben; und der tatbestand ist wol nur deshalb so lange dunkel gewesen, weil der name des helden geschwunden ist, entgegen anderen nachklängen merowingischer sagen. Aber auch hierfür gibt Voretzsch einen hinweis, der offenbar das richtige trifft. Hugones ist ja ein alter stammname der Franken, Hugo heisst in den Quedlinburger annalen der sagenhafte stammvater, Huga nennt Widukind als vater Theodorichs, wogegen die jüngere benennung Theodorichs als Hugo Theodoricus nicht aufkommen kann. Den namen Hugdietrich erklärt sich Voretzsch so, dass Huga in anlehnung an Wolfdietrich und zur unmittelbaren bezeichnung der geschlechtsverwandtschaft erweitert worden sei. Das ist ohne weiteres als möglich zuzugeben, wenn ich auch den eindruck habe, dass noch andere mythische beziehungen dabei obwalten mögen. Zu den hauptgleichungen stellt Voretzsch noch ein paar weniger wichtige, so Hiltburg = Chrotchilde, Walgunt = Gundobad, vielleicht über Gundovald: hierüber denke man wie man will, in jedem falle scheint mir eine fränkische Hugosage über Chlodovechs brautfahrt und über seine bekehrung über jeden zweifel erhaben. Und damit ist für das Huongedicht ein wichtiger anhaltspunkt gewonnen[2]. — Diese untersuchung möchte ich als den gipfelpunkt des ganzen buches bezeichnen, wo scharfsinn und gelehrsamkeit des verfassers sich am glänzendsten betätigen. Wie ungemein vielfältig und verwickelt die beziehungen sind, die es dabei auf schritt und tritt im auge behalten hiess, zeigt ein blick auf die s. 319 eingefügte entwicklungstafel.

Wie sah nun die Hugosage aus? Die verbindung mit der Wolfdietrichsage ist nur äusserlich und jung, wie sich schon aus den deutschen dichtungen abnehmen lässt. Wie ist aber das verhältnis zur Ortnitsage? Diese frage ist zum teil schon damit beantwortet, denn Ortnitsage und Wolfdietrichsage sind nach Voretzsch erst durch das mittelglied der dienstmannensage aneinandergebracht. Es scheint mir allerdings nicht so ausgemacht, dass die ursprüngliche zusammengehörigkeit in dem Hartungenmythus gänzlich zu verwerfen sei, aber das vermag an dem verhältnis der beiden brautfahrtsagen natürlich nichts zu ändern. Den kern der Ortnitsage bildet nach Voretzsch die brautwerbung, und zwar erscheint ihm die elbische hilfe als etwas ursprüngliches und wesentliches, wie sie denn auch in anderen fassungen desselben urstoffes (Oswald, Seyfridslied usw.) zu erkennen ist und selbst durch den bericht Hugos von Toul hindurchschimmert. Mit dieser annahme fällt die von anderen behauptete herübernahme Alberichs aus dem französischen Huon in den deutschen Ortnit; und für die selbständigkeit des letzteren vermag Voretzsch zwei wichtige beweise ins feld zu führen: einmal die deutlichere bewahrung der brautfahrt, dann aber die vater-

1) So (Wolfdietrich < Theodorich + Theodebert) übrigens schon Jiriczek in seiner kleinen Heldensage (sammlung Göschen).

2) Sehr interessant ist, dass damit auch ein willkommenes licht auf den kaiser Hugo von Konstantinopel in der Karlsreise fällt.

schaft Alberichs, die seine hilfe aufs beste begründet, während im französischen gedicht in dieser hinsicht eine lücke klafft, ja, die helferrolle zur sonstigen art Auberons durchaus nicht passt, woraus zu entnehmen ist, dass der dichter um der historischen anknüpfung an Sewin willen diesen zug unterdrückt hat. Dagegen trägt der neben dem elbischen vorhandene menschliche helfer im französischen Geriaume oder Aliaume echtere züge als im deutschen Iljas, der von der niederdeutsch-russischen sage aus beeinflusst ist, und auch der schluss des Huon erweist sich als ursprünglich durch den vergleich mit den sogenannten Siegfriedmärchen, die zugleich auch licht auf die seltsame forderung Karls nach bart und zähnen des emirs werfen.

So hat uns die untersuchung zu zwei im kerne verwandten, aber von einander unabhängigen sagen geführt: der Ornitsage und der fränkischen Hugosage. Die letztere ist im deutschen Hugdietrich den geschichtlichen grundlagen verhältnismässig treu geblieben. Anderseits führte die wesensgleichheit dazu, sie mit der Ortnitsage zu verschmelzen, und so kam auf neustrischem gebiet ein vorauszusetzender fränkischer Urhuon zustande, in dem der held mit der hilfe seines elbischen vaters seine brautfahrt vollbrachte. Mit diesem gedichte widerum wurde von einem spielmann aus St. Omer der andere Urhuon, die erzählung von Huons mordtat im palaste zu Paris und seinem exil in der Lombardei, zusammengearbeitet, offenbar auf grund der namensgleichheit: so entstand das vorliegende gedicht. Die beiden urgedichte sind noch dem 12. jahrhundert zuzuweisen, das überlieferte epos gehört dem anfange des 13. jahrhunderts an.

Es ist selbstverständlich, daß es bei dieser fülle der tatsachen und beziehungen für manches einzelne eine andere auffassung geben kann. Aber der festigkeit des ganzen baues vermag das keinen eintrag zu tun: ein brüchiger stein findet sich nicht darin. Der grösste wert der Huonuntersuchungen scheint mir jedoch darin zu liegen, dass sie uns so zwingend, wie es kaum jemals geschehen ist, eine enge urverwandtschaft zwischen deutscher und französischer epenwelt erweisen. Das begründet denn auch die geschlossenheit des ganzen buches, der zweite teil stützt aufs beste die im ersten vorgetragene gesamtanschauung. Denn nach allem, was wir sonst wissen, ist eine litterarische stoffwanderung aus Deutschland nach Frankreich in so früher zeit ausgeschlossen; eine ursprüngliche wesensgleichheit aber deutet mit notwendigkeit auf gleichen ursprung. Und so ist ein starkes bollwerk für die französische heldensage als vorstufe der ependichtung gewonnen, wie gegen die positivistische und euhemeristische betrachtung der epen selbst.

OBERSTEIN A. D. NAHE. G. SCHLÄGER.

Leo Wolf, Der groteske und hyperbolische stil des mittelhochdeutschen volksepos. Palaestra, Untersuchungen und texte aus der deutschen und englischen philologie, herausgegeben von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt. Berlin, Mayer u. Müller 1903. 161 s. 4,50 m.

Der verfasser hat die grenzen seiner untersuchung weit gesteckt, indem er sie auf die gesamte mittelhochdeutsche volksepik — vom Nibelungenlied an — ausdehnte. Bei der fähigkeit, ein grosses gebiet zu überschauen, hat er denn auch weitgreifende ergebnisse erzielt, indem er allgemeine grundzüge in der anwendung der hyperbel festsetzen konnte. Es lassen sich bei den mittelhochdeutschen volkstümlichen epen in dieser hinsicht drei stilgruppen unterscheiden (s. 157): 1. höfisch stark beeinflusste epen (Nib., Gudr., Alph., Bit., Klage); 2. epen in verhältnismässig echtem volkston

(Dietr. Fl., Rab. schl., Ecke, Sig., Virg.); 3. spielmännisch gefärbte epen (Laur., Roseng., Ortnit und die Wolfdietriche).

In der einzelausführung musste sich der verfasser, der anlage der abhandlung entsprechend, auf eine auswahl von beispielen beschränken, die aber doch für die meisten abteilungen reichlich ausgefallen ist. Bei der gruppierung ist er von kategorien des inhalts ausgegangen — 1. der held; 2. der kampf; 3. elementar- und fabelwesen; 4. die frau und die liebe; 5. reste — nicht von solchen der sprache, d. i. der stilistik (wie z. b. Baumgarten, Stilist. untersuchungen zum deutschen Rolandslied s. 47 fgg.), oder von psychologischen grundformen (wie Roetteken, Die epische kunst Heinrichs v. Veldeke und Hartmans v. Aue s. 123 fgg.: bestimmte hyperbolische ausdrücke — unbestimmte hyperbel).

In der einleitung (s. 6 fgg.) und am schlusse (s. 156 fg.) spricht sich der verfasser über die entwicklung der hyperbolischen redeweise aus. Mit recht betont er, dass die stark auftragende manier der späteren mhd. volkstümlichen epen (seit ca. 1250) eine fortsetzung des älteren spielmannsstils ist und nicht ein rückfall aus der massvollen kunst des Nibelungenliedes. Die volksmässigen unterströmungen gingen vom zwölften jahrhundert ununterbrochen ins vierzehnte hinüber, nur wurden sie im dreizehnten von der aristokratischen standespoesie aus der guten gesellschaft verdrängt. Wie sehr die höfische kunst doch nur äusserlich aufgetragen war, erkennt man daran, dass von den hier hochgepriesenen tugenden nur so weniges in das sittliche bewusstsein des volkes wirklich veredelnd eingedrungen ist.

Wenn aber der verfasser in den hyperbeln des mhd. volkstümlichen stils 'reste alter deutscher art und kunst, stark gewandelt im verlaufe steigender entwicklung' sieht ('auch hie und da von dem einfluss der französischen chansons de geste leise berührt' s. 157), so müsste zur genaueren bestimmung dieses allgemeinen satzes die exacte einzelforschung einsetzen, es müsste der einzelne hyperbolische ausdruck — ich denke hier besonders an die kampfschilderungen — historisch untersucht werden. An das altgermanische epos darf die hyperbel des mittelhochdeutschen nicht unmittelbar angeknüpft werden. Der alte epische stil ist durch den spielmann umgebildet worden, die hyperbel ist durch ihn noch gesteigert worden (vgl. verf. s. 7), und ob diese groteske manier so weithin unbeeinflusst deutsche eigenart ist, das ist sehr fraglich — das burleske in der spielmannskunst ist jedesfalls fremden ursprungs. Hier stehen wir vor der schwierigen frage nach der herkunft des spielmannsstils. Woher stammt überhaupt der deutsche spielmann? Ist er ein unmittelbarer nachfolger des italienischen mimus (vgl. Reich, Der mimus, bes. s. 811) oder ist er erst ein ableger des französischen jongleur? Und wie verhält er sich zum germanischen scop?

Dem germanischen stil gehörte die eigentlich groteske übertreibung jedesfalls nicht an. Diese meint der verfasser wol auch, wenn er sagt, Beowulf und Hildebrandslied zeigten kaum ansätze dazu (s. 5), und nicht die hyperbel im allgemeinen, denn der stil des Beowulfs ist seinem wesen nach hyperbolisch, hier ist, wie Heinzel (Über den stil der altgerman. poesie s. 32) sagt, alles ausserordentlich, alles ungeheuer gross oder verschwindend klein usw. (Zur unterscheidung von hyperbolisch und grotesk vergleiche die besprechung vorliegender abhandlung durch Martin, Deutsche lit.-ztg. 1904, 538).

Solche eingehendere, historische beobachtungen über die gesteigerte ausdrucksweise, die auf den germanischen epischen stil und den der altfranzösischen chansons de geste zurückgehen müssten, würden zeigen, dass in den hyperbeln der

mittelhochdeutschen epen manche fremde elemente mit unterlaufen. So entstammt z. b. die rohe vorstellung von dem ausspritzen des hirns aus dem schädel in den kampfschilderungen nicht der anschauung des germanischen volksepos, dagegen ist sie geläufig in den afrz. chansons de geste und begegnet mehrfach in Virgils Aeneis, darnach auch einmal im Waltharius, v. 1018 (verf. s. 80). Diese formel also wird, wenn sie in den späteren mhd. dichtungen (Dietr. Fl., Rabenschl., Laur. Dresd. hs., verf. a. a. o.) auftritt, eine neue erwerbung aus der fremde sein. Aber auch die lateinische geistliche litteratur hat bei der ausmalung der kämpfe beigesteuert. So hat schon das Annolied theologische motive: *derde diruntini diuniti, diu helli ingegine gliumiti* v. 453fg. Auch die vorliebe des pfaffen Konrad für vergleiche in seinen schlachtscenen (verf. s. 8fg., Golther, Das Rolandslied des pf. Konrad s. 133fg.) mag durch die geistliche beredsamkeit veranlasst sein. — Durch beiziehung der Thidrekssaga hat der verfasser das material wertvoll bereichert, aber die beispiele können nicht alle ohne weiteres als zeugen für den ursprünglichen niederdeutschen text gelten, da die betreffenden schilderungen zum costüm gehören. Dieses aber ist in der Thidrekssaga vielfach nordisch stilisiert.

HEIDELBERG. GUSTAV EHRISMANN.

Joseph Klapper, Das St. Galler spiel von der kindheit Jesu. Germanistische abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. 21. heft. Breslau, M. und H. Marcus 1904. VIII, 129 s. 4,40 m.

Das St. Galler weihnachtsspiel, zuerst abgedruckt bei Mone, Schauspiele des mittelalters I, 132—181, hat wol, als ältestes spiel dieser gruppe, eine eigene behandlung verdient. Die ihm hier zu teil gewordene, in der hauptsache gelungen, ist doch nicht nach allen richtungen befriedigend. Wie in den meisten erstlingsarbeiten über mittelhochdeutsche texte kommt auch hier die grammatik zu kurz. Schon die grosse zahl falscher citate und die häufig ungenaue widergabe der belegenden beispiele wirkt ungünstig, abgesehen von manchen elementaren fehlern, wie dass in *herczelicher* (s. 6) das *e* eingeschaltet sei, dass in *gebern* zu *wern* 'währen, dauern' und in *gesellen* zu *wellen* (s. 7) ungenauer reim *ë* zu *ę* vorliege, dass *gîtig* unverschobenes *t* habe (s. 16) u. a. Und doch ist der verfasser tiefer gegangen als sonst üblich, indem er bei der lautstatistik der handschrift auch scheinbar geringfügige punkte, wie die gestalt der umlauts- und anderer vocalzeichen, berücksichtigt. Aber die beispiele sind nicht reichhaltig genug und auf grund der überlieferten orthographie hätten schärfere beobachtungen angestellt werden können.

So verzeichnet der verfasser die schreibungen der hs. für den *i*-umlaut des *a*, die sind *e* und *å*. Nun sieht man aber, dass eine scheidung besteht zwischen geschlossener und offener aussprache — die allerdings, wie zu erwarten, nicht regelrecht durchgeführt ist —, also zwischen älterem und jüngerem umlaut: *å* tritt ein in der declination von *magt*, gen. sg. und plur. *mågt* 311. 338. 392. 820 (daneben ohne umlaut *magte* dat. sg. 682, gen. plur. 355, und im reim auf *gewissaget* dat. sg. *magt* 876); in ursprünglich drittletzter silbe, wie in *mägt*, auch in *måcheln* 315; bei *i*-haltigen suffixen: *mågtliches* 482, *unzållich* 11, *månig*, *mån(i)gen* 570. 600. 603. 606. 703. 899 (aber *menger* 897, *menigfalt* 110), *lâmli* 155, *erbårmi* (*-î*) 762, *angånge* (*-i*) 264; einmal im nom. pl. *hånd* 86 (*hend* 850, *henden* 753), *sånfter* (dat. sg.) 736. Dagegen steht vor den den ältern umlaut hindernden consonanten nicht *å*, sondern *e*: *merken* 200. 917. 988, *daz geferte* 599, *zerzerrend* 1070. — Für *ë* setzt

der schreiber *á* nur zweimal, im adverb *hár* gegen sonstiges *her* — das aber dem original entsprechend *har* geschrieben sein müsste — und zwar in den reimen auf *gar* 529, *Caspar* 591, d. h. also des schriftbildes wegen. Man kann also daraus schliessen, dass der schreiber seine schriftzeichen wol erwogen hat.

Auch für den umlaut des langen *â* wird doppelte bezeichnung gebraucht, indem neben gewöhnlichem *æ* auch *e* auftritt, dieses aber nur vor nasalen: *sy neme* 279, *er kem* 994, *ich wên* 839, *wênst du* 1042. Hält man dazu das häufige *niemen* für *nëmen*, so wird man annehmen dürfen, dass der schreiber das ursprünglich offene *æ* und *ë* vor nasal geschlossen sprach. Da aber die heutigen Schweizer mundarten grösstenteils umgekehrt vor nasal offene aussprache haben, so kann dieses geschl. *e* vor nasal für die heimatsbestimmung des schreibers in betracht gezogen werden (nach Heusler, Germ. 34, 123 haben Toggenburg und Appenzell hier nicht offenes *e*, sondern eine mittlere nuance.)

Die 2. 3. pers. plur. *habind* 20. 659. 729 und 2. pers. plur. *sagind* 658 (s. 7) sind indicative und nicht conjunctive, und darin ist die echt schweizerische *ja*-conjugation der verba *haben* und *sagen* überliefert, vgl. Notkers *habint*.

Die fürs erste auffälligen reime *ist: du gîst* 887, *pflît : sit(e)* 544, auffällig, weil von einigermassen achtsamen dichtern die bindung von langem *î* zu kurzem *ĭ* gemieden wird, ergeben sich als correct, da im schweizerischen *du gĭst, er gĭt* (demnach auch *er pflĭt)* kurzen vocal haben.

u mit dem index *e (o)* für nicht umgelautetes *u* steht meist vor *m* und *n: stůnde* 158, *stůnt* 246 hora, *sůnder (= sunder)* 1059, *nůen = nu* 551. 630. 644. 720. 763. 1081, *sůn* acc. sg., *kůmmers* 326, auch bei langem *û: kům = kûm(e)* 403; das zeichen dient also zur erleichterung des lesens, um die ähnlich aussehenden *u* und *m* bezw. *n* voneinander abzuheben.

In *gůtte* für *götte* heidengötter kann noch der alte lautgesetzliche plural *guti* erhalten sein, vgl. ahd. dat. pl. *cutum* Pa. (Ahd. gl. 102, 2) und in ahd. *abcuti*.

Ein unterschied ist gemacht zwischen dem diphthong *iu* und seinem umlaut, indem jener *iu iú* oder *ui úi*, dieser *ú* (*ů*) geschrieben wird: *hiut* 924, *hiút* 1023, *stiuftochter* 267, *tiufel, tiúfel* 56. 74. 78 (*tiefels* 1055), artikel *diu,* ferner *túifels* 1041, *fluich* 980, *fuir* 1058; aber voc. pl. *lút* 199, dat. pl. *lúten* 331. 439, *tůhs* (*tiutisch*) 343, *núczig* (= *niunzic*) 235, *úch* = ahd. *iuwich*, für dat. und acc., 439. 554. 556. 560. 562. 573. 586. 594. 598. 667. 700. 745. 821. 907. 941. 963 (*iuch* 494, *ewch* 540), darnach auch *úer* 444. 623. 718. 725. 728. 815, aber etymologisch richtiger, ohne umlautszeichen, *iuer* 662, *iuren* 843, *iuran* 547; endlich *genúert = geniuwert* 931. — Der umlaut von *û* ist *ú, ú*, z. b. *kúnsch* 203, *kúnschait* 334, *kúnschi* 325, *kúnschait* 209. 283. 311, *súnfczen* 760.

Auf die bestimmung der herkunft des originaldichters und des schreibers hat der verfasser durch beiziehung einschlägiger urkundenbücher sorgfalt verwendet. Beide gehören der Schweiz an, der schreiber (um 1400) war wol in St. Gallen zu hause, das original aber entstand in einer mehr westlichen gegend, vielleicht in Muri (ende des 13. jahrhunderts). Nach den oben beigebrachten unterscheidungen von *e* und *á*, von *ê* gegen *æ* vor nasal, von *iu*, *ui* gegen *ú* müsste allerdings die mundart des schreibers noch einmal einer genaueren prüfung unterzogen werden.

Mit dem litterarhistorischen teil (s. 38) hat der verfasser festeren boden gewonnen. Die untersuchung ist hier knapp aber sicher geführt. Die grundlagen des spiels werden entwickelt: es sind hauptsächlich entsprechende stellen der bibel und des breviers bezw. antiphonars, vielleicht auch der Historia evangelica des Petrus

Comestor; vieles stammt natürlich aus der überlieferung, dem allgemeinen theologischen wissen der zeit. Bei der ausgestaltung des textes schwebte dem dichter stellenweise das osterspiel von Muri vor. Dagegen hat er den Benedictbeurer Ludus de nativitate Domini nicht gekannt, vielmehr hat er ein uns verlorenes lateinisches weihnachtsspiel nachgeahmt, das auch dem verfasser des Ludus vorgelegen hatte. Auch die verwandtschaft unseres weihnachtsspiels mit der erlösung beruht darauf, dass bei beiden ein älteres lateinisches (propheten)spiel benutzt wurde.

Der text, welchen die St. Galler handschrift bietet, ist sehr fehlerhaft, wie schon aus dem abdruck bei Mone zu ersehen ist. Trotzdem hat sich der verfasser mit recht, soweit möglich, an die überlieferung gehalten und nur offenbare irrtümer beseitigt, meistens durch nur leichte eingriffe. Bei einigen stellen liessen sich auch andere conjecturen vorschlagen:

v. 47 *Ich richter künig Dâvîd:*

richter ist in der hs. doch wol verschrieben aus *rîcher*.

v. 48 *Swie in gewalte breit und wit*
Ich sî hie ûf ertrîche,

in der hs. fehlt *ich*, für *gewalte* steht *gewalt*, demnach lautete der satz ursprünglich vielleicht eher: *Swie mîn gewalt breit vnd wit Sî hie ûf ertrîche.*

v. 54 *Mirst und den andren allen*
Der lidegunge michel zît,

die hs. hat *mir und die andran alle* und statt *Der lidegunge*: *herlidegung;* dafür lies: *Mir und den andren allen wær lidegunge michel zît.*

v. 95 *Und sîn marter sende nôt*

l. *sîner marter.*

v. 135 *Den menschen gip die wîsheit,*

die hs. hat *ich* für *gip*, darum liegt näher zu lesen *lich;* über *lîhen* und *geben* vgl. Kraus, Die gedichte des 12. jahrh., anm. zu X, 75, s. 215.

v. 138 *Nâch der setzet sich mîns herzen gir,*

für *setzet* l. *sent,* nach der phrase des spāthöfischen stils *sendiu gir.*

v. 178 für *den zil,* hs. *der zil,* l. *daz zil.*

v. 193 *Daz ich nimmer si verklage*
Und iemer alle mîne tage
Wein hinz an mîn ende
Und winde mîne hende,

das handschriftliche *Sol wainen* und *winden* kann beibehalten werden.

v. 200 *Merkent eben und verstânt*
Ob ie tôt wart sô angestlîch,

das grammatisch richtige *wurde* der hs. (bezw. *würde*) ist zu belassen; ebenso ist die wortstellung der hs. *Wir wissen aber nit* 702 nicht in *Aber wir wizzen niht* zu verkehren.

v. 267 *Wie mîn stiuftohter Maria,*
Diu vil schœniu selbe dâ,
Erzogen bî dem tempel wart,

hs. *die vil schon nun selbe da,* ursprünglich wol *Diu vil schœne und edele dâ.*

v. 748 *Durch got, went hin! dar sî uns gâch,*

hs. *wond* für *went,* l. *wol hin.*

v. 751 *Nû volg in gotes namen hin,*

l. *volgen,* adhortativus.

v. 1042 *Wænst du daz leben tœten?*
Die erde wilt du rœten
Mit des bluot, der si geschuof?
Wê, dîn tobesühtig ruof
Wirt ouch vil schier gesweiget,

hs. 1044 *geschûffe*, 1045 *We din töb sich wiechen:* diese fassung weist eher auf ursprüngl. *Mit des bluot, der si geschüefe* (conjunctiv, da der ganze gedanke als ein unhaltbarer wahn dargestellt ist, *wilt du* v. 1043 = meinst du [röten zu können])? *Wê, dîn tobelich gewüefe* usw.

HEIDELBERG. GUSTAV EHRISMANN.

Litteraturdenkmäler des 14. und 15. jahrhunderts, ausgewählt und erläutert von dr. **Hermann Jantzen.** Leipzig, G. J. Göschensche verlagshandlung 1903. 151 s. 0,80 m. Sammlung Göschen.

Die litteratur des 14. und 15. jahrhunderts hat man von jeher, als eine periode des 'übergangs' oder des 'verfalls', möglichst kurz abgetan. Und doch ist niemals in der entwicklung des deutschen volkes die litteratur in gleicher weise der ausdruck des geistigen und socialen lebens gewesen wie eben in jenem zeitraum. Die verschiebungen der stände spiegeln sich hier getreu ab in dem verstiegenen und unwahren idealismus der höfischen epigonendichtung wie in dem scharfsichtigen und pöbelhaften realismus der bürger- und bauernschwänke. Alle stände sind jetzt litteraturfähig, eine fülle neuer typen aus dem volksleben wird geschaffen, und die prosa erlangt in der deutschen mystik eine ausdrucksfähigkeit, die, auf dem gebiete der erbauungs- und belehrungslitteratur, nie mehr übertroffen wurde. Freilich, die hohen, ritterlichen ideale der Stauferzeit kennt dieses geschlecht nicht mehr, aber, wo so viel neue kräfte sich regen, kann man nicht ohne weiteres von 'verfall' reden. Um diese verschiedenen, zum teil sich entgegenlaufenden strömungen auch nur einigermassen zur geltung kommen zu lassen, dazu reicht der beschränkte raum eines bändchens der Göschenschen sammlung nicht aus. Doch hat der verfasser sein möglichstes getan, um auch in dieser zwangslage eine gute übersicht zu liefern. Besonders auf die einleitung sei hingewiesen, in welcher die socialen bedingungen und die sich entgegentreibenden richtungen als ausgangspunkte für die darstellung genommen werden.

Nun kommt aber noch ein anderes hindernis dazu: wer sich mit der litterarischen production dieses zeitraums eingehender beschäftigt, muss durch schmutz waten. Die stärksten stücke geben gerade den charakter der zeit am besten wider, ja sie sind auch in der tat oft meisterhaft entworfen. Aber solche anstössigen dinge mussten aus dieser sammlung ausgeschlossen werden, die folge war, dass z. b. die fastnachtspiele im stile Rosenplüts gar nicht vertreten sind. Man denke aber an die litteratur des 15. jahrhunderts ohne Rosenplüt und seine fastnachtspiele!

HEIDELBERG. GUSTAV EHRISMANN.

Allemannische gedichte von Johann Peter Hebel auf grundlage der heimatsmundart des dichters für schule und haus herausgegeben von **Otto Heilig.** Heidelberg 1902, Carl Winters verlagsbuchhandlung. XV, 137 s. geb. 1,20 m.

Das eigenartige dieser neuen ausgabe von Hebels gedichten — übrigens nur einer auswahl — besteht darin, dass die einzelnen stücke einerseits in Hebels schreibweise, andrerseits in genauerer phonetischer umschreibung widergegeben sind. Die berechtigung einer 'phonetischen ausgabe' dürfte schon durch das interesse, das die kritik ihr zugewendet hat, dargetan sein: hier sei vor allem verwiesen auf die besprechungen von Behaghel im Lit.-blatt 1904, sp. 8fg. und in der Zeitschr. d. allgem. d. sprachvereins 1902, 215, von Traugott Schmidt im Lit.-blatt 1904, sp. 9—12 und von Hoffmann-Krayer im Schweiz. archiv für volkskunde 6, 215—218. Diese trefflichen kenner der alemannischen mundart haben bei aller zustimmung im grossen und ganzen doch auf verschiedene mängel in der umschreibung hingewiesen, Behaghel ausserdem hat darauf aufmerksam gemacht, dass selbst die genaueste lautschrift doch nie im stande sein wird, das zu erreichen, was Heilig beabsichtigt, nämlich: den leser in den stand zu setzen, die gedichte so zu lesen, wie sie nach dem heimatsdialekt des dichters in wirklichkeit zu lesen sind (s. VII). Meinungsverschiedenheit aber herrscht auch jetzt noch über eine grundfrage, nämlich ob Hebel die unverfälschte mundart eines bestimmten ortes (Hausen) geschrieben oder ob er sich durch andere alemannische nachbarmundarten sowie durch die schriftsprache in stärkerem masse habe beeinflussen lassen.

Jedesfalls gebührt Heilig das verdienst, zum ersten mal die phonetik in wissenschaftlicher weise auf die deutsche dialektdichtung angewendet zu haben. Er stellt auch noch andere einschlägige arbeiten in aussicht, vor allem eine lautlehre der mundart Hebels. Sehr erwünscht wäre auch eine darstellung der melodik und rhythmik von Hebels gedichten und des ihnen zukommenden eigentümlich ruhig-ernsten, fast andachtsvollen vortrags.

HEIDELBERG. GUSTAV EHRISMANN.

Oskar Vogt, Der goldene spiegel und Wielands politische ansichten. [Forschungen zur neueren litteraturgeschichte hrg. v. Muncker, XXVI.] Berlin, A. Duncker 1904. X, 101 s. 3 m.

Vogt stellte sich die aufgabe, Wielands politische ansichten, soweit sie sich aus seinem „Goldenen spiegel“ entnehmen lassen, darzustellen, nicht ohne sie aus andern schriften, einschliesslich der aufsätze über die französische revolution, zu ergänzen. Dabei verzichtete er aber doch darauf, die entwicklung von des dichters politischem denken, wie sie mehrere ereignisse und umstände, vor und nach dem „Goldenen spiegel“, und zwar vor allem eben die französische revolution, mit sich brachten, erschöpfend zu schildern, und damit wol auf den interessantesten teil der aufgabe. Aber auch so ist seine behandlung des stoffes dankenswert genug.

Wieland ist, wie der vf. mit recht hervorhebt (s. 36), auf unserm gebiete nie eigentlich originell. So galt es, allenthalben auf die quellen seiner auffassungen, auf die beziehungen zu andern denkern, hinzuweisen. Vogt musste sich also die einsicht in alle wesentlichen erscheinungen der damaligen politischen litteratur verschaffen, wobei in erster linie Frankreich zu berücksichtigen war. Er hat sich denn auch mannhaft an diese, nicht unbedeutende aufgabe gemacht. Dass er sie ganz

gelöst hätte, wird man indessen nicht sagen können. So wird Wieland manchmal zu andern in einen gegensatz gestellt, der nicht vorhanden ist, oder die art des gegensatzes wird verkannt; in andern fällen werden seine quellen nicht ausreichend ermittelt, schliesslich auch gelegentlich eine abhängigkeit angenommen, wo keine zu finden ist. Es ist z. b. nicht richtig (s. 39), dass Rousseau angenommen habe, die staaten seien historisch durch einen contract entstanden. Die frage nach der historischen entstehung ist ihm vielmehr bezeichnender weise irrelevant: er nimmt nur an, dass jedem staate ein contract, gleichgiltig, ob ein ausdrücklicher oder ein stillschweigender, zu grunde liege. Ein gröberer irrtum ist der, dass Vogt (s. 61) annimmt, bei Rousseau finde sich der „herrschaftsvertrag", bei dem nur das volk der „wichtigere" factor gewesen sei; R. kennt vielmehr nur den eigentlichen „gesellschaftsvertrag", und die herrschaft beruht nach ihm eben nicht auf einem vertrag, sondern nur auf einem auftrag, einer commission. Wenn ferner bei den gedankengängen Wielands (s. 78), wonach der adel als mächtige stütze des autoritätsgedankens beizubehalten ist, an Montesquieu erinnert wird, so beruht das auf einem freilich alten und verbreiteten missverständnis: der berühmte satz Montesquieus, „kein adel, keine monarchie", erhält seine eigentliche bedeutung durch die darauf folgenden worte, „sondern eine despotie"; der adel ist ihm die notwendige stütze gegen die monarchie. Bei seiner interessanten darstellung der ansichten Wielands über die verfassungsfrage (s. 42 fgg.) entgeht es Vogt, dass jener lediglich ganz geläufige, vor allem französische politische gedanken widergibt: dass die lehre von den grundgesetzen sich ausser im mittelalter u. v. a. bei Bodin, dann bei Ludwig XIV und Bossuet findet; dass der gedanke, dass besondere factoren (bei Wieland die provincialstände) da sein müssen, welche für die aufrechterhaltung der grundgesetze sorgen, u. a. bei Montesquieu steht; dass der satz, der fürst solle die macht haben, „alles gute zu tun, was er will, ohne auch die traurige freiheit, böses zu tun, zu behalten", den er auf den Antimachiavell zurückführt, sich in wirklichkeit u. a. schon bei Fénelon und Voltaire (Lettres sur les Anglais 1734) findet, auch bei beiden keineswegs einen hauptsatz irgend eines despotismus, wenn auch eines aufgeklärten, darstellen soll, sondern einer beschränkung des monarchen das wort redet. Die idee der provincialstände hat Wieland, wie mir nicht zweifelhaft ist, aus dem Ami des hommes.

Alle diese ausstellungen können an dem oben ausgesprochenen urteil nichts ändern, dass unsere darstellung sehr dankenswert ist. Auf den inhalt von Wielands politischen ansichten einzugehen, fehlt hier der raum und der leser muss gebeten werden, zu Vogts schrift zu greifen. Nur wenige allgemeine bemerkungen seien noch gestattet. W. hatte zeit seines lebens lebhafte politische interessen, und so sind denn auch seine theoretischen ansichten über diese dinge nicht eben unbedeutend. Allein es haftet ihnen etwas spielendes an: allenthalben fühlt man durch, dass sie rein litterarische quellen haben und dass keine praxis läuternd auf sie gewirkt hat, vor allem, dass das gefühl der verantwortlichkeit fehlt, wie es denjenigen erfüllt, der mitten im politischen leben steht. Im übrigen ist Wieland ein geradezu klassisches beispiel für die zahlreichen humanen stimmungspolitiker der zeit. Leicht wird er durch allerhand äussere ereignisse beeinflusst, seine ansichten (z. b. über republik, monarchie, aristokratie) zu wechseln. Ferner war er nirgends radical, überall neigte er zur vermittlung (z. b. „pressfreiheit, nicht pressfrechheit"), und er ist, im gegensatz zu so vielen zeitgenossen, historischen erwägungen durchaus zugänglich. Freilich finden wir auch gelegentlich mangelnde klarheit und ungenügendes durchdenken schwieriger probleme. So z. b. in seinen bemerkungen über den letzten zweck des

staates, der ganz im stil der zeit rein individualistisch im glück des einzelnen gesucht wird. Von den theoretischen und praktischen schwierigkeiten, welche diese flache auffassung im gefolge hat, hat er offenbar keine ahnung.

FREIBURG I. B. ADALBERT WAHL.

Carl Behrens, En tysk Digter. Christian Dietrich Grabbe. Hans Liv og Digtning. Kjøbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag 1903. 461 s. 5 kr.

Besässen wir nicht seit 1902 die ausgezeichnete vierbändige ausgabe von Grabbes sämtlichen werken durch Eduard Grisebach, so hätte das deutsche volk und seine wissenschaft begründete ursache, etwas beschämt auf den ausländischen nachbarn zu blicken, der da eine längst fällige dankesschuld an den merkwürdigen und unglücklichen dichter abträgt. Denn eine so gute und eingehende Grabbebiographie, wie die des dänischen gelehrten ist, besitzen wir in deutscher sprache nicht. Ein gewisser trost ist es freilich, dass der verfasser sein werk, wie er selbst dankbar anerkennt, auf der deutschen forschung, insbesondere auf Grisebachs ausgabe aufbaut, die uns ja überhaupt zum ersten male den echten und den ganzen Grabbe kennen lehrte.

Einen vergleich mit den älteren deutschen lebensbeschreibungen zu ziehen, wäre unbillig, da alle bis auf die Grisebachs im vierten bande der werke unzureichend sind, und Grisebach selbst hat mit der seinigen, die 62 seiten umfasst, eben nur eine skizze, gewissermassen einen commentar zu den werken und briefen geben wollen. Behrens aber beabsichtigt, sowol ein klares, deutliches bild des als mensch so unglücklichen dichters zu geben, als auch seine werke ausführlich zu besprechen. Wenn er selbst bescheiden das entstandene bild kaleidoskopartig nennt, weil es aus zahlreichen, den briefen entnommenen einzelzügen zusammengesetzt sei, so dürfen wir es getrost auch als recht lebensvoll bezeichnen, und wenn er mit den eingehenden analysen der werke das ziel verfolgt, einen dänischen leserkreis für den dichter zu interessieren, so würde er in deutscher übersetzung gewiss auch zahlreiche deutsche freunde gewinnen; denn anregend, spannend, ja unterhaltend liest sich das buch, und fast wie ein roman wirkt darin die tragische geschichte des seltsamen mannes, dessen charakterbild so lange unsicher hin- und herschwankte, bis erst die jüngste gegenwart sich seiner annahm und immer tiefer in ihn einzudringen, ihn zu verstehen sich bemühte.

Über den inhalt des buches ist sonst nicht viel zu sagen; es genüge das urteil, dass das leben Grabbes klar und sachlich, ruhig, ohne hass und missgunst, ohne blinde begeisterung und überschätzung, aber mit lust und liebe zum gegenstande beschrieben ist. Äussere und innere, sociale und psychologische verhältnisse kommen gleichmässig zu ihrem rechte, schöne und hässliche züge werden mit gerechter historischer treue verzeichnet. Alle jene traurigen dinge, seine trunksucht, von der man ihn doch nicht freisprechen kann, seine pflichtverletzungen im amte, seine unselige ehe, an deren entsetzlicher trostlosigkeit übrigens fast alle schuld seiner gattin zukommt, das verhältnis zu Immermann, das so unerquicklich endete, werden ernst, zurückhaltend, streng sachlich und ohne überflüssiges breittreten geschildert, und fast jede einzelheit wird hier wie sonst durch briefstellen belegt.

Gleiches lob ist den besprechungen der werke zu zollen. Es sind eingehende inhaltsangaben, aus denen man hinreichend mit dem gang der handlung bekannt wird. Natürlich ist das verfahren nicht bloss berichtend, sondern auch kritisch. Die wunderlichkeiten und die eigenart des dichters im guten wie im schlechten sinne werden

gebührend hervorgehoben, die litterarischen zusammenhänge werden erörtert, ästhetische urteile werden hinzugefügt. Häufig kommt in mitunter umfangreichen übersetzungsproben, die, soweit ich das beurteilen kann, auch trefflich gelungen erscheinen, der dichter selbst zu worte. Auch die späteren schicksale seiner werke, ihre bearbeitungen und aufführungen werden gewissenhaft verzeichnet, dem einfluss Grabbes auf die neueste litteratur wird nachgegangen. Die prosaschriften werden ebenfalls berücksichtigt, so z. b. eingehend die 'Shakespearomanie'. — So kann denn das buch auch den deutschen fachgenossen bestens empfohlen werden.

Zum schluss teile ich noch ein paar druckfehler und versehen mit, die mir aufgefallen sind. S. 9 letzte z. l. nihil st. nul; s. 14 z. 8 l. ham st. kam; s. 106 z. 11 l. Marius st. Marinus; s. 139 z. 16 l. aabenbare st. aabenhare; s. 202 z. 16 l. Løves st. Løwes; s. 248 z. 16 l. 274 st. 247; ebenda ist auch gegen die behauptung einspruch zu erheben, dass Shakespeare, Goethe und Schiller das 'volk' im drama als homogene masse aufgefasst hätten, während Grabbe ins einzelne gehe und den wichtigen schritt tue, das 'volk' realistisch darzustellen; das haben jene auch schon getan. S. 253 z. 14 l. Wien st. Wieden; s. 280 z. 3 v. u. l. Grabb' st. Grab'; s. 281 z. 1 l. und st. and; s. 287 z. 2 l. Jetzt st. Zetzt; s. 331 z. 11 l. 1835 st. 1837; s. 334 z. 4 v. u. l. And u. greater st. Und u. graeter. S. 412 meint Behrens, die schlussscene von Grabbes 'Hermannsschlacht' habe unverkennbaren einfluss auf Hebbels 'Herodes und Mariamne' geübt, wo Herodes den befehl zur vernichtung des neugeborenen königs der Juden erteilt. Das ist doch sehr zweifelhaft; denn einmal lag ja für Hebbel stofflich die scene ausserordentlich nahe, dann aber hat ja Grabbe auch gar nicht den grausamen, freilich quellenmässigen zug, dass alle kinder unter zwei jahren getötet werden sollen.

BRESLAU (KÖNIGSBERG I. PR.). H. JANTZEN.

P. Landau, Karl v. Holteis romane. Ein beitrag zur geschichte der deutschen unterhaltungslitteratur. (Breslauer beiträge zur litteraturgeschichte, herausgegeben von M. Koch und Fr. Sarrazin. I). Leipzig, M. Hesse 1904. 168 s. 4,50 m, subscriptionspreis 3,80 m.

Eine fleissige und umsichtig geordnete arbeit; dass sie nicht sehr interessant ist, liegt am stoff, denn Holtei schrieb zwar sehr lesbare unterhaltungsromane, bietet aber weder als mensch noch als schriftsteller tiefere probleme. L. hält sich auch von jeder überschätzung fern und weiss die grenzen von Holteis begabung gut zu markieren. Innerhalb dieser schranken wird seine romantechnik und der allgemeinere inhalt (an theaterlitteratur, kulturgeschichtlichem stoff, persönlichem erlebnis und schlesischer art) durchgesprochen und der geringe spielraum der entwicklung gezeigt. Besonders die abschnitte „composition“ und „erregung von spannung“ gewinnen durch ihre ausführlichkeit bedeutung für die geschichte des deutschen romans überhaupt.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Atlas, Palæografisk. Oldnorsk-islandsk afdeling, udgivet af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. Københ. og Krist., Gyldendal 1905. XVI s. u. 53 taff. mit beigefügtem text. Fol. in mappe. 30 kr.

Beer, Anton, Kleine beiträge zur gotischen syntax. [Sitz.ber. der kgl. böhm. gesellsch. der wissensch., phil.-hist. cl. 1904. XIII.] Prag 1904. 16 s.

Berthold von Regensburg. — Bernhardt, Ernst, Bruder Berthold von Regensburg. Ein beitrag zur kirchen-, sitten- und literaturgeschichte Deutschlands im 13. jahrh. Erfurt, Hugo Güther 1905. (IV), II, 73 s.

Brandstetter, Renward, Das schweizerdeutsche lehngut im romontschen. [Rätoromanische forschungen. I.] Luzern, J. Eisenring 1905. 82 s.

Cederschiöld, Gustaf, Rytmens trollmakt. Några bidrag till människans historia. [Populärt-vetenskapliga föreläsninger vid Göteborgs högskola. Ny följd. 1.] Stockholm, Alb. Bonnier 1905. (II), 190 s. 2,50 kr.

Curme, George, O., A grammar of the german language. New York, The Macmillan company 1905. XIX, 662 s.

Eberhard, Joh. Aug., Synonymisches handwörterbuch der deutschen sprache. 16. aufl. umgearb. von O. Lyon. Leipzig, Th. Grieben 1904. XLIV, 1131 s. 12 m.

Goethe. — Enders, Carl, Die katastrophe in Goethes Faust. Dortmund, Ruhfus 1905. 95 s. 1,20 m.

— Lucerna, Camilla, Die südslavische ballade von Asan Agas gattin und ihre nachbildung durch Goethe. [Forschungen zur neueren lit.gesch. hrg. von Frz. Muncker. XXVIII.] Berlin, Alb. Duncker 1905. (VIII), 70 s. 2 m.

Grillparzer, Franz, Libussa, erläutert von Rich. M. Meyer. [Deutsche dichter des 19. jhs. . . hrg. von O. Lyon. 16.] Leipzig, Teubner 1905. 38 s. 0,50 m.

Heine. — Ochsenbein, Wilh., Die aufnahme lord Byrons in Deutschland und sein einfluss auf den jungen Heine. [Untersuchungen zur neueren sprach- und lit.-gesch. hrg. von Oskar F. Walzel. VI.] Bern, A. Francke 1905. X, 229 s. 3,60 m.

Heliand nebst den bruchstücken der altsächs. Genesis mit ausführl. glossar hrg. von Moritz Heyne. 4. aufl. Paderborn, Schöningh 1905. VIII, 394 s. 6 m.

Hesselman, Bengt, Sveamålen och de svenska dialekternas indelning. Upsala, K. W. Appelberg 1905. IV, 72 s. 2 kr.

Heusler, Andreas, Lied und epos in germanischer sagendichtung. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus 1905. 53 s. 1 m.

Heyse, Paul, Kolberg, erläutert von Heinr. Gloël. [Deutsche dichter des 19. jhs. . . . hrg. von O. Lyon. 15.] Leipzig, Teubner 1905. 47 s. 0,50 m.

Hofmannsthal. — Sulger-Gebing, Emil, Hugo von Hofmannsthal. Eine literar. studie. [Breslauer beitr. zur lit.gesch. hrg. von Max Koch u. Gr. Sarrazin. III.] Leipzig, Max Hesse 1905. IV, 93 s. 2,50 m.

Meyer, Conr. Ferd., Der heilige, erläutert von Karl Credner. [Deutsche dichter des 19. jhs. . . . hrg. von O. Lyon. 18.] Leipzig, Teubner 1905. 32 s. 0,50 m.

Niemann, Gottfried, Die dialoglitteratur der reformationszeit nach ihrer entstehung und entwicklung. [Probefahrten . . hrg. von Alb. Köster. V.] Leipzig, R. Voigtländer 1905. (IV), 92 s. 3,60 m.

Raabe, Wilh., Alte nester, erläutert von Paul Gerber. [Deutsche dichter des 19. jhs. . . . hrg. von O. Lyon. 19.] Leipzig, Teubner 1905. 44 s. 0,50 m.

Schiller. — Bellermann, Ludw., Schillers dramen. Beiträge zu ihrem verständnis. 1. u. 2. band. 3. aufl. Berlin, Weidmann 1905. VII, 348 u. VII, 332 s. geb. 12 m.

— Keller, Ludw., Schillers stellung in der entwicklungsgeschichte des humanismus. [Vorträge u. aufsätze aus der Comenius-gesellschaft. XIII, 3.] Berlin, Weidmann 1905. 87 s. 1,50 m.

— Könnecke, G., Schiller. Eine biographie in bildern. Marburg, R. G. Elwert 1905. (IV), 48 s. gr. 4°. geb. 2,50 m.

Schlegel, Dorothea. — Deibel, Franz, Dorothea Schlegel als schriftstellerin im zusammenhang mit der romanischen schule. [Palaestra . . hrg. von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt. XL.] Berlin, Mayer u. Müller 1905. VIII, 188 s. 5,60 m.

Stähelin, Felix, Der eintritt der Germanen in die geschichte. [Sonderabdruck aus der Festschrift zum 60. geburtstage von Theodor Pleiss.] Basel 1905. 30 s.

Stieler. — Dreyer, A., Karl Stieler, der bayerische hochlandsdichter. Stuttgart, Bonz & Co. 1905. VIII, 147 s. 2 m.

Stifter, Adalb., Studien, erläutert von Rud. Fürst. [Deutsche dichter des 19. jhs. . . . hrg. von O. Lyon. 20.] Leipzig, Teubner 1905. 44 s. 0,50 m.

Storm, Theodor, Pole Poppenspäler, Ein stiller musikant, erläutert von Otto Ladendorf. [Deutsche dichter des 19. jhs. . . . hsg. von O. Lyon. 17.] Leipzig, Teubner 1905. 40 s. 0,50 m.

Törneros, Adolf. — Östergren, Olof, Stilistiska studier i Törneros' språk. [Upsala universitets årsskrift 1905. I.] Upsala, Akad. bokhandeln 1905. IX, 150 s.

Wächter, Leonh. — Pantenius, Walther, Das mittelalter in Leonh. Wächters (Veit Webers) romanen. Ein beitrag zur kenntnis der beginnenden wiederbelebung des deutschen mittelalters in der lit. des 18. jhs. [Probefahrten . . . hrg. von A. Köster. IV.] Leipzig, Voigtländer 1904. VIII, 132 s. 4,80 m.

Wolfram von Eschenbach. — Franz, Erich, Beiträge zur Titurelforschung. [Göttinger dissert.] Leipzig, G. Fock 1904. 52 s.

NACHRICHTEN.

Am 30. märz 1905 wurde prof. dr. Fredrik Tamm in Upsala (geb. 1847), der seine vortreffliche *Etymologisk svensk ordbok* leider unvollendet hinterlässt, von langjährigen schweren leiden durch den tod erlöst; am 1. mai verschied zu Berlin prof. dr. Reinhold Röhricht (geb. 18. nov. 1842 zu Bunzlau), einer der besten kenner der geschichte der kreuzzüge, in dem auch unsere zeitschrift einen treuen mitarbeiter betrauert.

Prof. dr. W. Braune in Heidelberg wurde zum geh. hofrat ernannt; der ausserordentl. professor dr. Arnold E. Berger in Halle als ordinarius an die technische hochschule in Darmstadt berufen.

An der universitat München habilitierte sich dr. Rudolf Unger für neuere deutsche litteraturgeschichte.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

ZUR FRIESISCHEN VOLKSEPIK.

An ausdrücklichen zeugnissen für die pflege des epischen gesanges bei den Friesen herrscht kein überfluss. Der harfner, dem ein mittelfriesisches weistum aus der zweiten hälfte des 8. jahrhunderts dieselbe höhere handbusse wie dem goldschmied und der feinweberin zuerkennt[1], und der blinde ostfriesische sänger Bernlêf, der um die wende desselben jahrhunderts die „antiquorum actus regumque certamina" gefällig vorzutragen wusste[2], sind die einzigen bestimmten zeugen, welche die litterarhistoriker dafür, dass sich einst auch die Friesen an epischem gesange ergötzt haben, vorzuführen vermögen. Man hat auch geltend gemacht, dass unter den germanischen sagen mindestens eine, die von dem Friesenkönige Finn, auf friesischem boden erwachsen sein müsse. Doch berechtigt schon das auftreten jener beiden zeugen zu dem schlusse, dass noch im 8. und 9. jahrhundert in Friesland von berufsmässigen sängern heldengedichte unter harfenbegleitung vorgetragen worden sind.

1) *Qui harpatorem, qui cum circulo harpare potest, in manum percusserit, componat illud quarta parte maiore compositione quam alteri eiusdem conditionis homini; aurifici similiter; foeminae fresum facienti similiter.* Dass die Judicia Wlemari, an deren schluss diese satzung steht, zur Lex Frisionum gehören, hat v. Richthofen, M.G. LL. III, 654 nachgewiesen. Als „capitulare" (Grdr. d. germ. phil. II², s. 523) darf man Wlemars Judicia nicht bezeichnen, denn jenes ist im zeitalter der Karolinger die technische bezeichnung königlicher satzungen (Brunner, Deutsche rechtsgesch. I, s. 377). Jene Judicia aber sind weistümer. Übrigens hat Wlemar nicht im 9. jahrhundert (Grdr. II², s. 523, III², s. 71), sondern in dem letzten viertel des 8. jahrhunderts in Mittelfriesland recht gewiesen.

2) Aldfrids leben des heiligen Liudger, des ersten bischofs von Münster († 809), berichtet, dass der heilige einst zu Helwerd einen blinden namens Bernlêf sehend machte, der *a vicinis suis valde diligebatur eo quod esset affabilis et antiquorum actus regumque certamina bene noverat psallendo promere* (M.G. SS. II, 412, Geschichtsquellen des bistums Münster, 4, 30fg.) oder, wie sich eine jüngere handschrift ausdrückt, *vicinis suis admodum carus erat, quia antiquorum actus regumque certamina more gentis suae non inurbane cantare noverat* (Brüder Grimm, Deutsche sagen² II, XI). Die vita nennt das landgut, wo den heiligen *matrona quaedam Meinsuît* gastlich aufnahm, *Heleguuerd (Heleguurd, Helewyrd).* Sein heutiger name ist Helwerd. Es liegt bei Uskwerd im nördlichen Hunsegau, also in Ostfriesland, nicht, wie Grdr. d. germ. phil. II², s. 92 angegeben ist, in Westfriesland.

Für das ganze übrige mittelalter aber, so meint man allgemein, lasse sich bei den Friesen, wenn man von dem *leysa* der sagenhaften Magnusküren und von dem *winna song*, der nach einer alten formelhaften erklärung zu den erfordernissen einer richtigen hochzeitsfeier gehörte, absehe, weltlicher gesang überhaupt nicht nachweisen.

Indes gibt es noch eine sehr bestimmte nachricht über friesische volkslieder epischen inhalts, die eine eingehende besprechung verdient. Sie stammt aus dem bekannten Praemonstratenserkloster Mariengaarde, das im jahre 1163 durch einen pfarrer namens Friedrich bei Hallum an der nordwestküste des mittelfriesischen Ostergaus gegründet worden war[1]. Das leben des stifters wurde unter abt Sigehard († 1230) durch den bruder Sibrand beschrieben, einen Friesen von edler herkunft und trefflicher bildung, dessen mut und beredsamkeit nicht nur von seinem biographen, sondern auch von dem Fivelgauer chronisten Emo von Wittewierum gerühmt werden[2]. Nach Sigehards tode wurde Sibrand zum abt gewählt und leitete das kloster acht jahre lang (1230—1238). In der culturgeschichtlich recht interessanten Vita Fretherici[3] erzählt nun Sibrand im XXXI. capitel[4] von einer frommen dame jener gegend, Gertrud von Driezum[5], und bemerkt dabei: *Huius sororem duxerat uxorem Asego, vir nobilis de Blitha. Istius Asegonis patrui fuere Asego et Kempo de Blitha, viri fortes et famosi. Asegonem interfecerunt Hezelinga-viri insidiis preoccupatum; Kempo vero cecidit in illo memorabili prelio, acto apud Burne. Horum fortitudinem et magnanimitatem vulgus adhuc solet cantibus attollere. Kempo autem extitit pater Wybrandi, quem supra memoravi.*

Mit der hier angezogenen stelle ist cap. XX gemeint[6], das *de conversione Wybrandi de Blytha* handelt und mit den interessanten worten beginnt: *Wibrandus quidam, attavi mei filius, quem de concubina susceperat* usw. Sibrand stammte also selbst aus Blytha, dem heutigen Blya im Feerwerderadeel, und die lieder, von denen er im

1) Das kloster, von Dokkum und von Leeuwarden etwa gleich weit entfernt, lag im Feerwerderadeel des Ostergaus.

2) M.G. SS. XXIII, 505 und 576.

3) Herausgegeben von Aem. W. Wybrands in den Gesta abbatum Orti Sanctae Mariae, Leeuwarden 1879, s. 1—75.

4) Wybrands s. 34.

5) Driezum im Dantumadeel des Ostergaus.

6) Vgl. den neffen der beiden helden namens *Asega* in der oben angeführten stelle und die nachkommen des *Kempa*, die in der Vita Jarici cap. XXIX (Wybrands s. 189fg., M.G. SS. XXIII, 588) und in der Vita Ethelgeri cap. XLVI (Wybrands s. 213, M.G. SS. XXIII, 596) aufgeführt werden.

31. capitel erzählt, wurden auf seine eigenen ahnen, nämlich auf seinen urgrossvater Kempa und dessen bruder Asega, gesungen.

Die namen der beiden besungenen männer, die zu den alten stammnamen dieses geschlechts gehörten[1], sind bedeutsam, denn *kempa* (pugil) war bei den Friesen die uralte technische bezeichnung des berufsmässigen gerichtlichen zweikämpfers, d. i. des ritterlichen kämpen, welcher um einen vereinbarten lohn für andere das ordal des zweikampfs auszufechten pflegte, und *âsega* der uralte amtstitel jenes von der gerichtsgemeinde erlesenen mannes, der eine vollständige kenntnis des gemeinfriesischen rechtes und des sonderrechtes seines sprengels besitzen musste und auf grund dieser kenntnis im gericht das recht zu weisen und das urteil zu finden hatte[2]. Dass aber jene familie nicht nur in den weltlichen, sondern auch in den kirchlichen verhältnissen des mittelfriesischen Ostergaus keine geringe rolle spielte, ersieht man aus dem lebensgange des abtes Sibrand[3] und daraus, dass ein urenkel jenes Kempa von Blya, Wibrandus Kempinga, nach dem tode des decans Hessel vom bischof von Utrecht das decanat des Ostergaus erhielt[4].

Auch bei den gegnern jener beiden männer, den *Hezelinga-viri*, haben wir nach der art, wie Sibrand von ihnen spricht, an ein angesehenes geschlecht des nördlichen Ostergaus zu denken. An bestimmten nachrichten über diese *Hezelingama* fehlt es leider. Das *z* des namens, der im 13. jahrhundert im Fivelgau in der form *Hesselma* erscheint, weist auf assibiliertes *k* zurück, doch lässt sich nicht mehr mit sicherheit entscheiden, ob der name jenes *Hezel, Hessel*[5], von welchem sich

1) Vgl s. 434, anm. 6.

2) Was den eigennamen *Asega* angeht, so nennt eine urkunde von 1439 (Schwartzenberg, Groot Placaat- en Charterboek van Friesland, I, 518) einen *Asega*, eine andere von 1301 (Driessen, Monumenta Groningana, s. 68) einen *Asego*. Man vergleiche ferner den „*Axego* van Herzense hoefftling“ (Bijdragen tot de geschiedenis van Groningen X, s. 112), die *Aesgama* oder *Assema* in Warfum (Bijdragen a. a. o., Richthofen, Untersuchungen II, s. 826 und 982).

3) Vgl. die Vita Sibrandi (M. G. SS. XXIII, 576 fgg., Wybrands s. 149 fgg.).

4) Wegen *Wibrandus Kampenga* vgl. M. G. SS. XXIII, 593. 596. 597 fg., Wybrands s. 205. 213. 219. 220, wegen des decans *Hessel* M. G. a. a. o. 578 fg., Wybrands s. 159 fg.

5) Offenbar gehörte der Ostergauer decan *Hessel*, der ebenfalls aus der gegend von Leeuwarden stammte, wie er denn von den Gesta episcop. Traiectensium (M. G. XXIII, 426) als „*Hesselus de Lywart, decanus per totum Ostergo*“ bezeichnet wird, auch zu den *Hezelingama*. Über das grosse ansehen dieses decans vgl. man die eben angeführte stelle der Gesta epp. Traiect. und die in vorstehender anm. citierten stellen der Vita Sibrandi.

die Hezelingama herleiteten, auf **Hekila* (aus **Hakila*) oder auf **Hêkila* (aus **Haikila*) zurückgeht, wenn auch das letztere das wahrscheinlichste ist[1].

Was den streit entfacht hat, in welchem schliesslich Asega und Kempa von Blya den Hezelingama unterlagen, wird nicht überliefert. Aber der anlass zur feindschaft wird hier nicht anderer art als bei den sonstigen friesischen fehden des mittelalters gewesen sein. Eine entführung oder ein im zorn verübter totschlag oder die nebenbuhlerschaft um ein einträgliches, angesehenes amt und ähnliche vorkommnisse hatten in einem lande, wo die blutrache uneingeschränkt geübt wurde, regelmässig langwierige blutige kämpfe zur folge, die sich oft zu förmlichen kleinen kriegen auswuchsen.

Die zeit jenes Ostergauer streites vermögen wir annähernd zu bestimmen. Da nämlich der von Sibrand erwähnte jüngere Asega von Blya zu der zeit Friedrichs, des stifters und ersten abtes von Mariengaarde (1163—1175) lebte, müssen wir den untergang der beiden brüder seines vaters spätestens um die mitte des 12. jahrhunderts setzen. Hierzu stimmt, dass abt Sibrand († 1238) ein urenkel des bei Burne gefallenen Kempa war. Sibrand, der bereits im jahre 1224 in schwieriger mission — als procurator der Praemonstratenser äbte von Mariengaarde und von Dokkum — im Fivelgau eine kraftvolle und geschickte tätigkeit entfaltet hatte[2], also damals ein mann in reiferen jahren gewesen sein muss, war im 12. jahrhundert geboren. Seines urgrossvaters leben kann sich also nur vor dem jahre 1150 abgespielt haben.

Von den einzelheiten des streites, der zum untergange der brüder Kempa und Asega führte, erfahren wir weiter nichts als dass Asega im verlauf der fehde in einen hinterhalt der Hezelingama geriet und Kempa schliesslich im offenen kampfe fiel. Von diesem letzten kampfe, dem „memorabile proelium actum apud Burne“, das bei Bornwird im Dongeradeel ausgefochten wurde[3], ist sonst nichts bekannt. Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir diesen kampf um das jahr 1140 ansetzen.

Die lieder, welche das volk des mittelfriesischen Ostergaus noch um das jahr 1230 von der tapferkeit und dem hochsinn (fortitudo et magnanimitas) der beiden brüder Asega und Kempa von Blya sang, die um 1140 durch die Hezelingama ihren untergang gefunden hatten,

1) An sich könnte natürlich das *z* in *Hezelingama* auch aus *gg* entstanden sein, doch ist dies nicht gerade wahrscheinlich.

2) Vgl. M.G. SS. XXIII, 505 und 576, Wybrands s. 151 fg.

3) Vgl. Wybrands s. 34, anm. 3, der mit recht an Bornwird im Westdongeradeel denkt.

waren, wie kaum gesagt zu werden braucht, episch-historischer natur. Man wird sie als preislieder geschichtlichen inhalts, die von den tugenden und dem tragischen ende eines heldenhaften brüderpaares meldeten, charakterisieren können und sie mit den in Oberdeutschland gesungenen historischen liedern, von denen z. b. Ekkehard IV. in den Casus S. Galli berichtet, auf eine stufe stellen dürfen.

Die lieder von dem brüderpaar Asega und Kempa und den Hezelingen waren schwerlich die einzigen lieder geschichtlichen inhalts, die im 12. und 13. jahrhundert in Friesland gesungen wurden, zumal die unaufhörlichen fehden der friesischen geschlechter und die schweren kämpfe, welche der friesische stamm während des mittelalters mit den Normannen und mit den benachbarten landesherren zu bestehen hatte, geeignete stoffe für episch-historische lieder in fülle darboten. Jedesfalls kann die alte behauptung „Frisia non cantat" für das mittelalter keine allgemeine geltung beanspruchen.

Der mittelfriesische küstenstrich, wo jene lieder von Asega und Kempa zu Sibrands zeiten umliefen, bot von jeher günstige bedingungen für das gedeihen episch-historischen gesanges. Gerade im Feerwerdera- und Dongeradeel, wo das reiche geschlecht der mittelfriesischen grafen ausgedehnten besitz hatte, drängte sich eine auffallend grosse zahl von familien, die durch edle herkunft und grossen reichtum hervorragten, auf kleinem raume zusammen[1]. Dass aber auch im mittelalter sangeskunst und sänger bei reichen, angesehenen familien am ehesten heimisch wurden, ist bekannt. Der reichtum dieser Ostergauer geschlechter kann sich nicht von ausgedehntem grundbesitze herschreiben; dazu sassen sie zu dicht beieinander. Auch dass sich durch den handel in den händen dieser edlen geschlechter grosse vermögen angesammelt haben sollten, lässt sich wol nicht annehmen. Eher wird man an erbeutetes gut zu denken haben. Die Friesen machten es gewiss nicht viel anders als ihre bedränger, die Normannen. Wie diese benutzten sie ihre schiffe nicht nur zum überseeischen handel, sondern gelegentlich auch zu raubzügen. Dazu kam, dass ihnen ihre kämpfe mit den Normannen oft reiche beute einbrachten. So hatte im juni 873 ein Normannenheer unter dem gefürchteten seekönige Rudolf, das von einem in das westfränkische reich unternommenen raubzuge heimkehrte, die nordküste

1) Von dem dorfe Hallum im Feerwerderadeel, aus dem der stifter des klosters Mariengaarde stammte, bemerkt Sibrand: „villa, quae Hallem dicitur, *viris honoratis et nobilibus* tunc temporis (d. i. um 1140) *inclita valde et famosa.* Viget tamen in ea moderno tempore (d. i. um 1230) *dignitas pristina virorum, opum* autem *habundantia* et fidei non sic." (Vita Fretherici cap. I, Wybrands s. 3).

des mittelfriesischen Ostergaus überfallen. Das unternehmen misslang. Rudolf wurde mit dem grössten teile seiner leute erschlagen, und die schätze der Normannen fielen den bewohnern jenes friesischen striches zur beute[1].

In diesem kampfe war ein Normanne, der christ geworden war und schon seit längerer zeit in jener friesischen gegend lebte, führer der Friesen. Es war dies ein vornehmer, angesehener mann, der zu der alten mittelfriesischen grafenfamilie in beziehung getreten war[2]. Die Normannenzeit ist eben auch für den mittelfriesischen Ostergau als eine periode zu betrachten, in welcher die alte bevölkerung des landes normannische elemente in sich aufnahm. Die tatsache, dass sich im 9. jahrhundert vornehme Normannen unter den Friesen niedergelassen haben, wird man jedesfalls, wenn man der verbreitung und vermischung gewisser sagenmotive nachgeht, nicht ausser acht lassen dürfen. Denn seit diesen niederlassungen gab es in Friesland stätten, wo nord- und südgermanische mythen und sagen unmittelbar miteinander in nachhaltige berührung treten konnten. Zu diesen stätten gehörte auch der mittelfriesische küstenstreif, der sich nördlich von Leeuwarden und Dokkum hinzog!

1) Jaekel, Die grafen von Mittelfriesland s. 39fg.
2) Jaekel a. a. o. s. 68.

BRESLAU. HUGO JAEKEL.

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DEN URSPRUNG UND DIE ENTWICKLUNG DER NIBELUNGENSAGE.

(Fortsetzung)

III. Die lieder der lücke im Codex regius.

§ 22. Die Sigurðarkviða en yngri.

Die frage, auf wie viele lieder die in die lücke des Codex regius fallenden capitel der Vǫlsungasaga sich verteilen, was der inhalt eines jeden liedes war, und wie sie sich einander gegenüber verhalten, ist für die bestimmung der jedem einzelnen liede zu grunde liegenden sagenform von dem grössten gewichte. Diese frage ist in den letzten jahren von Heusler (Germanistische abhandlungen für H. Paul s. 1fgg.), darauf von mir (Zeitschr. 35, 464—483) besprochen worden. Gegen mehrere der von mir ausgesprochenen ansichten hat sich Neckel (Zeitschr. 37, 19—29) gewandt. Wir müssen hier die unsicheren punkte

einer neuen prüfung unterziehen. Die in den genannten schriften vorliegenden ansichten sind die folgenden:

Heusler nimmt an, dass c. 28, 1—16 (streit der königinnen); 29, 144—151 (aufstachelung des Gunnarr) und Brot teile éines gedichtes sind und unmittelbar aneinander schliessen. Das gedicht nennt er Sigurðarkviða en forna. Er glaubt, dass der schluss, der nicht in die lücke fällt, verloren ist. Das übrige von c. 28, 16 an bis zu dem schluss der lücke verbindet er miteinander und nennt das gedicht Sigurðarkviða en meiri.

Der verfasser der vorliegenden abhandlung scheidet a. a. o. aus dem zuletzt genannten gedichte c. 29, 5—48 aus und verbindet dieses stück, sofern von der unmittelbaren quelle der saga die rede ist mit c. 28, 1—16, nimmt aber an, dass ein teil davon in diesem gedichte eine interpolation bildete. Er unterscheidet die beiden gedichte als A und B; A = c. 28, 1—16 und alles was damit verbunden wird[1], B = der rest von c. 28 und was damit zusammengehört (d. i. die auch von ihm als solche bezeichnete Sig. meiri. In c. 26. 27 findet er teile von A und B, in c. 23. 24 erkennt er B. Er zweifelt, ob die genannten teile von A mit c. 29, 144 bis 151 (= A 3) und Brot zusammengehören, zweifelt aber nicht an der zusammengehörigkeit von A 3 mit Brot. Er glaubt nicht, dass am schluss von Brot etwas verloren ist.

Neckel polemisiert gegen wichtige teile der hier mitgeteilten auffassung, erkennt aber einiges als richtig an und zwar:

1. dass das von mir aus c. 29 ausgeschiedene stück unmöglich ein altes stück von B sein kann. Er hält es aber für eine interpolation in B, nicht für einen echten oder unechten teil von A.

2. dass in c. 26. 27 zwei darstellungen nacheinander aufgenommen sind, gibt Neckel zu, er glaubt aber, dass meine teilung unrichtig ist. Dass die eine quelle A war, glaubt auch er, und gleichfalls, dass Heuslers grund, die andere quelle (nach Heusler: die einzige quelle) von B zu trennen, durch den nachweis, dass c. 28, 5 fgg. nicht zu B gehören, hinfällig geworden ist, aber dennoch trennt er c. 26. 27 und damit c. 24 von B; str. 22. 23 hält er für in diesem zusammenhang echt und schreibt sie A zu.

1) Diese bezeichnung wende ich der einfachheit halber auch im folgenden an; also A 1 = c. 28, 1—16; A 2 = c. 29, 5—48; A 3 = c. 29, 144—151, während frühere stücke von A durch zahlen und Brot durch den gebräuchlichen namen bezeichnet werden. Darin liegt also vorläufig kein urteil über die zugehörigkeit der stücke ausgesprochen. Für B gilt auch die bezeichnung Sig. meiri.

Ferner hält er es für ausgemacht, dass 28, 1—15 und 29, 144—151 unmittelbar aneinander schliessen, und dass der schluss von B verloren ist.

Ich gehe im folgenden davon aus, dass eine neue discussion über den teil meiner anschauungen, deren richtigkeit Neckel anerkennt, überflüssig ist, und bespreche zunächst die punkte, welche controvers sind, ferner die, über die etwas neues zu sagen ist. Es wird sich lohnen, die frage etwas tiefer aufzufassen. Gehört c. 29, 5—48 (A2) zu A oder zu B und bilden A3 und Brot die fortsetzung von A1 oder A1 + A2? Es scheint mir, dass Neckel bei der beurteilung von A2 eine starke inconsequenz begeht. Er gibt zu, dass das stück mit B sich in widerspruch befindet, aber er glaubt, es vertrage sich auch nicht mit A. Daraus zieht er den schluss, dass das stück in der quelle der saga nicht in A gestanden haben kann sondern eine interpolation in B bildete. Wie kann Neckel das wissen? Auch ich habe daraus, dass ein teil von A2 zu A1 weniger gut zu stimmen scheint, geschlossen, dass ein teil von A2 interpoliert sei. Wenn dieses urteil für das ganze stück gelten sollte, eine frage auf die ich später eingehe, so würde daraus nur geschlossen werden können, dass das stück ursprünglich, d. h. von anfang an weder zu A noch zu B gehörte. Aber in welches lied es als interpolation aufgenommen war, als die saga geschrieben wurde, lässt sich schlechterdings daraus nicht ableiten. Das muss aus secundären kriterien, die Neckel nicht anwendet, geschlossen werden. Dafür aber, dass das stück in B unmöglich ist, liefert Neckel durch seine verdienstliche analyse dieses teiles der Sig. meiri einen neuen beweis.

Wir müssen absolut zwei fragen auseinander halten. Die eine lautet: was gehörte zu A, was zu B in dem exemplar der Eddasammlung, das der verfasser der Vǫlsungasaga benutzte? Die andere: waren die lieder, die in jener handschrift aufeinander folgten, einheitlich, oder enthielten sie interpolationen, oder waren sie aus mehreren liedern zusammengeflickt? Der ersten frage kommt unbedingt die priorität zu, und bei der trennung von A und B kommt nur sie in betracht.

Was mich bestimmte A2 von B zu trennen und A zuzuweisen, waren die folgenden erwägungen:

1. dass hier an einer stelle, wo ein absoluter widerspruch mit B vorhanden ist, eine situation geschildert wird, die der am schluss von A1 beschriebenen durchaus ähnlich ist (c. 28, 15: *Þá fǫlnar hon sem hon dauð væri. Brynhildr fór heim ok mælti ekki orð um kveldit.* C. 29, 5: *en hon svarar engu ok liggr sem hon sé dauð*). Die, sei es absichtliche

sei es durch den stoff bedingte widerholung einer situation ist ein so häufig angewandtes mittel, zu einer früher verlassenen quelle zurückzukehren, dass ich mir die mühe sparen kann, hier beispiele anzuführen.

2. dass hier ein satz folgt, der nur aus A stammen kann: *Hvat gerðir þú af hring þeim, er ek selda þér* usw.

Über das erste argument schweigt Neckel. Gegen das zweite führt er an, der sagaschreiber könne und müsse die frage im anschluss an 28, 1—15 ersonnen haben. Denn aus der frage gehe hervor: „Brynhild sei, indem sie die frage stellt, des unerschütterten glaubens, Gunnarr und kein anderer habe seinerzeit den ring von ihr empfangen, und dieser müsse auf unrechtmässige weise, jedesfalls durch die schuld Gunnars, in Sigurðs hände gekommen sein", nach c. 28, 1—16 aber sei ein solcher glaube eine unmöglichkeit, und auch im folgenden werfe sie Gunnarr seine feigheit vor, woraus hervorgehe, dass sie den richtigen zusammenhang der ereignisse erkannt hat. Die zweite hälfte dieser behauptung bestreite ich nicht; im gegenteil, anders lässt sich die überlieferung gar nicht verstehen, aber wo steht, dass Brynhild glaubt, dass Gunnarr den ring von ihr empfangen habe? Weshalb kann Brynhild ihren mann nicht nach einem ring fragen, den er, wenn alles richtig zugegangen wäre, besitzen müsste, und sich an seiner hilflosigkeit, wenn es sich herausstellt, dass er sogar von der existenz des ringes keine ahnung hat, weiden? Es nimmt denn auch gar nicht wunder, dass er auf ihre ironische frage keine antwort gibt, denn was sollte er antworten? Da er also die antwort schuldig bleibt, beginnt sie ihre scheltrede. Wie viel raum die frage eingenommen hat, lässt sich nicht genau sagen, aber da Brynhild hinzufügt, sie habe den ring von Buðli bekommen[1], darf man gewiss annehmen, dass sie eine strophe gefüllt hat. Daran schliesst sich das folgende ohne eine erzählende bemerkung. In der prosa wäre allerdings eine bemerkung wie: *hann þagði sem honum væri í vatn drepit* nicht überflüssig gewesen; im gedichte war sie überflüssig; der sagaverfasser hat das mienenspiel nicht verstanden. Der anschluss ist so richtig, dass ich sogar den grund, der mich a. a. o. s. 478 dazu bestimmte, hier eine interpolation in A anzunehmen, nicht mehr aufrecht halte. Ein grund zu der meinung, dass das stück nicht in A gestanden haben kann, ist aber gar nicht vorhanden.

Aber auch angenommen, die frage nach dem ring sei vom sagaschreiber ersonnen, so würde auch das dafür reden, dass er hier zu A zurückkehrt. Ist es doch, wie schon bemerkt, ein sehr gewöhnliches

1) Weshalb es unmöglich sein soll, dass Buðli seiner tochter beim abschied einen ring schenkte (s. Neckel s. 21), verstehe ich nicht.

und verständliches verfahren, wenn ein verfasser zu einer früher von ihm verlassenen quelle zurückkehrt, dass er die anknüpfung durch eine widerholung oder eine auf das zuletzt aus jener quelle mitgeteilte hinweisende bemerkung zu stande bringt. Eine solche bemerkung fehlt auch hier nicht. Man könnte die eingangszeilen von c. 29 so auffassen. Da diese aber mit c. 29, 48fgg. correspondieren, wo der verfasser zu B zurückkehrt, fasst man besser c. 29, 48fgg. als eine widerholung von c. 29, 1fgg. und dementsprechend c. 29, 1fgg. als einen teil von B auf, und der übergang zu A ist an dieser stelle durch den stoff bedingt, aber eine widerholung aus A geht hier unmittelbar vorher; es ist der schlusssatz von c. 28: *ok þar af stóð mikill úfagnaðr, er þær gengu á ána ok hon kendi hringinn, ok þar af varð þeira viðrœða.* Dieser satz bildet ein bindeglied zwischen B1 und A2. Der sagaschreiber, der sich anschickt, die weiteren folgen der ersten unterredung zwischen Brynhild und Gudrún (A1) mitzuteilen, will sagen, dass auch die zweite unterredung, die A2 von A1 trennt, eine folge jenes gesprächs war.

Die eben besprochene frage hängt mit der anderen, was weiter zu A gehört, enge zusammen. Ich bin von dem früher ausgesprochenen zweifel über A3 + Brot zurückgekommen und glaube jetzt mit Heusler und Neckel, dass diese stücke[1] eine fortsetzung zu A1 (aber + A2) bilden. Und das von Neckel wider A2 angeführte material ist gerade dazu geeignet, die zusammengehörigkeit dieses stückes mit Brot zu beweisen. Er zeigt, dass nicht nur z. 5—22 sondern auch z. 23—24 mit der Sig. skamma berührungen aufweisen (zu z. 23—24 vergleicht er Sig. sk. 40, 1). Gerade in diesem punkte besteht eine ganz bedeutende übereinstimmung mit Brot, die ich schon a. a. o. s. 479 als wichtigstes argument für die einheit dieser stücke hervorgehoben habe, und die mich jetzt bestimmen, meine früheren zweifel an dieser einheit fahren zu lassen[2, 3]. Ich beurteile jedoch das verhältnis von A zur Sig. skamma jetzt anders als damals.

Wir müssen damit beginnen, zu constatieren, dass diese berührungen mit der Sig. sk. tatsächlich das beweisen, was sie beweisen sollen. Wenn man mit Neckel glaubt, dass A2 eine interpolation in B ist, so muss man annehmen, dass die zwei in der liedersammlung aufeinander folgenden gedichte, die der sagaschreiber durcheinander benutzt, unabhängig voneinander den einfluss der Sig. sk., der wenigstens, wie sich zeigen

1) Von Brot jedoch, wie sich später zeigen wird, nur ein teil.
2) An dieser übereinstimmung geht Neckel stillschweigend vorüber.
3) Über neue zweifel s. unten s. 448fgg.

wird, für eines von beiden ein tiefgehender war, erfahren haben[1]. Das wäre schon ein ganz merkwürdiger zufall, den man nicht annehmen kann, solange eine natürlichere erklärung der tatsachen nahe liegt, die aber um so weniger möglich ist, als das stück, das Neckel B zuweist, in nahem verhältnis zu früheren teilen von A steht[2], die sogar in ihrer inneren structur der Sig. sk. ganz nahe stehen und die annahme einer oberflächlichen späteren beeinflussung verbieten. Es lohnt sich, diesen zusammenhang weiter zu verfolgen.

Als hierher gehörig wurden von mir a. a. o. bezeichnet: c. 26, 36 bis etwa 58; c. 27, 1—4. 41—64. 76—79; ferner die oben aus c. 28. 29 angeführten stücke. Eine genauere auch in einigen punkten berichtigte abgrenzung dieser stücke folgt später. Vergleichen wir nun die Sig. sk., so zeigt es sich, dass die darstellung in A bis zu einem gewissen punkte fast vollständig die der Sig. sk. ist. Die abweichungen sind bis auf geringe züge ausschliesslich die durch die jüngere sagenform Br II, 2 bedingten.

1. Auf Grímhilds rat und mit Gjúkis zustimmung bietet Gunnarr dem helden seine schwester zur ehe c. 26, 36fgg., vgl. Sig. sk. 2.

2. Sigurðr verweilt darauf noch längere zeit bei Gjúki (und verrichtet heldentaten fügt A hinzu) c. 26, 56fgg., vgl. Sig. sk. 2.

3. Man wirbt bei Buðli (in der Sig. sk. bei Atli) um Brynhild. Im fall der weigerung droht man mit krieg c. 27, 1—2. 29, 7fg., vgl. Sig. sk. 35. 37. Brynhild wählt auf Buðlis (in der Sig. sk.: Atlis) drohung (c. 29, 12fgg., Sig. sk. 36) den, der ihre bedingungen erfüllen wird, in der Sig. sk. wählt sie Sigurðr c. 27, 41fgg. 29, 9fgg.[3], vgl. Sig. sk. 38. 39.

1) Dass das verhältnis nicht das umgekehrte ist, hoffe ich unten ausführlich zu zeigen.

2) Wenn Neckel s. 24 sagt, A2 habe sagenhistorisch fast keinen wert, und man könne sogar in versuchung geraten, das ganze stück für eine sammlung von reminiscenzen an frühere stellen der saga zu halten, wenn es 'nicht verhältnismässig zu reich an echt aussehenden einzelheiten' wäre, so hilft uns das nicht weiter. Denn die 'echt aussehenden einzelheiten' beweisen denn doch, dass das stück noch eine andere quelle hatte als den kopf des sagaschreibers, und damit ergibt sich für den forscher die aufgabe, jener quelle ihre stellung in der überlieferung zuzuweisen.

3) Wenn Neckel mir einen vorwurf daraus macht, dass ich, wo in der saga dasselbe auf dieselbe weise, zum teil auch in gleichen worten erzählt wird, daraus schliesse, dass beide stellen aus derselben quelle stammen, und behauptet, die widerholung beweise gerade, dass nicht beide stellen in demselben gedichte gestanden haben können, so hat er mich gründlich missverstanden und wirft zwei verschiedene fragen durcheinander. Denn auch wo der sagaschreiber sich widerholt, hat die widerholung eine quelle, und wenn das eine frühere stelle der saga ist, so ist die quelle dieser stelle mittelbar auch die der anderen. Es ist also nach diesem princip durchaus

Dieser unterschied beruht darauf, dass in Br II der gestaltentausch und was damit zusammenhängt eingeführt ist[1, 2].

4. Der flammenritt, ein für Br II, 2 charakteristischer jüngerer zug, der in der Sig. sk. fehlt. Der *vafrlogi* wird als eine maschinerie der Brynhild vorgestellt (c. 29, 18). Das schwert zwischen ihnen c. 26, 61, Sig. sk. str. 4.

5. Das hochzeitsfest wird hauptsächlich nach B dargestellt; vgl. § 24. Nur Buðli stammt aus A, vgl, oben 3.

6. Der streit der königinnen c. 28, 1—16. In der Sig. sk. nichts entsprechendes. Es ist ein element der jüngeren sagenform Br II, 2.

7. Unterredung mit Gunnarr c. 29, 5—48. Darin:

a) z. 5—7 die frage nach dem ring, vgl. oben s. 441 fg.; folgt aus 6.

b) z. 7—22, nahezu = Sig. sk. 35—39. Wenn Neckel fragt: 'wem hat Brynhild sich denn gelobt? dem Graniritter (z. 17), dem manne, der ihre bedingungen erfüllte (*riði minn vafrloga ok dræpi . . . menn . . .*) oder endlich dem der *ágæztr var alinn* (z. 24)?', so ist zu bemerken, dass dieser dreizahl der bestimmungen in der Sig. sk. eine doppelzahl entspricht: der Graniritter = Sig. sk. 39, 3—4, dem der *ágæztr var alinn* entspricht: *burar Sigmundar* 38, 6; an die stelle des namens tritt die mehr allgemeine bezeichnung, da in der sagenform Br II der name nicht genannt werden darf, denn Brynhild gelobt sich ja nicht dem Sigurðr wie in der Sig. sk. Bleibt also: derjenige, der ihre bedingungen erfüllte; das ist der zusatz von Br. II, 2 wo gerade die bedingung das charakteristische ist und den betrug veranlasst (*ok dræpi . . . menn* ist ein jüngerer zusatz, und zwar des sagaschreibers, wie sich unten § 24 ergeben wird). Wenn zwischen der mitteilung dieser bestimmungen Brynhild daran erinnert, dass nur Sigurðr das feuer durchritten habe, während Gunnarr bleich geworden sei wie eine leiche, so ist das eine der neuen sagenauffassung angepasste und natürlich an den satz über den *vafrlogi* geknüpfte umbildung von Sig. sk. 39, 5—8. Also enthält die stelle

richtig, beide stellen auf dieselbe quelle, also in unserem fall nicht eine auf A, die andere auf B zurückzuführen. Im vorliegenden fall nun kann auch von einer widerholung nicht die rede sein, da die stelle (A 2) neue momente bringt, die 27, 41 fgg. fehlen (vgl. die vorige anmerkung); die kriegsbedrohung kennen wir nur aus A 2. — Dass der sagaschreiber sich keine widerholungen und missverständnisse habe zu schulden kommen lassen, will ich der letzte sein zu behaupten, aber es geht auch nicht an, alles, was man nicht versteht, dem sagaverfasser in die schuhe zu schieben. Mir scheint es, dass Neckel widerholt in diesen fehler verfallen ist.

1) Über die stellung von str. 36—38 in dem gedichte, vgl. unten § 23.

2) Dieses stück (z. 41 fgg.) enthält auch einige sätze aus der Sig. meiri, s. § 24.

nichts anderes als den inhalt von Sig. sk. 35—39 mit den zusätzen, die die neue auffassung der sage bedingt.

c) Es folgt eine verwünschung der Grímhild, die in der Sig. sk. fehlt. Ganz natürlich. Die Sig. sk. weiss auch nichts davon, dass es Grímhild war, die den rat gegeben hat, dem Sigurðr die Guðrún anzubieten. Neckel sieht die stelle für eine widerholung von c. 28, 60 an, aber er übersieht, dass die beiden verwünschungen den beiden anbietungen c. 26, 20—35. 36fgg. entsprechen, die erste gehört der Sig. meiri (B), die zweite gehört A an. Dass Gunnarr der Brynhild darauf ihre grausamkeit vorwirft, erklärt sich daraus, dass sie sich zum kampfe bereit erklärt hat, und der vorwurf der unzufriedenheit ist ganz der situation angemessen. Ihre antwort *ekki hǫfum vér launþing haft* sieht allerdings im zusammenhang der prosadarstellung wunderlich aus, aber dass sie echt ist, zeigt str. 40 der Sig. sk. *(Unna einum né ýmissum; bjóat um hverfan hug menskǫgul)*, zu welcher quelle der dichter hier nach einer kurzen abschweifung zurückkehrt. Die übereinstimmung im wortlaut — nicht im sinn — mit c. 28, 40 ist auf den einfluss der Sig. meiri, von dem unten noch die rede sein wird, zurückzuführen.

d) Brynhild will Gunnarr töten. Hǫgni bindet sie, Gunnarr befreit sie; sie erklärt, dass ihm das nichts nütze, denn niemals werde sie wider froh. Das ist ganz im sinne des vorhergehenden; Brynhilds zorn wendet sich gegen Gunnarr, wie sie auch im vorhergehenden den Sigurðr auf seine kosten erhebt, vgl. auch Brot 17—19. Reine erfindung des dichters ist jedoch auch dieses nicht; es sieht wenigstens aus wie eine umbildung des motivs der Sig. sk., dass Brynhild sich töten will, was Gunnarr zu verhindern versucht, während Hǫgni ihn davon zurückhält. Gunnars und Hǫgnis verhalten der Brynhild gegenüber ist dasselbe geblieben, nur ihre sinnesart hat sich geändert: anstatt sich selbst, wie es Br II, 1 gemäss ist, will sie in übereinstimmung mit Br II, 2 ihren mann, den sie als einen feigling und einen betrüger erkannt hat, töten. Dann gehen aber auch die Sig. sk. und A auseinander. In der Sig. sk. folgen die vorbereitungen zu Brynhilds tod, die A nicht brauchen kann; in A folgt eine neue scene: die wehklagen der Brynhild dringen durch das ganze haus bis zu Guðrúns ohren, und daran knüpft sich widerum ein stück von B. Noch ein paar mal aber zeigt sich auch in den folgenden zeilen der einfluss der Sig. sk. — Die bemerkung z. 39fg.: *kvað hon sér þat mestan harm, at hon átti eigi Sigurð*, ist wie z. 25 *nú erum vér eiðrofa, er vér eigum hann eigi* zu beurteilen, sie beweist nicht, dass Brynhild den Sigurð liebt, sondern nur, dass sie zu der einsicht gelangt ist, dass er der gemahl ist, der ihr von rechts wegen zukam.

8. Zweite unterredung mit Gunnarr (A 3 c. 29, 144—151), die aufstachelung. Brynhild ist zur ruhe gekommen; sie hat sich beraten. Nicht Gunnarr, Sigurðr soll sterben; Gunnarr aber soll zu schanden gemacht werden. Sie sagt ihrem manne, Sigurðr habe in der nacht, als er neben ihr ruhte, seine treue gebrochen (über die quelle dieser stelle des gedichtes s. s. 460).

9. Brot. Jetzt muss Gunnarr seine ehre retten, er tötet Sigurðr und bricht seinen eid; dann wird er von Brynhild verhöhnt. Hier:

a) str. 1—4. Unterredung von Gunnarr mit Hǫgni. Dieser rät vom morde ab. Das ist in übereinstimmung mit A 2, wo Hǫgni gleichfalls Brynhild feindlich gegenübersteht, auf der andern seite mit Sig. sk. 15. 17, wo Hǫgni wie hier vom morde abrät. Aufstachelung des Guttormr (Sk. sk. 22).

b) str. 5. Sigurðs tod. Hier alte züge der Hagensage (§ 5).

c) str. 6. 7. Begegnung der mörder mit Guðrún. Hǫgni tritt in seiner alten rolle auf (vgl. auch Heusler a. a. o. s. 78 fussnote).

d) str. 8. 9. Brynhild freut sich über Sigurðs tod, dessen übermut gebrochen ist. Hier widerum nahe berührung im ausdruck mit Sig. sk. 18, wo Hǫgni einen ähnlichen gedanken ausspricht.

e) str. 10. 11. Brynhild freut sich und lobt von neuem die tat der brüder. Auch hier nahe berührung mit Sig. sk. 30. Guðrún flucht Gunnarr und Hǫgni und weissagt rache.

f) str. 12. 13. Gunnars stimmung; alte züge, die nicht zu der Brynhildsage gehören (§ 5).

g) str. 14. 15. Brynhild nennt Sigurðs tod einen *harm*, den sie laut klagen muss, sonst bräche ihr das herz, wie Gering trefflich übersetzt. Das verhältnis zu str. 10 lässt sich wol verstehen. Der freudenschrei str. 10 ist ein ausbruch des verhaltenen gefühls, ein ausdruck der plötzlich eingetretenen entspannung. Aber in der nacht kommen andere gedanken auf. Diese nacht lässt sich jener anderen nacht, die zwischen den zwei früheren gesprächen mit Gunnarr liegt, vergleichen. Auch da war das resultat ihrer erwägungen mit dem ersten ausbruch des gefühls nicht congruent. Brynhild wollte erst in leidenschaft den Gunnarr töten; nachher entschloss sie sich, den Sigurðr fallen zu lassen. So freut sie sich hier über die gelungene rache; in der nacht aber kommt sie zu der einsicht, dass etwas schreckliches geschehen ist, dass sie den besten der helden dem tode übergeben hat, und dass nur ein schwächling, jetzt zugleich ein eidbrüchiger, ihr übrig bleibt. Auch das muss sie jetzt aussprechen, dann ist sie mit Gunnarr fertig.

Sind hier nun strophen, die Brynhilds tod erzählten, verloren? Die frage lässt sich noch nicht entscheiden, aber es lassen sich doch

schon einige gesichtspunkte für ihre beurteilung aufstellen. Neckel hat für seine ansicht, dass der schluss von Brot fehlt, kein einziges argument angeführt. Er postuliert nur, dass es so sein müsse. 'Das thema, oder vielmehr der stoff war in seinen grundzügen ja gegeben'. Den nachweis, dass das nicht der fall ist, dass vielmehr die entwicklung der tradition in den quellen sich schritt für schritt verfolgen lässt, sucht die vorliegende abhandlung zu führen. In der sagenform, die hier vorliegt, ist, wie § 18 ausgeführt wurde, für Brynhilds tod kein platz, weil sie den Sigurðr nicht liebt, und nur als ein aus einer älteren sagenform herübergeschlepptes motiv liesse sich hier Brynhilds tod verstehen, wenn er überliefert wäre. 'Ihr entschluss, der wahrheit die ehre zu geben, ist der entschluss einer sterbenden'. Das ist eine petitio principii. Wenn ihr tod hier folgte, so könnte man die sache so auffassen. Er folgt aber nicht, und die mitteilung der wahrheit, die sie keinen einzigen grund zu verhehlen, aber allen grund mitzuteilen hat, erklärt sich vollständig aus der situation. 'Es ist ganz undenkbar, dass eines dieser gedichte eine lösung der aufgabe darstelle, die „weise“ zu besingen, „wie Brynhild Gunnarr dazu brachte, Sigurd zu töten“.' Mir scheint es 'ganz undenkbar', dass ein philologe im 20. jahrhundert im voraus wissen kann, welche aufgabe ein alter dichter sich gestellt hat. Ja, wenn das nur eine 'logische distinction' wäre, wie Neckel behauptet. Aber es ist eben die katastrophe der alten sage, und des gedichtes — Sigurðs tod. Wenn damit 'das nachlassen der spannung bei ihm (dem dichter) und den hörern ein aufhören' nicht 'gestattet', so wüsste ich nicht, wo das gestattet sein sollte.

Unter solchen umständen scheint es mir, dass wir uns an die überlieferung zu halten haben. Und da fällt es schwer ins gewicht, dass Brot tatsächlich Brynhilds tod nicht erzählt. Wenn also anderswo keine directen andeutungen vorhanden sind, dass Brynhilds tod im gedicht mitgeteilt war, so müssen wir Brot glauben. Indessen bemerke ich schon hier, dass es solche andeutungen gibt, auf die weder Neckel noch ich früher aufmerksam geworden sind, aber zugleich, dass die darstellung eine kurze war, die auf die sache kein grosses gewicht legte. Ehe wir darauf tiefer eingehen, müssen wir aber die andere frage besprechen, ob das, was oben als A zugehörig bezeichnet wurde, ein einheitliches gedicht ist.

Fragt man nach der auffassung von Brynhilds charakter und ihren motiven, so scheint es mir, dass von dieser seite gegen die einheitlichkeit von A nichts einzuwenden ist. Die sagenform ist überall dieselbe. Es ist eine form von Br II, 2, die sich schon stark in der richtung

nach II, 3, wie diese in den deutschen quellen vorliegt, entwickelt hat. Die frühere erlösung der Brynhild ist ganz vergessen oder beiseite gelassen. Das beruht auf dem einfluss der Sig. sk., die für den anfang des gedichtes das directe vorbild war, die allerdings die erlösung kannte, aber sie aus rücksichten der composition fortliess. Hier zählt die geschichte nicht mehr mit. Nur in der willkürlichkeit, mit der Brynhild mit dem flammenwall umgeht, erkennt man die anpassung. Brynhild hat ihre erwerbung von der erfüllung einer bedingung abhängig gemacht; allerdings hat sie geglaubt, Sigurðr würde den *vafrlogi* durchreiten, aber sie hat sich darein ergeben, dass Gunnarr die tat vollbracht hat; sie hat ihn geliebt, bis sie erfahren hat, dass man sie betrogen hat; auch jetzt liebt sie den Sigurðr nicht, aber sie gönnt ihn auch nicht der Guðrún. Wider Sigurðr richtet sich ihr zorn, aber darin mischt sich bewunderung; den Gunnarr verachtet sie von diesem augenblick an; sie rächt sich an ihm dadurch, dass sie ihn als ein instrument ihrer rache an Sigurðr benutzt. Diese anschauung ist durchaus einheitlich; nirgends kommt eine andere auffassung zum worte.

Einwendungen sind von seiten der form gemacht worden. Freilich ist es eine missliche sache, die form eines gedichtes nach einer paraphrase zu beurteilen. Es will mir auch scheinen, dass Heusler in der beurteilung des stiles der verlorenen strophen weiter geht, als die prosa gestattet. Aber eine schwierigkeit ist doch vorhanden. Der stil von *Brot* wird mit recht gelobt; viele strophen sehen altertümlich aus; der dichter weiss sehr wol seine eigenen worte zu finden. Ist es anzunehmen, dass ein dichter von dieser begabung sich für einen teil seines gedichtes so abhängig von einem fremden gedichte gemacht habe, wie der anfang von A von der Sig. sk. ist? Sagenhistorisch kommt hinzu, dass die vielen altertümlichen züge in *Brot* sich in einem verhältnismäßig jungen gedichte wie A schwierig erklären lassen.

Die möglichkeit, dass ein guter dichter, der sich wol auszudrücken vermag, bis zu einem gewissen punkte einer ihm vorliegenden darstellung auch im ausdruck folgt, und dass seine eigene begabung erst zu ihrem recht kommt, wenn er in einer späteren partie seine eigenen wege geht, ist nicht von vornherein zu verneinen. Auch etwaige unterschiede im stil verschiedener teile lassen sich auf diese weise wol erklären, und für den stilistischen unterschied zwischen verschiedenen gedichten, wie die Sig. sk. und Brot, bietet das alter nicht das einzige erklärungsprincip; es kann auch in der individualität der dichter liegen. Wir werden auch später sehen, dass der stil des dichters von A kein

schlechter war. Positive beweise dafür, dass Brot älter als die Sig. sk. ist, werden sich aus dem stil kaum erbringen lassen. Doch muss auch die möglichkeit erwogen werden, dass A zwei quellen nacheinander benutzt hat. Die eigentümlichkeiten einiger Brotstrophen würden sich dann daraus erklären lassen, dass der dichter von A aus einer älteren quelle einige strophen aufgenommen hätte.

Solange wir ausschliesslich mit Brot und den vorhergehenden teilen von A rechnen, scheint auch diese ansicht die einzig mögliche zu sein. Daraus würden sich mehrere widersprüche in Brot, die ich vorläufig nur kurz andeute, erklären lassen. Die doppelte einführung von Brynhild str. 8 und 10 würde dadurch verständlich werden, dass str. 10 aus jener alten quelle stammte, während str. 8. 9 dem dichter von A gehörten. Ebenso der widerspruch, dass Hǫgni str. 2 von der tat abrät und dass str. 4 Guttormr dazu aufgereizt wird, während str. 7 Hǫgni sich der tat rühmt.

Indessen, wir sind mit den liedern der lücke nicht fertig, solange wir nicht auch c. 30. 31 der Vǫlsungasaga verstanden haben. Freilich beruhen diese capitel zum grossen teil auf der Sig. sk., und daneben sind auch Brotstrophen paraphrasiert worden, aber es gibt auch stellen, die weder aus der Sig. sk. noch aus Brot stammen, und für die es nicht angeht, den sagaschreiber ohne weiteres verantwortlich zu machen, am wenigsten da, wo durch die widerholungen unklarheiten in die darstellung hineingetragen werden. Fasst man diese stellen zusammen, so ergibt sich eine darstellung von Sigfrids tod, die von Brot in wichtigen punkten abweicht.

C. 30 hebt mit einem gespräch zwischen Gunnarr und Brynhild an. Der anfang bis z. 25 paraphrasiert sehr genau Sig. sk. 6, 1—4. str. 10—20. In diesem abschnitt findet sich nur eine kurze bemerkung, die aus einem anderen zusammenhang stammt: z. 15 *kvað hann hafa vélt sik í trygð*. Das entspricht der darstellung der saga, die am schluss von c. 29 Brynhilds verleumdung nach A erzählt hat, und dem entsprechen auch die Brotstrophen, zu denen der sagaschreiber später zurückkehrt. Die bemerkung war hier natürlich unentbehrlich, aber daneben findet sich der aus der Sig. sk. stammende vorschlag, *at véla Sigurð til fjár*. Das stück schliesst mit dem entschluss, den Guttormr aufzustacheln.

Z. 25 beginnt ein neues stück, das auf denselben entschluss hinausläuft. Hǫgni macht von neuem einwendungen z. 25—27. Das ist Brot 1 ähnlich; nur dass hier Hǫgni sich mit einer frage begnügt; doch ist die

möglichkeit zu erwägen, dass der inhalt von z. 25—27 in Brot vor der ersten erhaltenen strophe stand. Oder die warnung entspricht Brot 3 (vgl. unten). Gunnarr sagt, einer von beiden, Sigurðr oder er, müsse sterben. Aus welcher quelle das stammt, das zeigt c. 29, 150, wo Brynhild gedroht hat: *þetta skal vera bani Sigurðar eða þinn eða minn.* Nun heisst es auf einmal (z. 28fg.): *hann biðr Brynhildi upp standa ok vera káta; hon stóð upp ok segir þó, at Gunnarr mun eigi koma fyrr í sama rekkju henni, en þetta er fram komit.* Und dann: *Nú ræðaz þeir við bræðr.* Diese kurze unterredung mit Brynhild mitten im gespräch mit Hǫgni ist überaus auffällig, aber wenn man erwägt, dass der sagaschreiber die quelle wechselt, so wird sie begreiflich. Hǫgnis einwendung und Gunnars antwort z. 25—28 hat der sagaschreiber aus compositionsrücksichten zum gespräch der Sig. sk. gezogen. Dann berichtet er nach A, dass Gunnarr Brynhild bittet, sich zu beruhigen, dass sie aber die bestimmte bedingung stellt, dass er ihrem wunsche nachkomme und Sigurðr töte. *en þetta er fram komit* geht direct auf c. 29, 150. Also z. 1—25 Sig. sk., z. 25—31 A in der reihenfolge 27—31. 25—27. Dann heisst es z. 32 fg.: *Gunnarr segir, at þetta er gild bonasǫk, at hafa tekit meydóm Brynhildar.* Das ist Brot 2. Aber da der sagaschreiber die mitteilung über den *meydómr* schon z. 15 vorausgenommen hat, macht er es hier mit einer kurzen hindeutung ab, und auch Brot 3, dem schon z. 27 fgg. entsprechen, übergeht er; dann rät Gunnarr, den Guttormr aufzustacheln, und es folgt str. 26, eine variante von Brot 4.

In Brot folgt nun Sigurðs ermordung im freien durch Hǫgni, nicht durch Guttormr und dann eine begegnung der mörder mit Guðrún und Brynhild. Die saga erzählt Sigurðs betttod durch Guttormr. Wenn die darstellung sich ganz aus der Sig. sk. erklären liesse, so müsste man annehmen, dass die inconsequenz von Brot, das str. 5 fgg. Hǫgni als den mörder darstellt, während doch str. 4 die ermordung durch Guttormr vorbereitet, sich auch in A vorgefunden habe. Aber die saga teilt einzelheiten mit, die in der Sig. sk. nicht stehen, und die der verfasser nicht ersonnen haben kann. Dreimal betritt Guttormr Sigurðs schlafgemach, zweimal wird er durch den scharfen blick seines opfers abgeschreckt; das dritte mal findet er ihn schlafend und durchbohrt ihn: *svá at blóðrefillinn stóð í dýnum undir honum.* Das stammt aus einer anderen quelle als der Sig. sk.; es kann nur dieselbe quelle sein, die auch den zweiten entschluss zur aufstachelung des Guttormr enthielt. Von dieser quelle wissen wir nun: 1. dass sie der darstellung der Sig. sk. folgt, aber sie weiter ausführt, was A auch in früheren partien tut;

2. dass ihre darstellung die von Brot 1—4 war. Noch ein weiterer anklang an die Sig. sk. findet sich hier z. 49, wo ein zug von Brynhild auf Sigurðr übertragen ist: *Sigurðr vissi sik ok eigi véla verðan frá þeim*, vgl. Sig. sk. 5, 5—6; sogar die fatalistische bemerkung *gengu þess á milli grimmar urþir* (Sig. sk. 5, 7—8) fehlt nicht: z. 48 *mátti hann ok eigi við skǫpum vinna ne sínu aldrlagi.*

Der verwundete Sigurðr hält eine rede (z. 58—78), deren hauptteil (bis 72 schluss) genau Sig. sk. 25, 5—28 entspricht (nur z. 68fg.: *ok nú er þat fram komit er fyrir lǫngu var spát, ok vér hǫfum duliz við, en engi má við skǫpum vinna*, ist wol eine bezugnahme des sagaschreibers auf Grípisspá, vgl. jedoch z. 48fg.), aber dann fährt er fort (z. 74fg.): *ok ef ek hefða vitat þetta fyrir, ok stiga ek á mína fœtr með mín vápn, þá skyldu margir týna sínu lífi, áðr en ek fella, ok allir þeir brœðr drepnir, ok torveldra mundi þeim at drepa mik en enn mesta vísund eða villigǫlt.* Bugge verweist zu dieser stelle auf ÞS s. 301, 22—24: *oc ef þetta vissa ek. þa er ek stoð uppa mina fœtr. aðr þu ynnir þetta verk at fa mer banasar. þa væri minn skiolldr brotinn oc hialmr spiltr oc mitt sverð skorðott. oc mæiri von aðr þetta væri gort. at allir þer fiorir væri dauðir.* Ranisch hingegen vergleicht z. 27 (l. 26)—30: *Nu mælti Haugni Allan þenna morgin hofom ver ællt æinn villigault oc ver fiorir fengim hann varla sott. en nu a litilli rið hæfi ek væitt æinsaman æinn biorn eða æinn visund. oc verra væri oss fiorom at sœkia Sigurð svæin, ef hann væri við buinn. en at drepa biorn eða visund.* — Beide gleichungen haben ihre richtigkeit; es fragt sich nur, wie das verhältnis dieser stellen zu der Vǫlsungasaga zu beurteilen ist. Dass der sagaverfasser oder ein abschreiber die beiden stellen der ÞS auf diese weise verbunden haben sollte, ist nicht anzunehmen: c. 22 lehrt, von welcher art die spuren sind, die die beeinflussung der saga durch eine schriftliche quelle hinterlässt. Es ist also die quelle der saga, die in Sigurðs prahlerische rede aus Hǫgnis rede die vergleichung mit einem *visundr* und einem *villigǫltr* aufgenommen hat. Der grund ist klar. In dem deutschen gedicht tötet Hagen den helden und hält darauf die leichenrede; in dem nordischen gedichte ist der mörder Guttormr schon tot, und niemand als Sigurðr selbst ist da, um die worte auszusprechen. Die stelle zeigt widerum, dass, obgleich der dichter im ganzen der Sig. sk. auf dem fuss folgt, doch seine neuerungen nicht auf seiner eigenen erfindung, sondern auf einer zweiten quelle beruhen. Und als solche lernen wir hier ein deutsches gedicht kennen, dasselbe, auf dem c. 344 der ÞS beruht. Wir werden dieser quelle auch im folgenden begegnen.

Von z. 78 an liegt widerum die Sig. sk. zu grunde; z. 78—84 = Sig. sk. 29—32, z. 86—88 = Sig. sk. 33. Dazwischen findet sich eine im zusammenhang unmögliche bemerkung in Gunnars anrede an Brynhild. Verbinden wir diese mit dem folgenden nicht aus der Sig. sk. stammenden stück 88—95, so bekommen wir einen richtigen zusammenhang; die zeilen verteilen sich über zwei auftritte, deren reihenfolge der sagaschreiber widerum aus compositionsrücksichten umgedreht hat. Was in der quelle vorangieng, war z. 90—95: *Guðrún mælti: Frændr mínir hafa drepit minn mann; nú munu þér ríða í her fyrst, ok er þér komið til bardaga, þá munu þér finna, at Sigurðr er eigi á aðra hǫnd yðr, ok munu þér þá sjá, at Sigurðr var yður gæfa ok styrkr, ok ef hann ætti sér slíka sonu, þá mætti þér styrkjaz við hans afkvæmi ok sína frændr.*

Was hier vor allem auffällig erscheint, ist der wechsel in der anwendung der zweiten und der dritten person. Am anfang heisst es: *frændr mínir,* am schluss: *sína frændr,* aber dazwischen: *munu þér. er þér komið* usw.; siebenmal begegnet *þér* resp. *yðr.* Der sagaschreiber hat die worte der Guðrún in ein gespräch zwischen Hǫgni und Gunnarr, woran er auch Brynhild teilnehmen lässt, aufgenommen, daher die zweite person; durch ein versehen hat er an zwei stellen die dritte person stehen gelassen. Das richtige ist: 1. gespräch zwischen Gunnarr und Brynhild (Sig. sk. bis z. 84); 2. monolog der Guðrún bei Sigurðs leiche (nach A); 3. gespräch zwischen Gunnarr und Hǫgni (nach A; hierbei z. 84—85). In der saga wird daraus eine unterredung von vier personen.

Wenn Guðrún die oben citierten worte im schlafgemach über ihren toten mann spricht, so werden sie verständlich. Sie entsprechen Sig. sk. 27, 1—4, wo Sigurðr etwas ähnliches sagt: *Ríðra þeim síðan þót sjau alir systursonr slíkr*[1] *at þingi.* Da der dichter von A den Sigurðr, wie wir gesehen haben, in einem ganz andern tone über die brüder reden lässt, benutzte er Sig. sk. 27, 1—4 als ein motiv, worüber er eine leichenrede der Guðrún zusammenstellte. Ganz in seiner gewohnten manier.

Darauf wechselte das gedicht das local; es folgte ein gespräch zwischen Gunnarr und Hǫgni. Gunnarr sagt (z. 84 fg.): *nú verðum vér at sitja yfir mági várum ok bróðurbana.* Hǫgni antwortet: *Nú er fram komit þat, er Brynhildr spáði, ok þetta et illa verk fám vér aldri bætt.* Die tendenz der replik ist vollkommen klar und in übereinstimmung mit Hǫgnis verhalten in dem gedicht. Nur das ist unver-

1) D. h. ein schwestersohn der mich ersetzt, s. unten s. 453 anm.

ständlich, dass Hǫgni von einer weissagung der Brynhild redet. Ich möchte annehmen, dass hier ein missverständnis vorliegt. Denn der, der vorausgesagt hat, dass es schlimm ablaufen werde, ist nicht Brynhild, sondern Hǫgni. Brynhild aber hat gewünscht, dass es so gehen werde. Wahrscheinlich stand etwas ähnliches in kurzer form in der quelle der saga, und der sagaschreiber hat den ausdruck nicht richtig verstanden. Auf jeden fall wäre es unmethodisch, nur wegen des ausdrucks *Brynhildr spáði* an eine dritte quelle zu denken.

Der anfang von c. 31 beruht auf den schlussstrophen von Brot. Str. 14 wird übergangen, aber da z. 2 *er hon harmaði með gráti* (= Brot 15, 5—6) sich auf sie bezieht, stand sie in der quelle. Der sagaschreiber hat sie wol übergangen, weil er sie mit c. 30, 80—88 nicht gut in einklang zu bringen vermochte, c. 31, 1—11 = Brot 15—19. Dann kehrt der verfasser zu der Sig. sk. zurück, wo er sie verlassen hatte; z. 11—60 = Sig. sk. 34—71. Nur z. 12: *með feðr mínum* statt *á fleti bróður* (str. 34, 8) im anschluss an die darstellung der werbung, die zum teil nach A erzählt ist. Str. 36—41 werden sehr kurz widergegeben, da der inhalt c. 29, 5fgg. durchaus ähnlich ist. Auch der auftritt mit den mägden, str. 47—52, ist sehr kurz dargestellt; die pointe wird — weil nicht verstanden? — fortgelassen. Im übrigen drückt der sagaschreiber sich zwar kurz aus, aber er lässt nichts wesentliches fort.

Dann aber folgen widerum berichte, die weder in der Sig. sk. noch irgendwo anders im Codex regius stehen, und für die auch der sagaschreiber nicht verantwortlich sein kann. Ein scheiterhaufen wird aufgeschichtet, darauf werden Sigurðs leiche und die seines sohnes, den Brynhild hatte töten lassen, sowie Guttorms leichnam gelegt. *Ok er bálit var alt loganda, gekk Brynhildr þar á út ok mælti við skemmumeyjar sínar, at þær tœki gull þat, er hon vildi gefa þeim, ok eptir þetta deyr Brynhildr ok brann þar með Sigurði ok lauk svá þeira ævi.*

Hier ist verschiedenes auffällig: 1. Brynhild hat Sigurðs kleinen sohn töten lassen. Davon wissen die übrigen quellen nichts. Nur die Sig. sk. hat eine andeutung. Sigurðr fürchtet str. 26, dass sein junger sohn im hause des feindes nicht sicher sein wird[1]. Der dichter von A

1) Allerdings gibt Brynhild in der Sig. sk. str. 12 den rat, den knaben zu töten, aber daraus wird später nichts, und da der rat auch Brynhilds stimmung in keiner weise entspricht, kann man mit recht fragen, ob die strophe an dieser stelle wol ursprünglich ist. — Str. 27 *ríðra þeim síðan — at þingi* (vgl. oben s. 452) bedeutet nicht, dass der knabe getötet worden ist, denn noch str. 26 redet Sigurðr von ihm als von einem lebenden; was für ein vergleich wäre das auch: ein solcher schwestersohn wie dieser — dreijährige! — knabe wird deine brüder nicht begleiten! '*slíkr*

arbeitet in seiner gewohnten weise das motiv aus; Sigurðs sohn ist ermordet worden, und Brynhild hat ihn töten lassen.

2. In der Sig. sk. hat Brynhild Gunnarr gebeten, sie neben Sigurðr auf den scheiterhaufen zu legen, und das schwert zwischen sie. Das setzt voraus, dass sie stirbt, bevor sie den scheiterhaufen besteigt, und aus dem schluss des gedichtes geht das auch klar hervor. Wenn aber Brynhild erst, wenn der scheiterhaufen in lichter lohe steht, denselben besteigt, so macht sie die erfüllung ihres klar ausgesprochenen wunsches, dass zwischen sie und den geliebten ein schwert gelegt werde, geradezu unmöglich. Das muss doch auch der sagaverfasser eingesehen haben. Wenn er das nichtsdestoweniger mitteilt, so muss das in einer seiner quellen gestanden haben. Das kann widerum nur A sein, die es auch hier besser als die Sig. sk. machen wollte. Das gedicht enthielt nicht die bitte an Gunnarr und ebensowenig Brynhilds tod durch das schwert; es erzählte, dass Brynhild, als Sigurðs scheiterhaufen angezündet worden war, denselben bestieg, um sich lebendig mit Sigurðr verbrennen zu lassen. Die lange prophetische rede, die die Sig. sk. der sterbenden Brynhild in den mund legt, hat der dichter dementsprechend auch fortgelassen, und damit ist in übereinstimmung, dass die paraphrase dieser rede nichts enthält, was aus einer andern quelle als der Sig. sk. stammt. Aber er ersetzt das motiv, dass die sterbende *framsýn* ist, durch einen traum; der traum ist kurz, aber er charakterisiert die träumerin vortrefflich: er weissagt dem Gunnarr böses. Alle einzelheiten fehlen. Es ist Brot 16, c. 31, 3fgg. Auf diesen traum und die zurücknahme der beschuldigung wider Sigurðr folgten also die z. 61—68 entsprechenden strophen.

3. Daraus, dass hier eine zweite darstellung von Brynhilds tod benutzt worden ist, erklärt es sich auch, dass hier noch einmal von dem golde die rede ist, das Brynhild den mägden geben will, was schon z. 29 nach der Sig. sk. mitgeteilt wurde. Den tod der mägde wird das gedicht nicht enthalten haben, denn er hängt in der Sig. sk. unmittelbar mit Brynhilds tod durch das schwert zusammen. Dem entspricht, dass z. 61—68 keine von den dienerinnen und dienern, von denen z. 56fgg. die rede ist, auf den scheiterhaufen gelegt werden. An ihre stelle treten Guttormr und Sigurðs sohn. Nur das austeilen des goldes hat der dichter beibehalten. Wir finden bestätigt, einerseits gegen unsere erwartung, dass in A Brynhild mit Sigurðr stirbt, andererseits

geht auf Sigurðr: 'wenn du auch sieben söhne gebierst, so wird keiner von diesen jemals ein solcher sein, wie ich war'. — Ich vermute, dass str. 12 durch einen irrtum der überlieferung aus A in die Sig. sk. übergegangen ist.

in übereinstimmung mit unserer erwartung, dass der dichter darauf kein hauptgewicht legt. Dieser dichter, der sonst überall die angaben der Sig. sk. ausführt, hat nur hier in sehr bedeutendem grade gekürzt. Die nackte tatsache entnimmt er der Sig. sk.; die todesart ändert er; über die motive äussert er sich nicht. Mit hilfe der schlussstrophen von Brot können wir constatieren, dass er 31½ strophen Sig. sk. 40, 5—71 auf etwa zwei oder drei reduciert hat. Brot 14. 15 redet Brynhild noch wie eine, die nicht zu sterben gedenkt; sie sagt, sie müsse den jammer klagen, da sie sonst sterben würde; dann folgt str. 16 der traum. Dieser ist mit str. 53—64 der Sig. sk. parallel, aber wenn Brynhild z. 4 geträumt hat, ihr bett wäre kalt, und damit auf ihre wittwenschaft anspielt, so sieht das widerum aus, als gedenke sie noch nach Gunnarr zu leben. Auch die langen versuche, sie zurückzuhalten, die in der Sig. sk. vorangehen, fehlen. Brot 17—19 beziehen sich nicht auf Brynhilds tod. Von Sig. sk. 46—52 finden wir nur c. 31, 66 die bemerkung über das gold. Brynhild stirbt nur, weil es in der quelle des gedichts so stand. Dass dieser mangel an interesse des dichters für einen abschluss der erzählung, der in der vorliegenden gestalt der sage nicht notwendig und daher unschön war, mit der benutzung einer zweiten quelle zusammenhängt, wird sich unten noch zeigen.

C. 32 beruht auf dem zweiten Guðrúnlied. Aber am anfang findet sich eine stelle, die mit dem schluss der darstellung von Sigurðs tod in der Þiðrekssaga nahe übereinstimmt. Nach dem resultat, zu dem wir bei c. 30, 74—78 gelangt sind, glaube ich, dass auch diese ähnlichkeit nur auf éine weise beurteilt werden kann, nämlich als auf einer vorschriftlichen berührung beruhend. Die stelle stammt aus der poetischen quelle der saga, und diese hatte sie dem deutschen gedichte entlehnt, das auch die quelle des entsprechenden capitels der ÞS war. Daher ist auch bei vollständiger übereinstimmung des inhalts der wortlaut der beiden stellen im ganzen verschieden, wie folgende vergleichung zeigt:

Vǫls.s. c. 32, 1—5: *Nú segir þat hverr er þessi tiðendi heyrir, at engi maþr mun þvílíkr eptir í verǫldunni, ok aldri mun síðan borinn slíkr maðr, sem Sigurðr var fyrir hversvetna sakar, ok hans nafn mun aldri fyrnaz í þýðverskri tungu ok á Norðrlǫndum, meðan heimrinn stendr.*

ÞS c. 348 schluss: *Oc er þessi tiðindi spyriaz at Sigurðr svæinn er drepinn. þa sægir þat hverr maðr. at æigi mun eptir lifa i verolldinni oc alldri siðann mon borinn verða þuilikr maðr firir sakir afls oc reysti oc allrar kurtæisi. caps oc milldi. er hann hafði umfram hvern mann annarra. oc*

hans nafn mun alldrigi tynaz i þýðverskri tungu ok slíkt sama með Norðmǫnnum[1].

Wir kommen zu der schwierigen frage, wie sich diese zweite quelle von c. 30. 31, die ich im folgenden 30. 31 A nenne, zu den beiden quellen von c. 27—29 (AB) und zu Brot verhält. Es scheint mir, dass die tatsachen nur éine auffassung zulassen, ob sie auch zu einem ganz unerwarteten resultat führen. Dass wir die stellen mit den als A bezeichneten stücken in verbindung setzen müssen, daran ist kein zweifel möglich. Wir finden 1. die aus A bekannte klage über den *meydómr*; 2. die paraphrase von Brotstrophen; 3. den für A charakteristischen nahen anschluss an die Sig. sk., überall wo nicht die darstellung der begebenheiten auf einer anderen quelle beruht. Die abweichungen haben zum grossen teil ihren grund in einer deutschen quelle, die der darstellung der ÞS und des NL nahe stand. In diesem punkte besteht eine gewisse ähnlichkeit mit der Sig. meiri, die gleichfalls auf einer deutschen quelle fusst, aber auf einer ausschliesslich niederdeutschen, die u. a. Heimir kannte und die zwei besuche bei Brynhild, und die von der quelle der ÞS und des NL weiter absteht. Die klage über den *meydómr* wäre auch in der Sig. meiri, in der Sigurðr nicht neben Brynhild ruht (§ 17. 24), und in der die wahrheit nicht durch eine *senna* an das licht kommt, absolut unmöglich.

Aber wenn in der Eddahandschrift, die der sagaschreiber benutzte, die hier besprochenen stücke die fortsetzung von A bildeten, wie verhalten sie sich dann Brot gegenüber? Mit der darstellung von Brot lassen sie sich nur zum teil vereinigen. Also sind entweder Brot und 30. 31 A varianten, oder eine von beiden enthält unechte bestandteile.

In gewissem sinne kann man in Brot und 30. 31 A varianten sehen. Eine paraphrase von Brot 1—4 oder ähnlichen strophen und von 15—19 findet sich auch in 30. 31 A. Zufällig ist auch éine strophe in metrischer form in beiden quellen erhalten (Brot 4, c. 30 str. 26). Die abweichungen sind hier gross, und die vergleichung fällt nicht in jeder hinsicht zu gunsten von 30. 31 A aus. Aber der unterschied, dass Brot den Sigurðr im freien von Hǫgnis hand sterben lässt, während 30. 31 A den betttod durch Guttormr erzählt, dass 30. 31 A Brynhild mit Sigurðr sterben lässt, wovon Brot nichts weiss, während 30. 31 A nichts hat, was Brot

1) Dass Sigurðs name in Deutschland und im Norden nicht vergessen werden würde, stand also in einem deutschen liede. Das deutet auf die gemeinsame pflege der sage, der man sich bewusst war. Es ist keine schreiberbemerkung, das beweist die übereinstimmung der beiden sǫgur.

5—13 entspricht, noch abgesehen von c. 30, 74—77. 85. 88—95, die sich nur in 30. 31 A finden, lässt sich auf eine so einfache weise nicht erklären. Hier muss éine darstellung die ursprüngliche sein, die andere muss entweder bewusst geändert oder durch einen irrtum fremde strophen aufgenommen haben.

Ich glaube, wir müssen 30. 31 A die priorität zugestehen. Denn nur diese darstellung schliesst sich nicht nur an das vorhergehende, sondern auch an die in beiden enthaltenen Brotstrophen richtig an. Auch nach Brot 4 wird Sigurðr von Guttormr, also wol im bett getötet, und nach Brot 3 rät Hǫgni vom morde ab; in vollständiger übereinstimmung damit ist die darstellung des mordes und das urteil Hǫgnis über die vollbrachte tat in 30. 31 A, nicht aber in Brot 5 fgg., wo nicht nur der mord anders erzählt wird, sondern auch Hǫgni sich der Guðrún gegenüber der tat rühmt. Diese grausamkeit der Guðrún gegenüber hat da, wo der einzige grund für Sigurðs tod der war, dass man der Brynhild ihren willen geben musste, gar keinen zweck. Sie erklärt sich aus der alten vorstellung, dass Hagen, und nach der aufnahme der Burgunden auch Gunther, Sigfrids feind war. Aber mit der motivierung des mordes, den str. 1—4 geben, verträgt sie sich nicht. Diese erwägungen hatten mich schon veranlasst, diese strophen (5 fgg.) von den übrigen zu trennen, als die untersuchung von c. 30. 31 mich von der absoluten notwendigkeit dieser trennung überzeugte. Jetzt wird der schluss unumgänglich: die Brotstrophen bilden keine einheit.

Welches sind die 'unechten' Brotstrophen und wie sind sie in diesen zusammenhang hineingeraten? Erstere frage betrifft im wesentlichen nur str. 8—10. Denn str. 1—4. 14—19 haben wir als echt erkannt, und str. 5—7. 11—13 gehören auf der anderen seite deutlich zusammen.

Über str. 8. 9 ist zu sagen, dass an ihrer zugehörigkeit zu A kein zweifel bestehen kann. Sie tragen davon die deutlichen merkmale. Str. 8, 5—8 entspricht einer stelle der Þiðrekssaga, mit der A auch sonst sich so nahe berührt. Man vergleiche:

Str. 8, 5—8:	ÞS c. 344: *en nu er hann sua*
einn mundi Sigurðr ǫllu ráða,	*stollz ok sua rikr. at æigi man*
ef hann lengr litlu lifi heldi.	*langt heðan liða aðr en þer munot*
	allir honom þiona.

Str. 9 aber hat ihre quelle in Sig. sk. 18. Hier redet Hǫgni und gibt seine zufriedenheit mit Sigurðs machtstellung zu erkennen. Der dichter von A konnte die stelle in diesem zusammenhang, wo das gespräch zwischen Gunnarr und Hǫgni vor dem mord eine ganz andere wendung nimmt als in der Sig. sk., nicht brauchen, er verband sie mit

einer einigermassen ähnlichen stelle seiner zweiten quelle, wo Brynhild redet, und legte Hǫgnis worte in geänderter auffassung der Brynhild in den mund, gleich wie er c. 30, 90 fgg. Sigurðs worte der Guðrún zuweist und c. 30, 49 fg. ein motiv von Brynhild auf Sigurðr überträgt.

Das alles zeigt aber, dass die beiden strophen zu der *hvǫt* gehören, was schon Lüning richtig gesehen hat[1]. Die reihenfolge der strophen in Brot ist also in verwirrung geraten, und das wird dadurch bestätigt, dass auch str. 5 nicht an der richtigen stelle überliefert ist. Sie steht in der hs. nach str. 11; Bugge hat sie an ihren richtigen platz versetzt. Wir haben es hier also mit einem gedächtnisfehler zu tun, und daraus erklärt sich zugleich, dass mehrere echte strophen fehlen, und dass fremde strophen aufgenommen worden sind.

Versetzen wir str. 8. 9 nach der *hvǫt*, so zeigt es sich zugleich, dass sich ein rest in die saga gerettet hat. Die saga weist auf diese reihenfolge: 1. klage über den raub des *meydómr* (c. 29, 144—151); 2. eine trostrede des Gunnarr (c. 30, 29: *hann biðr Brynhildi (upp standa ok) vera káta,* s. oben s. 450); 3. eine widerholte aufforderung, den Sigurðr zu töten (c. 30, 29—31); der inhalt ist hier nur ganz allgemein, aber die stellung entspricht unseren strophen. Genau dasselbe finden wir in der ÞS wider: 1. klage über den raub des *meydómr* (c. 344, 11—15)[2]; 2. ermunterung (hier durch Hǫgni): *þu rika drotning Brynilldr. grat æigi lengr oc haf engi orð um oc lat sem þetta hafi æigi verit;* 3. die unseren strophen entsprechende stelle. Dann folgt noch Gunnars versprechen, ihren wunsch zu erfüllen. Da in unserem gedicht Hǫgni nicht zugegen ist, ist die scene vereinfacht; statt Hǫgni redet Gunnarr der Brynhild zu; ein gespräch zwischen ihm und Hǫgni folgt erst später.

Aber str. 8, 1—4 sind eine variante von str. 10, die nur dazu dient, um das folgende in den gegebenen zusammenhang hineinzuzwängen.

Was str. 10 betrifft, so könnte man versucht sein, sie mit den unechten strophen 5—7. 11—13 zu verbinden. Aber auch sie trägt dieselben merkmale der zugehörigkeit zu A wie str. 8. 9. Ihre erste hälfte ist mit Sig. sk. 30, 1—4 fast identisch, und sie setzt gewiss auch dieselbe situation voraus; es ist Brynhilds freudenausbruch, als sie Guðrúns

1) Bugge z. st. hält diese auffassung auf grund der praeterita *mundi, heldi* usw. für unrichtig, aber kaum mit recht. Brynhild kann sehr gut sagen: 'es würde nicht angehen, dass Sigurðr lange lebte', wenn es für sie schon feststeht, dass er sterben muss. Aber die praeterita haben die versetzung nach dieser stelle, wo sie doch nach der allgemeinen ansicht unmöglich sind, veranlasst.

2) Über das — nahe — verhältnis der klage in beiden darstellungen s. unten s. 460.

weinen vernimmt. Den inhalt der rede entnahm der dichter seiner zweiten quelle: er entspricht Brynhilds begrüssung der heimkehrenden helden in der ÞS c. 348 (s. 302, 1): *oc mællti at þæir hafi væitt allra manna hæilaster*.

Der sammler, der str. 5—7. 11—13 aufnahm, hat wol geglaubt, dass sie zu diesem gedichte gehörten. Er schloss str. 11 an str. 10 an. Aber 5—7. 11—13 sind ein selbständiges fragment, und wenn dazwischen keine strophen verloren sind, so folgte hier str. 11 auf 7. Guðrúns worte: *mjǫk mælir þú miklar firnar,* 'eine grosse freveltat berichtest du', sind an Hǫgni gerichtet; die bedeutung 'frevelhafte worte' die für *firnar* sonst nicht bekannt ist, hat man hier nur angenommen, weil Guðrúns antwort im überlieferten zusammenhang an Brynhild gerichtet ist, die nicht eine tat berichtet, sondern nur das geschehene gelobt hat. Die sagenform des fragments ist eine sehr altertümliche. Hǫgni tötet Sigurðr. Er tut es aus hass. Schon besteht ein feindseliges verhältnis zwischen Guðrún und ihren brüdern. Schon sind die Burgunden aufgenommen — man kann nichts anderes erwarten. Aber von Brynhilds teilnahme an dem mord erhellt noch nichts; wenn sie vielleicht schon mitschuldig ist, was man nicht wissen kann, so war ihr anteil doch noch ein verschwindend kleiner.

Die ermordung draussen und Hǫgnis feindseligkeit wider Guðrún sind züge, die das fragment mit der oben widerholt citierten darstellung der ÞS gemein hat. Man kann fragen, ob das nicht für die strophen spricht. Das würde der fall sein, wenn sie sich mit den übrigen Brotstrophen und 30. 31 A vereinigen liessen. Da das nicht der fall ist, muss man wählen. Nun zeigen die übrigen Brotstrophen und 30. 31 A widerholte berührungen im wortlaut mit den entsprechenden stellen der ÞS; das fragment aber zeigt nur eine ähnlichkeit in gewissen zügen, die nicht für diese darstellungen eigentümlich, sondern altes sagengut sind. Und die übereinstimmung ist auch nicht schlagend. Denn während in der ÞS die brüder Sigurðs leichnam mit sich führen, haben sie ihn im fragment im walde zurückgelassen. Die unterredung zwischen Hǫgni und Guðrún hat auch mit der entsprechenden in der ÞS nicht die geringste ähnlichkeit; das gespräch der ÞS setzt vielmehr den vergleich mit einem *villigǫltr* fort, den wir in A angetroffen haben. Hier ist also eine übereinstimmung vorhanden, die für die quellen nichts beweist. Wenn aber A im gegensatz zur ÞS den Sigurðr im bett ermordet werden lässt, so beruht das nicht darauf, dass der dichter die quelle der ÞS nicht kannte, sondern darauf, dass er hier, wie für die hauptdarstellung fortwährend, die Sig. sk. benutzt. Nur seine abweichungen

beruhen zum grossen teil auf dem liede, das auch der ÞS zu grunde liegt.

Wir sind jetzt im stande, die arbeit des dichters von A zu übersehen. Welches seine quellen waren, hat sich zur genüge gezeigt. Von anfang bis zum ende liegt die Sig. sk. seiner darstellung zu grunde. Aber daneben hat er andere quellen benutzt. Bei der werbung benutzt er die Sig. meiri. Ihr entlehnt er den flammenritt, den er freilich in seiner weise umdeutet; eine beeinflussung des wortlautes durch diese quelle zeigt str. 22 der saga (s. unten s. 465 anm.). Ähnlich c. 29, 32 fg., s. oben s. 444. Auch der rat der Grímhild gehört wol hierher. Aber von da an steht ihm eine andere quelle zu gebote. Nachdem wir den directen einfluss der darstellung der ÞS an mehreren stellen in c. 30. 31 erkannt haben, werden wir genötigt, die *senna*, die gleichfalls in übereinstimmung mit der ÞS erzählt wird, derselben quelle zuzuschreiben. Und auch die klage über den raub des *meydómr* stammt dorther. Das beweist der wortlaut. Die stelle liefert ein interessantes zeugnis dafür, wie der dichter seine quellen benutzt. In der ÞS lautet sie (c. 344, 11 fgg.): *Sigurðr svæinn hæfir rofit yckor trunaðarmal oc sagt sinni kono Grimilldi allt. hverso þu sagðir þinn trunað undir hann. oc þa er þu fect æigi sialfr mitt lag oc letz Sigurð svæin taka minn meydóm. þat sama færði Grimildr mer i brigzli i dag firir ollom monnom.* — Also: 1. Sigurðr hat Brynhilds meydómr genommen. 2. Sigurðr hat dem Gunnarr die treue (d. h. das versprechen der verschwiegenheit) gebrochen. 3. Grímhild hat der Brynhild das vorgeworfen *(færði mer i brigzli*, vgl. Vǫls. s. 29, 151 *en hon brigzlar mér!)*. Aus der Sig. sk. aber entnahm der dichter, dass Sigurðr zwischen sich und Brynhild ein schwert gelegt hatte. Er lässt nun Brynhild zu Gunnarr genau dasselbe sagen, was sie in der ÞS sagt, aber das brechen der treue wird so aufgefasst, dass es den raub des *meydómr* bedeutet, und das ganze wird zu einer verleumdung, denn Sigurðr hat in diesem sinn seine treue nicht gebrochen. Daraus folgt, dass Brynhild, nachdem sie ihren zweck erreicht, ihre anklage zurücknimmt. Die änderung ist mit kunst geschehen, aber die vorstellung, dass Brynhild auf diese weise Gunnarr aufstachelt, ist keine freie erfindung, sondern sie beruht auf einer geschickten combination.

Wenn der dichter die langen reden, die in der Sig. sk. Brynhilds tod vorangehen, auf ein minimum beschränkt, so mag das zum teil auch darin seinen grund haben, dass seine zweite quelle von Brynhilds tod nichts wusste.

Die sagenform unseres gedichts ist also keine einheitliche. Der anfang repräsentiert eine weit vorgeschrittene form von Br II, 2, der

schluss beruht auf einer combination von Br II, 1 (Sig. sk.) und einer sehr jungen form (Br II, 4), vgl. § 16. Aber die auffassung von Brynhilds charakter und ihrem verhältnis zu Sigurðr ist doch zunächst die § 14 als Br II, 2 bezeichnete. Daher haben wir auch dort das gedicht als ein auf dieser stufe stehendes stück angeführt.

Auf eigenen combinationen beruhen nur wenige positive zutaten, aber mehrere umdeutungen: Buðli statt Atli, das heer, das die brüder bei der werbung begleitet (§ 23), die umdeutung des flammenwalls, die motivierung des keuschen beilagers, die umdeutung des treuebruchs, die kürzung der zweiten hälfte seiner hauptquelle, die ermordung von Sigurðs sohn.

Wo es angieng, hat der dichter sich an den wortlaut seiner quellen gehalten. Daher die wörtlichen übereinstimmungen mit der Sig. sk., mit der ÞS und an der einzigen controllierbaren stelle mit der Sig. meiri. Aber den zügen, die er hinzufügte oder anders mitteilte, gab er selbst die dichterische gestaltung. In diesen teilen zeigt er sich als einen nichts weniger als unbegabten dichter. Wenn er älteren quellen ganze strophenreihen entlehnt, so beruht das nicht auf dichterischer unfähigkeit, sondern einfach auf dem allgemeinen brauch, bei der neubearbeitung alter stoffe die vorhandenen quellen auf diese weise zu benutzen. Daran ist nichts auffälliges; das haben viele dichter getan — ich brauche nur an den zweiten sehr begabten Vǫluspádichter zu erinnern. Die meisten Eddalieder sind ja nur in überarbeiteter gestalt erhalten. Der usus setzt sich in der mittelalterlichen prosalitteratur fort; litterarisches eigentum im modernen sinn ist im altertum und lange nachher unbekannt.

Will man dem gedichte einen namen geben, so geht aus dem schluss, der in c. 32 und Þs c. 348 bewahrt ist, hervor, dass es eine Sigurðarkviða ist. Man könnte versucht sein, die bezeichnung „Sigurðarkviða en meiri“ auf dieses gedicht anzuwenden. Denn es ist zum teil wenigstens eine erweiterung der Sig. sk. Da indess die bezeichnung „en meiri“ schon früher für ein anderes gedicht benutzt worden ist, das wenigstens nicht kürzer als dieses war, und für welches der name Sigurðarkviða quellenmässig überliefert ist, bezeichne ich das hier besprochene gedicht als „Sigurðarkviða en yngri“. — Das gedicht, dem str. 5—7. 11—13 entstammen, kann man mit gutem fug mit Heusler „Sigurðarkviða en forna“ nennen.

§ 23. Sigurðakviða skamma str. 36—38.

Im zusammenhang mit der oben besprochenen frage ist die nach der stellung von str. 36—38 der Sig. sk. von grosser bedeutung. Zu

unterscheiden sind 1. ihr verhältnis zur Sig. en yngri; 2. ihr verhältnis zu den übrigen strophen der Sig. sk. Dass diese strophen älter als die entsprechenden strophen der Sig. yngri sind, folgt direct nicht nur aus dem verhältnis dieses gedichtes zu der Sig. sk. im ganzen, sondern auch der entsprechenden partie jenes gedichtes zu unseren strophen. Wir haben gesehen, dass die Sig. yngri zwar unsere strophen benutzt oder sogar aufnimmt, aber etwas hinzufügt, und dass dieses neue element aus der neuen sagenauffassung stammt, die forderung, dass der freier Brynhilds bedingungen, als deren vornehmste der flammenritt erscheint, erfülle. Das verhältnis ist also dasselbe wie bei den übrigen partien der Sig. yngri; die stelle der Sig. yngri lässt sich zwar aus der der Sig. sk., diese aber nicht aus jener ableiten. Deshalb ist es unrichtig, wenn Sijmons, Zeitschr. 24, 26 str. 36 bis 38 für eine interpolation aus der Sig. yngri erklärt.

Eine andere frage ist die, ob die strophen von alters her zu der Sig. sk. gehören. Sollte es sich ergeben, dass das nicht der fall war, so würde daraus folgen, dass sie eine ältere interpolation wären; sie müssten aufgenommen worden sein, bevor die Sig. yngri entstand.

Dass Bugge str. 39 mit recht versetzt hat, scheint aus der entsprechenden stelle der Vǫlsungasaga hervorzugehen. Wenn Sijmons in seiner ausgabe die notwendigkeit der versetzung unter hinweis auf seinen oben citierten aufsatz leugnet, so folgert er das nur aus der von ihm und anderen angenommenen unechtheit von str. 36—38; ein argument für die richtigkeit der überlieferten reihenfolge bringt er nicht vor. C. 31 der Vǫlsungasaga hat aber die reihenfolge z. 14: *þá er þér riðuð at garði þrír konungar* = str. 35; z. 15: *síðan leiddi Atli mik á tal ok spyrr* = str. 36; *ef ek vilda þann eiga, er riði Grana, sá var yðr ekki líkr* (str. 39; 37 übergeht der verfasser); *ok þá hétumz ek syni Sigmundar konungs* (str. 38, aber *hétumz ek* aus 39). Also steht ein teil des inhalts von str. 39 allerdings vor 38, aber nach 36, und die vorstellung ist jedesfalls die, dass zuerst eine unterredung mit Atli stattfindet, und dass Brynhild darauf sich entschliesst, den Sigurðr zu wählen.

Aber das ist von untergeordneter bedeutung. Mag sein, dass der sagaverfasser sich die strophen auf diese weise zurechtgelegt hat. Er hat dann getan, was ein jeder tun muss, der die überlieferung in ihrem zusammenhang verstehen will. Denn dass dieses gespräch dem entschluss vorangeht, ist selbstredend.

Die frage ist nun, ob str. 36—38 der darstellung der übrigen strophen widersprechen. Brynhild will nach str. 35 keinem manne ange-

hören. Nun erzählt 36, dass Atli ihr ihr erbe zu nehmen droht, falls sie sich nicht fügen sollte. Er sieht natürlich ein, dass die brüder sich mit einer weigerung nicht begnügen und ihn — nachher, denn sie sind jetzt von keinem heer begleitet (*riðuð þrír at garði* 35) — mit krieg überziehen werden. Deshalb erwägt Brynhild, ob sie es so weit soll kommen lassen; wenn es dahin kommt, ist sie bereit, selbst die waffen zu ergreifen (str. 37). Die stelle drückt nur stärker aus, was schon str. 35 steht, dass sie keinen mann haben will. Am ende lässt sie sich doch überreden. Aber sie sagt, sie wolle nur den Sigurðr heiraten (*lék mér meirr* — d. h. mehr als zu kämpfen — *í mun meiðmar þiggja burar Sigmundar),* einen anderen mann will sie nicht haben (38, 7—8). Sie wird mit Atli darüber einig (38, 1—2), dass sie den könig heiraten werde, der auf Grani sass (str. 39), und dieser war Gunnarr nicht ähnlich. Es folgt die nächtliche scene, die str. 4 mitteilt.

Kein wort widerspricht also dem übrigen inhalt des gedichtes, und wir haben nicht den geringsten grund str. 36—38 auszuscheiden.

Sehen wir nun noch einmal, was der dichter der Sig. yngri daraus macht. C. 29, 7 fgg.: *er þér Gjúkungar kómuð til hans* (= Sig. sk. 35, aber nicht *þrír þjóðkonungar*) *ok hétuð at herja eða brenna, nema þér næðið mér;* dann folgt die str. 36—38 entsprechende stelle mit dem bekannten zusatz. Hier sind also die Gjúkungar mit einem heere gekommen, und Brynhild hat die wahl zu kämpfen oder sich zu ergeben; da sie aber von Buðli keine hilfe zu erwarten, sondern sogar seinen zorn zu befürchten hat, entschliesst sie sich in ähnlichem sinne wie in der Sig. sk.

Hier ist also von einer kriegsfahrt die rede, aber dieselbe ist aus der vorstellung der Sig. sk., dass ein krieg die folge der weigerung sein könnte, abstrahiert[1].

Jetzt wird uns noch eine stelle deutlich, nämlich str. 22. 23 der Vǫlsungasaga (c. 27). Über die strophen hat Neckel a. a. o. s. 28 fg. eine meinung geäussert, die sich an Heusler anschliesst. Er glaubt, dass die strophen mit Brot, das er als eine einheit betrachtet, zusammengehören. Daraus schliesst er, dass der flammenritt in der saga nicht nach der Sig. meiri, sondern nach jenem gedichte erzählt worden sei. Die inconcinnitäten zwischen den strophen und dem prosatext schreibt er widerum einer freiheit des sagaverfassers zu. Ich kann auch nur die möglichkeit, dass das richtig sei, nicht zugeben. Wenn Neckel glaubt, eine nicht überlieferte strophe vor 22 habe den zweimaligen versuch

1) Dagegen lässt sich Oddr. 17. 18 nicht anführen. Die stelle ist absolut fernzuhalten, s. oben s. 316 anm.

Gunnars, die lohe zu durchreiten, mitgeteilt, so ist dazu zu bemerken, dass erst str. 22 das feuer zu lodern anfängt, also wäre das ein wunderlicher platz für die angenommene strophe. Aber der widerspruch, dass in der prosa Gunnarr nur von Sigurðr und Hǫgni begleitet ist, während str. 22 davon redet, dass wenige (d. i. keiner) aus dem gefolge des fürsten die lohe zu durchreiten wagen, lässt sich durch eine berufung auf die freiheit des sagaschreibers nicht weginterpretieren, um so weniger als jene vorstellung alt und sagengemäss, diese in der strophe überliefert ist. Es liegen also im capitel zwei darstellungen des flammenrittes vor. Ich habe früher (Zeitschr. 35, 310fgg.) vermutet, dass die strophen aus einem anderen zusammenhang hierher geraten seien, und sie damals der Helreið zugeschrieben. Jedoch muss ich die willkürlichkeit jenes verfahrens zugestehen. Es geht nicht an, strophen, die man nicht versteht, dahin zu versetzen, wo man sie brauchen kann, wenn man den grund nicht angeben kann, weshalb sie von der stelle gerückt wurden. Wenigstens kommt man auf diesem wege nicht weiter als zu vermutungen, die sich nicht beweisen lassen. Jetzt, wo wir die quellen des capitels und der folgenden besser auseinander zu halten im stande sind, glaube ich doch, dass auch der zweifel über diese strophen sich löst. Der flammenritt ist nämlich, auch in der prosa, nach beiden quellen mitgeteilt. Zuvorderst steht die darstellung der Sig. meiri. Nur die drei blutsbrüder sind anwesend. Das feuer lodert schon vor ihrer ankunft. Zuerst schickt Gunnarr sich an, den flammenwall zu durchreiten. Als es auch auf Grani ihm nicht gelingt, tauschen Gunnarr und Sigurðr ihre gestalt, und Sigurðr reitet.

Dann folgt die darstellung der Sig. yngri: zuerst eine paraphrase von str. 22. 23, dann die strophen selbst. Hier waren die brüder mit einer heerschar zu Buðli geritten. Die waberlohe brannte noch nicht, denn Brynhild hatte noch nicht die bedingung gestellt, dass der freier dieselbe durchreiten müsse; sie kann die maschinerie in bewegung setzen, sobald sie es will, und sie tut es, als die schar sich naht. Darum heisst es: *eldr nam at ósaz*, wo *nam* also richtig bedeutet: 'hub an'. Darauf wagt keiner der männer aus Gunnars schar *(fár fylkis rekka)* es, in das feuer zu reiten; als Sigurðr es versucht, erlischt das feuer. Diese stelle beweist sonnenklar, zu welchem gedicht die strophen gehören; die Sig. yngri ist von allen quellen die einzige, in der Gunnarr von mehr als zwei genossen begleitet ist, als er um Brynhild wirbt. Und noch ein merkwürdiger unterschied mit der Sig. meiri ergibt sich hier. In der Sig. meiri macht Gunnarr den zweimaligen versuch zu reiten; dass es nicht gelingt, kann ihm nicht vorgeworfen werden, es ist ihm nicht

beschieden, den ritt zu tun. Das ist die ältere auffassung, die noch weiss, dass nur einer, dem es bestimmt ist, die jungfrau befreien kann, hier wie in der Sig. yngri auf die werbung übertragen. Letztere quelle vertritt den weiter vorgeschrittenen standpunkt. Der ritt ist zu einer probe des mutes geworden. Deshalb heisst es: *fár treystiz . . eld at ríða*. Und dem entspricht, dass Brynhild c. 29, 21 zu Gunnarr sagt: *þú fǫlnaðir sem nár*. In der darstellung der Sig. meiri hätte dieser verweis keinen sinn[1].

Wenn Sigurðr später durch dasselbe feuer zurückreitet, so stammt das widerum aus der Sig. meiri, wo nicht gesagt war, dass es erlosch, und dem entspricht dass Gunnarr und Sigurðr auf der stelle widerum ihre gestalt tauschen, was die Sig. yngri, soweit wir ersehen können, nicht mitteilt, obgleich sie den gestaltentausch voraussetzt. Näheres über die Sig. meiri § 24.

Wenn Heusler und auch Neckel stilistische verwandtschaft zwischen str. 22. 23 und Brot wahrzunehmen glauben, so bestätigt das das resultat, wozu wir § 22 gelangten, dass mehr als die hälfte der Brotstrophen dem dichter der Sig. yngri gehören.

§ 24. Die Sigurðarkviða en meiri.

Das wichtigste von c. 24, vielleicht ein teil von 23, und alles was c. 26—29 weiter enthalten, stammt bis auf wenige sätze aus der Sig. meiri. Die litterarhistorischen gründe, die mich dazu führten, c. 23. 24 und teile von 26. 27 der Sig. meiri zuzuschreiben, habe ich Zeitschrift 35, 468fgg., die sagenhistorischen oben § 14 mitgeteilt. Neckel wendet gegen meine auffassung ein, die Grípisspá spreche dafür, dass in der Sig. meiri die werbung ohne waberlohe erzählt wurde. Das ist ein argumentum ex silentio, das, wo von der Grípisspá die rede ist, noch weniger beweisen würde als anderwo, vorausgesetzt, dass die bemerkung richtig wäre. Aber die Grípisspá nennt sogar in drei aufeinander

1) Freilich wirft Brynhild in der Sig. meiri (Vǫls.s. str. 24) der Guðrún vor, Gunnarr habe nicht zu reiten gewagt, aber das ist nur ihre sehr subjectiv gefärbte darstellung der begebenheiten, der von Guðrún unmittelbar widersprochen wird. Guðrún antwortet, Gunnarr habe es versucht, aber Grani habe ihn nicht durch das feuer tragen wollen. In der Sig. yngri wird dem vorwurf nicht widersprochen. Wir sehen auch hier, wie der dichter dieses liedes eine andeutung einer seiner quellen ausführt. Denn dass er die Sig. meiri gekannt hat, zeigen die berührungen im wortlaut zwischen str. 22 und 24 (z. 7—8: *eld at ríða ne yfir stíga*). (Ich habe Zeitschr. 35, 312 das verhältnis von str. 22 zu 24 unrichtig beurteilt.) Das verfahren ist ganz dasselbe wie da, wo er aus Sig. sk. 37 die consequenz zieht, dass die brüder mit einem heer zu Buðli gekommen sind.

folgenden strophen den gestaltentausch. Welchen zweck kann dieser haben, wenn nicht den, dass Sigurðr eine tat vollbringen muss, die Gunnarr nicht vollbringen kann? Diese tat aber ist die durchreitung des *vafrlogi.*

Übrigens redet Brynhild in den gesprächen in c. 28. 29, die auch Neckel der Sig. meiri zuschreibt, widerholt von der durchreitung des feuers. Und die darstellung, die sie gibt, ist die aus der ersten hälfte von c. 27 bekannte. C. 29, 89 sagt sie bloss: *þú Sigurðr vátt orminn, ok reitt eldinn, ok of mína sǫk,* aber c. 28, 58 sagt Guðrún gerade aus: *Grani rann eigi eldinn undir Gunnari konungi, ok hann þorði at ríða, ok þarf honum eigi hugar at frýja.* Wenn also das das einzige argument gegen c. 27 ist, dass es den flammenritt erzählt, so können wir die Sig. meiri das nicht zur Sig. yngri gehörige stück und damit den entsprechenden teil von c. 26 und das meiste von 24 ruhig behalten lassen.

Eine andere frage ist, ob c. 23 und die sagenhistorisch ziemlich wertlosen teile von c. 24 in der Sig. meiri gestanden haben. Wenn Sigurðr zuerst, von einem vogel geführt[1], Brynhilds turm besteigt, dann wider herunterklettert und erst am folgenden tage sie besucht, so ist das eine eigentümliche verdopplung, die natürlich nicht ursprünglich ist, aber doch gewiss aus der Sig. meiri stammt, denn es ist ebenso undenkbar, dass der sagaschreiber daran schuld sei als dass éine dieser begegnungen aus einer unabhängigen quelle stammen sollte. Es ist auch sehr wol möglich, dass der zusammenhang in dem liede natürlicher war als in der saga; was sich von dem liede erkennen lässt, zeigt, dass es keine unbedeutende dichtung war. Auch Heimir, Bekkhildr, Alsviðr werden schon in der Sig. meiri genannt gewesen sein. Daraus folgt nicht, dass nicht ein teil dieser personen eine nordische zutat sein könne; auch die andeutungen von Brynhilds walkürennatur sind ja nordisch.

Hingegen wird c. 25, Guðrúns besuch in Brynhilds halle, auf einem besonderen liede beruhen. Das beweist schon der directe anschluss von c. 26 an 24. Stilistisch und in der vorstellung der ereignisse steht c. 25 der Sig. meiri sehr nahe, aber es blickt weiter in die zukunft hinaus als dieses gedicht (bis zu Atlis tod), und dass es von Sigurðs früherem besuch bei Brynhild wusste, ist trotz z. 75 *(sá er ek kaus mér til manns)* nicht sicher, da Guðrúns traum keine sichere andeutung gibt (vielleicht

1) Ist dieser *haukr* eine höfische umbildung der *igður* der Sigrdrifumál und der *fuglar* von c. 116 der ÞS?

doch z. 69: *vér vildum allar taka dýrit,* was jedesfalls andeutet, dass Brynhild Sigurðr liebt). Über die beiden träume s. Heusler a. a. o. s. 39fgg.

C. 26, 16 ein beginn der später sehr verbreiteten darstellung des Sigurðr als eines riesen (Norn. þ. c. 7).

Da in c. 27 beide darstellungen der werbung aufgenommen sind, dürfen wir erwarten, daselbst auch in Sigurðs unterredung mit Brynhild die beiden quellen widerzufinden. Das ist auch tatsächlich der fall. Zweimal nacheinander wird die situation beschrieben. Zuerst z. 41: *Ok er Sigurðr kom inn um logann fann hann þar eitt fagrt herbergi, ok þar sat í Brynhildr.* Sodann z. 47: *Sigurðr stóð réttr á gólfinu ok studdiz á sverðshjǫltin ok mælti .... Hon svarar*[1] *.... ok hefir sverð í hendi ok hjálm á hǫfði ok var í brynju.*

Schon hier ergibt sich, dass die zweite darstellung die der Sig. meiri ist. Bei Sigurðs erstem besuch hat sie ihm zu erkennen gegeben, dass sie eine walküre werden wird; jetzt erscheint sie im panzer und helm. Hingegen versetzt die Sig. yngri, die den *vafrlogi* als eine spielerei benutzt, Brynhild in *eitt fagrt herbergi.*

Damit in übereinstimmung ist der inhalt des gesprächs. Z. 43—45 erinnert Sigurðr Brynhild daran, dass sie sich dem gelobt hat, der ihren *vafrlogi* durchritte[2]. Das ist die vorstellung der Sig. yngri. Sie erscheint darauf unentschlossen (z. 46). Z. 54fgg. aber sagt Brynhild, sie sei im kampf gegen den Garðakonungr gewesen, und sie wünsche dieses leben fortzusetzen. Und auf Sigurðs worte *þér í mót skal ek gjalda — gripum* (z. 48—49) beziehen sich in der Sig. meiri c. 29, 91: *ok galt við þér mund ágætr konungr.* Eine schwierigkeit bereiten hier z. 51—53. Brynhild sagt zuerst, Gunnarr dürfe ihr von liebe nicht reden, wenn er nicht der beste der helden sei, *ok þá skaltu drepa er mín hafa beðit.* Das scheint ein ganz neues motiv. Weder die Sig. yngri noch die Sig. meiri scheinen von einer mehrzahl von freiern etwas zu wissen. Aber da uns jetzt bekannt ist, aus welchem gedichte die stelle stammt, wird es vielleicht auch gelingen, sie zu verstehen. Ich glaube, dass der sagaschreiber die verse missverstanden hat.

Freilich war im früheren nicht die rede von freiern, aber allerdings von éinem freier — denn Brynhild hatte in der Sig. meiri sich dem Sigurðr verlobt. Hier sagt sie also: 'wenn du dich getraust,

1) Das folgende *af sínu sæti* bildet wol eine verbindung mit der darstellung von z. 41; die folgende beschreibung lässt vermuten, dass sie steht. *sem álpt af báru* hat noch niemand verstanden; ich verstehe es auch nicht.

2) *ok fóstra þíns* (z. 45) ist natürlich ein zusatz des sagaschreibers.

mein gatte zu heissen, so musst du tüchtiger als jeder andere held sein, und du wirst mit dem mann, dem ich mich früher gelobt, kämpfen müssen und ihn besiegen'. Der sagaschreiber, der das nicht verstand, hat den plural für den singular eingesetzt.

Leider vernehmen wir nicht, was Sigurðr darauf antwortet, denn z. 56 hebt die paraphrase der anderen quelle wider an. Über unsere stelle ist aber noch zu sagen, dass auf sie eine kurze bemerkung in Brynhilds rede mit Sigurðr c. 29, 5—48 sich bezieht. Wo Brynhild z. 17 fgg. ihre bedingungen widerholt, sagt sie auch *ok dræpi þá menn er ek kvað á;* dann lässt sie darauf folgen, dass Sigurðr ihre bedingungen erfüllt habe, aber davon, dass er männer getötet habe, kein wort. Hier ist es also einmal der sagaschreiber, der sich widerholt, und zwar absichtlich, weil er das töten der männer c. 27 unter die bedingungen aufgenommen hat. Da aber hier daraus nichts wird, so bleibt es auch c. 29 bei der bedingung, die nicht erfüllt wird[1].

Sigurðs antwort z. 56 beginnt widerum mit einer übergangsphrase: *Mǫrg stórvirki hafi þér unnit* (bezieht sich auf das unmittelbar vorhergehende), dann folgt die antwort auf z. 45—46. Brynhild war unentschlossen: *Eigi veit ek gǫrla, hversu ek skal þessu svara;* darauf erwidert nun der held mit einer dringenderen hervorhebung ihrer verpflichtung: *minniz nú at heit yður, ef þessi eldr væri riðinn, at þér mundið með þeim manni ganga, er þetta gerði.* Darauf hat sie nichts zu erwidern und sie fügt sich. Das ist also die Sig. yngri, und daraus stammt auch das beilager, denn nach der Sig. meiri wird die hochzeit daheim bei Gunnarr gefeiert. Das war zu erwarten, denn die scene beruht auf der Sig. sk. (str. 4); nur ist die situation breiter ausgemalt, und Sigurðr bleibt drei nächte bei Brynhild, was so, wie die stelle überliefert ist, töricht genug aussieht, aber sich aus der verbindung zweier darstellungen erklärt (s. unten).

Auch der ringwechsel gehört der Sig. yngri an, denn er bereitet die scene am flusse vor — eine erfindung des sagaschreibers ist es, dass der ring, den Sigurðr der frau nimmt, der Andvaranautr ist, denn in der Sig. yngri war Sigurðr früher nicht bei Brynhild gewesen, konnte ihr also auch den Andvaranautr nicht gegeben haben, und die Sig. meiri kannte, da die wahrheit von Brynhild selbst erraten wird, in diesem zusammenhang überhaupt keinen ring (§ 17). — Mit z. 66 hebt die Sig. meiri widerum an und wird nur noch an zwei stellen kurz unterbrochen:

1) Schon oben s. 444 erkannten wir, dass die worte *ok dræpi — kvað á* nicht echt sein können. Ich hielt sie für einen zusatz in der Sig. yngri, bis aus der analyse von c. 27 ihre bedeutung mir klar wurde.

z. 73—77 wo Áslaug bei Heimir untergebracht wird — eine erfindung, die der anknüpfung der Ragnars saga loðbrókar dient — und wo Brynhild zu ihrem vater reist, und z. 79 wo Atli und Buðli der hochzeit an Gjúkis hof beiwohnen. Die vorstellung der beiden quellen ist vollständig klar. In der Sig. yngri wird die hochzeit bei Buðli gefeiert; nach drei tagen reisen die brüder mit Brynhild ab; das bedeuten die drei nächte, die Sigurðr bei Brynhild zubringt[1]. In der Sig. meiri holt Sigurðr die jungfrau ab; er reitet sofort mit ihr durch den flammenwall zurück; dann reitet man zusammen heim, und die hochzeit wird gefeiert[2]. Von Buðli war hier keinen augenblick die rede. Der sagaschreiber, der erzählt hatte, dass man zu Buðli fuhr, um um Brynhild zu werben, konnte die hochzeitsfeier nicht ohne Buðli ablaufen lassen; deshalb liess er Buðli — und Atli — zu Gjúki reisen. Und die hochzeit der Sig. yngri bei Buðli machte er zu einem dreinächtlichen beilager im flammenwall, während dessen Gunnarr draussen steht und wartet!

Also ist c. 27 auf die beiden quellen und den sagaschreiber wie folgt zu verteilen: Sig. yngri z. 1—4. 20—46 (ausgenommen 45: *ok fóstra þíns*); 56 (*minniz*) —66. Sig. meiri z. 4—20. 47—55. 66—82 mit ausnahme zweier kürzerer zusätze. Sagaschreiber z. 45 *ok fóstra þíns*, 56 *Mǫrg — unnit*, 73—77 *ok er — feðr síns*, 79 *þar kom — son hans*.

In c. 28, 16fgg. ist z. 28 *angrar þik okkart viðrtal* eine bemerkung des sagaschreibers, der eine verbindung mit dem auftritt der Sig. yngri herstellt. — Z. 78 *langt sér hugr þinn um fram*. Da von einem schauen in die zukunft im gegebenen zusammenhang nicht die rede sein kann, bedeuten die worte: 'du durchschaust klar die (dir verhehlten) dinge'; sie bestätigen, dass Brynhild den zusammenhang der vorgänge bei der werbung richtig erraten hat (s. § 17). — Das gedicht hat nach der vermählung nur zwei gespräche der Brynhild: 28, 26fgg. mit Guðrún, wo die wahrheit ans licht kommt, 29, 71 mit Sigurðr. Ferner als übergänge zwei kurze, parallele gespräche des Sigurðr mit Guðrún; im ersten 28, 16fgg. rät er ihr davon ab, mit Brynhild zu reden, im zweiten 29, 62fgg. fordert sie ihn zu einer solchen unterredung auf. Die erwartung aller ist, dass es nur dem Sigurðr gelingen wird, Brynhild zu beruhigen, auch Gunnarr hat ihn dazu aufgefordert, zu ihr zu gehen,

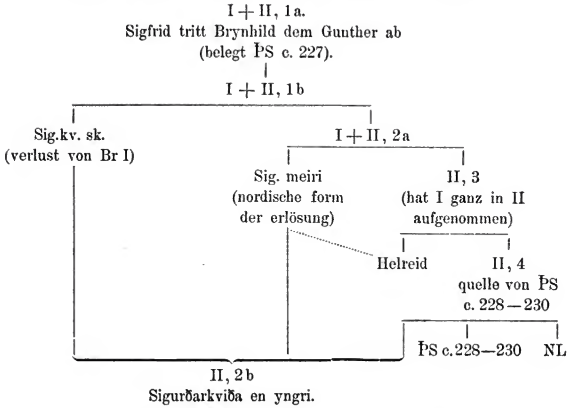
1) Der flammenwall war in der Sig. yngri erloschen (str. 23); die nächte können also nur officielle hochzeitsnächte bedeuten.

2) Darin besteht also eine wol zufällige übereinstimmung zwischen der Sig. meiri und dem Nibelungenlied. Denn die directe vorstufe des NL, c. 228fg. der ÞS, lässt die hochzeit in Sægarðr gefeiert werden.

aber vergebens. Gunnarr und Hǫgni haben ihr ohne erfolg zugeredet. 29, 3—4 *hann hittir — dauð,* die als einleitung zu einem stück des anderen gedichtes benutzt werden, und 29, 56 fg. *þó ferr — svǫrin* gehen auf eine einzige poetische stelle, Gunnars vergeblichen versuch mit Brynhild zu reden, zurück.

Der zusammenhang des ganzen ist vollkommen verständlich. Brynhild ist längere zeit traurig, Guðrún gibt Sigurðr das vorhaben zu erkennen, nach dem grund zu fragen; obgleich er ihr davon abrät, versucht sie es doch; die folge ist ein ausbruch des schmerzes, der zur gewissheit über den betrug führt. Am schluss dieses gesprächs, in dem auch Guðrún sich zu unfreundlichen worten hat hinreissen lassen (z. 69 fgg.), ist Brynhild scheinbar beherrscht *(leggjum niðr ónýtt hjal).* Brynhild sinkt in ihr brüten zurück. Am folgenden tag (29, 49) wünscht Guðrún das geschehene gut zu machen; selbst aber wagt sie es nicht, zu Brynhild zu gehen, um sie nicht von neuem zu reizen; sie will ihre *vinkona* senden, um in ihrem namen ein freundliches wort zu reden *(seg oss illa kunna hennar meini);* diese aber fürchtet sich vor Brynhild. Wenn sie sagt: *mǫrg dægr drakk hon eigi mjǫð ne vín* usw., so bedeutet das nicht, dass nach dem gespräch mit Guðrún viele tage vergangen sind, sondern es deutet auf den zustand, der schon früher eingetreten war, und der auch Guðrún bewogen hatte, der Brynhild zuzureden. Dann versucht Guðrún es, den Gunnarr zu senden, aber er bekommt kein wort aus ihr heraus, und ebenso ergeht es Hǫgni. Es bleibt nichts anderes übrig, als dass Sigurðr geht. Er muss von Guðrún dazu getrieben werden. Endlich entschliesst er sich dazu, und ihm gelingt es, sie zum reden zu bringen. All ihren harm ergiesst sie über den früheren geliebten. In das gespräch ist nur sehr wenig unechtes eingedrungen, z. 123: *á fjallinu,* eine bezugnahme des sagaschreibers auf c. 21 und 127/8: *þann mann er riði minn vafrloga* (anschluss an die darstellung der saga). Z. 82: *ok eigi galt hann mér at mundi feldan val* ist wol wie z. 18 fg. *drápi þá menn — á* zu beurteilen. Fáfnir kann mit dem *valr* nicht gemeint sein. Z. 86: *þeir drápu Danakonung ok mikinn hǫfðingja bróður Buðla konungs* ist darum interessant, weil diese taten zu Gunnars lob angeführt werden. Die stelle zeigt, dass die Sig. meiri von einer verwandtschaft zwischen Brynhild und Buðli nichts wusste. Die angeführten taten haben übrigens für die geschichte der sage keine bedeutung; es sollen nur tapfere kriegstaten erwähnt werden; möglicherweise hat der dichter an den letzten kampf der Nibelunge und bei dem bruder des Buðli an Attilas bruder Blœdelîn gedacht. Das würde den einfluss einer ziemlich weit vorgeschrittenen deutschen sagenform verraten.

Stammbaum der überlieferung von Br II.



IV. Der drachenkampf und die Nibelunge.

§ 25. Gehört der drachenkampf zur Sigrdrifasage?

Wer der mythischen auffassung der Sigfridsage huldigt, braucht die frage nicht zu stellen, ob der drache ursprünglich zu Brynhild oder zu Sigfrid gehört, oder ob er als ein selbständiges motiv zu betrachten ist, denn die drei elemente bilden für ihn ein zusammengehöriges ganzes. Doch stellt man sich gewöhnlich den drachen in einem nahen verhältnis zu der jungfrau, und zwar als deren hüter, vor. Es lässt sich nicht sagen, dass die quellen zu dieser auffassung nötigen. Das Nibelungenlied trennt die erwerbung der braut absolut von dem drachenkampf, aber es trennt auch den drachenkampf von der horterwerbung, die mit einem kampf mit Nibelungen in verbindung gesetzt wird. Die ÞS kennt den drachenkampf aber ohne horterwerbung oder erlösung der jungfrau. Freilich kommt der held bald darauf zu Brynhild, aber ein anderer zusammenhang ist nicht vorhanden, als dass er jetzt den schmied tötet und in die welt hinauszieht, worauf dann sein erstes abenteuer Brynhild gilt. Die Edda kennt die horterwerbung im causalzusammenhang mit dem drachenkampf, darauf reitet Sigurðr nach Hindarfjall. Dass der hort ganz anders zu Fáfnir gehört als die jungfrau, ist leicht zu sehen. Der schatz liegt in Fáfnirs wohnung; der besuch bei Sigrdrifa schliesst sich nur chronologisch an den drachenkampf. Ein vogel muss Sigurd zu

dem ritt auffordern; dann reitet er ein stück, dann erst sieht er aus der ferne den flammenwall. Dass Fáfnir Sigrdrifa hütet, lässt sich schlechterdings aus diesen angaben nicht ableiten. Die quellen, die die geschichte vom standpunkte der Brynhild erzählen (Sigrdr. Helr.) wissen auch von dem drachen nichts; sie berichten von dem zauberschlaf, von Óðins zorn, aber von Fáfnir kein wort. Freilich nennt Helreið als zukünftigen erlöser: *þanns mér færði gull þats und Fáfni lá,* aber das soll doch nur heissen, dass der erlöser der beste der helden sein musste; irgend ein verhältnis der Brynhild zu Fáfnir geht daraus nicht hervor.

Auch ist der hütende drache nicht ein festes element der erlösungssagen. Im gegenteil, die nächsten verwandten der Sigrdrifasage kennen keinen drachen, weder KHM 111 noch Fjǫlsvinnsmál, noch die etwas weiter abstehende sage von Gerðr. Denn es geht nicht an, Fáfnir mit dem riesen Fjǫlsviðr, der am eingang zur wohnung der Menglǫð steht, den Svipdagr nicht zu besiegen braucht, der im gegenteil frohlockend seiner herrin des helden ankunft mitteilt, zu identificieren, und eben so wenig hat der hirte, der bei Gymis garðar sitzt und mit Skírnir einige unfreundliche worte wechselt, mit Fáfnir etwas gemein. Andererseits ist ein drache, der die jungfrau hütet, im erlösungsmärchen wol bekannt; so in KHM nr. 60. 91 und mehreren varianten bei Raszmann, Die d. heldensage I, 360fgg. (vgl. oben s. 319). KHM 111 steht diesen insofern nahe, als die drei riesen, die der held hier besiegt, mit dem drachen in 60 u. a. einige züge gemein haben (s. hierüber § 36). Und auch im Sigfridsliede begegneten wir einem solchen drachen. Wenn wir denselben oben richtig beurteilt haben, so kann er mit Fáfnir nicht identisch sein. Sieht man genauer zu, so ist er auch ganz anderer art. Er gehört der kategorie der fliegenden drachen an. Man vergleiche mit der weise, wie dieses vielköpfige ungeheuer hergefahren kommt, Fáfnis ruhigen, altgewohnten gang zur tränke. Sigurðr weiss den weg, den er wählen wird, im voraus so genau, dass er, obgleich draussen im freien, vollständig richtige locale veranstaltungen zum kampfe treffen kann. Auch hütet der drache des Sigfridsliedes keinen schatz. Natürlich findet der held schliesslich auch viele kostbarkeiten; das gehört mit zum inventar, aber von der unheimlichen unmittelbaren verbindung des drachen mit einem hort, auf dem er liegt — denn auch das ist bei Fáfnir sehr wesentlich — keine spur. Wir können aus diesen und den § 11 mitgeteilten gründen den drachen des Sigfridsliedes nicht als mit Fáfnir verwandt anerkennen, sondern setzen ihn, wie schon früher bemerkt, dem flammenwall der Sigrdrifa, dem gefährlichen wasser um Brynhilds burg in der ÞS und dgl. parallel.

Es verdient beachtung, dass auch aus dem Sigfridslied ein nachklang von dem echten drachenkampf zu vernehmen ist. Das ist aber, wie man auf deutschem boden erwarten kann, nicht mehr als eine dürftige notiz. Str. 38, 7—8 in Golthers ausgabe steht: *Er het ein wurm erschlagen, vor dem hettens keyn rûw.* Das vernehmen wir, während Sigfrid schon auf der spur des drachen, der die jungfrau geraubt, dem *trachen stayn* ganz nahe gekommen ist. Wol eine anweisung, was man von dem auf dem *stayn* hausenden drachen zu denken hat[1].

Wir schliessen, dass in keiner unserer quellen der drachenkampf und die erlösung der jungfrau als zwei teile einer einheitlichen handlung erscheinen. Der drache des Sigfridsliedes ist von Fáfnir zu trennen; das abenteuer mit Fáfnir geht freilich der erlösung voran, gehört aber nicht damit zusammen. In engem zusammenhang steht der drache mit dem schatze; beide werden auch in der Sigfridsage älter als die erlösungssage sein.

§ 26. Die besitzer des hortes.

Ein drachenkampf mit hortgewinnung ist ein bekanntes mythisch-episches motiv. Ohne jungfrau ist es in Skandinavien weit verbreitet. Die sǫgur bieten mehrere beispiele. Ragnarr loðbrók erschlägt einen schatzhütenden drachen. Ebenso der dänische könig Frotho bei Saxo. Insbesondere sind zu erwähnen Béowulfs und Sigmunds drachenkämpfe. Mogk hat (Neue jahrb. f. d. klass. altert. I, 68 fgg.) richtig bemerkt, dass der drache, mit dem Sigmund kämpft, von dem von Sigfrid erlegten schwerlich getrennt werden kann. Weniger richtig schliesst er daraus, dass der drachenkampf von Sigmund auf Sigfrid übertragen sei. Dafür ist das motiv in seiner verbindung mit Sigfrid zu sehr verbreitet. Edda, Þiðrekssaga, Nibelungenlied, Sigfridslied (38, 7—8) — diese zeugnisse bedeuten mehr als die eine Béowulfstelle. Wir haben also grund zu der annahme, dass der kampf als Sigfrids tat relativ ursprünglich ist und von ihm auf Sigmund übertragen wurde. Dann bietet die Béowulfstelle uns ein beispiel von Sigfrids drachenkampf ohne jungfrau.

Gehört darum der drachenkampf zu der alten Sigfridsage? Die richtige antwort muss sich aus unseren früheren resultaten ergeben. Wenn die sage von Sigfrid und Hagen eine rein menschliche ist, so kann auch der drachenkampf nicht von anfang an mit ihr verbunden gewesen sein. Wir haben es widerum mit einem fall wie mehrere oben besprochene zu tun: das resultat ist das primäre, die motivierung ist

1) Die ausführlichere darstellung des echten drachenkampfes in der einleitung des Sigfridsliedes geht wie bekannt auf eine andere quelle zurück. Hier folgt nicht die erlösung einer jungfrau, und wie in der ÞS fehlt der hort.

jüngeren datums. Hagen tötet Sigfrid, Attila tötet Hagen. Die frage lautet: warum? Antwort: wegen des schatzes. Nun fragt man weiter: woher stammt der schatz? Und die dichtung hat bald die antwort fertig: von einem drachen.

Aber das ist nur éine antwort. Eine abweichende überlieferung, die namentlich in Deutschland zu hause ist, sagt, der schatz stamme von den Nibelungen. Dass die Nibelunge mit dem drachen identisch seien, ist eine sehr verbreitete ansicht, aber auch sie findet in den quellen keine stütze. Im volksglauben sind sowol drachen wie zwerge schatzhüter, aber ein zwerg ist kein drache und ein drache kein zwerg; die beiden mythischen vorstellungen liegen weit auseinander und haben nur das gemein, dass beide in zusammenhang mit schätzen gedacht werden. Der name Nibelunge findet sich, abgesehen von der übertragung auf Hagen, über welche vgl. § 29, nur für die zwerge belegt, und er passt für sie ausgezeichnet. An nebeldämonen, sei es der nacht, sei es des winters, braucht man dabei nicht zu denken. Die namen Niflheimr und Niflhel, die man wol richtig damit in verbindung bringt, können das nicht beweisen; Niflheimr und Niflhel befinden sich tief unter der erde, und dort wohnen auch die zwerge.

Die zwerge und Fáfnir werden in den quellen richtig auseinander gehalten. Das Nibelungenlied kennt ein abenteuer mit beiden; die hortgewinnung ist nur mit den zwergen verbunden, der drache hat den zug aufgeben müssen. Ähnlich die einleitung des Sigfridsliedes: drache 8—12, Nibelunge 13—14. Die ÞS kennt den drachenkampf, weiss aber von den zwergen nichts; Mímir ist anders zu beurteilen, vgl. § 27. Ebenso das Sigfridslied; die rolle des aus verwandten märchen bekannten zwerges Eyglein hat mit den Nibelungen nicht die geringste ähnlichkeit. Eyglein ist der typische helfer aus der not (über einen einzelnen zug anderer art s. § 9), und von dem alten drachenkampf ist nur kurz als von einem zurückliegenden ereignis die rede (s. oben s. 473). In den nordischen quellen liegt eine contamination vor. Zuerst wird die geschichte von Hreiðmarr und seinen söhnen erzählt. Diese hat mit der von Schilbunc und Nibelunc grosse ähnlichkeit und wird auf dieselbe quelle zurückgehen. Der vater stirbt und lässt einen schatz nach, die söhne streiten um den schatz; dann kommt Sigurðr und nimmt ihn beiden ab. Doch enthält sie in dem schwesterpaare Lyngheiðr und Lofnheiðr ein wol jüngeres element, von dem die deutsche überlieferung nichts weiss. Diese erzählung erscheint nun auf die folgende weise mit dem drachenkampfe verbunden. Der eine sohn des Hreiðmarr wird mit dem drachen identificiert. Daraus folgt, dass der andere bruder

mit einem nebenbuhler des Sigurðr in der drachensage, über den § 27 zu vergleichen ist, als identisch aufgefasst wird, und nun heisst es, dass Fáfnir nach der erbeutung des schatzes zu einem drachen wird. Er war also von anfang kein drache, sondern ein zwerg. Sein name beweist das gegenteil.

Olrik hat (Dania I, 238) eine ansprechende erklärung vieler sagen von schatzhütenden drachen aufgestellt. Nach ihm liegt die vorstellung von einem geizhals, der beim brüten über seinem schatze zum troll wird, zu grunde. Er vergleicht die erzählungen von schatzhütenden wikingern und draugar in grabhügeln, die von drachen in vielen fällen kaum zu unterscheiden sind. Die vergleichung ist zutreffend, aber man kann daraus nicht schliessen, dass jeder schatzhütende drache aus einem geizhals entstanden sein muss. Im gegenteil, die vorstellung von einem geizhals, der zum troll wird, ist ein landläufiges motiv, das man brauchen konnte, wo man es nötig hatte. Auch im vorliegenden fall ist widerum die scheinbare folge das primäre. Der drache war vorhanden; um seine herkunft zu erklären, dichtete man den geizhals hinzu. Dieses motiv hat die skandinavische tradition benutzt, um die drachensage mit der erzählung von Hreiðmarr und seinen söhnen zu verbinden.

Die verbindung der zwei erzählungen von den streitenden brüdern und von dem drachen scheint nicht sehr alt zu sein, aber sie ist doch nicht eine hypothese des redactors der Reginsmál. Denn sie gehört der poetischen tradition an. Der name Fáfnir ist in beiden erzählungen poetisch überliefert (Rm. 12, Fm. 21 und passim).

Es gibt demnach zwei von einander unabhängige erklärungen für die herkunft des schatzes, die in den quellen concurrieren und in der Edda contaminiert erscheinen. Es wird sich kaum ermitteln lassen, welche vorstellung die ältere ist. Aber ein geographischer unterschied ist leichter zu erkennen. Die zwergensage ist die südlichere. Sie wird ausführlich mitgeteilt und treibt einen neuen spross (Sigfrids reise zu den Nibelungen während des aufenthaltes bei Brynhild) im Nibelungenlied; im norden finden wir sie nur secundär mit der wichtigeren drachensage verbunden. Hingegen wird die drachensage die skandinavische erklärung repräsentieren. Auf der kimbrischen halbinsel, dem klassischen gebiete der schatzhütenden drachen[1], wo auch die Béowulfsage zu hause ist, wird sie entstanden sein. Von dort kam auch die Sigmundsage nach England. Südwärts verliert die vorstellung an stärke. Die ÞS erzählt noch einen

1) Über die grosse verbreitung des motivs s. Grimm, Myth.[4] 817 fgg. und passim. Eine so reiche litterarische verwertung wie in Dänemark hat es aber in der litteratur des mittelalters sonst nicht gefunden.

ausführlichen bericht, aber der schatz fehlt; das NL tut die sache ganz kurz ab, und benutzt sie im grunde nur, um daran die neuerung zu knüpfen, dass Sigfrid eine hornhaut hatte. Ähnlich die kurze bemerkung im Sigfridsliede (38). Diese geographische verbreitung des drachenkampfes ist zugleich eine letzte anweisung dafür, dass der drache, der im Sigfridsliede die jungfrau hütet, nicht Fáfnir ist.

Die skandinavische überlieferung erzählt von einem fluche, der an dem schatze haftet. Fáfnir droht: *þér verða þeir baugar at bana* (Fm. 20, 6), und der vogel, der 40, 1—2 den Sigurðr auffordert, die schätze sich anzueignen, nimmt darauf z. 3—4 bezug: *era konunglikt kvíða mǫrgu* (vgl. Zeitschr. 35, 306). Fáfnirs drohung kann alt, vielleicht älter als die aufnahme des Brynhildmotivs sein. Auch in der deutschen überlieferung fehlen die spuren einer ähnlichen auffassung des schatzes nicht. Erst nachdem der schatz in den Rhein versenkt worden, wird der reihe der mordtaten ein ende. Der fluch hängt gewiss mit der herkunft des goldes direct zusammen. Wenn wir in Hreiðmarr und seinen söhnen die Nibelunge richtig erkannt haben, so ist es auch klar, dass der fluch nicht von dem drachen, sondern von den Nibelungen stammt. In der elbensage ist der fluch ja zu hause. Die erzählung ist anderen sagen von zwergenkostbarkeiten durchaus parallel; die Nibelunge sind den schmieden der Hervararsaga und der Ásmundar saga kappabana zu vergleichen. Elbengold bringt keinen segen. Die ähnlichkeit mit brüderpaaren wie Dulinn und Dvalinn lässt sogar vermuten, dass Sigfrid ursprünglich Schilbunc und Nibelunc nicht wie das NL erzählt erschlagen, sondern sie nur zu der herausgabe des schatzes genötigt habe. Bei dieser gelegenheit sprachen sie den fluch aus. Die vorstellung, dass Sigfrid ihnen die herrschaft über die Nibelunge abgewinnt, ist jedesfalls eine groteske übertreibung.

In der skandinavischen tradition, die Fáfnir mit dem elben identificiert, wurde der fluch, den der dem helden sich entziehende zwerg spricht, dem sterbenden Fáfnir in den mund gelegt. Aber der von zwergen ausgesprochene fluch ist durch eine widerholung des zwergenmotivs bewahrt. Die überlieferung knüpft die geschichte von Andvari an, die in ihrem ausgang der von den Nibelungen durchaus parallel ist. Fáfnirs fluch wird nun zu einer von einem fremden überkommenen botschaft, die er seinem feinde als etwas, das ihn selbst nicht angeht, mitteilt.

§ 27. Reginn und Mímir.

Von Reginn wird in der Edda das folgende erzählt: 1. Er ist Sigurðs fóstri und begleitet ihn bei der vaterrache. 2. Er schmiedet

Sigurðs schwert. 3. Er wünscht Sigurðr zu töten und wird von ihm erschlagen. 4. Er ist Fáfnirs bruder. 5. Er belehrt den Sigurðr über seine abkunft.

1. Die rolle eines besonderen erziehers des helden ist in der Edda ziemlich überflüssig. Sigurðr wächst bei Hjálprekr auf, und dieser ist also als sein fóstri zu betrachten. Die vaterrache gehört auch nicht zu der alten Sigfridsage. Ich habe früher (Beitr. 22, 373) die vermutung ausgesprochen, dass Sigurðr diese tat von Helgi Hundingsbani übernommen habe. Nachdem Helgi zu einem sohne des Sigmundr geworden war, ist es nur natürlich, dass seine vaterrache, die nun eine rache für Sigmundr geworden war, auf die gestalt übergieng, die als Sigmunds sohn jedermann bekannt war. Helgis vaterrache aber hat von hause aus mit Sigmundr nichts zu schaffen, sondern mit Hálfdan, denn Helgi Hundingsbani ist der Skjǫldung Helgi, Hálfdans sohn. Dieser Helgi nun hat Reginn zum erzieher, und bei der vaterrache ist dieser ihm behilflich. Dass diese rolle des Reginn und sein name aus der Helgisage stammen, unterliegt kaum einem zweifel.

2. In der Þiðrekssaga wächst Sigurðr bei Mímir auf. Das ist hier ein secundärer zug. Als erzieher tritt Mímir sonst nur noch in der von der Sigfridsage durchaus abhängigen stelle der ÞS, wo er Vélent erzieht, auf. Das wesentliche an Mímir ist, dass er dem helden das schwert schmiedet, mit dem — obgleich die ÞS das vergessen hat — der drache erlegt werden kann. Das geht schon daraus hervor, dass die deutsche sage Mímir durchaus als den trefflichsten der schmiede auffasst (Vélents schwert Míming; vgl. die zeugnisse bei Golther, Handbuch s. 180). Es ist nur ein specialfall seiner wirksamkeit, wenn er für Sigfrid ein schwert schmiedet. Der zug knüpfte sich secundär an den drachenkampf. Es ist eine erklärende erzählung, die keinen anderen zweck hat als z. b. der bericht, dass Béowulf, bevor er den drachenkampf besteht, für sich einen schild von einer bestimmten beschaffenheit anfertigen lässt. So kommt Sigfrid zu dem schmiede. Mit der vorstellung, dass Sigfrid als ein fremder aus der ferne kommt, wovon § 9 gehandelt wurde, hängt es nun zusammen, dass man ihn längere zeit, nach der darstellung der ÞS sogar von seiner kindheit an, bei dem schmiede verweilen liess. Diese vorstellung war nicht nur in Norddeutschland, sondern auch im norden verbreitet. Die niederdeutsche tradition benutzt weiter die gelegenheit, das märchen von dem schmiedegesellen, der den schmied und die lehrbuben durchprügelt, aufzunehmen. Hier war nun mit Reginn eine ähnlichkeit vorhanden. Reginn erzieht Sigfrid und Mímir erzieht Sigfrid. Die folge war eine identification in der skandinavischen tradition, wo nun Reginn zum schmiede wurde.

3. Reginn wünscht Sigfrids tod und wird von ihm erschlagen. Das hat er mit Mímir gemein, und das stammt wenigstens in seiner ersten hälfte von Mímir[1]. Die feindschaft des schmiedes wird verschieden motiviert. Nach der Þ S zieht Sigurðr durch sein unfreundliches benehmen sich diese feindschaft zu. Das ist offenbar eine noterklärung. In der Edda wünscht Reginn des schatzes des drachen habhaft zu werden. Das sieht ursprünglicher aus. Da in der Þ S der drache keinen schatz mehr besitzt, musste auch dieses motiv verschwinden. Ein ursprünglicher zug ist aber auch die neidische begehrlichkeit des schmiedes nach dem schatze nicht. Sie gehört nicht notwendig zu der schmiedesage, konnte sich aber leicht entwickeln. Der beste der schmiede ist kein gewöhnlicher schmied, er hat wie andere elbische schmiede dämonische züge. Man kann daher erwarten, dass er seinen dienst nicht unentgeltlich leisten wird; die erklärung liegt nahe, dass es ihm um den schatz zu tun ist.

4. Reginn ist Fáfnirs bruder. Das kann kein ursprünglicher zug der drachensage sein. Aber auch zu Reginn, dem erzieher des helden, kann Fáfnir nicht gehören, ebensowenig wie zu Mímir, der ursprünglich ein wassergeist, später ein schmied ist, aber nirgends einen bruder, viel weniger einen drachen zum bruder hat. Ich glaube, man kann sicher sagen, dass dieser zug aus der zwergensage stammt. Wir finden in der Edda die beiden erzählungen combiniert: Hreiðmars söhne streiten um den schatz, den Sigurðr am ende in seine gewalt bekommt, und Sigurðr tötet den drachen wegen des schatzes, hat aber an Reginn einen concurrenten. Die verbindung kam durch die identification des einen bruders mit dem drachen zu stande. Eine directe folge davon war, dass der schmied, der den schatz wünscht, mit dem anderen bruder identificiert wurde. Der zug ist auf litterärem wege in die Þ S übergegangen; die mitteilung, dass der drache, der hier, wohlgemerkt! Reginn heisst, ein bruder des Mímir ist, kommt hier ganz unerwartet aus der luft gefallen, an einer stelle, die auch sonst unter skandinavischem einfluss steht (s. § 28). — Die einleitung des Sigfridsliedes teilt ganz richtig mit, dass der schmied, um sich des jungen helden zu entledigen, ihn in den wald zu dem drachen sendet; von einer verwandtschaft aber zwischen den beiden weiss sie nichts.

5. Reginn belehrt Sigfrid über seine abstammung. Dieses motiv wurde schon § 9 erörtert. Hier ist noch zu bemerken, dass wo es vorhanden war, es auch ganz natürlich ist, dass es an den erzieher des helden geknüpft wurde.

1) Über Mímirs tod s. § 28 schluss.

Die gestalt des Reginn lässt sich also vollkommen verstehen. Durch völlig durchsichtige anknüpfungen sind in ihr vier gestalten combiniert, Helgis erzieher, der schmied der ÞS, der bruder des zwerges, der den schatz besitzt, der wächter, der mit dem helden sich über seinen namen unterhält. Wenn Reginn ein zwerg genannt wird (Reginsm. pr. vor 1), so stammt die bezeichnung aus der zwergensage; wenn er an einer anderen stelle (Fáfn. 38) *enn hrímkaldi jǫtunn* heisst, so ist daran zu erinnern, dass Mímir von hause aus ein riese ist.

§ 28. Die hornhaut und das verständnis der vogelsprache.

Den ursprung der vorstellung, dass man durch ein bad im drachenblut eine hornhaut erwerbe, bespreche ich hier nicht. Dass das motiv in der Sigfridsage jung ist, hat schon Wilhelm Grimm (Heldensage[3] 439 und passim) erkannt. Ein organischer teil des drachenkampfes ist die hornhaut nicht; sie ist gewiss jünger als der kampf. Dafür spricht auch ihre verhältnismässig geringe geographische verbreitung.

Ein skandinavisches gegenstück ist die erzählung, wie Sigurðr Fáfnirs herz isst und darauf die vogelsprache versteht. Hier liegt die uralte aus riten sehr bekannte vorstellung zu grunde, dass man durch den genuss eines zauberischen gegenstandes dessen zauberkraft in sich aufnimmt (s. Oldenberg, Religion des Veda s. 357 fgg.; so Brot 4, wo Guttormr durch das fleisch eines wolfes und einer schlange wild gemacht wird, vgl. auch Lokis schwangerschaft durch den genuss eines frauenherzens Hyndl. 41). Dieser zug ist in der prosaerzählung der Fáfn. mit der weissagung der vögel in der weise in verbindung gebracht, dass das essen des herzens die ursache des verständnisses der vogelsprache ist. Die motive gehören nicht von anfang zusammen; weissagende vögel gibt es viele, auch in der Edda, und dass man ihre sprache versteht, wird als selbstverständlich angesehen. So verstehen z. b. Gunnarr und Hǫgni ohne irgend eine vorhergehende zauberische handlung die sprache des raben, der ihnen ihren untergang weissagt (Brot 5). Wir müssen demnach untersuchen, welche bewandtnis es mit der zauberischen wirkung des drachenherzens hat.

Der erste rat, den die vögel Fáfn. 32 dem helden erteilen, ist in dem zusammenhang der erzählung überaus auffällig, Sie raten ihm, Fáfnirs herz zu essen. Wenn Sigurðr das herz des drachen schon verspeist hat, so brauchen die vögel ihm diesen rat nicht zu geben; wenn er es nicht gegessen hat, wie versteht er dann die vogelsprache? Die prosa erklärt freilich, der held habe an dem herzen, das er für Reginn röstete, seinen finger gebrannt, dann habe er denselben in den mund

gesteckt und darauf verstanden, was die vögel redeten. Aber das ist doch nur eine müssige widerholung desselben motivs. Denn wenn Sigurðr schon durch die einfache berührung des drachenblutes mit seiner zunge die vogelsprache versteht, was soll dann durch den genuss des herzens noch weiter bewirkt werden?

Die sache wird vollständig klar, wenn wir von der prosa, die widerum nichts quellenmässiges, sondern nur die meinungen des redactors mitteilt, absehen. Sigurðr versteht die vogelsprache, wie Atli und Hǫgni den raben verstehen; die meinung ist wol, dass der vogel in menschlicher sprache redet. Wenn nun der vogel ihm rät, Fáfnirs herz zu speisen, so kann das unmöglich den zweck haben, ihn der vogelsprache kundig zu machen. Und das ist auch ganz natürlich. Denn die eigenschaften, die der held durch den genuss des herzens gewinnt, können nur solche sein, die für den drachen typisch sind. Die charakteristische eigenschaft eines drachen aber ist nicht sein verständnis der tiersprachen, sondern seine ungeheure kraft. Durch das essen des herzens soll Sigurðr zu dem stärksten der helden werden.

Dadurch wird es auch verständlich, weshalb Reginn den helden aufgefordert hat, für ihn das herz zu braten. Er will sich Fáfnirs kraft zueignen; darauf hofft er Sigurðr zu erschlagen[1]. Das weiss der vogel; deshalb gibt er dem helden den rat, selber das herz zu essen. Man muss annehmen, dass Sigurðr unmittelbar diesem rat nachkommt, also nach 32. Dann folgt der zweite rat: töte Reginn. Durch den genuss des herzens gestärkt, vollbringt Sigurðr die tat (prosa nach 39). Darauf folgt der hinweis des vogels auf Brynhilds felsen[2].

Der redactor hat also die absicht des dichters nicht verstanden. Er führt ein motiv ein, das dem gedichte widerspricht. Aber ersonnen hat er das motiv nicht; hier stützt er sich ausnahmsweise auf eine bestehende tradition. Das beweist die einleitung des Sigfridsliedes. Nachdem Seyfrid den drachen erschlagen, verbrennt er ihn. Dann heisst

1) In diesem zusammenhang ist die stelle der Vǫlsungasaga (c. 26) interessant, wo Sigurðr der Guðrún von Fáfnis herz zu essen gibt, *ok síðan var hon miklu grimmari en áðr ok vitrari;* die worte *ok vitrari* gehen wol auf das verstehen der vogelsprache; *grimmari* aber verrät die alte anschauung.

2) Ich leugne nicht, dass die schlange — nicht der drache — auch von alters her für ein listiges tier gilt, so dass es nicht unmöglich ist, dass auch verständnis von tiersprachen durch den genuss einer schlange erworben werden kann — ein beispiel liefert KHM 17; aber der verlauf der begebenheiten in Fáfnismál verbietet hier diese auffassung. Der verfasser der prosa hat also die von ihm eingeführte änderung des motivs nicht frei ersonnen, sondern eine landläufige vorstellung in die darstellung aufgenommen.

es str. 10: *das horn der würm gund weychen, ein bechlein her thet fliess; des wundert Seyfrid sere, ein finger er dreyn stiess; do im der finger erkaltet, do was er im hürneyn; wol mit demselben bache schmirt er den leybe seyn.* Die probe mit dem finger ist also verhältnismässig altes sagengut. Aber sie hat nur da einen sinn, wo die widerholung der handlung (des schmierens oder essens) einen zweck hat. Also nicht, wo es sich um das verständnis der vogelsprache handelt, wol aber wo von einer hornhaut oder von einer mehrung der kraft die rede ist. Eine vernünftige widerholung ist also auch das, dass Reginn, der schon von dem blute des drachens getrunken hat, dennoch dessen herz zu essen wünscht. Ich glaube, wir können auf grund dieser betrachtungen auch die den strophen der Fáfn. zu grunde liegende sagenform mit sicherheit reconstruieren. Die vorstellung muss die gewesen sein, dass Sigurðr, als er beim braten des herzens seinen finger verbrannte und darauf in den mund steckte, seine kraft wachsen fühlte. Darauf entschloss er sich, auch das herz zu essen. Als er das getan, tötete er Reginn.

Selten liegt ein fall vor, wo man einen alten dichter so bei der arbeit belauschen kann, wie hier. Die innere stimme wird plastisch nach aussen verlegt, sie wird zu einer vogelstimme. Aber während die innere stimme durch einen äusseren anlass, — das zufällige kosten von dem blute des herzens, — geweckt werden muss, redet der vogel aus sich selbst, und das motiv von dem verbrannten finger wurde überflüssig. Der dichter liess es unbenutzt. Aber die volkstümliche tradition hat das motiv behalten. Daraus hat der redactor es aufgenommen aber es sehr unrichtig benutzt, um dadurch das verständnis der vogelsprache zu motivieren. Wie durchaus er die bedeutung des essens missverstanden hat, ersieht man daraus, dass er (pr. nach 39) Sigurð auch Reginns blut trinken lässt! Einem solchen autor gegenüber hat man wol das recht, sich ausschliesslich an die strophen zu halten.

Auch die ÞS bringt die erzählung von der vogelsprache und motiviert sie wie die prosa der Fáfn. dadurch, dass Sigurðr den schaum von des drachens herzen kostet. Aber die ganze stelle ist von unserer liedersammlung und deren dogmatischer anschauung durchaus abhängig. Es ist dieselbe stelle, wo sich die bemerkung findet, dass Mímir ein bruder des drachens war[1]. Dass die stelle mit recht auf den einfluss der nordischen tradition zurückgeführt wird, wird dadurch bewiesen, dass die echte darstellung unmittelbar darauf folgt; Sigurðr bestreicht sich mit dem blute des drachens. Das stimmt mit der einleitung des

1) Beisammen findet sich das Fáfn. 33, wo der vogel sagt: *vill bǫlva smiðr bróður hefna.*

Sigfridsliedes überein. Das wahrscheinlichste ist, dass die quelle des capitels wie die einleitung des Sigfridsliedes die nachricht, dass Sigfrid mit dem finger das blut des drachens berührte, enthielt, und dass der verfasser dadurch an die officielle darstellung von Fáfn. (mit prosa) erinnert wurde, was ihn dann zu der aufnahme von motiven aus dieser quelle veranlasste. Vielleicht gehört auch hierher, dass Sigurðr Mímir tötet; in der einleitung des Sigfridsliedes kehrt er nach dem drachenkampf nicht zu dem schmiede zurück. Und sicher ist so die unsinnige vorstellung, dass der held den drachen in stücke schneidet, um sich eine mahlzeit zu bereiten, — von der er nachher kein stück zu sich nimmt, — zu beurteilen.

§ 29. Nibelung als geschlechtsnamen für Hagen.

Wie ist nun das zu beurteilen, dass auch Hagen und seine verwandten in der sage Nibelunge heissen? Die mythische sagenauffassung schliesst aus dieser namensgleichheit auf wesensgleicheit und baut darauf weitreichende hypothesen. Wenn diese identität gelten soll, so müssen wir alle bisher gewonnenen resultate widerum fallen lassen. Denn die Nibelunge sind zwerge; wenn Hagen mit ihnen identisch ist, so ist auch er ein zwerg, so stehen wir von neuem weit ab vom menschlichen leben und befinden uns mitten in der mythologie. Die einheit der Hagensage wird sich dann auch nicht retten lassen. Denn die geschichte des schatzes ist dann diese: Sigfrid raubt ihn den dämonen der finsternis, darauf wird er von ihnen getötet, und sie nehmen den schatz zurück. Was soll dann Hagens tod bedeuten? Unmöglich kann das heissen, dass der schatz wider zu den menschen kommt. Der schatz liegt wolverwahrt in dem Rheine. Für die zweite hälfte der Hagensage bleibt kein platz übrig, diese muss widerum ein heterogenes element sein. Aber wie erklärt sich dann die widerholung des motivs vom schwagermorde, das den eigentlichen kern der Hagensage bildet? Wer einmal eingesehen hat, dass die ereignisse von Sigfrids erster berührung mit Hagen bis zu Attilas tod eine unlösliche kette von begebenheiten bilden, wird verlangen, dass für die gewaltsame auseinanderreissung der Hagensage andere gründe als der name Nibelung angeführt werden. Einer mythologischen erklärung zu liebe wird er nicht die identität von Hagen mit Schilbunc und Nibelunc anerkennen.

Ist das nun so absolut unerklärlich, dass der name Nibelunge von Sigfrids zu seiner ursprünglichen sage nicht gehörenden mythischen feinden auf seine menschlichen feinde übertragen wurde? Das kann man auch nicht mit einem schein von recht behaupten. Sobald die

Nibelunge als menschliche wesen aufgefasst wurden, — die auffassung herrscht im NL, wo Sigfrid tausend nibelungische ritter nach Island holt, und auch Hreiðmarr und seine söhne sind als zwerge kaum mehr widerzuerkennen, — lag eine solche namenübertragung überaus nahe. Die feinde eines helden aus früherer und aus späterer zeit werden bis zu einem gewissen grade einheitlich aufgefasst und mit einem gemeinsamen geschlechtsnamen angedeutet. Das konnte um so leichter geschehen, da Hagen von anfang an keinen geschlechtsnamen hatte. Vielleicht hat dazu auch das bewusstsein mitgewirkt, dass beide kämpfe, der mit den Nibelungen und der mit Hagen, um denselben schatz geführt wurden, so dass eine schwache vorstellung von einer geschlechtsfehde sich entwickelte. Ein ganz analoges beispiel bietet Hagens feind Sigfrid. Warum wird dieser in den an. quellen mehrfach *enn húnski* genannt, und warum erzählt die Vǫlsungasaga, dass die Vǫlsunge im Húnaland regieren? Ist eine andere erklärung möglich als die, dass Attila dort regiert? Dass in diesem fall die namenübertragung jünger ist, tut nichts zur sache. Hagens feinde werden unter dem namen Hunnen, wie Sigfrids feinde unter dem namen Nibelunge zusammengefasst. Wer aus dem namen auf die identität von Hagen mit den Nibelungen schliesst, muss consequenterweise auch aus dem namen schliessen, dass Sigurðr und Attila einem und demselben geschlecht angehören. Die durchaus natürliche namenübertragung beruht nicht auf mythischen, sondern auf menschlichen verhältnissen[1].

Ganz ins menschliche sind jedoch die Nibelunge nicht übergegangen. In einzelnen zügen zeigen sie ihre elbische art, zumal in ihrem unermesslichen reichtum und sonstigen märchenhaften besitztümern. Damit hängt es wol zusammen, dass die Þ S Hagen den sohn eines elben nennt, obgleich das auch einen anderen grund hat (§ 40).

Diese verhältnismässig junge abstammung von einem elben ist in Hagens gestalt der einzige dämonische zug. Er hat aber in seinem charakter etwas, was zu einer dämonisierung führen konnte, seine ganz ausserordentliche unerschrockenheit und seine freiheit von vorurteilen, seine verschwiegenheit und seinen sarkasmus. Das sind aber menschliche eigenschaften, die auch in den sǫgur in mehreren sehr bewunderten exemplaren sich zusammenfinden.

Hagen ist der vortrefflichste repräsentant des reifen, besonnenen kriegers. Die Nibelungensage stellt ihm den jugendlichen, arglosen

1) Der name Nibelunge für Hagens geschlecht stammt gewiss wie die zwergischen Nibelunge aus der deutschen tradition. In den nordischen poetischen quellen ist er überaus selten.

helden gegenüber, und gewiss nicht mit dem zweck, ihn herabzusetzen. Freilich hat auf die dauer der besiegte die allgemeine sympathie gewonnen. Hagen entfaltet nun seine kraft nur mehr in der zweiten hälfte seiner sage, wo er selbst besiegt wird. Dort erkennen wir in dem grimmen Hagen trotz des abstandes, den eine lange entwicklung der sage in verschiedener richtung bewirkt hat, die anziehende gestalt der Hildesage, den wahrsten typus des altgermanischen kriegers. Während Sigfrid idealisiert wird und neben der poesie der jugend auch die der liebe ihn umgibt, hat Hagen alle tugenden und fehler des erfahrenen mannes. An tapferkeit steht er hinter Sigfrid nicht zurück, und es ist gewiss eine auf sympathie für den mehr romantischen liebling der späteren poesie beruhende neuerung, wenn das NL den todwunden Sigfrid Hagen zu boden schlagen lässt, aber Hagen ist nicht ausschliesslich tapfer, er ist auch vorsichtig und listig, er verschmäht es nicht, die mittel, die zum ziele führen, anzuwenden. Sein überfall auf Sigfrid beruht auf der einsicht, dass ein offener kampf zu gefährlich wäre. Die jüngere sage stellt Hagen dadurch in ein schlechtes licht, dass Sigfrid der woltäter der Burgunden ist. Man sieht in Hagens sieg den sieg der falschheit über unschuld, offenherzigkeit und eine reihe ritterlicher tugenden. Aber so einseitig die sympathie sich entwickelt hat, durch die zeilen hindurch schimmert noch eine andere an und für sich gleich berechtigte auffassung von Hagens tat, nämlich als eines sieges der einsicht über unvorsichtige dreistigkeit.

V. Die frauennamen der Nibelungensage.

§ 30. Guðrún oder Grímhild?

Dass Hagens schwester Grímhild geheissen habe, kann die viel jüngere erzählung von Ildico, auch wenn Ildico sprachlich = Grímhild wäre, nicht beweisen. Nun aber ist Ildico nicht = Grímhild, sondern Hild, was freilich als eine abkürzung von Grímhild aufgefasst sein kann aber nicht braucht, und der name Hild ist so häufig, dass hier eine zufällige ähnlichkeit in keiner weise ausgeschlossen ist. Die spätere identification der germanischen prinzessin, in deren armen Attila starb, mit der heldin unserer sage braucht, wenn sie tatsächlich stattgefunden hat, nicht auf einer namensähnlichkeit zu beruhen, sondern kann ihren grund darin haben, dass sie, wie nach der identification von Hagens feind mit Attila auch Grímhild, Attilas frau war, und da die erzählung von Grímhilds bruderrache älter als das geschichtliche ereignis von Attilas tode ist, muss wenigstens mit der möglichkeit gerechnet werden, dass die vorstellung, Ildico habe Attila ermordet, aus der Nibelungensage

entlehnt ist. Wenn man aber andererseits in betracht zieht, dass die deutsche tradition von Grímhilds bruderrache nichts weiss, und dass ihre rache für den gatten sehr alt ist, so erhebt sich ein gerechter zweifel an jedem zusammenhang mit der erzählung von Ildico.

Um die alte namensform zu bestimmen, wenden wir uns den uranfängen der sage zu und versuchen ihren ältesten verwandten eine mitteilung abzugewinnen. Es fällt auf, dass die drei namen Hagen-Hild-Guðrún sich auch in der Hildesage beisammen finden. Hier liegt eine verdopplung vor, wie wir oben mehreren beispielen begegneten; die geschichte von Hagen-Hildr-Heðinn wird in der trias Heðinn-Guðrún-Hartmuot widerholt. In beiden sagen nimmt die frau die stellung ein, die der Grímhild-Guðrún der NS entspricht, nur das sie die tochter, nicht die schwester des helden ist. Also sind beide namen (für Grímhild das kürzere Hild) schon in der periode der ersten sagenbildung bezeugt. (Dass die trias Heðinn-Guðrún-Hartmuot nur auf deutschem boden belegt ist, beweist natürlich nicht, dass die verdoppelung der geschichte jung ist). Aber wir finden hier Hagen mit Hild verknüpft, und wir finden, dass Hild die mutter der Guðrún ist. Jener zug findet sich in der hochdeutschen, dieser in der nordischen form der NS wider. Daraus lässt sich mit wahrscheinlichkeit schliessen, dass diese züge alt sind. Daraus ergibt sich für die älteste NS diese grundform: Hagen ist (Grím)hilds bruder; ihre tochter hiess Guðrún. Die eigentümliche entwicklung der NS liess aber von anfang an einer tochter der heldin keinen raum. Diese konnte auf zwei weisen eliminiert werden. Entweder hielt man daran fest, dass Hagen und (Grím)hild zusammengehören. Dann musste man Guðrún fallen lassen. So die deutsche tradition. Oder man hielt daran fest, dass Guðrún die tochter der (Grím)hild sei. Dann mussten die beiden frauen eine generation hinaufgerückt werden, so dass die heldin den namen Guðrún bekam, während nun ihre mutter Grímhild auch Hagens mutter wurde. So in der skandinavischen tradition.

Da es sich ergibt, dass Guðrún ursprünglich eine tochter der heldin war, während im grunde für eine solche gestalt in der NS kein platz ist, wird man mit recht schliessen, dass die anfänge der Hildesage, zu der eine tochter der heldin organisch gehört, älter als die der NS sind. Und das stimmt widerum damit überein, dass die vormundschaft des bruders über die schwester das abgeleitete, die des vaters über die tochter das natürliche, also ältere verhältnis ist.

So alt sind diese namen in der sage. Sie haben die ganze entwicklung von einfachen motiven zu äusserst zusammengesetzten in verschiedenster weise motivierten sagen mitgemacht.

Was die bedeutung dieser namen angeht, etwas mythisches ist darin nicht zu erkennen. Guðrún ist gebildet wie Sigrún, Oddrún und andere und schickt sich trefflich für eine einem heldengeschlechte zugehörige frau. Über seine anwendung lässt sich sagen, dass er wenigstens in historischer zeit von gewöhnlichen frauen nicht selten getragen wird. Hild ist einer der gebräuchlichsten frauennamen des altertums; die anwendung auf walküren ist natürlich jünger als der name. Über Grímhild s. § 31.

§ 31. Brynhild und Grímhild.

In Grímhild-Brynhild hat man vielfach einen symbolischen gegensatzt gesucht: 'die verhüllte kämpferin' und 'die kämpferin im panzer'. Wenn eine beziehung zwischen beiden besteht, so sind es eher parallele bildungen als solche, die einen gegensatz ausdrücken. Weshalb muss man bei *grím-* an eine maske und nicht an einen helm denken, und das dann weiter so auslegen, dass die maske im gegensatz zu dem panzer zum versteckspielen dient? Und was soll man mit diesem gegensatz anfangen? Dass Brynhild öffentlich kämpft, liesse sich noch einigermassen verstehen, obgleich man nicht richtig einsieht, worauf das deuten soll. Aber von Grímhilds verdecktem kampf weiss nur die mythologische construction. Ja, wenn man auf die junge erfindung, dass Sigurðr einen vergessenheitstrank trinkt, grossen wert legt, wenn man hinzuphantasiert, dass das mädchen den trank gebraut hat, und dass sie dabei die absicht hatte zu schaden, dann kann man ihr betragen einen geheimen kampf nennen. Aber wo steht das alles? Der dichter, der um die beiden formen der Brynhildsage (Br I und Br II) zu einer fortlaufenden erzählung zu combinieren, den trank ersann, hat dabei nicht einmal an die tochter gedacht, sondern die mutter dafür verantwortlich gemacht. Um daraus eine höllische machination der Guðrún herzuleiten, muss man überdies den becher mit dem geheimnisvollen trank bis in den mythus zurückversetzen. Dort lässt sich vielleicht auch eine böse absicht herausfinden; in den quellen liebt Guðrún-Grímhild ihren mann ohne falschheit mit der innigsten liebe.

Wenn die namen zusammengehören und ausdrücken, wie die frauen kämpfen, so scheinen sie nur bedeuten zu können: 'die unter dem helme kämpfende' und 'die im panzer kämpfende', also die kriegerinnen, nichts mehr. Aber es ist doch sehr die frage, ob das die richtige deutung ist. Denn *hildr* bedeutet nicht appellativisch 'die kämpfende', sondern 'kampf'; als nomen proprium hingegen ist es ein frauen- und walkürenname. In den in frage stehenden compositis nun kann gewiss nicht das abstracte substantivum, sondern nur das n. pr. Hildr zu suchen sein.

Dann aber bedeutet Brynhildr: 'die in eine brünne gekleidete Hildr', und Helreið hat die erinnerung daran, dass ihr eigentlicher name Hildr ist, wie die Snorra Edda richtig bewahrt. Dieselbe stelle der Helreið zeigt, dass Grímhildr tatsächlich dasselbe bedeutet, denn Brynhildr heisst hier (7, 3) *Hildr und hjálmi;* das ist aber *Grímhildr.*

Der name Brynhild deutet also auf die brünne, die die im zauberschlaf liegende jungfrau bedeckt. Er kann demnach nicht so überaus alt sein, nicht älter als die auffassung der schlafenden frau als einer kämpferin. Diese auffassung ist nicht die des der sage zu grunde liegenden märchens. Eine beziehung zu Brynhilds walkürennatur ist kaum abzuweisen, aber diese kann secundär sein. Denn der walkürenglaube gehört gewiss erst der wikingerzeit an. Und der name Brynhild ist doch vielleicht älter. Das Brynhildenbett im Taunus beweist das freilich nicht. Eher spricht gegen ein so junges alter des namens der umstand, dass er im 6. jahrhundert im geschlechte der Merovinger historisch belegt ist. Wenn die austrasische königin als ein zeugnis für die sage gelten darf, so zeigt das, dass die entwicklungsstadien der gestalt gewesen sind: 1. die in ihr kleid eingenähte jungfrau; 2. die jungfrau im panzer; 3. der name Brynhild; 4. die walküre; 5. die bestrafte walküre. Andererseits ist zu erwägen, dass die austrasische königin eine westgotische prinzessin war. Man müsste also bekanntheit der Brynhildsage bei den Goten im 6. jahrhundert annehmen. Da der name durchaus richtig gebildet ist, nimmt man wol besser an, dass diese übereinstimmung zufällig ist. Dennoch muss die vorstellung von der gepanzerten frau älter als die von der walküre sein. Denn der panzer ist direct aus dem zauberhemde entstanden, und ein grund, die frau als eine walküre aufzufassen, war erst vorhanden, nachdem die zauberbekleidung als ein panzer aufgefasst worden war.

Den namen Grímhild halte ich freilich in gewisser hinsicht für ein gegenstück zu Brynhild. Aber mit der mythologie hat das nichts zu tun — nur mit der deutlichkeit. Das verhältnis zu den namen der Hildesage deutet darauf, dass der alte name nicht Grímhild, sondern einfach Hild war. Wenn nun Brynhild, wie Helreið angibt, und was auch die Snorra Edda von Sigrdrifa sagt, ursprünglich Hild hiess, so mussten die beiden frauen unterschieden werden. Doch sind die genannten verhältnismässig jungen zeugnisse für die beurteilung dieser frage nicht zwingend. Aber zugegeben, dass wir für die erlöste jungfrau ausschliesslich mit dem namen Brynhild zu rechnen haben, so gieng es doch nicht an, dass die frau, die in der sage ihr fortwährend gegenübergestellt wurde, den namen Hildr tragen sollte, der als eine kürzung

ihres namens erscheinen musste (vgl. die s. 487 citierten stellen und andere ähnliche, z. b. Fas. I, 174, III, 365). Deshalb musste auch hier Hild in eine zusammensetzung eintreten; das resultat war eine synonyme parallelbildung, die keinen gegensatz ausdrückt, aber zur unterscheidung genügt.

Dass Grímhildr als personenname in Skandinavien nicht vorkommt (Jiriczek, Ztschr. f. vgl. litteraturgesch. n. f. 7, 57 fg.), stimmt zu diesem resultate. Der name ist für die sage gebildet worden. Und die gestalt war, wenigstens im norden, wo die mutter diesen namen trug, anfänglich kaum bekannt, später, als die mutter als eine zauberin aufgefasst wurde, vielleicht auch nicht sympathisch genug, um in den alltäglichen gebrauch durchzudringen. Die stellen, wo Grímhild eine *flagðkona* andeutet, wurzeln in dieser späteren auffassung der mutter; sie sind alle jung und für eine mythische deutung der älteren sagengestalt nicht brauchbar.

Ein märchenmotiv kann sich leicht an einem berühmten helden festsetzen. Aber man möchte doch den grund wissen, weshalb die erlösungssage an Sigfrid geknüpft ist. Ich will hier nur auf die möglichkeit hinweisen, dass derselbe in der oben besprochenen namensgleichheit der beiden frauen gelegen ist. Wenn Sigfrids frau und die erlöste jungfrau beide ursprünglich Hild hiessen, so kann das ein grund zu der übertragung gewesen sein. Indessen fehlen hier nähere andeutungen, und so gebe ich die bemerkung vorläufig nur für das, was sie ist, eine schwache vermutung. Wir sind hinfort der aufgabe nicht überhoben, dieser frage unsere aufmerksamkeit zu widmen.

VI. Sigfrids abkunft.

§ 32. Sigfrids unbekanntschaft mit seinen eltern.

Die frage ist § 9 in anderem zusammenhang besprochen. Es hat sich dort ergeben, dass dieser zug nicht ursprünglich, sondern aus dem missverständnis des zu der Brynhildsage gehörenden namentabumotivs entstanden ist. Wir haben keinen grund, hier darauf von neuem einzugehen.

§ 33. Sigmund als Sigfrids vater.

Fragen wir, was die alte mit der Brynhildsage nicht verbundene Sigfridsage von der abkunft des helden berichtete, so ist zunächst zu bemerken, dass sie nichts davon wusste, dass dieselbe unbekannt war. Sie wird daher das umgekehrte vorausgesetzt haben. In den quellen finden wir ferner Sigmund als Sigfrids vater genannt. Da er nicht aus

der Brynhildsage stammt, muss er aus der Sigfrid-Hagensage stammen. Daraus folgt aber nicht, dass diese Sigmund von anfang gekannt hat. Es ist auch möglich, dass sie ursprünglich den vater des helden nicht nannte. Es ist nicht einerlei, ob ich nach dem namen einer mir gleichgiltigen person nicht frage, oder ob ich positiv aussage, dass dieser name unbekannt ist. Im ersteren fall wird freilich kein name genannt, es wird aber vorausgesetzt, dass über den namen kein zweifel besteht. Und das ist bei mehreren helden der fall. Auch den namen von Hagens vater nennt die alte sage nicht. Erst die jüngere genealogisierende und historisierende überlieferung kann eines namens nicht entbehren und gibt ihm Aldrian, Gjúki oder in der Hildesage Sigebant zum vater. Es bestätigt sich hier, was sich auch an den motiven beobachten lässt: der sohn ist älter als der vater. Ähnlich Hagens gegner in der Hildesage Heðinn; die ansicht, dass sein vater Hjarrandi hiess, hält Panzer, Hilde-Kudrun s. 309fgg. wol mit recht für abgeleitet. Die alte sage begnügt sich durchaus mit den namen, die sie nötig hat; alles übrige ist nebensächlich und daher überflüssig. Wo genealogien vorliegen, die mehr als das notwendige bringen, hat man es schon mit historisierenden speculationen zu tun. Es kann uns daher nicht auffallen, wenn wir bei Sigfrid auf dasselbe verhältnis stossen.

Die vorstellung, dass Sigmund Sigfrids vater war, ist gewiss alt, älter als die aufnahme der Brynhildsage; daraus erklärt sich der widerspruch, der § 9 besprochen wurde. Aber dass sie ursprünglich ist, dafür haben wir keine gewähr. Und sieht man zu, so sprechen die quellen nicht dafür. Was die deutsche überlieferung von Sigmund erzählt, sind blosse phrasen; in der nordischen tradition hat Sigmund seine eigene sage, aber die verbindung mit Sigurðr ist sehr äusserlich. Erst im hohen alter nach einem tatenreichen leben erzeugt Sigmund diesen sohn, um vor dessen geburt zu sterben. Mag man auch annehmen, was viel wahrscheinlichkeit für sich hat, dass die vorstellung, die die Vǫlsungasaga von Sigmunds leben gibt, nur die chronologische darstellung verschiedener unabhängiger sagen ist, es ist doch leicht zu sehen, dass Sigmunds verbindung mit Sinfjǫtli weit inniger ist als die mit Sigurðr. Nimmt man die mit Sigurðr in keiner verbindung stehenden züge und Sigmunds aus der Helgisage stammenden tod fort, so bleibt weiter nichts übrig, als dass Sigurðs vater Sigmund hiess. Die genealogische anknüpfung an die Sigmundsage ist also, wie man auch vielfach angenommen hat, secundär.

Aber schon bevor die genealogische verbindung zu stande kam, war zwischen der Sigmundsage und der Hagen-Sigfridsage eine beziehung

vorhanden. Wir erkannten früher (s. § 1. 4) in der Sigmundsage eine variante eines teiles der Hagen-Sigfridsage. Freilich hat die erzählung mehr ähnlichkeit mit dem überfall auf Hagen als mit dem überfall auf Sigfrid, aber das grundmotiv ist für alle drei erzählungen dasselbe. Insofern ist die Sigmundsage als eine variante der Sigfridsage zu betrachten. Wenn wir nun in den quellen eine genealogische verbindung finden, so scheint mir das zu beweisen, dass, obgleich die sagen sich verschieden entwickelt haben, doch das gefühl für ihren zusammenhang nie ganz erloschen gewesen ist. Es fand später in der vorstellung einer verwandtschaft der personen ausdruck, und diese wurde so aufgefasst, dass Sigmund Sigfrids vater war. Im lichte dieses ergebnisses bekommt die Beowulfstelle, die zwar Sigmund, aber nicht als Sigfrids vater, kennt, eine besondere bedeutung.

§ 34. Sigfrids dienstbarkeit.

Dass bei der beurteilung von Sigfrids dienstbarkeit die mythologische erklärung uns im stiche lässt, wurde § 2 gezeigt. Wir müssen nun damit anfangen zu fragen, ob denn die sage den helden als dienstbar auffasst. Es kann hier nur das NL in betracht kommen; die übrigen quellen bieten für diese annahme gar keinen halt[1]. Und die antwort muss lauten: nirgends wird diese ansicht von Sigfrids verhältnis zu Gunther in einer solchen weise ausgesprochen, dass man sie für die auffassung des dichters halten kann. Überall tritt Sigfrid als den brüdern ebenbürtig auf. Sigfrids dienstbarkeit ist einerseits eine ausrede, der er Brynhild gegenüber sich bedient, um sich zu entschuldigen, dass er nicht um sie freit, andererseits eine unfreundlichkeit ihrerseits, wo sie ihn zu beleidigen wünscht.

1) Fáfnirs worte: *nú ertu haptr oh hernuminn* reden von keiner dienstbarkeit, sondern davon, dass Sigfrids mutter auf dem schlachtfelde von wikingern gefunden und fortgeführt wurde. Sigfrids verhältnis zu Mímir ist ganz anderer art, s. § 27. Gar keinen wert hat die stelle in der einleitung des Sigfridsliedes, str. 12: *Er dienet willigklichen dem künig seyn tochter ab.* Das ganze stück str. 11—15 teilt in wirrem durcheinander eine reihe nicht zusammenhängender züge aus der sage mit, aber etwas altertümliches ist darunter nicht: str. 11 hornhaut, ankunft bei Gunther; 12 das dienen um Kriemhilt, achtjährige ehe; 13. 14 (nb.!) das gewinnen des Nibelungenschatzes (die wunderliche reihenfolge weist als quelle auf eine darstellung hin, in der die gewinnung des schatzes wie im NL nachträglich erzählt wird, also wol das NL); 14 der Hunnenkampf; 15 niemand entrinnt ausser Dietrich und Hildebrand. Das dienen muss hier motivieren, dass der hergelaufene recke (er hat str. 4 seine eltern mutwillig verlassen) die königstochter bekommt; das motiv ist dem NL oder einer directen vorstufe des liedes entnommen und der situation angepasst.

Wir haben keinen grund, aus diesen angaben ohne weiteres mehr zu abstrahieren als sie enthalten, zu behaupten, diese anspielungen seien eine reminiscenz an eine sagenform, die Sigfrid als tatsächlich dienstbar vorstellte. Eine solche sagenform lässt sich weder nachweisen noch aus der überlieferung erschliessen. Aber die anspielungen sind allerdings der erklärung bedürftig. Die erklärung, die das lied gibt, ist absolut ungenügend. Als Brynhild den Sigfrid begrüsst, zeigt er auf Gunther und entschuldigt sich einer früher getroffenen verabredung gemäss mit seiner dienstbarkeit. Das hat für die entwicklung der begebenheiten gar keinen zweck. Er konnte sagen, dass derjenige, der um die königin werbe, Gunther sei, nicht er, ohne dass er deshalb genötigt wäre, die ihn selbst herabsetzende lüge auszusprechen. Er konnte sagen, er sei Gunthers zukünftiger schwager. Er konnte sich zurückhalten oder auch wie später bei den kampfspielen die tarnkappe anziehen. Mit der dienstbarkeit muss es also irgend eine bewandtnis haben. Und später, wenn Brynhild darüber weint, dass Kriemhilt einem dienstmann zur ehe gegeben wird, und noch in höherem grade, wo sie jahre nachher von ihm tribut fordern will, wundert man sich über ihre einfältigkeit, die aus Sigfrids notlüge so viel wesens macht, die noch nicht bemerkt hat, dass das nur eine lüge war, dass Sigfrid vielmehr ein mächtiger könig ist, was übrigens Gunther selbst ihr beim feste gesagt hat[1]. Dass das alles in Sigfrids absolut unnötiger aussage über seinen stand seinen grund habe, ist nicht anzunehmen.

Ich halte Sigfrids dienstbarkeit vielmehr für eine gehässige behauptung der Brynhild. Die stellen, wo sie ihn einen dienstmann nennt, sind die älteren; die erklärung hinkt wie gewöhnlich hinterdrein. Die verleumdung beruht darauf, dass Sigfrid ein recke ohne land war, der an Gunthers hof lebte. Das zeigt, dass wir es widerum mit der Brynhildsage, nicht mit der Sigfrid-Hagensage zu tun haben. Die unbekannte herkunft des helden wird in Br II zu einem motiv, das den streit der königinnen einleitet. Von wirklicher dienstbarkeit kann auch in Br II nicht die rede gewesen sein; das zeigen die stellen, wo die alte auffassung durchbricht. Hier ist Sigfrid hochmütig und behandelt die brüder mit geringschätzung. Er will mit Gunther um sein land kämpfen. So spricht nicht ein mann, der sich in den dienst eines andern zu begeben gedenkt. Er bleibt am hofe, aber man muss sich viel mühe geben, ihn zu behalten; alles, was er für Gunther tut, tut er freiwillig

1) Eine ganz andere frage ist natürlich die, ob der schmerz über die verschwägerung mit einem dienstmann Brynhilds traurige stimmung genügend erklärt. Mir scheint das nicht der fall zu sein, aber ich gehe darauf hier nicht ein.

auf freundliche bitte; schliesslich erweist er dem könig den grossen dienst, dass er ihm die braut verschafft, aber der dienst wird durch einen gleichen erwidert. Sigfrid ist ein gast, der gehen kann, sobald er es wünscht.

Aber der Sigfrid der Brynhildsage ist und bleibt ein fremder, ein recke ohne land. Daraus konnte auf ein dienstverhältnis geschlossen werden. Und das tut Brynhild in raffinierter feindseligkeit. Da hilft es nicht, dass Gunther sie zu beschwichtigen sucht; immer von neuem kehrt sie zu dem einmal ausgesprochenen gedanken, dass Sigfrid ein unfreier sei, zurück, und schliesslich spielt sie diesen gedanken gegen Kriemhilt aus[1].

Aber das epos hat die vorstellung, dass Sigfrid ein recke ohne land war, fallen lassen. Es hält an der vorstellung der alten sage (S 2), dass er Sigmunds sohn ist, fest und localisiert sein königreich in Niederland. Infolgedessen musste Brynhilds behauptung als eine absolut unmotivierte fixe idee erscheinen, und nun wurde die scene hinzugedichtet, in der der held selbst von seiner dienstbarkeit redet. Dadurch bekommt Brynhilds verleumdung den schein eines grundes, sie wird sogar zu einem erklärlichen irrtum; der held hat es ihr selbst gesagt.

§ 35. Sigfrids hochzeit.

Sigfrids hochzeit wird in den quellen nur in der darstellung Br II mitgeteilt. Eine ausnahme bildet das Sigfridslied, aber hier liegt die identification Grímhild = Brynhild vor; diese quelle ist für die untersuchung nach der ursprünglichen vorstellung vollständig unbrauchbar. Die ÞS verbindet Sigurðs hochzeit mit einem abhängigkeitsverhältnis von Þiðrekr, in das der held durch die kampfspiele an Isungs hof gerät. Die ältesten vorstellungen sind demnach in der Edda und dem NL zu suchen. In beiden quellen steht die geschichte in unmittelbarem zusammenhang mit der fahrt zu Brynhild.

Im NL reist Sigfrid nach der hochzeit mit Kriemhilt nach hause. Nach verlauf mehrerer jahre wird das paar nach Worms eingeladen; sie leisten der einladung folge, und es folgt die katastrophe. Das ist ziemlich lang und langweilig. Die reise hin und her hat für die entwicklung der handlung keine bedeutung; man kann kaum annehmen,

1) Dass Brynhild die urheberin der vorstellung von Sigfrids dienstbarkeit ist, zeigt auch die vorstufe des NL, die darstellung der ÞS. Denn hier klagt Brynhild c. 344, 18fgg. in ähnlicher weise darüber, dass ein hergelaufener recke am hofe eine solche überwiegende stellung einnehme. Es ist dieselbe stelle, aus der Brynhilds klage über Sigurðs hoffart in der Sig. yngri stammt (§ 22).

dass sie ursprünglich sei, aber dass sie ohne irgend eine veranlassung aus dem einzigen wunsch, die erzählung in die länge zu ziehen, entstanden sei, ist doch auch nicht wahrscheinlich.

In den nordischen quellen ist die darstellung einfacher. Bald nach Gunnars hochzeit, der hier Sigurðs hochzeit vorangeht, streiten die königinnen, und die folge davon ist Sigurðs ermordung. Das ist logisch und ästhetisch befriedigender, aber kaum ursprünglicher, denn von anfang an stand die hochzeit zu der ermordung in keiner beziehung. Aber Sigfrid hat hier nach Br II kein eigenes land; er konnte daher nicht heimreisen.

Irgend etwas muss doch auch in der alten sage zwischen der hochzeit und der ermordung vorgefallen sein. Wenn das nicht der streit der königinnen oder ein ähnliches ereignis war, was war es dann? Und auf irgend eine weise muss Sigfrid, sei es vor, sei es nach der hochzeit zu Hagen gekommen sein. Vielleicht gelingt es uns, darüber etwas zu ermitteln.

Es verdient beachtung, dass die erzählung des NL eine einladung enthält. Dieselbe ist in der gewöhnlichen schablonenhaften weise erzählt. Aber daraus folgt nicht, dass sie nicht alt sein kann. Eine parallele hat sie an Hagens (und Gunthers) einladung durch Attila, und in den varianten in Sigmunds einladung durch Siggeirr, Hnæfs durch Finn. Es würde demnach ganz sagengemäss erscheinen, wenn der alte zusammenhang dieser wäre, dass Hagen seinen schwager Sigfrid verräterisch einlädt, um darauf seinen gast zu überfallen. Es fällt auf, dass gerade in diesem abschnitt (Bartsch str. 774) Hagen in starken worten den wunsch nach dem Nibelungenschatze ausspricht: *hort der Nibelunge beslozzen hât sîn hant: hey sold er komen immer* (*solden wir den teilen [!]* C) *noch in Burgunden lant.*

Die ermüdende hin- und rückreise ist aber schwerlich altes sagengut. Zieht man in betracht, dass Br II voraussetzt, dass die hochzeit in Worms gefeiert wird, so kann man die vermutung nicht unterdrücken, dass hier eine durch Br II bedingte änderung vorliegt, und dass in der ursprünglichen Sigfridsage die feier an einem andern orte, also in Sigfrids land, stattfand. In der Attilasage wirbt Attila durch boten[1], eine sehr gebräuchliche form der werbung in der altgermanischen poesie. Wenn ursprünglich auch Sigfrid durch boten warb, so würde dadurch die ähnlichkeit mit der Attilasage noch grösser werden. Wir würden dadurch die heimreise ersparen und für die einladung eine erklärung

1) Dass in der Þ S Attila darauf selbst die braut abholt, beruht auf einer quellenmischung, vgl. § 43.

finden. Bei der übersendung der braut ergieng zugleich von Hagens seite eine einladung an das junge paar für den nächsten sommer (vgl. auch die Sigmundsage). Nach der ankunft bei Hagen wurde Sigfrid überfallen und getötet[1].

Durch die verbindung mit der Brynhildsage wurde Sigfrids hochzeit an Gunthers hochzeit geknüpft. Die folge davon war, dass sie in Worms gefeiert wurde. Bei seiner ermordung war Sigfrid widerum in Worms. Wollte man die einladung beibehalten, so musste man nun Sigfrid nach seiner hochzeit mit Kriemhilt heimreisen lassen. Aber zum schaden der erzählung. Denn da die einladung nach der neuen motivierung der ermordung nicht länger den verräterischen zweck hat, ist auf diese weise eine müssige hin- und herreise entstanden. Ein versuch, die alte motivierung neu zu beleben, ist jedoch gemacht worden, wo Brynhild gerade bei der einladung widerum von Sigfrids dienstbarkeit und dem tribut, den er ihr zolle, redet. Hier liegt ein ansatz zur übertragung von Hagens habgier auf Brynhild vor, ganz parallel mit und kaum unabhängig von der übertragung von Attilas habsucht auf Kriemhild in demselben gedichte.

Ein anderer ausweg war, dass man die einladung fallen liess. Das ist in der skandinavischen tradition und auch in der ÞS geschehen, in der nun Sigurðs tod sich bald an die hochzeit anschliesst, wodurch die erzählung an geschlossenheit gewinnt und das verständnis für den neuen zusammenhang zwischen Brynhilds erwerbung und Sigfrids tod in hohem grade gefördert wird.

VII. Die sogenannten Sigfridmärchen.

§ 36.

Es wurde im vorhergehenden absichtlich nur bei der besprechung von Br I von märchen gebrauch gemacht. Man kann bei der beurteilung complicierterer gebilde mit der heranziehung von märchen kaum vorsichtig genug sein. Einzelne märchenmotive mögen für die sagengeschichte die grösste bedeutung haben, die zusammenstellung längerer märchenhafter erzählungen ist so variabel, dass man hier der gefahr, auf zufällige übereinstimmungen zu grosses gewicht zu legen, besonders ausgesetzt ist. Ich sehe mich dennoch veranlasst, auf eine gruppe von Sigfridmärchen, denen man eine besondere bedeutung beilegt, näher einzugehen. Die gruppe

1) C. 226 der ÞS, das Sigurðr seine hochzeit im Niflungaland feiern und von da an bei Gunnarr bleiben lässt, spricht nicht gegen die echtheit der einladung im NL, denn die quelle dieses capitels ist nicht die des Nibelungenliedes. C. 226 vertritt eine tradition, dis in diesem punkte mit der nordischen übereinstimmt.

ist u. a. von Raszmann, Die deutsche heldensage I², 360fgg. ausführlich besprochen. Raszmann sieht in ihnen zeugnisse für das weiterleben der Sigfridsage. Wenn das sicher wäre, so wäre kein grund vorhanden, sie in diesem zusammenhange zu besprechen, es sei denn insofern sie einzelne züge der S. enthalten dürften, die die überlieferung vergessen hat. Seit Raszmann aber haben sich die ansichten über das verhältnis zwischen märchen und litterarisch ausgebildeten sagen sehr geändert. Man ist jetzt mehr geneigt, in den märchen den rohstoff zu suchen, aus denen höhere sagengebilde aufgebaut sind. Aber wie soll man es nun beurteilen, wenn man in märchen mehrere motive beisammen findet, die in einer sage gleichfalls begegnen, dort aber durch die kritik als nicht von anfang an zusammengehörig erkannt werden? Da hat man die wahl zwischen den folgenden erklärungen: 1. die übereinstimmung ist nur scheinbar; 2. sie ist zufällig; 3. das märchen ist von der sage abhängig. Wenn keine dieser erklärungen zutrifft, so muss man in der sage beisammen lassen, was sich im märchen beisammen findet. In mehreren der erwähnten Sigfridmärchen hat man nun Sigfrids werbung zusammen mit Gunther und Hagen widerzuerkennen geglaubt. Die richtigkeit dieser annahme wird im folgenden geprüft werden.

Der held zieht aus, sei es um etwas zu suchen (z. b. das wasser des lebens), sei es, wie in den meisten erzählungen, aufs geratewol. Dann begegnet er manchmal leuten, mit denen er freundschaft schliesst und mit denen er den weg findet oder die ihm den weg zeigen nach einem bezauberten schlosse. Den freunden ist es um die braut zu tun, die er für sie gewinnen soll. Der junge mann verrichtet treu die krafttaten, die von ihm verlangt werden. Er findet das schwert, er tötet den drachen oder andere ungeheuer — in 111 sind die riesen, die ihn begleiten, selbst die unholde, die er besiegen muss. Er sorgt auch dafür, dass er die nötigen wahrzeichen zu sich steckt, drachenzungen, riesenzungen, einen zipfel eines hemdes, eine halsbinde, einen pantoffel oder was es sei. Dann wird er regelmässig betrogen, und zwar entweder von seinen freunden, oder durch einen marschall oder einen anderen herrn aus des königs gefolge, der seine heldentaten aus der ferne erblickt oder auf andere weise zuerst die geänderte sachlage wahrgenommen hat, auch wol von seinen brüdern, denen er das leben gerettet hat, und die ihm mit undank lohnen. Solch ein freund, bruder oder marschall soll nun die königstochter heiraten. Aber die hochzeit wird aufgeschoben, und nach einem jahre meldet sich der wahre held; durch die wahrzeichen, die er bei sich hat, gibt er sich zu erkennen, und nun bekommt er die braut; die übeltäter aber werden gestraft.

Die beliebte erklärung ist diese: die falschen freunde sind Gunther und Hagen; diese nehmen dem Sigfrid die braut, wie die freunde oder brüder dem helden des märchens. Sie töten Sigfrid, wie die freunde oder der marschall den helden des märchens zu töten wünschen, oder in einer variante (60) auch wirklich töten (hier wird er jedoch durch seine wahren freunde, die ihn begleitenden tiere, widerum ins leben zurückgerufen).

Wenn diese märchen von der Sigfridsage abhängig sind, so beweisen sie natürlich gar nichts. Ich gehe aber davon aus, dass das nicht der fall ist, und frage: was beweisen auch dann diese märchen für die sage von Sigfrid, Gunther und Hagen? Zusammen ziehen die freunde aus, um die braut zu suchen. Aber in der Sigfridsage weiss der held den weg, seine genossen nicht. In den märchen weiss keiner ihn und man gelangt durch einen zufall zu dem bezauberten schlosse, oder die freunde wissen den weg, er aber nicht. In anderen fällen (97, ähnlich auch 57) gelangt der held allein dahin mit hilfe eines ehrlichen freundes, während die bösen brüder schon beim beginn der reise verirrt sind und später von ihm erlöst werden. Sigfrid hat die absicht, die braut für Gunther zu holen und liefert sie ihm richtig aus; die freunde des märchens aber bemächtigen sich der braut, die dem helden von rechts wegen zukommt, gegen seinen willen und betrügen ihn. Gunther und Hagen suchen Sigfrid zu töten aus gründen, die mit dem abenteuer nur entfernt zusammenhängen, und sie tun das, lange nachdem sie schon die braut bekommen haben. Die freunde des märchens wollen ihren freund töten, weil nur so für sie die möglichkeit besteht, die braut zu erwerben. Sigfrid wird wirklich getötet, der held des märchens kommt ausnahmslos glücklich davon, und die bösen freunde bekommen die verdiente strafe. Wahrlich, hier ist alles wesentliche verschieden; nur die begleitenden freunde, die schliesslich keine freunde sind, lassen sich einigermassen vergleichen.

Es kommt noch hinzu, dass man nicht in allen märchen dieselben personen dem Gunther und Hagen vergleichen kann. In den erzählungen vom typus 97. 91 sind es die brüder oder die unterwegs gefundenen freunde. In 60. 111 aber ist es der marschall, der hauptmann, mit dem der held nichts anderes zu schaffen hat, als dass dieser ihn um die braut betrügen will. In dem zuletztgenannten märchen kommen neben dem hauptmann auch falsche freunde vor, aber sie erweisen sich am ende als mit dem ungetüm, das in anderen erzählungen besiegt werden muss, aber in diese form ursprünglich nicht hineingehört (§ 11), identisch. Wenn man die theorie, dass die freunde Gunther und Hagen seien,

aufrecht erhalten will, so muss man schon die märchen so gruppieren, dass die typen, die mit der erzählung von Sigfrids und Gunthers werbung die verhältnismässig grösste ähnlichkeit haben als die ursprünglichen, alle die übrigen aber als entstellungen bezeichnet werden. Das wäre aber ein sehr willkürliches verfahren. Die grosse variabilität dieser motive bedeutet nur, dass der held auf dem wege zu der bezauberten jungfrau von tausend gefahren umringt ist; offene und tückische feinde versuchen ihn von seinem glück fernzuhalten; noch im letzten augenblick hätte er alles, was schon gewonnen war, beinahe wider verloren, aber das glückskind überwindet alle schwierigkeiten.

Ein zusammenhang mit der Brynhildsage ist bei vielen dieser erzählungen tatsächlich vorhanden. Es gibt darunter auch solche, für die es feststeht, dass sie wenigstens von den überlieferten litterarischen quellen unabhängig sind. Wenn in 93 die namen Glasberg und Stromberg, die in der Brynhildsage auf zwei quellen verteilt sind, nebeneinander erhalten sind, so zeigt das zugleich den zusammenhang und die unabhängigkeit des märchens (§ 8). Wenn 111 das kleid, worin die jungfrau geschlossen ist, noch nicht als einen panzer auffasst, so sind wir zu demselben schlusse berechtigt (§ 7). Wenn in 92 der held, der die prinzessin erlöst, in einem schifflein in die welt hinausgeschickt wird, so fehlen noch die geburt im walde und der aufenthalt bei Mímir (§ 9). Aber das sind alles züge von Br I. Von den burgundischen brüdern keine spur.

Eine secundäre ähnlichkeit besteht darin, dass Gunther und Hagen Sigfrid begleiten wie die freunde des märchens. Aber das ergibt sich aus der sachlage von selbst. Wenn Sigfrid für Gunther freit, und dieser die braut so schnell wie möglich nach der hochzeit übernehmen muss, so besteht keine andere möglichkeit als dass sie zusammen reisen. Ferner überwindet der held im märchen hindernisse, denen seine begleiter nicht gewachsen sind. Das beruht auf der gemeinsamen grundlage; es ist nun einmal für diesen helden eigentümlich, dass er taten verrichtet, zu denen kein anderer im stande ist. Wenn er also begleiter hat, so werden diese hinter ihm zurückstehen. Das ist alles; weiter erstreckt sich die gleichheit nicht. Die art der hindernisse ist sehr verschieden. Unter den probestücken begegnet auch das reiten nach einer burg, und zwar in fassungen, die von der Brynhildsage ziemlich weit abstehen. In 97 sind es die falschen brüder, die zu beiden seiten des weges reiten, während der wahre held daran erkannt wird, dass er die mitte wählt. Die geschichte ist äusserst compliciert. Die erlösung der jungfrau ist schon früher geschehen, die brüder haben den helden schon einmal

betrogen und sind schon halbwegs entlarvt, bei dieser letzten probe fallen sie vollständig durch. Auch hier mag eine reminiscenz an den ritt zu der burg Brynhilds oder besser der dieser zu grunde liegenden erzählung vorliegen, aber die vergleichung mit Gunther und Hagen führt wie sonst nur zu einem negativen resultat. Der held wählt den rechten, die brüder aber den falschen weg; in der Brynhildsage ist Sigurðr der einzige, der den weg gehen kann oder nach jüngerer tradition zu gehen wagt, während die beiden anderen gar nicht reiten[1].

Übrigens fällt bei der vergleichung der märchen für Br I noch hier und da etwas ab. In 93, das auch sonst der Brynhildsage so besonders nahe steht und so viel altertümliches bewahrt, finden wir die bestätigung unseres resultats in § 19, dass Sigfrid unmittelbar vor dem besuch bei Brynhild das ross erwirbt, mit dessen hilfe er sie erreichen kann. Es ist die begegnung mit den beiden räubern, die sich um die zauberdinge schlagen. Die gegenstände sind alle drei aus der Sigfridsage bekannt: der stock, mit dem man jede tür öffnet (vgl. Sigurðs vergewaltigung des gitters, das vor Brynhilds burg steht c. 168 der ÞS [§ 9]), der unsichtbar machende mantel (d. i. die tarnkappe) und das zauberpferd. Der erste und der dritte gegenstand finden sich schon in der ÞS beisammen (nur dass wol das gewaltsame öffnen des gitters aber nicht der stock genannt wird), den zweiten hat das märchen hinzugefügt, und das zeigt, dass es, obgleich in gewisser hinsicht über die geschriebenen quellen der sage hinausgehend, doch in anderer hinsicht von der sage abhängig ist. Denn die tarnkappe stammt von den Nibelungen, und die räuber sind auch die Nibelunge Schilbunc und Nibelunc; das zeigt noch deutlicher 92, wo die zauberischen gegenstände geändert sind — der stock ist zu einem degen, das pferd zu einem stiefelpaar geworden; nur der unsichtbar machende mantel ist geblieben — aber wo statt der räuber zwei riesen sich streiten und zwar um ihres vaters erbschaft.

1) Wenn die ähnlichkeit grösser wäre, so könnte man die frage stellen, ob nicht Gunther und Hagen secundär in die märchen eingeführt worden sein können, wie wir auch Schilbunc und Nibelunc in einigen fassungen widerfinden, und zwar an einer stelle, wo sie unmöglich alt sein können (s. unten s. 499 fg.). Aber die voraussetzung zu einer solchen fragestellung — eine wirkliche übereinstimmung — fehlt. Die brüder oder freunde im märchen sind in gewissem sinne nur eine verdopplung des helden, wie es auch in vielen erzählungen drei jungfrauen gibt — eine sehr gewohnte steigerung eines motivs. Wer sein haupt lösen will, muss d r e i fragen beantworten; wer ein von unholden bewohntes schloss erlösen will, muss drei nächte darin zubringen, usw.

Was finden wir also hier? Den ritt nach Brynhilds burg in der deutschen, speciell niederdeutschen form (ÞS) verbunden mit einem anderen Sigfridmotiv, der erwerbung des dem Schilbunc und Nibelunc gehörenden schatzes. Beweist das nun, dass Schilbunc und Nibelunc etwas mit Brynhild zu schaffen haben? Nicht im mindesten. Die alten quellen halten die gestalten durchaus voneinander getrennt. Die Nibelunge besitzen einen schatz; um zu Brynhild zu gelangen, ist ein besonderes pferd oder ein besonderer stock oder beides unentbehrlich. Diese sachen befinden sich in dem besitz eines wie sich versteht übernatürlichen wesens, in dessen rolle in der norddeutschen fassung der Brynhildsage Heimir eintritt. Das märchen hat die besitzer der beiden gruppen von zauberischen gegenständen zusammengeworfen, und so erzählt es, dass der held das pferd, auf dem er zu der jungfrau reiten wird, bei den Nibelungen holt.

Die unnatürlichkeit der verbindung zeigt auch der ausgang klar genug. Nachdem in 93 der held den glasberg bestiegen und die burg geöffnet, tritt er ein und erweckt die jungfrau durch einen ring, den er in ihren kelch wirft. Sie erwacht, und damit sollte die geschichte aus sein. Aber er muss nun weiter noch seine tarnkappe versuchen. Deshalb hat er den mantel über sich und wird also von ihr nicht gesehen. Nun geht er hinaus, und nachdem man drinnen vergebens nach ihm gesucht, findet man ihn schliesslich auf seinem pferde sitzend vor dem tor. Die verlängerung der geschichte ist völlig sinnlos; sie dient nur dazu, um ein dem stoffe fremdes motiv, das nun einmal aufgenommen ist, auch zur geltung zu bringen, und sie zeigt, dass die nibelungischen brüder Schilbunc und Nibelunc in diesen zusammenhang ebensowenig gehören als Gunther und Hagen[1].

KHM 90 hat mit der Sigfridsage nur das gemein, dass der held eine zeitlang bei einem schmiede sich aufhält und seinen meister misshandelt. Dann folgen nicht die erlösung einer jungfrau, sondern einige kraftproben in einer mühle. Die geschichte beweist für den zusammenhang von Sigfrids lehrjahren mit anderen zügen der Sigfridsage nichts, sie ist nur insofern interessant, als sie das märchen ausserhalb des zusammenhangs der Sigfridsage, in die es gewiss spät aufgenommen worden ist, zeigt.

1) Auch in 92 ist das motiv der tarnkappe in ganz roher und unnützer weise verwendet. Aber auch die beiden anderen motive sind hier sehr entstellt. Das schwert dient nicht wie der stock in 93 dazu das tor der burg zu öffnen, sondern um alle anwesenden mit hilfe einer zauberformel zu köpfen.

Die märchen bieten nach alledem ziemlich reiches material für die älteren formen der Brynhildsage, und zwar für alle drei hauptformen (vgl. § 7—11), aber von der durchaus litterarischen contamination mit der Burgundensage sind sie nicht berührt. Hingegen haben sie in einigen exemplaren andere volkstümliche elemente der Sigfridsage mit der erlösungssage secundär verbunden (die Nibelunge in 92. 93), in einem anderen fall enthalten sie züge (90), die secundär in die Sigfridsage aufgenommen sind. Inwiefern man recht hat, von Sigfridmärchen zu reden, hängt davon ab, was man darunter versteht. Ihren inhalt bildet eines der wichtigsten ereignisse aus Sigfrids leben. Aber kein ursprüngliches. Mit der ältesten Sigfridsage, die nur den tod des helden durch Hagen berichtete, haben sie nichts gemein.

VIII. Schematische übersicht der entwicklung der Sigfridsage.

§ 37.

Es soll hier der versuch gemacht werden, auf grund des obenstehenden teils unserer untersuchung das verhältnis der einzelnen motive der Sigfridsage zu einander und zu verwandten erzählungen in einer schematischen darstellung in ihren hauptzügen zur anschauung zu bringen. Die resultate der folgenden capitel, deren stoff bei weitem nicht so compliciert ist wie die Sigfridsage und die sich daher leichter übersehen lassen, werden nur in einem ganz vereinzelten fall darin aufgenommen.

A. Grundmotiv: feindschaft zwischen anverwandten;
  1. zwischen schwiegervater und schwiegersohn;
  2. zwischen schwägern.
    a) Einfaches motiv:
      1. Helgisage (Hagen-Helgi);
      2. Finnsage;
      1 + 2. Sigmundsage.
    b) Widerholung des motivs:
      1. Hildesage (entwicklung zum gegenseitigen mord). Weitere verdopplung durch die Guðrúnsage;
      2. Hagensage (Hagen-Sigfrid; Attila-Hagen). Ähnlich in der vorgeschichte der Vǫlsunge.

In b 1 und b 2 die namen: Hagen, Hild, Guðrún. 1 und 2 gehen zufolge ihrer motivierungen und weiterer anknüpfungen vollständig auseinander. Die zu 2 gehörigen sagen (a 2. a 1 + 2. b 2) entwickeln sich zwar selbständig, ein gegenseitiger einfluss macht sich aber lange zeit geltend.

1. Gemeinsame züge der ganzen reihe: der ermordete held ist bei seinem schwager zu gast: Hnæf, Sigmund, Hagen, Sigfrid (NL).
2. Gemeinsame züge der Finnsage und der Hagensage: der waffenbruder des helden, die nachtwache, der tod eines sohnes der heldin bei der katastrophe.
3. Gemeinsame züge und berührungen der Hagensage und der Sigmundsage:
   a) H 2 und Sigmund: die schwester rächt den bruder. Auch in den einzelheiten der rache ist die übereinstimmung gross.
   b) H 1 (= S 2) und Sigmund: genealogische verbindung.

Das chronologische verhältnis von 2 zu 3 (1 ist das älteste) und zu anderen zügen lässt sich zum teil nicht[1] zum teil nur ungefähr erschliessen. 3 ist älter als die aufnahme der Brynhildsage.

B. Entwicklung der charaktere durch die innere begründung der sage. Man fragt nach den motiven der handlung.
Frage: warum tötet Hagen und später Attila seinen schwager?
Antwort: weil dieser einen kostbaren schatz besass.
Frage: woher stammte der schatz?
Antwort: 1. von einem drachen;
2. von zwergen.

1. Entwicklung des motivs vom drachenkampf;
   a) der drachenkampf verbunden mit horterwerbung ohne andere motive. In zahlreichen altnordischen erzählungen. Ferner zumal Béowulf;
   b) dasselbe motiv ohne andere verbindungen an Sigfrid geknüpft. Belegt durch die übertragung auf Sigmund (Béow.);
   c) dasselbe motiv von Sigfrid bezeugt in chronologischer verbindung mit jüngeren motiven (Sigrdrifasage): Edda;
   d) ein drachenkampf in grober entstellung mit verlust des hortes: ÞS. Einl. Sigfr.l. — Schwache nachklänge: NL. Sigfr.l.;
   e) (im anschluss an c): durch den genuss des fleisches des drachens eignet der held sich dessen eigenschaften an:
      I. α) durch das essen des herzens bekommt er die kraft des drachens: Fáfn. strophen;
      β) umdeutung dieses motivs zum verständnis der vogelsprache: Fáfn. prosa;

1) Im allgemeinen bemerke ich, dass in dieser übersicht der chronologische gesichtspunkt nur in hauptzügen und bei der entwicklung der einzelnen motive festgehalten werden konnte.

II. durch das bad im blute des drachens gewinnt der held eine hornhaut: NL. Einl. Sigfr.l.

2. Entwicklung des zwergenmotivs.

a) Zwerge sind schatzbesitzer. So in zahllosen zwergensagen. An auf gewaltsamem wege erworbenen zwergengute haftet ein fluch (Dulinn und Dvalinn u. a.).

b) Sigfrids schatz stammt von zwergen: NL. Einl. Sigfrl. Der fluch: Fáfn.; als verhängnis an mehreren stellen im NL.

c) Übertragung des Nibelungennamens auf Hagen und sein geschlecht: NL. Edda. ÞS.

1 + 2. Verhältnismässig jung: Edda.

Identificierungen: des zwergenschatzes mit dem drachenschatze; des schatzhütenden zwerges mit dem schatzhütenden drachen; des dem zwerge feindlichen bruders mit dem schmiede (s. unten).

Verbindendes motiv: ein geizhals wird zum schatzhütenden drachen. Widerholung des fluchmotivs (Andvari).

Um den drachen zu erlegen, ist ein treffliches schwert unentbehrlich.
Frage: woher das schwert?
Antwort: das hat Mímir, der beste der schmiede, gemacht.

Entwicklung des schmiedemotivs:

a) Zwerge schmieden gute schwerter. Sie sind hinterlistig: Olius und Alius. Dulinn und Dvalinn usw.

b) Mímir ist der beste schmied: Das schwert Mimunc und mehrere stellen im DHB.

c) Sigfrid bei Mímir. Der hinterlistige schmied wünscht Sigfrids tod: ÞS. Einl. Sigfr.l. Edda (hier auf Reginn übertragen).

d) Sigfrid hält sich längere zeit bei Mímir auf (einfluss der jüngeren Sisibesage). ÞS.

Aufnahme des märchens von dem schmiedegesellen: ÞS. Einl. Sigfr.l. Edda prosa (hier bezeugt durch die ambossscene).

e) Identification mit Reginn: Edda (vgl. oben).

Entwicklung von Regins gestalt:

a) Reginn ist Helgis fóstri und helfer bei der vaterrache: Hrólfs s. kr.

b) Helgi ein sohn des Sigmundr: Edda.

c) Reginn Sigurðs fóstri und helfer bei der vatersage: Rm.

d) Reginn = Mímir (folgt aus c).

e) Reginn belehrt Sigurð über seine abstammung. Stammt aus einer form der Brynhildsage. Angeknüpft an c.

Änderung der motivierung: Daraus, dass Grímhild Sigfrids witwe ist, entwickelt sich die vorstellung, dass nicht Attila sondern Grímhild Hagen feindlich gesinnt ist, ÞS II[1]. NL. — Übergangsform: beide sind schuldig ÞS I; schwache spuren im NL (übertragung von Attilas habgier auf Grímhild). — Folge: tödliche feindschaft zwischen Hagen und Grímhild in die frühere zeit zurückverlegt (NL passim, alte Brotstrophen u. a.).

C. Die entwicklung der sage unter dem einfluss des Brynhildmotivs.

1. Die erlösung einer jungfrau aus einer bezauberung.

a) Der zauber besteht aus:

I. einem zauberschlaf. Erweckung durch α) aufschneidung eines kleides: KHM 111; β) das aussprechen eines namens: Fjǫlsvinnsmál; γ) die entfernung eines schlafdorns: freies motiv, u. a. in mehreren an. erzählungen. Verursachung des schlafes durch einen dorn auch in Dornröschen; δ) die blosse ankunft des helden: Dornröschen;

II. einem entrücktsein nach einem unzugänglichen ort, während der zustand der person sonst normal ist (KHM 60. 91 u. a.).

b) Die sich dem erlöser entgegenstellenden hindernisse sind:

I. ein flammenwall. Skandinavisch: Fjǫlsvinnsmál, vgl. die weiter abstehende erzählung von Gerðr;

II. ein gefährliches wasser oder ein krystallener berg: KHM 92. 93. 111;

III. ein drache: KHM 60. 91.

IV. Nebenmotiv: ein schweres tor; ein gitter, das nur mit einer bestimmten zauberrute geöffnet werden kann: KHM 93.

2. Die erlöste jungfrau in der Sigfridsage.

a) Form 1 a Iα (zauberschlaf, aufschneidung eines kleides) + 1 b I (flammenwall): Edda.

b) Form 1 a Iβ (namentabu) + 1 b II (gefährliches wasser oder krystallberg): ÞS (mit IV, dem öffnen des gitters verbunden). NL. Secundäre spuren von 1 a Iβ in Sigrdrifumál.

c) Form 1 a Iγ (schlafdorn): secundär in der prosa der Sigrdrifumál.

d) Form 1 a II (das entrücktsein) + 1 b III (drache): Sigfridslied.

e) Form 1 a Iδ (erlösung durch die blosse ankunft des helden): nicht belegt.

1) Über den gegensatz ÞS I : ÞS II s. § 38 fgg.

3. Auffassung der schläferin und ihres kleides;
   a) das kleid ist ein gewöhnliches kleid: KHM 111;
   b) das festgeschlossene kleid ist ein panzer: Edda. Name Brynhild;
   c) also ist die jungfrau eine walküre;
   d) die walküre ist von Óðinn bestraft.
4. Einfluss der Brynhildsage auf Sigfrids gestalt;
   a) der erlöser kommt aus weiter ferne: die märchen;
   b) anknüpfung des Scéaf-motivs (ankunft nach einer langen wasserfahrt): KHM 92. ÞS;
   c) verbindung dieser vorstellung mit der älteren, dass Sigfrid Sigmunds sohn ist, durch die Sisebesage: ÞS;
   d) der schluss, dass Sigfrid seine eltern nicht kennt: ÞS. Sigfridslied (hier die andere auffassung daneben). Secundäre spuren in der Edda: Rm. prosa;
   e) umgestaltung des namentabumotivs unter diesem einfluss: I. Sigfridslied und Rm. prosa. II. unabhängig davon und anders ÞS (litterär);
   f) im anschluss an d Brynhilds an eine in der ÞS überlieferte höhnische bemerkung anknüpfende behauptung, dass Sigfrid ein unfreier ist: NL. Daraus: Einl. Sigfridslied (hier behauptung des dichters).
   g) erklärung von f durch Sigfrids aussage über seine dienstbarkeit: NL.
5. Änderungen der localität.
   a) Alte namen für Brynhilds aufenthaltsort:
      α) Hindarfjall (d. i. felsen der hindernisse?: Edda). β) Sægarðr (ÞS). γ) Îsenstein (NL). δ) Drachen steyn (Sigfridslied). Entsprechend dem β) Stromberg; γ) Glasberg (vgl. auch den Goldenen berg); δ) Drachenberg der märchen.
   b) Aus Îsenstein wird Îsland abstrahiert: NL.
   c) Demzufolge ersetzung der wahrscheinlich schon verlorenen gefährlichen wasserfahrt durch eine gemeinschaftliche seereise in einer jungen fassung der mit der Burgundensage contaminierten sagenform: NL.
   d) Demzufolge ersetzung der erlösung durch eine bezwingung: ÞS. NL.
   e) Verlegung der hochzeit und dementsprechend der bezwingung in einen späteren zeitpunkt. Einführung der kampfspiele: NL.

D. Entwicklung der sage unter dem einfluss der Burgundensage.

1. Verbindung von Hagen mit Gunther, der zum teil in die alte rolle von Hagens waffenbruder tritt, übrigens zum könig in der sage wird: alle quellen.
2. Sigfrids unklares verhältnis zu den zwei frauen wird beseitigt.
   a) Brynhild wird mit Grímhild identificiert: Fáfn. 40—44. Sigfridslied.
   b) Brynhild wird dem Gunther zur frau gegeben.
      I. Sigfrid tritt Brynhild dem Gunther ab.
         α) Sie ist damit zufrieden: Þ S c. 227.
         β) Sie zürnt darüber: Sig. sk.
      II. Brynhild widersetzt sich. Aufnahme der hindernisse und des betrugs in Br II.
         α) Sie bleibt an dem ursprünglichen orte: Sig.kv. meiri.
         β) Sie verfügt frei über den flammenwall: Sig.kv. en yngri.
      III. Sigfrid freit von anfang an nur für Gunther: NL. Helreið.
3. Brynhild wird an Sigfrids tod mitschuldig.
   I. Sie wünscht ihn: Sig.kv. meiri.
   II. Sie führt ihn herbei:
      α) aus liebe: Skv. sk.;
      β) aus rachsucht wider Gunther gemischt mit bewunderung für Sigfrid und abgunst wider Grímhild: Sig.kv. yngri (beruht jedoch auf einer mischung von α und γ). Ähnlich Guðr. I, wo hass das einzige motiv ist;
      γ) aus gekränktem frauenstolz: ÞS;
      δ) aus gekränktem hochmut: NL;
      ε) sogar aus habsucht (übertragen von Hagen auf Brynhild): spuren in NL.

(Schluss folgt.)

AMSTERDAM. R. C. BOER.

RICHARD HEINZEL †.

Richard Heinzel wurde am 3. november 1838 zu Capo d'Istria im österreichischen küstenland geboren. Sein vater Wenceslaus H., gymnasialpräfect in Capo d'Istria, später in Görz, war einer der tüchtigsten schulmänner des vormärzlichen Österreich. Seine söhne haben ihm durch herausgabe seines briefwechsels mit Enk von der Burg pietätvoll ein denkmal gestiftet[1]. Heinzels mütterlicher grossvater war Friedrich John, aus Westpreussen gebürtig, der am ende des 18. jhs. in Wien eingewandert war und sich als kupferstecher einen bedeutenden namen machte.

Nach dem frühen tod seines vaters kam Heinzel nach Marburg an der Drau, wo er auch die gymnasialstudien begann; fortgesetzt und vollendet wurden sie in Wien. Im jahre 1856 bezog er die Wiener universität, um classische und deutsche philologie zu studieren. Professor der deutschen sprache und litteratur war damals K. A. Hahn, der jedoch schon im februar des folgenden jahres starb. Mit seinem nachfolger Franz Pfeiffer hat Heinzel wol näher verkehrt, aber kaum stärkere einwirkungen von ihm erfahren. Von allen seinen lehrern scheint nur Johannes Vahlen auf ihn eindruck gemacht zu haben. Von der grössten bedeutung für seine wissenschaftliche entwicklung wurde der freundschaftsbund, den er während der universitätsjahre mit dem jüngeren studiengenossen Wilhelm Scherer schloss. Heinzel hat sich einmal öffentlich als Scherers ersten und ältesten schüler bezeichnet und bekannt, dass er mehr von ihm als von seinen professoren gelernt habe, was wissenschaftliche arbeit heisst.

Mit einer in die jahre 1864 und 1865 fallenden unterbrechung war Heinzel von 1860—1868 an verschiedenen österreichischen gymnasien tätig, zuletzt als professor am Wiener communalgymnasium in der Leopoldstadt. Im juli 1868 wurde er zum ordentlichen professor an der universität in Graz ernannt, im februar 1873 nach Wien versetzt.

Vom sommersemester 1873 bis zu seinem am 4. april 1905 erfolgten freiwilligen tode hat Heinzel in Wien gewirkt, und zahlreiche germanisten nennen sich dankbar seine schüler, schüler freilich nicht in dem sinne, als ob wir jemals auf bestimmte lehrmeinungen eingeschworen oder auch nur auf gewisse forschungsgebiete und zu gewissen forschungsmethoden hingedrängt worden wären. Jede stärkere beeinflussung des einzelnen studenten widersprach sowol Heinzels zurückhaltender art, als auch seinem ideal akademischer lernfreiheit, und für cliquen- und parteiwesen stand der wahrhaft vornehme mann viel zu hoch. Von den heftigen kämpfen, von denen noch in den achtziger jahren die germanistische welt bewegt wurde, haben wir durch Heinzels collegien nichts erfahren, aber wol sind wir durch diese collegien auf das beste in die einzelnen disciplinen unseres fachs eingeführt worden, und in seinem seminar haben wir gelernt, was wahre philologie ist. Für die aufgabe, den sinn der alten dichter zu erfassen und ihrer sprachlichen und poetischen technik gerecht zu werden brachte Heinzel die gabe feinsten ästhetischen empfindens und ein durch unablässige lectüre geschärftes sprachgefühl mit. Seine belesenheit war erstaunlich und keineswegs auf die altgermanischen litteraturen beschränkt. Er hat sich mit den meisten europäischen sprachen und ihrem schrifttum beschäftigt, und namentlich eine seltene kenntnis der neueren deutschen, französischen, englischen und italienischen litteratur besessen. So strömten ihm von allen seiten parallelen zu, wenn es galt schwierige stellen in den alten texten aufzuklären und zu beleuchten.

1) Ein briefwechsel zweier altösterreichischer schulmänner (K. Enk von der Burg und W. Heinzel). Herausgegeben von Ludwig und Richard Heinzel. Wien 1887.

In der ersten periode seiner wissenschaftlichen tätigkeit ist Heinzel sehr stark durch Scherer beeinflusst gewesen, wenngleich schon in jener zeit manche züge seiner eigentümlichen, von Scherer abweichenden wissenschaftlichen art sich dem schärfer zusehenden enthüllten, namentlich sein kritischer, zur skepsis neigender verstand und seine abneigung gegen jede einseitigkeit, gegen die unterordnung aller tätigkeit oder betrachtung unter ein einziges eifersüchtiges princip.

In die zeit der beeinflussung durch Scherer fallen eine reihe von schilderungen litterarischer persönlichkeiten und gattungen, so die charakteristik Heinrichs von Melk in der einleitung zu der ausgabe seiner gedichte (1867), die charakteristik Gotfrids von Strassburg (Zs. f. ö. g. 1868), die schrift Über den stil der altgermanischen poesie (1875). Vor allem ist aber hier zu nennen die viel zu wenig bekannte charakteristik der deutschen höfischen dichtung und ihres gegensatzes zur altfranzösischen (Österreichische wochenschrift 1872). Über diesen gegenstand ist nach meiner überzeugung bis heute nichts besseres geschrieben worden.

In allen diesen abhandlungen zeigte sich Heinzel als gewandter darsteller, mitunter als glänzender stilist, und man erkennt, dass die überaus spröde form seiner späteren schriften keineswegs dem unvermögen, sondern der absicht entsprang, dem freilich zu weit getriebenen bestreben, nicht durch die form, sondern bloss durch den inhalt zu wirken, zu überzeugen, nicht zu überreden.

Mit grammatischen arbeiten trat Heinzel nur in den siebziger jahren hervor. Wol hat er sich bis zu seinem tode auf das eifrigste mit sprachstudien beschäftigt, aber was ihn dabei vornehmlich interessierte, war das verhältnis von gedanken und ausdruck, syntax und stilistik; der historischen lautlehre wollte er in seinen letzten jahren nicht mehr als selbständiger forscher nahe treten.

Heinzels sprachwissenschaftliches hauptwerk ist die Geschichte der niederfränkischen geschäftssprache (1874), in welcher er die spielarten der in den niederrheinischen canzleien geschriebenen sprache charakterisierte und in ausführlichen excursen die wichtigsten probleme des germanischen vocalismus und consonantismus erörterte. Die scharfsinnigen untersuchungen sind heute zum grössten teil veraltet, aber in einem punkte hat man sich den damals von Heinzel vertretenen anschauungen wider genähert. Denn kein urteilsfähiger wird an der längere zeit herrschenden meinung festhalten, dass die canzleisprachen den dialekt treu widerspiegeln. Wir haben namentlich durch Renward Brandstetters arbeiten gelernt, wie stark schon im mittelalter mundart und canzleisprache voneinander abweichen konnten und weiter, dass diese canzleisprachen beeinflussung von aussen erlitten, also dasjenige, was Heinzel culturübertragung nannte.

Im jahre 1880 veröffentlichte Heinzel seine beschreibung der isländischen saga. Er machte sichs hier zur aufgabe, die eindrücke, die der leser jener prosaerzählungen erhält, nach gewissen kategorien zu ordnen. Er fragt, was erzählt der schriftsteller, wie sind die träger der handlung beschaffen, wie viel wird von den vorgängen mitgeteilt, in welcher anordnung geschieht dies, in welcher sprachlichen form und endlich welche ästhetischen eindrücke werden hervorgerufen. Heinzel stellt sich also entschlossen auf den standpunkt des lesenden publicums. Man kann bei der betrachtung eines kunstwerks auch einen andern weg einschlagen, man kann vom dichter ausgehen und sehen, wie das, was in seinem innern ruht, gestalt gewinnt, in welcher weise er seine absichten verwirklicht. Aber Heinzels betrachtungsweise ist, wenn auch nicht die einzig mögliche, doch eine mögliche, und sie wendet mehr oder weniger jeder an, der sich mit der technik einer kunstgattung befasst. Allein zur zeit des

erscheinens jener schrift scheint man dies nicht allgemein eingesehen zu haben, denn sonst wäre es unerklärlich, dass ein so eminenter gelehrter wie Konrad Maurer Heinzel gänzlich missverstehen konnte. Maurer warf Heinzel vor, dass er keine innerlich zusammenhängende schilderung des öffentlichen und privaten lebens auf Island geliefert habe, als ob Heinzel es auf culturgeschichte und nicht auf dichterische technik abgesehen hätte, und er tadelte es, dass Heinzel den inhalt der saga als einen vom sagaschreiber teils aus der wirklichkeit, teils aus der tradition willkürlich ausgewählten betrachtete. Maurer hat da nicht erkannt, was Heinzel unter auswahl verstand. Heinzel wollte damit sagen, dass doch unleugbar die einzelne saga nicht die ganze unendliche fülle der wirklichkeit oder der tradition widergibt, dass sie vielmehr nur einen teil derjenigen ereignisse, motive und charaktere zur darstellung bringt, die in der welt der realität oder der welt der tradition vorkommen. So gefasst hat der begriff der auswahl gar nichts damit zu tun, ob man die isländischen sǫgur, wie Heinzel tat, als historische romane betrachtet, oder ihren historischen wert wie Maurer höher einschätzt. Ulrichs von Liechtenstein Frauendienst berichtet zum guten teil historisches; aber wenn auch alles, was er erzählt, wahr wäre, ein getreues spiegelbild seines lebens würde sein gedicht doch nicht sein, man würde nun und nimmer auf den gedanken kommen, dass dieser mann, dessen interessen sich in sport und galanterie zu erschöpfen scheinen, eine der ersten politischen rollen in der geschichte der österreichischen lande gespielt hat. Und auch der moderne historiker wählt notwendig aus. Er wählt aus der grossen masse historischen geschehens den ihm zusagenden stoff, und er berichtet nicht alles, was seine helden in wirklichkeit getan haben. Es wäre unerträglich, wenn wir etwa in einem werk über Napoleon erführen, wann der kaiser jedesmal seine haare gekämmt hat. Aber allerdings wird der eine historiker mehr details aus dem täglichen leben vorbringen als der andere, und die feststellung der menge dieser einzelheiten gehört zu den aufgaben einer darstellung der historiographischen technik.

In demselben rahmen wie die beschreibung der isländischen saga bewegt sich die 18 jahre später erschienene beschreibung des geistlichen schauspiels im mittelalter. Hier führte Heinzel die unterscheidung zwischen ersten und zweiten eindrücken ein, wobei er unter den ersten eindrücken die gesichts- und gehörwahrnehmungen an sich verstand, denen sich erst später als zweiter eindruck das erfassen der bedeutung des wahrgenommenen hinzugesellt.

Zwischen diese beiden beschreibungen fallen eine reihe ganz anders gearteter untersuchungen, die schriften Über die Nibelungensage (1885), Über die Hervararsaga (1887), Über die Waltersage (1888), Über die ostgotische heldensage (1889), Über die französischen Gralromane (1891), Über das gedicht vom könig Orendel (1892), Über Wolframs von Eschenbach Parzival (1893). Mit scharfsinn, combinationskraft und bedeutender gelehrsamkeit zerlegte Heinzel die einzelnen sagen in ihre elemente, giong der herkunft dieser elemente nach und suchte die ursachen ihrer verknüpfung zu ermitteln. Die schrift über den Parzival reconstruierte die quelle Wolframs, denn Heinzel war der ansicht, dass nicht Crétiens Perceval die vorlage Wolframs war, sondern ein französisches gedicht, das dieselbe quelle wie Crétien benutzte.

Heinzels letztes werk war die in gemeinschaft mit Ferdinand Detter unternommene ausgabe der Sæmundar Edda (1903). Im commentar sind seine reichen stilistischen und syntaktischen sammlungen verwertet.

WIEN. M. H. JELLINEK.

MISCELLE.

Die Darmstädter handschrift nr. 1213.

Ende märz 1903 schrieb mir der jetzige leiter der Darmstädter hofbibliothek, Adolf Schmidt:

„Unter unseren handschriften fand ich eine, die für Sie von interesse sein dürfte. Es ist gewissermassen ein seitenstück zu Ihrer niederrheinischen liederhandschrift, sie enthält lieder jeder art in hochdeutscher, kölnischer, französischer und italienischer sprache und gehört dem ende des 16. jahrhunderts an. Als besitzer nennt sich auf dem schön gepressten einband Arnoldus Krouft dictus Creudener 1587, im band widerholt Arnolt von Krufft genandt Crudener. Er gehörte dem Kölner patriciergeschlechte dieses namens an und war der sohn des 1591 gestorbenen Kölner bürgermeisters Henrich Krufft genannt Crüdener, vgl. A. Fahne, Geschichte der Kölnischen geschlechter (1848) 1, 71. Zu ende des 17. jahrhunderts war die handschrift im besitze eines Kölner bürgers namens Vreydell, von dem ebenfalls mehrere einträge herrühren. Nach Darmstadt ist sie 1805 mit der bibliothek des Kölner sammlers Baron Hüpsch gelangt. Sie trägt hier die nr. 1213 in 8° ... Die handschrift, die noch ganz unbekannt ist, steht Ihnen jederzeit zur verfügung" ...

Die genauere prüfung der handschrift ergab, dass hier nicht besonders viel für das deutsche lied abfällt; von grösserer bedeutung erscheinen die darin befindlichen sprüche. Doch bekunden diese gleichermassen wie die lieder äusserste nachlässigkeit und verwilderung. Viele seiten werden durch knabenhafte schmierereien und sudeleien entstellt, zahlreiche blätter sind ausgerissen, zum grossen teil wol schon vom ersten besitzer, bei dem dürftigen inhalt finden sich ungewöhnlich viele widerholungen, kurz, das ganze macht einen unerquicklichen, lüderlichen und widerlichen eindruck. Durch neue proben von dichterischem wert kann die handschrift weder lied noch spruch noch sonst eine poetische gattung bereichern. Im vergleich zu der schmucken, feinsinnig angelegten niederrheinischen handschrift (vom jahre 1574) der Königlichen bibliothek zu Berlin muss diese Darmstädter durchaus minderwertig erscheinen. Indessen darf man sie nicht so tief einschätzen, dass man die mühewaltung für überflüssig und verloren halten dürfte, wenn hier auf ein paar blättern der inhalt, soweit er für die deutsche volksdichtung in betracht kommt, ausgezogen und zugleich mit einigen nachweisungen versehen wird, die das einzelne mit dem litterarischen zusammenhang verbinden und in denselben einordnen.

Vorderseite des deckels:

Arnoldvs Krovft.
Dictvs. Crev-
dener.

Rückseite: 15
87

Darin sind 164 blätter gezählt, ausserdem sind viele noch ausgerissen, sogleich vorn 7 bis 8.

Bl. 1ª: 2. Mucht ich eins drost erwerben O suyuer Roßamerin ... 3. Daß wilt mein bitter karmen schon leffgen gedenck daran ... 4. Mein trawe wil ich euch geben O suete leiffken fin ... 5. Ich bin nicht alß dhe blomen die allen windeken weidt ... 6. Preinßseßen leiffgen gepreßen bemyn[t] seidt ir nest gott ...

2ᵇ: Vne chanſon. 1. Fortune helas pourquoy rens tu tout langoureux ... 4 str.

4ª: Ein ledgenn. 1. Ellend ist mir gekomen der von ich nicht enweiß ..., 6 str.

5ᵇ: Ein ander leidgen. Allein auff diser Erden, bist du mir die hoechste freudt ... 3 str.

6ª: Ein ander leidgen. Ich kan noch mag nicht frolich sein ... 8 str. P. v. d. Aelst, Blumm u. aussb. 1602 s. 23 nr. 35 ebf. 8 str.

8ª: Ein danß leidgen. Nu haltt al an vnd rurt eur bellen ... 4 str.

Am schluss: Ich wil vertrauwen gott meinen herren ... 4 z.

9ª: Als neulich schein dhe sonne ... 16 str. 1 bis 4 davon akrost. „Anna". Hil. Lustig von Freudenthal, Zeitvertreiber nr. 98 mit 15 str. Berglbchl. s. 197 nr. 162 mit 5 str. Fl. bl. Strassburg, sammelm. Cd XII f.: Drey schöne newe Weltliche Lieder, Vormals nye gedruckt. Das Erste: Einsmals scheint mir die Sonne ... Augſpurg, bey Marx Antonj Hannas. (4 bl. 8° o. j.) „Einsmals" 15 str. Offenbar nach eben diesem einzeldruck Frh. v. Ditfurth, Deutsche volks- und gesellschaftslieder des 17. u. 18. jahrh. (1872) s. 8 in 15 str. — London, Brit. mus. 11522 df 72: Fünff schöne newe weltliche Lieder. Das Erste. Einsmals scheint mir die Sonne ... Gedruckt im jahr 1663. (4 bl. 8° o. o.) „Einsmals" 15 str. — Wunderhorn IV (hrsg. v. Erk 1854) s. 165 fassung des Bergliederbüchleins. — Böhme, Altd. liederbuch s. 127, erwähnt seltsam genug dieses lied unter den „Schamperliedern".

13ª: Rehmme. Wiren alle wasser wein ... 4 z. Dasselbe noch einmal bl. 34ᵇ.

13ᵇ:

Ach Gott der wissen kondt
Wan er wer auff gudten gruntt
E daß er sinen ancker sincken leiß
Daß wer der argste schiffman nit.

Vgl. hdschr. v. j. 1568 nach nr. 43: Ztschr. 32, 517.

14ª: Französische verse.

16ᵇ: Ein liedtgen. 1. Nun grues dich Gott in hertzen, du auserwelte mein ... 4 str. Vgl. hdschr. f. Ottilia Fenchler v. j. 1592 nr. 24: Alemannia 1, 32. — Niederd. liederb. nr. 152 (138): Jahrbuch f. nd. sprachf. 26 (1900) s. 47.

17ᵇ: Schlag donner mit schmertzen
Ihn alle falße hertzen
Die mitt vntrew thunn schertzen.

Derselbe spruch noch einmal unten bl. 87ᵇ. Vgl. Werltspr. 1562 bl. C 1ª.

19ª: Ein Lidgen. 1. Zwey ding wunsch es ich auff erden ... 15 str. Blumm u. aussb. 1602 s. 7 nr. 14 in 15 str. — Fl. bl. Ye 686 (Basel, J. Schröter 1597); Yd 7850 st. 11 (Augſpurg, V. Schönigk o. j.); Ye 1653 (o. o. 1646); Ye 1773 (o. o. u. j.) — in je 15 str. — Zürich XVIII 2016 St. 1 (o. o. u. j.) in 17 str. — Hdschr. f. Ottilia Fenchler 1592 nr. 32: Alem. 1, 42. — Dieses lied wie das vorige stehen in dem verschollenen Frankfurter liederbuche v. j. 1599: nr. 267 Zwei Ding wünsch ich auf Erden ... 15 str., nr. 273 Nun grüß dich Gott im Herzen ... 4 str.

21ᵇ: Hertz Leiff sonder ar[g]list ... 4 z.

22ª:

Edell dinck ist niemals gefunden
Dan trew von hertzen vnnd steill von munden.
Bewahr dein ehr vor allen sachen
Oder wirst dich selber zu nicht machen ...

28 z. Z. 1 u. 2 s. hdschr. des P. Fabricius: Alemannia 17, 251 nr. 15.

22ᵇ:

Flux, heymlich vnd steill
Ist aller Jungfrauwen weill.
Freichs, frolich, freundtlich vnd frohm
Ist aller Junger gesellen schatz vnd richtumb.

Z. 1 u. 2 s. hdschr. v. j. 1574 bl. 108ª, z. 3 u. 4 ebenda bl. 3ᵇ: Euphorion 8, 511 u. 9, 300.

23ª: Frolich in allen ehren bin ich zur mancher stund ... 4 achtz. str. Vgl. hdschr. des Frdr. v. Reiffenberg v. j. 1588 nr. 18: Nouv. Souvenirs 1, 248: Archiv f. d. studium d. neueren spr. 105, 280. — Liederb. v. j. 1599 nr. 263; Berglbchl. (1700/10) s. 198 nr. 163. — Hdschr. des P. Fabricius nr. 153. — Niederd. liederb. 128 (114). — Venusgärtlein 1659 s. 29, v. Waldberg s. 23. — Fl. bl. Berlin Yd 7852 st. 10 „Acht Schöne Newe Lieder" (o. o. u. j.) 2. Frölich in allen ehren ... 9 achtz. str. — Nürnberg, Germ. nationalmus. L. 1731ᵉᵇ „Drey Schone Weltliche Lieder" 1641 o. o. 3. Frölich in allen Ehren ... 9 achtz. str.

24ᵃ: Ein Currant. Es gab ein schwäb sein Dochterlin hynn | Die ducht sich veill zu kleynn ... 4 str.

25ᵃ: Del crudo amor io sempre mi lamento ...

26ᵃ: Mein hoffnungh ist Gott alleinn,
Dan des Menschen troist ist kleyn ...
8 z. Vgl. dazu die sprüche bl. 83ᵇ u 88ᵇ.

Leyden thoitt gar wehe ... 4 z.

Der eynen schonen apfel hatt vnd den nicht eist ... 4 z. Vgl. hdschr. v. Reiffenbergs 1588: Nouv. Souv. 1, 276. — Hoffmann, Findlinge s. 459; Löbe s. 89; Wolfram, Nassauische volkslieder s. 144; Marriage, Volkslieder a. d. bad. Pfalz s. 333 usw.

O Gott himmelscher Vatter, | Bescherr mir Röß vnd sadell ...

Schlangen bloidt ist böeß feneyn,
Noch findt man sungen die arger seint.
Ach wehren sie alle zerspleissen
Die mehr sagen dan sie wissen.

Z. 1 u. 2 s. hdschr. 1568 hinter nr. 52, z. 3 u. 4 hinter nr. 63: Ztschr. 35, 519 u. 522. Vgl. zu z. 3 u. 4 Werltspr. 1562 bl. H 4ᵇ.

27ᵃ:
Frauwen zusagen vnd lirchen gesanckt
Kleincken woll vnd wehren nit langh.

Vgl. hdschr. 1574 bl. 130ᵃ: Euphorion 9, 625 usw.

28ᵃ: Fragh.
Schone Jungfraw außerwelt
Ist stedige leib besser oder bär geltt.
Antwortt.
Junger gesell rechte leib ich nicht veracht ...
Eß kompt selden her das ich beger.
Eß kompt gar weill das ich nicht weill.
Such wur dich traw ist mißlich.

Vgl. hdschr. 1574 bl. 60ᵃ u. 130ᵃ: Euphorion 9, 39 u. 625.

28ᵇ:
Ach was moissen zwey hertz leiden,
Die sich lieben vnd moissen sich meiden.

Vgl. hdschr. 1574 bl. 125ᵃ: Euphorion 9, 310; hdschr. des P. Fabricius: Alem. 17, 256 nr. 23.

29ᵃ:
Hertzs leiff läß mich nicht mißgelten,
Das meine augen euch sehen selten.
Ob ich schon fehrn von euch beynn,
Seidt ihr doch zur aller stundt in meynem seynn.

Z. 1 u. 2 s. hdschr. 1574 bl. 45ᵇ: Euphorion 9, 26.

Dar die leib bekompt gewaldt
Dar seindt die gedancken manichfaldt.

Derselbe spruch noch einmal unten bl. 83ᵃ. Hdschr. 1568 hinter nr. 58: Ztschr. 35, 520.

30ᵇ: O Luna durch mein vmbgeben vnd susse Mynen, Wirstu schon starck vnd gewaltigh alß ich binne ...

32ᵃ: Ein harte Nuß ein stumpffer Zant ... Vgl. Hoffmann, Findlinge s. 443; Alemannia 17, 250; Löbe s. 163. — Erster Theil, Allerhand Oden vnd Lieder ... Durch Gabrielem Voigtländer (Lübeck 1650) nr. 32: Auff eine Zeit ein alter schwacher Mann | Sprach eine hübsche junge Dirne an, | Und wolte haben sie zu einem Weib, | Sie sprach, ich bitt dich, Alter, von mir bleib. | Denn eine harte Nuß und stumpfer Zahn | Sich nicht gar wol zusammen schicken kan. — Hdschr. v. Reiffenbergs 1588: Nouv. Souv. 1, 276: Ein harte noß, ein stompfer zahn, | ein junges weib, ein alter man | sich nit zusammen schicken wol, | ein jeder seins gleichen freien sol. — Fl. bl. Ye 1221.

33ᵇ:
Den wer einen gutten Namen lest
Der brengt daruon das allerbest.
Arnolt von krufft gnandt Creudener.

34ᵃ: Junger gesell haltt dich woll ...
Woltt Gott vnnd Ein
So wer mein sorgen klein.

Hdschr. 1574 bl. 66ᵇ: Euphorion 9, 281 usw.

34ᵇ unten: Französische sprüche.

45ᵇ: Rimen | Ich haff ein willtt in meiner jagtt ... 4 z. Hdschr. 1574 bl. 23ᵇ: Euphorion 8, 522 usw.

47ᵃ: Französische verse.

51ᵃ: Eyn gotsehlich leydt | O ach wyr ich inn mynes vatter landtt ... 12 str.

53ᵃ: Dye leyffden ist starcker dan der dott ... 4 str. Am schluss:

Myr genocht wye mir gott zufeugt.
Reychmodt Crudeners von Krufft

Beyn ich genandt meyn geluck
stehet in gottes handt.

„Mir genügt wie Gott fügt“ beliebter leitspruch, z. b. hdschr. 1575 hinter nr. 3: Archiv f. d. studium d. n. spr. 111, 8.

57^a: Französische verse.

67^a: Der Lustelicher Mey: französ. lied. Vgl. bl. 135^a.

70^a: Ein ander Leidtgen. Ich stundt an einen morgen ... 7 str. Dahinter:

Bei geltt vnd gudtt ist mancher arm ...

Zum liede vgl. Pal. 343 nr. 153: Deutsche texte des mittela. 5, 166.

72^a: Heren sin vnd moet auch roeßen bletter ... 4 z. Derselbe spruch noch einmal unten bl. 82^a. Vgl. hdschr. 1568 hinter nr. 22: Ztschr. 35, 513 usw.

72^b: Französische verse.

76^a: Ein leidgen | In der leifften bin ich vmbfangen hartt ... 9 str. Dahinter: Mercke vnd Melde ... 4 z. Vgl. Werltspr. 1562 bl. G 2^a; 1601 bl. 27^a.

78^b: Französische verse.

79^b: Mocht mein hoffen seicher sein ...

80^a: [4 z.

Mancher dreibt vmb Junffern vnd heren gunst
Vil kosten vnd arbeitt vmb sunst ...
Derohalbe große heren vnd schone Junffrawe
Sol man vil deinen vnd nit allenthalbe vertrawen,
Wan ir hertz ist wehe im thauben hauß,
Der inner flucht im der ander derauß.

Hdschr. 1574 bl. 130^a: Euphorion 9, 625.

Schweig meid vnd leidt
alle dingt habt sein zeit.

Vgl. bl. 88^a.

81^a: Lachen schimpffen vnd schertzen | Erfrewent offt trawrige hertzen ...

81^b: O Jungfraw schonn vnnd fein | wie wol gefelt ewere person dem hertzen mein ...

82^a:

Heren gunst vnd Jungfraw lieb vnd Rosenbletter
verkehren sich wie das aprillwetter.

Vgl. oben bl. 72^a.

82^b:

O Jungfraw mocht es mir gelucken
Daß Ich dhe frische roselen mit euch mocht plucken
So woltt Ich die hestlichen laßen sthan
Vnd die schonesten in ewer Junffrewlichen schoß plucken than.
Hin ist hin.

Z. 1 u. 2 s. hdschr. 1574 bl. 57^b: Euphorion 9, 34 usw.

83^a: Schweigen sonder dencken | Ahn stoeßen sonder wencken ...

Da die liebte leidt gewalt
Da seind die gedanncken mannigfalt.

Derselbe spruch schon oben bl. 29^a.

Leid vnnd Meidt. Vgl. 88^a.

83^b:

Ich trag im meinen hertzen
Groß leiden vnd schmertzen,
Daß wil ich allein verborgen tragen
Vnd wil eß niemand auf erden klagen,
Sonnder got dem heren allein,
Dan bie den minschen trost find ich glauben klein,
Vnd wil meinen sein mit hoffnung stercken,
Das eß kein minsch auff Erden sall mercken.

Derselbe spruch noch einmal bl. 88^b. Hdschr. 1574 bl. 8^b: Euphorion 8, 514 usw.

Lieb ist leids ahnfangh
Eß kom vber kurtz eß kom vber lanck.

Hdschr. 1574 bl. 76^a: Euphorion 9, 285.

84^a: Ich glaube nit daß ihn dieser weltt | Etwas sei das einen mißgefelt ... Vgl. unten bl. 88^a.

84^b: K L W D
Dan Gott vnd Ich.

Hdschr. 1574 bl. 139^b: Euphorion 9, 628.

85^a: Wer krancheit leid mit gedult | Der mag verkrigen gottes holftt ...

86^a: Ein Leidtlein. 1. Lieblich hatt sich gesellett ... 4 str. Ende. Vgl. Pal. 343 nr. 164: Deutsche texte 5, 182 usw.

Blatt ausgerissen.

87^a: 3. Gedultt thutt vberwinden | daß junge hertzen mein ... 4. Schones leib thu mich nicht schleßen | wol auß dem hertzen dein ... 5. Gott gruß mir die im hertzen, | die mir ist wol bekannt ...

Dieses lied s. noch einmal vollständig bl. 119^{a}. Dahinter:

87^{b}: Schlag donner mit schmertzen
Ihm alle falsche hertzen
Dhe mitt vntrew thun schertzen.

Derselbe spruch schon oben bl. 17^{b}.

Dhe augen ins gemeint
Das hertz doch im allein.

Derselbe spruch noch einmal unten bl. 103^{b}.

88^{a}: Ich glaube nitt daß ihn dießer weltt | Etwas sei daß einen mihr mißgefelt... 8 z. Vgl. oben bl. 84^{a}.

Da die leib leidtet gewaltt
Da sein die gedanncken mannigfalt.

Derselbe spruch schon oben bl. 29^{a}.

Leid vnd meidtt
alle dingt hat sein zeitt.

Vgl. bl. 80^{a} u. für z. 1 auch 83^{a}.

Beider wil dhut vill.

Vgl. hdschr. 1568 hinter nr. 45: Ztschr. 35, 517.

88^{b}:

Ich trag ihun meinenn hertzenn
groß leiden vnd schmertzenn,
daß wil ich allein vorborgen tragen
vnnd will eß niemandt auf erden klagen,
sonder gott denn herren alleinn,
dhan bie denn menschen trost find ich gar klein,
vnnd wil meinen sin mit hoffnung stercken,
daß eß kein minsch auff erden sol mercken.

Derselbe spruch schon oben bl. 83^{b}.

Ich hoffen datt besten helff mir got an letzsten.

89^{a}: Französische verse.

92^{a}: Sonder Leidt Lassen Leiben | dem ich mein hertz haben ergeben...

92^{b}: Französische verse.

97^{a}: Ein geistlich Leidtt. 1. Och her ich für so große klag | ich hab gesundig so manig dagh... 4 fünfz. str. Dahinter: Schon von leib vnd jungh von jaren... 4 z.

98^{b}: Ein neu Leidtt. Nu hat mich deissen somer | Daß vngeluck verlaßen... 4 vierz. str. Dahinter:
Trawlich von ♡ ist der orden mein... 4 z.

Nichst ohn Gott. Vgl. unten bl. 120^{a}. Rien sans Dieu in der hdschr. v. Reiffenbergs: Nouv. Souv. 1, 278.

99^{b}: Französische verse.

101^{a}: Ein Leidtt. Weinig treuwen ist auff erden | dar zu kein stehtigkeitt ... 3 achtz. str. 2. Allein auf gott vertrauwen... 3. Vill leudt haff ich vertrauwett... Hdschr. 1568 nr. 116; 1575 nr. 106; hdschr. v. Reiffenbergs 1588 nr. 11: Nouv. Souv. 1, 236 usw.

102^{a}: Französische verse.

102^{b}: Von Gott ist mihr nach hertzen beger | Ein Jungfrauwlein außerkoren... 5 str. 4. Denn du bist mein und ich bin dein. Dahinter:

103^{b}: Dhe augen in eß gemein
Dhe hertz ihmm doch allein.

Vgl. oben bl. 87^{b}.

104^{a}: Ein Ander Leidtt. Ach hertzes hertz, mitt schmertz ehrkennen du... 7 str. Hdschr. des P. Fabricius nr. 23; Blumm u. außb. s. 134 nr. 140; Niederd. liederb. nr. 142 (128) u. ö.

105^{a}: Ein Ander Leidlen. Ich schlaff ich wach oder waß ich thun, ich hab kein Rew... Anno 1689. Vgl. unten bl. 107^{b}.

105^{b}: Anno 1689 — Den 28 Januarj pauli bekehrung Tag sein meines Broders Kinder ihn die Schul gegangen alß Martin vnd Johannes Ernestus vnd Henricus.

106^{a}: Die hoffart ist gar hoch ... omnia tempus habet Ao 1689.

106^{b}: Französische verse.

107^{b}: Ein Leidlein. Ich schlaff ich wach oder was ich thun... 8 str. Kehrreim „Sie ist die schonst auff erden | machtt mich leben vnd sterben | ach Gott mocht sei mir werden“. Vgl. oben bl. 105^{a}.

109^{b}: Ein schonnes Leiddgen. | Pur klar vnd herlich leuchten | Gottes wercke wunderbar... 8 achtz. str. Dahinter:

111^{b}:

Scheiden ist druck,
Widderkumen ist geluck
Doch wir widderkomen nicht erdacht,
So wir scheiden nicht geachtt.

112[a]: Ein schonn leidekhen off dhe wise hett Nachtegaelken. O R. droff von sinen | Laitt varen alle vreuchtt ... 7 str.

115[b]: Alle die in Sion zeitt | verblitt v all gelicken ... 6 str.

116[b]: Ein geistliche leidtt. Es ist alle leiden vnd verdreiß | wo daß ich mich hin keren ... 11 vierz. str.

119[a]: Ein feins Leidelein.

Mit lust so will ich singen
ein leidt gar neuwe erdacht
von wunderlichen dingen,
wolts gott ich hets volbracht,
von einem Jungfrauwelin
die mich auch leibt allein,
mein hertz thutt sich erfreuwen
wan ich bey ihr thun sein.

2. Gedult moiß ich ietzs tragen,
wiewoll mich sehr verdrußt,
ich darfs auch niemants sagen,
mein hertzs mir gar darfleußt,
das ich von ir moiß sein,
macht mir schwere pein,
doch trag ich gedolt von hertzen,
dieweill eß nit anders khan sein.

3. Gedult thut vberwinden
das junge hertze mein,
ich will sei noch woll finden,
die hertzlich schon vnd fein,
die mir verheischen ist,
doch gar ohn falschen list,
der zeitt will ich gedencken, vnd erwartten,
ich weiß woll das sei nit sehr weidt ist.

4. Schones leib thu mich nit schleischen
woll auß dem hertzen dein, .
laß mich auch des geneissen,
du weiß woll waß ich mein,
ach hertz allerleibste mein,
laß mich der traw geneißen fein,
deiner khan ich nit vergessen,
du bist ganß eigen mein.

5. Gott gruiß mir die im hertzen
die mir ist woll bekandt,
mit ir mocht ich woll schertzen,
doch freundtlich vnuerschampt,
gar mich nichts böß erfreuwet,
das mir mehr freuden gibt,
dan du hertzs allerleibste mein,
mein hertzs durch auß gar erfreuwes fein.

Arnolt von krufft genandt | Crudener in seiner Jugt, alle zeitt | in ehren vnd zucht mit Gottes | frocht ist begnungt.

120[a]: Ein amoreus leidgen. | O Herr Almechtigh ich moß v clagen | Ich was der wereltt ein feinens thier .. 5 achtz. str.

Nichtt ohn Gott. Vgl. oben bl. 98[b].

121[b]: Ein Amoreus Lidgen. O Magett schoen min leiff bemint ... 11 str. Wechselgespräch. Dahinter:

124[a]: Leiffde Ein Ehr khan ghin man kheren. Vgl. hdschr. 1574 bl. 78[a]: Euphorion 9, 286 usw.

124[b]: Ein Geistlich Leidgen. In Babilon ... 3 zeilen, sodann noch einmal: Ein Leidgen. In Babilon ... 13 str. Dahinter:

127[b]:

Man sall Gott setzen ghin zil noch weil,
daß Gott hatt bescheirdt daß kompt in Eil.
Der Gott betrau[t] der nimer geraut.

128[a]: Ein geistlich leidgen. Schon leiff gi seidtt preiß wert allein verkoren bouen all ... 5 str. Dahinter:

129[a]:

Der hatt an seiner leiff nicht verloren
Der den Almechtigen Gott hat außerkoren.

129[b]: Ein leidgen. Glich alß der weiße schwanen ... erste strophe, sodann ein blatt ausgerissen, sodann 130[a] die vierte strophe. Blumm und außb. 1602 s. 185 nr. 192 in 8 str.

130[b]: Französische verse.

131[a]: Ein leidlein. | Ein leidlein will ich singen | auß grosser traurichlicheit ... 7 achtz. str.

133[b]: Ein neu Liedgen. | Die winter is vns verganghen | En ich sien des Meies virtuit ... 6 achtz. str.

135[a]: Dhe luchstige Meij. Dhe lustelich Mei is nu in den tidt | mitt sinen

gronen bladen ... 3 achtz. str. Nach einer für die vierte strophe gelassenen lücke folgen die strophen 5 u. 6. Vgl. bl. 67ᵃ. Antw. liederb. 1544 nr. 128 O lustelike mey ghi zijt nu in saisoene ... 5 sechsz. str.

136ᵇ: Rhem. Der mir nur ist holdt ... 4 z. Rhim. Bistu ein Richter ... 4 z.

137ᵃ: Französische verse.

145ᵃ: Hab Gott vur den augen deyn ...

146ᵃ: Ao 1690 haben wir ein Jubeljahr gehatt ...

146ᵃ u. 147ᵇ: Notizen über Familie Vreydell zu Cöln; vgl. 105ᵇ. Vater Vreydell zählt seine zahlreichen kinder aus seinen beiden ehen auf.

163ᵇ: Heyza viua Trompeta wie sitzen wir hier so still | Eß kann nit all ges[ch]ehen ein jeder nach seinem will, | Frisch auf einmahl getruncken ... Ao 1689.

FRIEDENAU. A. KOPP.

LITTERATUR.

Friedrich Panzer, Hilde-Gudrun. Eine sagen- und litterargeschichtliche untersuchung. Halle a. S., M. Niemeyer 1901. XV, 451 s. 12 m.

Panzer stellt sich mit diesen studien das ziel, das gedicht 'als das einheitliche werk eines verfassers' zu erweisen. Er löst das problem, das schon von andern gelehrten, besonders von Sijmons, so erfolgreich gefördert wurde, nun endgültig mit umfassenden mitteln, indem er alle formalen bestandteile sowie den inhalt unter diesem gesichtspunkt untersucht. Die bedeutung seines werkes reicht aber weiter: die zweite hälfte, die untersuchungen über die sage sind von grundlegender wichtigkeit für die erkenntnis der entstehung der mhd. volksepik.

Der erste teil (das epos) erfüllt seine aufgabe, das gedicht als einheitliche schöpfung eines verfassers zu begründen, dadurch, dass die sprache, die metrik, der stil, die composition, die charaktere als geschlossene einheiten dargetan werden. Der sprachliche charakter ist gleichartig durch das ganze gedicht und die mundartlichen sonderheiten finden sich ebenso in den 'unechten' wie in den 'echten' strophen. Dasselbe verhältnis zeigen die reime. In der beurteilung der cäsurreime folgt Panzer Sijmons, weicht jedoch bezüglich der Nibelungenstrophen insofern von ihm beträchtlich ab, als er auch hier nur nebensächliche änderungen finden will (die letztere hypothese ist ausgeführt in dem artikel 'Beiträge zur kritik und erklärung der Gudrun', Zeitschr. 34, 425—453). Das mass des unechten in der überlieferung der Gudrun schätzt Panzer also nur sehr gering ein, doch wol zu gering. Über die annahme gewisser interpolationen und umstellungen können wir doch nicht hinauskommen. Aber allerdings mögen diese immerhin so unwichtig sein, dass sie das werk des Gudrundichters kaum nur stellenweise anders färben.

Die folgenden abschnitte über den stil und die composition gewinnen allgemeine bedeutung für die darstellungsweise des mhd. volksepos überhaupt. Als charakteristische erscheinungen des stils erkennt P. die widerholung und den mangel an anschaulichkeit (letztere indessen ist auf dem gebiete des stils in engerem sinne von geringerer bedeutung). Eine sehr fleissige, vollständige sammlung aller variationen und widerholungen gibt ein bild davon, wie die typische verwendung des sprachlichen materials gleichsam den festen grundbestand des gesamten sprachstoffes bildet. In der composition kommen hauptsächlich die widersprüche in betracht. Den innern anstoss zu diesen gaben widerum jene schon im stil begründeten eigentümlichkeiten, die widerholung und die unanschaulichkeit.

So von den äusseren, formalen elementen weiter ins innere dringend, sucht P. schliesslich die einheit der charaktere darzulegen. Dieses kriterium ist natürlich viel unsicherer, weil die bewegungen des seelenlebens überhaupt in einer uns nicht genau zu übersehenden folge ablaufen und weil wir, noch weniger, kaum jemals die natur eines mittelalterlichen dichters so tief hinein kennen, dass wir eine psychologische gesetzmässigkeit seines schaffens nach allen richtungen beurteilen könnten. Eine vergleichende beobachtung der feineren seelischen vorgänge im bereich der mittelalterlichen litteratur (für die äußerungen der roheren affecte sind wir ja ziemlich gut unterrichtet) wird uns doch manche erscheinung genauer beurteilen lehren. Es widerspricht z. b. unserm empfinden, wenn Gudrun sich verstellt und vorgibt, Hartmuot, den lange verschmähten, endlich zum mann nehmen zu wollen. Panzer findet dieses verhalten im inhalt psychologisch begründet, sie folgt 'einer notwendigen eingebung des augenblicks' (s. 138). Aber nicht nur dieses. Wir können dieses benehmen der Gudrun historisch, aus der anschauung des mittelalters heraus, rechtfertigen. Es hatte für jene menschen nichts anstössiges, denn dasselbe tut Ruodlieb, das muster eines fertigen edelmanns, indem er die leichtsinnige dame, die ihn heiraten will, zum narren hält. List gegen den feind oder gegen einen schlechten ist erlaubt. Gilt es doch für eine verdienstliche handlung, den schlimmsten feind, das prinzip des bösen, den teufel selbst zu prellen.

Panzer nun findet die zeichnung der charaktere in unserem gedicht folgerichtig durchgeführt. Aber die strebungen und handlungen dieser personen erklären sich doch nicht durchweg so harmonisch als einheitliche äusserungen geschlossener psychischer individualitäten, und die widersprüche, die ja schon genugsam betont worden sind, werden durch seine analyse nicht alle beseitigt. Doch wird der feine poetische sinn, der ihn bei der deutung der charakterbilder leitete, auch den anmuten, der aus der darstellung unseres dichters da und dort andere empfindungen herausliest.

Der ästhetischen methode Panzers könnte man eine historisch-entwickelnde zur seite stellen, nach welcher die charaktere auf ihre entstehung zurückgeführt werden. Dem dichter schwebten, soweit es sich nicht um blosse statisten handelt, lauter bestimmte typen vor, deren inneres wesen, mit ausnahme der Gudrun, in einer oder einigen wenigen eigenschaften concentriert ist. Man kann sie teilen in spielmännische figuren und solche der modernen, ritterlichen kunst in der art des Nibelungenliedes (vgl. unten s. 525 fg.). Zu jenen gehören Hagen, Hilde und Hetel. Die keime zu Hagens natur, in welcher zwei eigenschaften besonders hervortreten (P. s. 121 fgg.), liegen schon in der alten entführungssage: seine wildheit hat er als tyrannischer vater, der alle freier umbringt, sein gutmütig-herzliches verhältnis zu seiner frau und besonders zu seiner tochter ist eine einer höheren kulturstufe entsprechende umbildung jenes sagenzuges, demzufolge der vater in seine tochter verliebt ist und sie selbst heiraten will.

Hilden ist keine besondere seelengestalt verliehen, wie denn auch in der spielmannsdichtung die liebe nicht als eine tiefere empfindung interessiert, sondern eigentlich nur ein motiv für den fortschritt und die verwicklung der handlung bildet.

Da Hetel nie die führende rolle übernimmt, so treten auch die diese figur sonst auszeichnenden momente, tapferkeit und list (vgl. Rother, Ortnît) zurück.

Die gestalt Wates ist ebenfalls aus der spielmannskunst hervorgewachsen, von unserm viel gebildeteren dichter aber weit über jenen standpunkt hinausgehoben durch die feine, auf einer fülle von einzelzügen beruhende charakterisierung (P. s. 126 fgg.).

In einem gewissen gegensatz zu diesen figuren stehen die seelisch vertieften personen der eigentlichen Gudrunsage. Die heldin selbst ist eine ganz aus dem idealisierenden geiste der österreichisch-ritterlichen dichtung geschaffene frauengestalt, die liebe ist bei ihr, im gegensatz zu Hilde, wirkliche herzenssache; das verhältnis des liebenden, Herwigs, zu ihr, nähert sich schon der modernen form des dienstes. Im übrigen ist Herwig keine scharf ausgeprägte persönlichkeit (P. s. 131), in der sage kam ihm (d. i. Herbort) von vornherein nur die sich von selbst verstehende reckentugend der tapferkeit zu, welcher der dichter noch die höfische des conventionellen liebhabers beigefügt hat.

Der charakter der Gerlind war dem dichter schon durch den stoff selbst vorgezeichnet als der einer bösen stief- oder pflegemutter und infolge davon auch der ihres gatten Ludwig, insofern er an energie zum bösen ihr nachstehen musste; und endlich ist auch der typus des zurückgewiesenen, aber edelgesinnten freiers, d. i. Hartmuots, dem mittelalterlichen stoffgebiete nicht fremd (s. unten s. 525).

Der dichter hatte also in seiner vorstellungswelt schon bestimmte modelle für seine personen bereit liegen und somit waren ihm die linien für seine charakterbilder vorgezeichnet. Diese charaktere waren also in ihren grundbedingungen gegeben, doch blieb dem dichter ein grosser spielraum für freie tätigkeit in der detailausarbeitung. Es kreuzten sich aber dabei verschiedene äussere einflüsse, die überlieferung der ursprünglichen sagengestalt, jene der spielmannsmanier und endlich die höfische tendenz. und schon dieses widerspiel musste der störung einer folgerichtigen psychologischen entfaltung förderlich sein.

Den schluss des ersten teiles bildet der nachweis, dass die einheit des gedichtes auch durch das verhältnis zu andern epen bestätigt wird, indem sich die benutzung des Nibelungenliedes, der klage, Wolfråms und des K. Rother gleicherweise auf 'echte' wie auf 'unechte' strophen erstreckt (s. 140—152).

Im zweiten teil des werkes (Die sage, s. 153 bis zum schluss, s. 448) tritt die für den ersten teil massgebende einheitsfrage in den hintergrund. Die untersuchung schreitet zu andern, über den rahmen des einzelnen gedichtes hinausgehenden problemen vor. Ursprung und entwicklung der sage werden in einer weise geprüft, die für alle sagwissenschaftliche forschung vorbildlich ist. Nicht mit aprioristischen ideen und subjectiven kunsturteilen wird gearbeitet, sondern auf exactem wege prüft der verfasser jeden einzelnen sagenzug und sucht ihn zu erklären durch beiziehung vergleichbarer erscheinungen auf dem gebiete der allgemeinen sagenlitteratur. Diese methode ist noch niemals bei einem mhd. gedichte so folgerichtig und mit so umfassender kenntnis des einschlägigen materials durchgeführt worden. Die ergebnisse sind denn auch überraschend: die einzelnen elemente des stoffes sind fast durchweg überlieferungsgemäss. Der vorgeschichte liegen volksmärchen zugrunde, dazu ist der herzog Ernst und der Apolloniusroman benutzt, für die composition hat Ulrichs Lanzelet das muster abgegeben; die Hildesage (der zweite teil des epos) beruht auf dem Goldenermärchen, aus dem auch der Apolloniusroman stammt; der dritte teil besteht aus der Herwigsage, die ebenfalls aus dem Goldenermärchen abgeleitet ist, und der geschichte Gudruns, zerfallend in leidenszeit und rückführung, zu deren ausbildung ebenfalls die Hist. Apollonii, ferner die Salomosage und das motiv des liedes von der widergefundenen schwester mitgewirkt haben.

Das deutsche gedicht ist also, nach dieser theorie, aus einer fülle getrennt liegender, überkommener motive zusammengesetzt, im mittelpunkt aber stehen die motive des märchens vom Goldener. Den ersten teil dieses satzes hat der verfasser

m. e. erwiesen, der zweite, vom märchen als grundlage, muss m. e. entschieden abgelehnt werden.

Nur die vorgeschichte Hagens ist ein erzeugnis der märchenphantastik. Panzer erkennt zwei märchenstoffe, aus denen sie zusammengesetzt ist, das ist die Greifensage (entführung Hagens) und das märchen vom königssohn, der drei jungfrauen aus der gewalt von unter der erde hausenden drachen befreit, dann von einem riesigen vogel aus der höhle an die oberwelt getragen wird (märchen vom erdmänneken [bärensohn], Grimm nr. 91). Zur detailausführung ist zumeist das gedicht vom herzog Ernst und eine version des Apollonius von Tyrus, die dem Orendel nahe stand, beigezogen. Den gedanken, eine entführungsgeschichte als eingang seinem epos vorauszuschicken, zog der dichter aus Ulrichs Lanzelet.

Nun beruht aber auch die Hildegeschichte nach Panzer auf märchenhafter grundlage, nicht auf einer heldensage, 'die Hildesage ist aus dem Goldenermärchen entsprungen' (s. 267). Das Goldenermärchen (Eisenhans bei Grimm, nr. 136) als quelle litterarischer stoffe ist von Laistner in die wissenschaft eingeführt worden, der den Apollonius, Orendel und Rother daraus ableitete (Zs f.d.a. 38, 113—135); von einer inhaltsangabe des märchens kann demnach hier abgesehen werden und es möge genügen, die leitenden züge auszuscheiden, welche das gerüste der fabel bilden: 1. ein junger königssohn ist, unerkannt, in niedern diensten an einem fremden königshofe; 2. ein schützender dämon verleiht ihm wunschdinge (besonders 'goldenes haar'); 3. durch diese erringt er die königstochter zur frau. Stellen wir diesen merkmalen des märchens die grundzüge der Hildesage gegenüber: 1. ein königssohn raubt die tochter eines andern königs; 2. der vater verfolgt den entführer; 3. es kommt zum kampf [der mit dem tode des vaters enden muss]. Es stehen sich also gegenüber: das Goldenermärchen mit folgenden motiven: 1 das motiv vom männlichen Aschenbrödel, 2. das motiv vom schützenden dämon, 3. erringung der braut durch wunschdinge — und die Hildesage mit folgenden motiven: 1. brautraub, 2. verfolgung, 3. endgültige erringung der braut durch kampf; dort das spiel einer sich über die wirklichkeit heiter hinaussetzenden märchenphantasie, hier die kennzeichen echten heldentums, dem leben entnommen oder wenigstens in dasselbe umsetzbar. Und so können denn diese beiden vorstellungsreihen nur dadurch miteinander vermittelt werden, dass grundgedanken zu nebendingen herabgedrückt und umgekehrt, nebenzüge zu hauptzügen emporgehoben werden. Denn, messen wir die merkmale des märchens ab an der Hildesage, so finden wir in dieser das Aschenbrödelmotiv (1) gar nicht, den schützenden dämon (2) nur im deutschen epos, nicht auch in den nordischen fassungen, und die erringung der braut geschieht nicht durch wunschdinge (3), sondern durch kampf auf leben und tod; umgekehrt: das kernmotiv der Hildesage, die entführung der braut (1), dazu die verfolgung und der kampf (2 und 3) können nur mit einigen in gewissen versionen des märchens vorkommenden unwesentlichen nebenseiten zusammengebracht werden.

Nun liegt es gewiss gerade in dem wesen dieser willkürlich entworfenen märchengebilde, dass sie in sehr verschiedenartige gestalten sich verwandeln können, so mannigfaltig, dass häufig kaum mehr eine verwandtschaft zu erkennen ist. Aber wenn, wie hier, die kernmotive so stark voneinander abschwenken, dann ist das geistige band zerrissen, dann liegen eben zwei schon in der conception verschiedene typen vor.

Die Hildesage gehört zu den brautraubsagen und ist nicht zu trennen von der grossen zahl anderer ableger dieses kreises, z. b. von den griechischen entführungs-

geschichten der Io (P. s. 273 fg.), Theseus und Ariadne, Jason und Medea, der germanischen Walthersage, der Salomosage usw. Man müsste also auch diese fassungen aus dem Goldenermärchen ableiten, da aber dieses untunlich ist, so muss auch die Hildesage, als angehörige dieser sippe, vom märchen getrennt bleiben.

Wir sind nun ausserdem in der lage, die entstehung der Hildeerzählung, die conception, im bewusstsein des dichters psychologisch verfolgen zu können. Die werbungs- und entführungssage war ein lieblingsthema der spielmannspoesie, wenn diese dichter die empfindung der liebe zum ausdruck bringen wollten, so kleideten sie sie in die form einer werbung oder entführung (s. unten s. 527). Die stoffwahl war also auch dem verfasser der Hildeerzählung vorgezeichnet. Er nahm, dem herkommen gemäss, die brautentführung zum gegenstand seiner darstellung, diese bildet den mittelpunkt, um den sich alle andern gedanken gruppieren. Das Goldenermärchen aber hätte ihn niemals auf den einfall bringen können, eine entführungsgeschichte zu dichten.

Und noch eins gibt bei Panzers standpunkt zu bedenken anlass. Er geht bei der vergleichung der sage mit dem märchen aus von dem mhd. epos und setzt dessen darstellung der Hildesage gleich (s. 267). Zunächst aber müsste vorher die frage entschieden sein: kommt die einfache, westnordische fassung der ursprünglichen gestalt der sage näher oder die viel umfangreichere des deutschen gedichtes? ist also die nordische fassung eine verkürzung oder ist die deutsche eine erweiterung? Die entscheidung hängt zusammen mit der ansicht, die man über die materielle (nicht über die historische) entstehung der verschiedenen typen der entführungssage überhaupt hat. Den aufbau einer solchen, wie den jeder erzählung, bilden zweierlei elemente: 1. die grundlegenden (fundamentalen) motive, 2. die erweiternden motive [a) begründende, motivierende, und b) ausschmückende, ornamentale, decorative]. Die ersten sind ein für allemal gegeben, es sind hier: entführung, verfolgung, kampf (natürlich kann eines der motive, z. b. der kampf, auch fehlen, aber dann ist der urtypus nicht vollständig ausgebildet). Dieses gerüste lag demjenigen vor, der eine entführungssage litterarisch ausarbeiten wollte. Die erweiternden elemente konnten beliebig hinzugewählt werden und sind, besonders die ornamentalen, fast immer dem allgemeinen formelschatz entnommen. Sie gehören zu dem in dem gedächtnis der dichter bereitliegenden vorrate allgemein bekannter motive, die nach belieben in die erzählung eingeflochten werden konnten, es sind stereotype litterarische formeln. Gerade an den entführungsgeschichten lässt sich diese construierung anschaulich darlegen. Ein besonderes beleuchtendes beispiel gibt die Fridlevsage (Saxo ed. Holder VI, 177): Fridlev wirbt um Frogerd, die tochter Amunds, die tochter ist ihm wolgesinnt, aber der vater weist ihn ab. Da vollbringt Fridlev die besiegung eines riesen und hofft, durch diese heldentat das herz des mädchens günstig für sich zu stimmen. Dies war aber doch unnötig, da sie ihn schon vorher liebte, man sieht also, wie rein äusserlich hier ein schon in andern, verwandten sagen bestehendes motiv — besiegung eines riesen — hier in die brautwerbungssage hereingestellt wurde, lediglich zu ornamentalen zwecken.

Auf diese weise also, durch einschaltung ausmalender züge, entstehen eine reihe einzelner variationen des grundtypus der werbungs- bezw. brautraubsage. Die wichtigsten sind folgende: 1. der held freit nicht in eigener person, sondern durch werber; 2. er, oder seine stellvertreter bringen die werbung in verkleidung vor; 3. er erringt die jungfrau mit hilfe eines schutzgeistes; 4. gegner im kampf ist nicht der vater sondern der nebenbuhler; 5. der kampf endet nicht tragisch, sondern mit gegenseitiger versöhnung; besonders mannigfaltig sind die listmittel, durch welche der

held oder werber sich zutritt zu dem mädchen verschafft, um seine werbung vorzubringen, weniger zahlreich jene, durch welche ihre liebe errungen wird.

Eine solche werbungs- oder entführungsgeschichte wurde nun übertragen auf personen der heldensage oder auch der lebendigen geschichte. Sie bildet die liebesgeschichte im leben des helden, gleichsam den lyrischen einschlag in den reckentaten, und gehört zu den wesentlichen bestandteilen der biographie eines heldenlebens, vgl. Axel Olrik, Tvedeling af Kilderne til Sakses Oldhistorie s. 8. Der name der jungfrau, Hilde, wird oft festgehalten, oder er wird, wie der des vaters, auf die verhältnisse des helden hin umgewandelt. Wurde z. b. Attila als held der entführungssage eingeführt (Thidrekssaga), so trat an Hildes stelle Erka (= Helche) und für den vater Osantrix, da die geschichte Attilas in die sage von Osantrix verflochten ist.

Nach alledem wird man, wenn man kritik über eine entführungssage zu üben hat, von der einfachsten form, die möglichst auf die grundbildenden motive zugeschnitten ist, ausgehen — und das ist in unserm fall die westnordische — und wird die ornamentalen elemente der umfangreicheren formen so lange für spätere erweiterungen halten, als kein genügender gegengrund vorliegt.

Um den nachweis zu liefern, dass die Hildesage aus dem Goldenermärchen entstanden sei, prüft Panzer alle züge der sage bezw. des deutschen epos auf einen möglichen zusammenhang mit dem märchen. Um meine ablehnende haltung zu rechtfertigen, bin ich verpflichtet, zu den wichtigsten gleichsetzungen stellung zu nehmen.

1. Zu den grundlinien des märchens gehört der zug, dass der prinz in niedriger stellung (Aschenbrödel) dient. Das ist aber in den versionen der Hildesage nirgends der fall. Eine verblasste erinnerung an den geringen stand des freiers findet nun Panzer in dem satze, Hagen wollte seine tochter keinem geben, *der swacher danne er wære* 201, 3: „die alte sage muss gewusst haben, dass Hetel in *swachem*, d. h. ärmlichem aufzuge an Hagens hofe auftrat" (s. 267). Aber es ist doch misslich, aus einer so wenig charakteristischen äusserung so schwerwiegende schlüsse zu ziehen, um so mehr, wenn man mit P. annimmt, dass die behütung der Hilde durch Hagen und die zurückweisung der freier, also die ganze umgebung, aus welcher heraus erst jener gedanke des '*swacher* seins' entstanden sein kann, 'secundäre zutat' ist. Das mörderische verhalten Hagens gegen die freier entspricht auch nicht dem zweikampf Hognis mit Hedin im Sǫrlaþáttr und jenem zwischen Hagen und Wate im deutschen gedicht, sondern es ist ein bestandteil eben jener sage von dem vater, der alle freier abweist bezw. tötet, weil er seine tochter selbst haben will (P. s. 217). Die begründung durch '*swacher*' ist kein echtes altes motiv, sondern erst im deutschen gedichte hinzugekommen, da der wahre beweggrund, die schlimme absicht des vaters auf den besitz der tochter, zu anstössig war. Die ganze einleitung gehörte allerdings, wie Panzer mit recht annimmt, nicht ursprünglich zum Hildetypus. Sie wurde aufgenommen, weil es ein ausserordentlich beliebter stoff der spielmannsdichtung war. Sie kann nichts gegen, aber auch nichts für die abstammung der Hildesage aus dem Goldenermärchen beweisen.

Einen andern beweis dafür, dass in der sage noch eine erinnerung an die niedrige verkleidung des Goldener nachklinge, findet P. in dem namen *Heđinn*, indem der held darum 'Pelzrock' heisse, „weil er ursprünglich an Hagens hof unter einem fellkleide seine Goldenerherrlichkeit geborgen" habe (s. 308). Aber *Heđinn* ist nicht wie der bärenhäuter im märchen, der graurock im Orendel, eine aus einem bestimmten

anlass gegebene symptomatische bezeichnung eines bestimmten individuums, sondern ein geläufiger eigenname von verblasster bedeutung. Der ursprüngliche sinn, = *bjarnheðinn, ulfheðinn*, d. i. der mit einem bären- oder wolfsfell bekleidete kämpfer, der berserker, auch der werwolf (J. Grimm, Mythol.[4] 916, Cleasby-Vigfusson s. 61[a], 668[a], Fritzner[2] 1, 132[b], 746[a]) führt weit ab von der person des aschenbrödels Goldener.

2. Das zweite grundmotiv des märchens ist das vom hilfreichen dämon. Diesen, den Eisenhans, findet P. in dem Wate der sage wider. Aber der helfende schutzgeist ist eine überaus beliebte, keineswegs auf die erzählung vom Goldener beschränkte märchenfigur und ist vor allem im volksglauben selbst begründet. Ihm entspricht in der verwandten entführungssage von Ortnît der zwerg Alberich, der Auberon des Huon von Bordeaux, Albrich bei der werbung Sigfrids um Brünhild im Nibelungenlied, Eugel im lied vom Hürnen Seyfrid, der zwerg im Ruodlieb. Sollte überall, auch in der Sigfridssage, der schützende dämon aus dem Goldenermärchen stammen[1]? Aber die besondere stilisierung, die diesem riesischen schutzgeiste im deutschen epos verliehen ist, bringt ihn allerdings dem Eisenhans des märchens nahe. Und Panzer hat auf zwei nordische berichte hingewiesen, die zweifellos mit dem märchen in zusammenhang stehen: gerade wie der riese Eisenhans, so hat auch der riese in der Fridlevsage den spielenden königssohn Hithin geraubt und sich zu diensten gezwungen; und Haraldr hárfagri, der schon durch seinen beinamen an Goldener erinnert (P. s. 292, 294, 300), befreit den riesen Dofre aus banden, wofür ihm dieser verspricht, ihm im kampfe helfen zu wollen. Nun kann aber die gestalt Wates nicht der Urhildesage angehört haben, denn hier entführte, wie P. selbst gezeigt hat, Hetel allein ohne fremde beihilfe die Hilde und was von Wate und Horand erzählt wird, das kampfspiel mit Hagen und Horands gesang, gilt ursprünglich lediglich von Hetel. Man wird somit zu der annahme genötigt, dass im norden der Goldenerstoff bekannt war und dass züge aus demselben in andere sagen übergiengen, in die lebensgeschichte von Haraldr hárfagri und vielleicht in eine uns verlorene Hedinsage, woraus der bericht in der Fridlevsage ein fragment wäre — und endlich ebenso in die Hedin-Hildesage.

3. Von dem dritten hauptmotiv des märchens, den wunschdingen, durch welche die braut errungen wird, weiss die sage nichts. Vor allem vermissen wir jenes hervorstechende merkmal, das den armen gärtnerburschen der prinzessin so interessant macht, das goldene haar.

Gehen wir nun umgekehrt von der sage aus. Die hauptmotive sind entführung, verfolgung, kampf auf leben und tod. Auch für diese findet P. anhaltspunkte im märchen. Aber während diese drei scenen wesentliche bestandteile einer entführungssage sind, spielen sie nur unbedeutende nebenrollen in einzelnen versionen des Goldenermärchens. Man würde also eher zu dem umgekehrten schlusse berechtigt sein, die darstellung der sage für das ursprünglichere zu halten.

Und so gehen denn auch die nebenzüge, welche die entführung im deutschen gedichte begleiten, nicht aus dem märchen hervor, sondern es sind wandermotive, wie sie ein dichter zur ausschmückung dieses beliebten themas ohne mühe bereit

1) Die schicksale Sigfrids sind ähnlich wie die des Goldener: er wächst, ein königssohn, bei einem dämonischen wesen auf, dem er dient, trennt sich von ihm und nimmt wunschdinge mit (schatz, helm, harnisch, schwert und ross), kommt in die dienste einer fremden königsfamilie, erhält die königstochter zur frau durch tapfere taten.

hatte. Möglich ist, dass bei einigen der Apolloniusroman mitgewirkt hat (ächtung der werber, fechtscene, Horands gesang, kemenatenscene). Wenn ferner Wate, wie Eisenhans, die wunden heilt, so beweist das nach oben s. 521 nichts für die ursprüngliche form der Hildesage; ebensowenig wenn durch das eingreifen Hetels der von Wate bedrängte Hagen gerettet wird wie der könig im märchen durch das rechtzeitige eintreffen des Goldener in der schlacht, da jene hilfeleistung Hetels auf die bitte der Hilde geschieht, welcher zug nicht schon der alten sagengestalt angehörte, sondern erst von dem humaneren empfinden einer späteren generation eingegeben ist. Nur der schluss der Hildegeschichte im deutschen gedicht klingt wider zusammen mit dem ende des märchens: wenn der alte haudegen Hagen behaglich schmunzelnd zu hause mit seiner frau das glück seiner wolverheirateten tochter überschlägt, so liegt darin wirklich etwas von märchenstimmung (P. s. 318), — jedoch gemischt mit spielmannshumor. Aber auch dieser fröhliche schlussakkord ist kein zeichen für die herkunft der sage aus dem Goldenermärchen. Denn der abschluss der echten Hildesage ist nicht so vergnügt, der kampf endet nicht versöhnend, damit dass Hagen nunmehr Hetel als einen ebenbürtigen eidam anerkennt, sondern tragisch mit dem tode des vaters. Diesen abschluss hat noch die notiz des Alexanderliedes bewahrt und er kehrt wider in der schlacht auf dem Wülpensande in der geschichte der Gudrun, hier nur auf Hetel übertragen Denn dieses grause ende verlangt die entwicklung der echten entführungsgeschichte, sobald der kampf den abschluss bildet. Der ganze innere sinn drängt darauf hin. Mag ein mythus zugrunde liegen oder die sitte einer wilden zeit: in güte geht es nicht ab, einer muss fallen und das kann nur der vater sein, denn dem räuber gehört das weib; ein resultatloser ausgang wie in der nordischen überlieferung ist unmöglich. Auch von diesen erwägungen aus muss man Panzer zustimmen, wenn er die widererweckung der gefallenen durch Hilde für speciell nordische anfügung eines weitverbreiteten motivs erklärt (s. 329).

Dem bericht Saxos kann ich keinen so stark altertümlichen sagengehalt zuschreiben wie Panzer s. 318 fgg. Man muss bei seiner beurteilung immer im auge behalten, dass Saxo hier von einer bestimmten tendenz geleitet wurde, nämlich den rechtssinn Frodes in ein helles licht zu setzen (Axel Olrik, Sakses oldhistorie s. 191 fgg.). Damit hängt die dreiteilung des entscheidungskampfes zusammen. Die auffallende wörtliche übereinstimmung zwischen Saxos schilderung und jener der beiden dänischen Goldenermärchen: er, Hedin, konnte den blick nicht von ihr, Hilde, wenden, ist nur eine typische formel für rasch auflodernde liebe, ein liebeszauber, die nicht auf abstammung der Hildesage aus dem märchen schliessen lässt; endlich die verleumdung, die Hedin angeheftet wird, er habe Hilde vor der hochzeit verführt, ist vielleicht erst ein zusatz Saxos (vgl. Olrik a. a. O. s. 193).

Nach diesen erörterungen möchte ich mein urteil dahin zusammenfassen: die Hildesage ist von haus aus eine entführungssage, in die, zu weiterer ausschmückung, elemente aufgenommen wurden, die auch im Goldenermärchen vorkommen, zum teil auch diesem wirklich entstammen.

Auf zwei erfordernisse möchte ich noch kurz hinweisen. Gar oft wird der mangel fühlbar, dass wir über die grundgestaltungen des märchens so wenig wissen, nicht wissen, welche züge diesen wesentlich angehören, welche erst zufällig und secundär sind, kurz, dass wir keine kritische untersuchung über das Goldenermärchen haben. Es ist ja freilich nicht möglich, die urgestalt des märchens herzustellen oder gar diejenige bestimmte germanische gestalt, von welcher etwa die Hildesage ihren

ausgang genommen haben könnte, aber es liessen sich doch vielleicht haupt- und nebenzüge strenger scheiden, zweitklassige motive durch die gesichtspunkte der variation, einführung aus verwandten märchen, begründung, steigerung u. dgl. stärker absondern als dies bisher geschehen, so dass wenigstens ein etwas sichererer boden für die weiterforschung bereitet wäre.

Ein weiteres mittel, um in diesen fragen zu grösserer sicherheit zu gelangen, wäre die beiziehung verwandter stoffe, so vor allem der Walthersage. Panzer hat mehrfach auf dieses bedürfnis hingewiesen und fernere untersuchungen in aussicht gestellt, durch die er, als der berufensten einer, gewiss vielem schwankenden eine stärkere stütze verleihen wird.

Mit s. 332 beginnen die untersuchungen über die geschichte der Gudrun: die erzählung von Gudrun zerfällt in zwei teile (s. 334): der erste reicht bis zur heimkehr der Hegelinge von der schlacht auf dem Wülpensande, nach dem helden kurz 'Herwigsage' benannt; der zweite teil umfasst das übrige, av. 20—32, 'die Gudrunsage', da Gudrun hier im mittelpunkt der ereignisse steht. Die Herwigsage ist aus demselben Goldenermärchen entsprungen, das die unterlage für die Hildesage abgegeben hat. Die geschichte der Gudrun zerfällt wider in zwei hauptabschnitte: Gudruns leiden, str. 951—1070, und Gudruns rückführung, str. 1071 bis sum schlusse. Hauptquelle für Gudruns leiden ist die Historia Apollonii, Gudruns rückführung ist zusammengearbeitet aus verschiedenen erzählungsstoffen: am meisten trugen bei die Salomosage und dann die Historia Apollonii, für einzelne stellen gaben das muster scenen aus der Brandanlegende und aus der erzählung von der widergefundenen schwester. Sehr scharfsinnig ist hier eine reihe verschiedener vorstellungskreise aufgedeckt, aus welchen der dichter sein material bezog, besonders ist auch die volkstümliche litteratur, das volkslied, in weitem umfang zur erklärung beigezogen, ebenso aber auch historische ereignisse.

Über die berechtigung, die Herwigsage aus dem Goldenermärchen abzuleiten, kann ich nicht anders urteilen als über die herleitung der Hildesage aus demselben.

Die leidensgeschichte der Gudrun hat gewiss in manchen einzelheiten ähnlichkeit mit den drangsalen, welche des Apollonius tochter Tharsia bei ihren pflegeeltern zu erdulden hat. Doch nehmen wir die urbedingungen, unter welchen diese episode entstand. Als thema, um den aufenthalt der Gudrun in der fremde ausfüllen zu können, wählte der dichter die erzählung von der bösen stief- oder schwieger- oder pflegemutter. Nachdem er einmal diesen stoff festgestellt hatte, das leiden einer königlichen jungfrau unter dem hass eines unbarmherzigen weibes zu zeichnen, so ergab sich ihm die ausführung im einzelnen ohne grosse schwierigkeit, denn die charaktertypen und die situation waren ja geläufig genug. Gewiss mochten ihm dabei, nachdem einmal die stimmung angeschlagen war, aus seinem gedächtnis, mehr oder weniger bewusst, gleichgeartete erinnerungsbilder auftauchen, die auf seine darstellung einen einfluss ausübten, denn auf einen gewissen gleichmässigen, nicht allzuweiten kreis von vorstellungen ist ja das bewusstsein bei allen unsern mittelhochdeutschen dichtern beschränkt. Wir stehen eben hier in letzter hinsicht bei der denkweise der mittelalterlichen menschen — wenigstens ihrer künstlerischen bewusstseinstätigkeit —, diese ist typisch, nicht individuell, zumal bei den bearbeitern volkstümlicher stoffe (vgl. Panzer, Das altdeutsche volksepos). Sind dabei einmal die grundbedingungen in zwei gedankenläufen sich ähnlich, dann müssen unabhängig voneinander des öftern auch gleiche formen sich ergeben.

Nachdem Panzer die einzelnen bestandteile der Gudrungeschichte ausgelöst hat, bespricht er das verhältnis der Herwigsage zur Herbortsage (s. 411). Beide sind, dieses ergebnis dürfen wir m. e. für durchaus gesichert halten, ursprünglich identisch. Doch, so möchte ich scharf betonen, gleich mit der Herwigsage ist nur dte kürzere gestalt der Herbortsage, die im Biterolf überliefert ist, nicht die längere der Thidrekssaga, also: 1. Herbort erringt Hildeburg durch kampf mit ihrem vater Ludwig und ihrem Bruder Hartmuot (eine ältere variante davon ist die Ruodliebsage); 2. die erkämpfte braut wird ihm durch zwei nebenbuhler, Dietrich und Hildebrand, abspenstig gemacht; 3. aber er behauptet ihren besitz in siegreichem kampfe (die heimliche werbung kannte der Biterolf so wenig wie der Ruodlieb, anders P. s. 415). Aus denselben drei acten besteht auch der grundstock der Herwigsage: Herwig erkämpft Gudrun von ihrem vater, sie wird ihm durch zwei nebenbuhler, Ludwig und Hartmuot, abspenstig gemacht, er erkämpft sie wider zurück; in dieselben drei Acte zerfällt auch der Rother, von dem die Gudrun beeinflusst ist (P. s. 151 u. ö.).

Die längere fassung der Herbortsage, welche die Thidrekssaga bietet, ist eine erweiterung der kürzeren im Biterolf. Jene enthält nun eine reihe überschüssiger züge, welche in der kürzeren fassung nicht vorkommen. Eine anzahl derselben führt P. wiederum auf das Goldenermärchen zurück. Aber da die kürzere fassung sicher die ursprünglichere ist, so müssen jene überschüssigen teile der Thidrekssaga spätere erweiterungen sein und können, selbst wenn sie mit dem Goldenermärchen in zusammenhang stehen (doch wird hier manches auszuscheiden sein, vgl. Dorsch, Zur Herbortsage s. 43 fgg.), für die entstehung der Herbortsage aus dem märchen nicht beweiskräftig sein.

Darauf erörtert der verfasser noch die herkunft und wanderung der Hilde- und Herwigsage: Dänemark ist die eigentliche heimat der Hildesage, aber die Dänen können doch nicht die erfinder gewesen sein, da das älteste zeugnis, der Wídsíð, Hagen als könig der Holmrygen kennt. Diese angabe weist zu den Ostgermanen, zu den Rugiern. Von diesen, die schon im 4. jahrhundert von den Ostseegegenden auswanderten, gelangte sie über die Angeln zu den Nordgermanen, in Deutschland übernahmen sie am frühesten die salischen Franken, und zwar von den am untern Rhein ansässigen Angeln (der name Chedinus bei Gregor von Tours kommt aber für die zeitbestimmung nicht in betracht, da er nicht der sage zu entstammen braucht, indem Hedenulf bei den Franken ein nicht ganz ungeläufiger personenname war). — Die Herwig-Herbortsage stammt von den Franken.

Endlich sucht der verfasser auch zu dem ursprung des Goldenermärchens vorzudringen und vermutet, dass es von den Römern aus zu den Ostgermanen gelangte, denn es stimmt in mehreren zügen mit der im 3. jahrhundert nach Christus in Italien entstandenen Historia Apollonii überein. Ich möchte hier anschliessend jenen märchenstoff zusamt dem des Apollonius noch weiter verfolgen. Wer auf dem gebiete der klassischen litteratur einer schiffererzählung nachgeht, der wird naturgemäss zuerst bei der Odyssee anfragen. Und in der tat sind schon in der erzählung von Odysseus und Nausikaa mehrere grundzüge des Goldenermärchens enthalten. Odysseus kommt als schiffbrüchiger, als bettler an den fremden königshof; sein schutzgeist, Athene, verleiht ihm eine herrliche gestalt und vor allem

Od. VI, 230 κὰδ δὲ κάρητος
οὔλας ἧκε κόμας, ὑακινθίνῳ ἄνθει ὁμοίας.
ὡς δ᾽ ὅτε τις χρυσὸν περιχεύεται ἀργύρῳ ἀνὴρ

ἴδρις, ὃν Ἥφαιστος δέδαεν καὶ Παλλὰς Ἀθήνη
τέχνην παντοίην, χαρίεντα δὲ ἔργα τελείει·
ὣς ἄρα τῷ κατέχευε χάριν κεφαλῇ τε καὶ ὤμοις[1].

Also schon Odysseus ist ein Goldener und in dieser strahlenden schönheit gewinnt er die neigung der königstochter, er, der ihr vorher hässlich geschienen (v. 242); auch die tapferkeitsprobe — der wettkampf — fehlt nicht noch die macht des gesanges. Durchaus auf der erzählung von Nausikaa beruht die episode von Apollonius aufenthalt beim könig Archistrates. Darauf hat schon Berger, Orendel s. XCI hingewiesen, doch lassen sich die bis in einzelheiten übereinstimmenden züge erheblich vermehren.

Zum schluss beantwortet der verfasser die frage (s. 445): „Was hat nun dieser dichter aus der überlieferung gemacht, bzw. was war ihm überhaupt überliefert und wieviel wird in seinem werke erst seiner erfindung verdankt?" damit: der eigentliche kern des gedichtes, die geschichte Hetels und Herwigs, ruht auf alter überlieferung, die geschichte Gudruns aber ist eine rein persönliche erfindung des Gudrundichters. Diese mag er wol in der alten überlieferung nicht vorgefunden haben, immerhin aber möchte ich wenigstens erinnern an die ähnlichkeit, die das schicksal der Gudrun mit dem der Aslaug in der Ragnars saga loðbrókar hat: Aslaug wächst auf bei einem bauern und seiner frau, die ihren pflegevater erschlagen haben. Das weib ist auch hier die anstifterin der übeltaten, die königstochter muss die niedrigste arbeit verrichten, in schlechter kleidung (Gudr. 1024, 2 *deheiniu guote kleider tragen sie enliez Gêrlint diu übele*), sie muss am strande vieh hüten; die leute Ragnars finden sie, sie geht nicht mit ihnen, sondern wartet des folgenden tages, auch nicht sofort mit Ragnar, sondern kehrt zuerst in ihre armut zurück; sie weist das ihr von Ragnar angebotene goldbesäumte hemd zurück (Gudrun 1232 fg.); zu königlichen ehren berufen erweist sie sich edelmütig gegen ihre peiniger; in die ehe eingetreten verlangt sie von Ragnar ein jahr keuschheitsfrist (ähnl. Gudrun 666 fg., dazu Panzer s. 243, 341).

Aber auch die edeln charakterzüge Hartmuots können wir in einer gestalt einer nordischen sage widererkennen. Dieselbe rücksichtsvolle, zarte liebe zu dem widerstrebenden mädchen bildet die ethische grundlage in der gesinnung des Otharus gegen Syritha (Oder und Sigrid, Saxo ed. Holder VII, 225 fgg.). Fortgesetzt entzieht sie sich seinen werbungen und er, obgleich sie in seiner macht ist, sucht ihre starrheit doch nur durch freundliche bitten zu brechen. Dabei ist die äussere lage der jungfrau jener der Gudrun nicht unähnlich: sie ist in der gewalt einer bösen waldfrau, welche sie zu niedern diensten zwingt (schafe hüten). Aus diesem elend will sie Otharus befreien, wenn sie ihn zum mann nimmt. Später in das haus des Otharus gekommen, wird sie von dessen mutter liebreich behandelt: die rolle der bösen gebieterin ist eben schon an das waldweib vergeben.

Einen wesensunterschied zwischen der Hilde- und der Gudrungeschichte möchte ich noch berühren, der mit der scheidung von überlieferung einer- und neuschöpfung des dichters andrerseits zusammenhängt. Die Hildedarstellung ist schon durch spielmannshände gegangen oder wenigstens im spielmannston gehalten, in der Herwig-Gudrunerzählung dagegen hat der dichter die ihm überlieferten äusseren daten aus seiner eigenen künstlerischen anschauung heraus in die poetische gestalt gebracht, die das mittelhochdeutsche gedicht bietet. Die Hildeerzählung ist im spielmannston ge-

1) Indem Virgil diese verse auf seinen helden übertrug, ist sogar Aeneas zu einem Goldener geworden (Aen. 1, 588).

halten, eine leichte, auch leichtfertige behandlung selbst ernster lebensfragen geht durch. Die absicht herrscht, zu unterhalten und zu erheitern. Sie kommt besonders durch einzelne, in burlesker spielmannsmanier gehaltene scenen zum ausdruck, auf das innenleben wird bei dieser rein äusserlichen lebensauffassung gar nicht eingegangen. Immerhin geht die individualisierung der gestalten auch hier weit über das gewöhnliche spielmannsmass hinaus, und darin mag man die retuschierende hand des dichters erkennen. Im gegensatz dazu ist die Gudrunerzählung ganz durchgeistigt und der schwerpunkt der erlebnisse (wenigstens bei einigen charakteren) ins innere der menschen verlegt. Eine andere anschauung von der menschennatur herrscht hier, die personen sind unter dem gesichtspunkt ihres ethischen wertes aufgefasst, sie sind träger sittlicher ideen. Der dichter will hier nicht bloss unterhalten, sondern er will, wie der dichter des Nibelungenliedes, ein lebensbild geben, das den ausdruck bildet für die ideale der ritterlichen gesellschaft seiner zeit und seiner heimat. Dazu aber gehörte nicht nur die schilderung von männertaten und kämpfen, sondern, ergriffen von der neuen entdeckung seiner zeit, der psychologischen ergründung des weiblichen gemütes, lag es ihm am herzen, die vorgänge in einer leidenschaftlich bewegten frauenseele darzustellen. Dazu hatte ihm der dichter des Nibelungenliedes das vorbild gegeben in Kriemhild, und wie jener das wesen seiner heldin auf die treue stellte, die treue gegen den ermordeten gatten, so stellte er in den mittelpunkt der sittlichen natur seiner lieblingsgestalt die treue gegen den gatten und den erschlagenen vater.

Man könnte die Hildegeschichte eine novelle nennen, die geschichte der Gudrun einen roman, jene verfolgt fabulistischen zweck, diese psychologischen. Die urheber nahmen verschiedene stellung zu ihrem stoffe, der spielmann steht ihm ironisch gegenüber, der ritterliche dichter glaubt an seine gestalten. Das sind durchgehende wesensunterschiede, die beiden teile können demnach nicht unter gleichen bedingungen concipiert sein. Da nun aber das mittelhochdeutsche gedicht, wie P. erwiesen hat, doch einen dichter voraussetzt, so liegt die annahme nahe, dass dieser für die geschichte der Hilde ein fertiges spielmannsepos benutzte, den stoff für die geschichte der Gudrun aber litterarisch unverarbeitet vorfand oder wenigstens nicht weithinein zubereitet, so dass er ihn frei nach seinem künstlerischen ermessen ausbilden konnte.

Die bedenken, die sich im laufe der prüfung gegen eine reihe von Panzers voraussetzungen einstellen mussten, sind m. e. zu gewichtig, als dass man das schlussergebnis, wonach die Gudrun aus unserer alten heldensage zu streichen wäre, im vollen umfange annehmen dürfte. Der wundersame bau ist umwuchert von einem vielverschlungenen einheimischen und exotischen rankenwerk, aber wenn wir dieses durchdringen, werden wir nicht auf ein heiteres märchen, vom Goldener oder Eisenhans, stossen, sondern auf die herbe sage von der erringung des weibes durch raub und kampf.

Im vorhergehenden habe ich einer reihe von einzelheiten gegenüber eine ablehnende haltung einnehmen müssen. Um so nachdrücklicher möchte ich nun hervorheben, dass in diesen capiteln eine fülle trefflicher erklärungen und überraschender, neuer und fruchtbarer gesichtspunkte enthalten ist, eingegeben von grossem scharfsinn und einer ganz hervorragenden combinationsgabe. Der reichtum an ideen ist in diesem buche so gross, dass alle einwände im einzelnen seinem hohen werte keinen abtrag tun können. Die Gudrunforschung nicht nur, sondern die forschungen über die mittelhochdeutsche heldendichtung überhaupt sind damit in ein neues stadium getreten. Die hier geübte methode ist vorbildlich für jede künftige arbeit über die

quellengeschichte eines mhd. volksepos. Sie beruht auf der beobachtung sämtlicher einzelner erscheinungen unter beiziehung eines möglichst umfassenden materials von parallelen. Die einzelnen motive sind typisch, der ganze gedankenkreis eines mittelhochdeutschen epos ist im detail bestimmt und gemeingut der dichter von profession. Ihre arbeit besteht nicht in der erfindung des stoffes, nicht einmal einzelner stoffteile, sondern in der eigenartigen verwendung der motive und im innern ausbau, in der causalen verknüpfung der bestandteile, in der ausmalung der charaktere, in der dem ganzen oder einzelnen scenen verliehenen stimmung usw.

Nicht nur die einzelnen motive sind dem dichter schon vorher gegeben, sondern vor allem auch der kern der erzählung. Und hier sind es nur wenige typen, die von den verfassern immer und immer wider variiert werden. Der liebesroman wird dabei fast immer in die form einer brautwerbung (brautraub) gekleidet, so schon im Waltharius und Ruodlieb, so im Nibelungenlied (Sigfrid und Kriemhild, Gunther und Brünhild, Etzel und Kriemhild), in der Gudrun (Hilde und Gudrun), Rother, Ortnit, Hugdietrich, Wolfdietrich und die Heidenprinzessin. Nach dieser sachlage ergibt sich Panzers anschauung von dem entstehen der Gudrun aus einem verbreiteten urtypus principiell als notwendig. Wenn wir auch den einzelfall, den er als ausgangspunkt, als urtypus aufstellt, das Goldenermärchen, zurückweisen, so wird doch die lehre, die wir aus seiner methode ziehen, massgebend bleiben für unsere auffassung von dem wesen des deutschen volksepos. Auf eine ganz geringe zahl von urtypen geht alles spielmannswerk zurück (und dazu gehören auch die dichtungen unseres 'deutschen heldenbuchs', soweit sie nicht höfische erzählungsstoffe aufgenommen haben). Nur beim Nibelungenlied sind andere, gewaltigere kräfte an der arbeit gewesen, die aus der tiefe der volksseele aufgestiegen sind.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Goldstein, Ludwig, dr. phil., Moses Mendelssohn und die deutsche ästhetik. [U. a. t.: Teutonia, Arbeiten zur germanischen philologie herausgegeben von dr. phil. Wilhelm Uhl, ao. prof. an der Albertus-universität. 3. heft.] Königsberg i. P., Gräfe u. Unzer 1904. VIII, 240 s. 5 m.

Der verfasser findet die wertvolle arbeit, die Mendelssohn geleistet hat, nicht in den speculationen des Phädon, sondern zumeist auf ästhetischem gebiet, und so hat er sich in seiner widergabe der Mendelssohnschen gedankenwelt auf die ästhetik beschränkt. So warm seine begeisterung für den Berliner philosophen ist, so überschätzt er ihn doch keineswegs; er weiss, dass Mendelssohn kein theoretiker und systematiker ersten ranges, sondern nur ein mann der mannigfaltigen anregungen war, aber er glaubt, dass Mendelssohns einfluss nicht genügend beachtet und dass seine stellungnahme zu den einzelnen problemen der ästhetik vielfach falsch beurteilt wird; wol hat Fr. Braitmaier in seiner Geschichte der poetischen theorie und kritik von den Discursen der maler bis auf Lessing eine ausführliche analyse der ästhetischen schriften Mendelssohns gegeben, die in den meisten punkten wirklich erschöpfend genannt werden darf; trotzdem hofft der verf. neben einigen glücklichen ergänzungen und correcturen auch wirklich neue gesichtspunkte für die beurteilung der frage beizubringen, welchen einfluss Moses auf die entwicklung der ästhetischen kritik und theorie geübt hat (s. 6/7).

Immerhin mag es nach diesem geständnis des verfassers zweifelhaft erscheinen, ob ein ausführliches buch von 240 enggedruckten seiten über Mendelssohns ästhetik

bedürfnis war und ob nicht vielmehr eine abhandlung genügt hätte, die die notwendigen verbesserungen zu Braitmaier nachgetragen hätte. Nachdem sich der verf. aber für eine neue ausführliche darstellung entschieden hat, muss anerkannt werden, dass man an ihm einen zuverlässigen und erschöpfenden führer durch die nicht gerade reiche und tiefe ästhetische gedankenwelt Mendelssohns findet. Mit der genauesten in langjährigem studium gefesteten kenntnis aller litterarischen äusserungen Mendelssohns verbindet er ein sicheres wolgeschultes urteil in ästhetischen dingen. Die klare sachlichkeit seiner darstellung und die glückliche nüchternheit in der beurteilung seines helden machen sein buch zu einer sympathischen lectüre. Vor allem berührt es angenehm, dass Goldstein — redacteur der Hartungschen zeitung — sich vollständig freihält von einem gespreizten geistreichtun. Goldstein scheint seinen stil an Mendelssohn selbst gebildet zu haben; sein buch ist ein ehrendes zeugnis für den fördernden einfluss, den Mendelssohns gewissenhafter ernst und sein ehrlicher im dienst der sache aufgehender idealismus noch heute auszuüben vermag.

Die ästhetischen probleme, zu denen Mendelssohn stellung genommen, werden in der reihenfolge behandelt, in der sie in den ästhetischen schriften Mendelssohns auftauchen; durch sorgfältige beiziehung der kritiken und briefe glückt es ihm, manches schwankende und unsichere festzustellen und missverständnisse seiner vorgänger in glücklicher weise zu berichtigen. Er zeigt im gegensatz zu Braitmaier, der Mendelssohn in Gottscheds ansichten befangen sein lässt, wie Mendelssohn in der frage, ob genie oder regel das grosse kunstwerk schaffe, zwar die regel nicht ausschliessen will, aber dem genie die grundlegende aufgabe im entstehungsprocess des kunstwerks zugewiesen hat. Der nicht vollständig zum ziel gelangte versuch Mendelssohns, die ästhetik aus den banden der moral zu befreien, den übrigens schon Braitmaier gewürdigt, findet eine ausführliche lehrreiche behandlung, doch steht u. e. Mendelssohn nicht in der unmittelbaren nähe Schillers, in der ihn Goldstein sieht, auch hätte Goldstein eine grössere unsicherheit bei Mendelssohn einräumen dürfen, als er es tatsächlich getan hat. Im streit Lessings und Winkelmanns über die allegorie, in dem ihn Braitmaier auf seiten Lessings stehen lässt, weist ihm Goldstein eine vermittelnde stellung zu, der freilich jegliche schärfe der unterscheidung fehlt. Mendelssohns bemühungen, als der erste in Deutschland ein system der künste aufzustellen und das wesen des naiven zu ergründen, werden dargetan und in feiner entgiltiger untersuchung die genealogie der begriffe reiz, grazie und anmut bei Mendelssohn und seinen beiden nachfolgern Lessing und Schiller festgestellt. Des weiteren wird ihm (wider gegen Braitmaier) das verdienst zugeschrieben, zuerst den eigentlichen charakter der ästhetischen illusion als 'bewusster täuschung' erkannt oder wenigstens geahnt zu haben und in der behandlung des erhabenen sich über die enge auffassung Burkes, seines englischen vormanns, zu einer anschauung erhoben zu haben, die zu Kant und Schiller hinüberführt. Die gewonnenen ergebnisse verwertet Goldstein in feiner und besonnener untersuchung, um die einwirkungen aufzuzeigen, die von Mendelssohn auf die bedeutendsten ästhetiker seiner zeit, auf Lessing und Herder, auf Kant und Schiller ausgegangen sind.

STUTTGART. TH. A. MEYER.

Bonner beiträge zur anglistik, herausgegeben von M. Trautmann. Heft VII: Finn und Hildebrand. Zwei beiträge zur kenntnis der altgermanischen heldendichtung von **Moritz Trautmann.** Bonn, P. Hansteins verlag 1903. VIII, 131 s. 4,50 m.

Im ersten teil des vorliegenden heftes druckt Tr. zunächst die auf Finn bezüglichen texte, die einlage im Beowulf und das bruchstück vom überfall in Finnsburg ab. Er benutzt dazu besonders hergestellte, der Beowulfhandschrift möglichst ähnlich nachgebildete typen und glaubt, damit einen wichtigen schritt zur erleichterung des verständnisses der überlieferung und ihrer verderbnisse getan zu haben. Ich bedaure, darin keinen fortschritt sehen zu können. Die normalisierung der form, die für den druck notwendig wird, hat eine fast ebensò grosse abweichung von dem mannigfach wechselnden aussehen der handschrift zur folge, als die verwendung unserer gewöhnlichen antiquatypen. Einen richtigen begriff von der handschriftlichen überlieferung kann ja doch nur die photographische nachbildung geben; die beigabe einiger facsimiletafeln würde diesem zweck genügend entsprechen. Die an sich gefälligen typen Tr.s haben zweifellos den nachteil, dass sie für die mehrzahl der benutzer unbequemer sind als gewöhnliche antiquatypen, ohne doch ihre bestimmung wirklich zu erfüllen. Es ist darum kaum zu wünschen, dass Tr.s vorgehen nachahmung finde. Aus seiner jüngst erschienenen Beowulfausgabe ist übrigens zu ersehen, dass er selbst seinen plan, auch dieses grössere denkmal mit seinen neuen 'staben' drucken zu lassen, wider·aufgegeben hat.

Auf den abdruck der hsl. texte folgt sodann eine eingehende discussion der überlieferung und der bisherigen bemühungen um die herstellung des textes mit einer menge eigener besserungsvorschläge, die schliesslich in einem eigenen text mit daneben stehender deutscher übersetzung zusammengefasst werden. Zu einigen von den wichtigeren dieser vorschläge mögen die folgenden bemerkungen gestattet sein.

Beow. v. 1064 wollte T. früher *Healfdenes* in *Hrōðgāres* ändern; jetzt zieht er diesen vorschlag zurück zugunsten von *Healfdena*. *Healfdene* sei, wie sich aus v. 1069 ergebe, nichts anderes als einer der vielen namen, welche den Dänen beigelegt werden, der *herewīsa Healfdena* sei somit *Hrōðgār*. Das halte ich nicht für möglich. Dass die Dänen mit auszeichnenden beiwörtern oder nach der geographischen lage der einzelnen abteilungen *Hring-*, *Gār-*, *East-*, *West-Dene* usw. heissen, ist ganz in der ordnung; *Healfdene* aber, das doch mischlinge bezeichnen müsste, hat für die reinen Dänen keinen sinn und könnte höchstens von einem verwandten, nicht rein dänischen stamme gebraucht werden, nicht aber von dem volke des Hrōðgār. Tr.s früherer vorschlag, *Hrōðgāres* statt *Healfdenes* einzusetzen, ist daher wol vorzuziehen. Die verschreibung wäre nicht unerklärlich, da wenige zeilen weiter oben Hrōðgār als *sunu Healfdenes* bezeichnet war und andrerseits das auge des abschreibers leicht auf das *hæleð Healfdenes* von v. 1069 (so die meisten herausgeber gewiss richtig statt des hsl. *Healfdena!*) abirren konnte. — V. 1066 fgg. verbessert Tr. folgendermassen:

Þonne heal-guma *Hrōþgāres scop,*
æfter medo-bence *mǣnan scolde*
Finnes gefēran, *ðā hie sē fǣr begeat.*

Dass in *heal-gamen* ein fehler steckt, scheint auch mir gewiss und die bedenken gegen *eaferum* v. 1068 teile ich ebenfalls; aber Tr.s abhilfe befriedigt wenig. *gefēran* weicht doch einmal von der überlieferung recht bedeutend ab; zweitens glaube ich trotz des hinweises auf *Grendles mǣgum* nicht, dass *Finnes gefēran* heissen kann

'Finn und seine gefährten', was für den zusammenhang unbedingt erforderlich wäre. In *eaferum* sucht man allerdings unwillkürlich das object zu *mǣnan*. Da bietet sich mit leichter änderung *earfeðu* dar: in *healgamen* wird dann wohl die bezeichnung derer stecken, denen der sänger von den nöten des Finn vorsingt, man braucht also einen dativ, somit eher *healgumum;* ich möchte deshalb lieber so lesen:

. . . . . . gid oft wrecen,
ðonne healgumum Hrōþgāres scop
æfter medobence mǣnan scolde
Finnes earfeþu ða hine se fǣr begeat.

Dann braucht die einlage noch nicht mit v. 1069 zu beginnen; es erscheint natürlicher, 1069 fg. als einen weiteren bestandteil des mit *ðā* eingeleiteten satzes zu nehmen und die not des Finn mit dem fall des Hnæf in verbindung zu bringen.

V. 1069 sollen die beiden genetive *Healfdena* und *Scyldinga* von *hæleð* abhängen und der ganze vers soll bedeuten: 'Hnæf, der held der Halbdänen, der Scyldinge'. Was es mit den Halbdänen als synonym der Scyldinge für eine bewandtnis habe, ist schon gesagt worden. *Hnæf Scyldinga* ist aber die gewöhnliche formel, wo es sich darum handelt, die nationalität des Hnæf auszudrücken, der damit nicht als zur familie der Scyldinge gehörig hingestellt werden soll, sondern einfach als Däne bezeichnet wird (vgl. auch Sievers Beitr. 29, 309). — V. 1083 fg. will Tr. *wīc* statt *wīg* lesen und in *gefeohtan* nicht einen infinitiv, sondern den dativ eines feminin. substantivs *gefeohte* sehen und übersetzen: „der kampf raffte alle mannen Finns hin ausser einigen wenigen, so dass er auf dem schlachtfelde die wohnstätten dem Hengest mit nichten durch gefecht noch die traurigen überbleibsel durch kampf dem degen des fürsten entreissen konnte". Das bedenkliche der annahme eines femin. *gefeohte* neben dem gewöhnlichen neutrum *gefeoht* sieht Tr. selbst ein, er setzt sich aber zu leicht darüber hinweg mit der vermutung, dass *wiht gefeohtan* aus *wihte feohtan* verdorben sei. Er meint, mit seiner besserung ein wahres muster epischen stiles geschaffen zu haben, da *wīc* und *wēalāfe, feohtan* und *wīge, Hengeste* und *þēodnes þegne* einander entsprächen. Meinem gefühl nach verlangt aber der epische stil eher eine variation ('gespiel' nennt sie Tr.) zu *forþringan,* die in *gefeohtan* als infinitiv vorhanden wäre, durch Tr. aber beseitigt wird. Auch *wīc* scheint mir als object des kampfes nicht ganz geeignet. Ich ziehe vor, den überlieferten text beizubehalten bis auf die kleine änderung *wiht Hengeste wīge gefeohtan.* Die grosse ähnlichkeit der aufeinander folgenden zweiten halbverse im bau würde allerdings keinen bedeutenden verskünstler verraten, in einem kürzenden auszug, dessen fassung auch sonst nicht immer die glücklichste ist, wäre sie aber doch wol nicht unmöglich.

In den vv. 1086 fgg. muss sich die abhängige rede, die den inhalt des vertrages widergibt, nicht nur bis v. 1088, sondern bis v. 1094 erstrecken. — Die schwierigkeiten des verses 1101 fg. scheinen mir doch in *gemǣnden,* nicht in *þēah* zu liegen. Mit der leichten änderung zu *gemerde* (anglische form statt *gemyrde*) erhalten wir auf einmal die vermisste variation zu *brǣce* und den vom zusammenhang verlangten sinn. — V. 1103 wird am leichtesten geheilt durch weglassung des *r* von *geþearfod* > *geþeafod, geþafod.* — Für den comparativ *frecran* im sinne von 'zu dreist' v. 1104 wird es schwer sein, ein analogon aus dem englischen beizubringen; warum nicht *frecre?* — V. 1107 scheint die notwendigkeit der änderung von *āð* > *ād* evident (trotz v. Grienberger Anglia 27, 331). Die deutung von v. 1107ª fg. *and icge gold ahæfen of horde* wird durch Tr.s vermutungen kaum gefördert. — V. 1118 wird *gūðrinc* nach analogie von v. 3144 *wudurēc āstāh* eher zu *guðrēc* als zu *guðrēoc* zu

ändern sein. — V. 1122 scheint mir Tr. weiter als nötig vom überlieferten wortlaut abzuweichen; mit geringeren änderungen gäbe wol *lāðbite līges līc eall forswealg* einen der sachlage angemessenen sinn. — V. 1126 finde ich den gedanken an die gefallenen bei der rückkehr von der totenfeier nicht unnatürlich; Tr.s *frēondum bi fēolan* 'sich zu den freunden zu begeben' statt *frēondum befeallen* scheint mir syntaktisch anfechtbar; die angeführten parallelen stimmen nicht. — V. 1128fg. scheint mir Tr.s verstrennung *mid Finne.| [Ēðe]l* einleuchtend: bei seiner weiteren conjectur *unblinne* 'unaufhörlich' statt *unhlitme* ist mir die art der wortbildung nicht klar, da wir doch ein compositum wie *ēð-finde* nicht als vorbild für ein mit *un*- zusammengesetztes wort gelten lassen können. — Die bedenken, die sich gegen *worodrædenne* statt *woroldrædenne* v. 1142 erheben, sind nicht so schwer wie diejenigen gegen Tr.s jetzigen vorschlag *wrāð-rædenne* 'unterstützung'.

Im bruchstück vom Überfall in Finnsburg sind v. 1fg. *hornas byrnað nǣfre* und *hlēoþrode ðā* metrisch unmögliche halbverse; *nǣfre hlēoþrode ðā* wäre metrisch nicht besser und sinnlos. Tr. vermutet deshalb, dass ursprünglich gar nicht *nǣfre*, sondern *Hnæf þā hlēoþrode* dagestanden habe. Dass durch seine änderung ein zweiter stab in die halbzeile hereinkomme, könne ihr nur zur empfehlung dienen. Dieser vorschlag ist bestechend. Ist er richtig, so kann auch die antwort auf die viel umstrittene frage nach der einordnung der scene des überfalls in die Beowulf-einlage nicht mehr zweifelhaft sein. Das fragment muss dann ereignisse betreffen, die den im Beowulf erzählten vorausliegen. Diese auffassung ist schon aus anderen gründen von Bugge u. a. vertreten worden und hat meines erachtens die grösste wahrscheinlichkeit für sich. Auch von diesem gesichtspunkte aus könnte man also Tr. zustimmen. Sein bedenken gegen *heaþogeong* wird man ebenfalls teilen und ein *heaþogeorn* vorziehen. Dagegen werden kaum viele gefallen finden an Tr.s herstellung von v. 5: *ac hēr forþ beraþ fugelas swinsaþ* = 'sondern hier bringen vögel geschrei hervor'. Nicht jeder wird so leicht wie Tr. bereit sein, ein substantiv *swinsaþ* nach dem muster von *huntoþ, langoþ, drohtoþ* zu erfinden und einem *forð beran* die abgeblasste bedeutung 'hervorbringen, verursachen' beizulegen. — V. 11 ist das überlieferte *landa* sinnlos. Die grosse ähnlichkeit der ganzen stelle mit Exodus v. 218 bringt Tr. auf den glücklichen gedanken, dafür *hlencan* einzusetzen. — Den zweifellos unvollständigen v. 13 *ðā ārās mænig* ergänzt Tr. so: *ðā ārās of reste rondwīgend mænig*. — Tr. bestreitet, meines erachtens mit recht, dass aus dem zusatz *sylf* zu *Hengest* v. 18 gefolgert werden dürfe, dass Hengest der könig sei, von dem zu anfang des bruchstücks die rede ist. Hengest muss doch, da ihm nach Hnæfs tode die führung zufällt, von vornherein der bedeutendste gefolgsmann gewesen sein: es ist daher nicht verwunderlich, wenn er durch *sylf* über die anderen hervorgehoben wird. — Für v. 19 nimmt Tr. eine anregung Ettmüllers wider auf und ersetzt *styrode* durch *stȳrde* = 'steuerte, wehrte'. Dazu braucht er als ergänzung einen dativ; diesen bietet einzig ein *Gārulfe* statt des überlieferten *Gārulf,* wodurch zugleich auch der metrisch mangelhafte halbvers auf sein richtiges mass gebracht wird. *Gūðere* ist dann natürlich subject. — Für das im anschluss an Byrhtnoð v. 283 vorgeschlagene *cellod* von v. 30 bringt Tr. eine neue deutung: es soll eine südliche form (woher käme diese?) für **cyllod* sein, die von *cyll* 'sack, lederschlauch' abgeleitet werden müsse, also = 'mit leder überzogen'. Fraglich bleibt mir aber, ob man ein solches fremdwort dem alten poetischen wortschatz zuschreiben darf. — *eorðbūendra* v. 33 soll nicht heissen 'der menschen', sondern 'der bewohner des landes' = der Friesen, wie Beow. 1155 *eorðcyning* den könig des landes, nämlich den Friesenkönig Finn,

bezeichne. Kaum glaublich. Dieser genetiv in verbindung mit dem superlativ klingt ganz formelhaft und dadurch in seiner bedeutung abgeschwächt = 'zu allererst'; auch die beziehung von *eorð-* in *eorðcyning* auf ein bestimmtes land scheint mir der sonst allein nachweisbaren weiteren bedeutung von *eorðe* gegenüber unstatthaft. — Dass der in v. 34 überlieferte *Gūðlāf* nicht mit Hnæfs mann *Gūðlāf* identisch sein kann, ergibt sich aus der ganzen situation mit gewissheit. Tr.s abänderung zu *Gūðere* wird also, wenn man an zufällige namengleichheit der gegner nicht glauben will, die nächstliegende sein. — Nimmt man Tr.s besserung von v. 35[1] *hrēawblāca* [oder eher *hrēowlīcra?*] *hwearf* = 'schar der totenbleichen' an, so wird man diesen ersten halbvers als variation zu *gōdra fela* ansehen und darnach einen punkt setzen müssen. Tr. verwirft diesen gedanken und zieht den ersten halbvers als object zu *wundrode,* wie er statt *wandrode* lesen will. Diese conjectur scheint mir überflüssig. — Den sinnlos überlieferten v. 40 *ne nǣfre swā noc hwītne medo sēl forgyldan* hält Tr. für verdorben aus *ne nǣfre swētne medo s. f.*, indem er in *swā noc* bezw. *hwītne* zwei versuche sieht, ein unleserlich gewordenes *swētne* widerzugeben. Das ist recht gekünstelt. Eine andere, wie mir scheint, einfachere und der überlieferung besser gerecht werdende lösung möge hier ihren platz finden: *swa noc hwitne* ist vermutlich entstellt aus *hira mondrihtne* und *nǣfre* überflüssig widerholt aus v. 38, somit der ganze vers ursprünglich im besten anschluss an das vorhergehende und ebensogut zum folgenden passend: *ne hira mondrihtne medo sēl forgyldan.*

Mit Tr.s reconstruction des inhalts der Finnsage aus bruchstück und einlage kann ich mich im grossen und ganzen einverstanden erklären. Wie schon vorhin betont, ist die auffassung, wonach das bruchstück den kampf darstelle, in dem Hnæf schliesslich fällt, die wahrscheinlichste und wird durch Tr.s glückliche conjectur *Hnæf þa hlēoþrode* fast zur gewissheit. In einzelheiten wären aber doch einwendungen zu erheben. Was Hnæfs reise zu seinem schwager Finn veranlasst, wissen wir nicht. Tr. meint, er sei vielleicht einer heimtückischen einladung Finns gefolgt. Dafür, dass der einladung verräterische absichten zugrunde lagen, haben wir kaum einen anhalt. Man könnte sich sehr wol denken, dass der ausbruch des streites unter ähnlichen umständen erfolgt und durch ähnliche gründe veranlasst gewesen wäre, wie in der geschichte des Ingeld und der Freawaru. Tr. meint ferner, dass Hnæf mit seinen verwandten nicht im eigentlichen Friesland, sondern in einem ungenannten lande, wo Finn einen herrschersitz hatte, zusammengetroffen sei. Das ist doch wenig wahrscheinlich. Ein *Freswæl* sucht man in Friesland selbst; auch erwartet man, dass der bruder seine schwester und ihren sohn an ihrem gewöhnlichen wohnsitz besucht. Diese natürlichste anschauung wird wol nur wegen *Frȳslond gesēon* von v. 1126, das in der tat auf den ersten blick einen gegensatz zu Finns burg hereinzubringen scheint, zurückgewiesen. Aber der dichter wollte damit vielleicht nur betonen, dass Hengest und seine mannen nicht in die heimat zurückkehren, sondern kraft des vertrags mit Finn in dem fremden Friesland bleiben, wo sie doch nach dem tode des Hnæf nichts mehr zu suchen haben; die *wīc,* die sie beziehen, sind wol nur dem schauplatz der leichenverbrennung, der nicht sehr entfernt gedacht werden muss, gegenübergestellt. Was Tr. über die näheren umstände vermutet, unter denen Hnæf und sein neffe fallen, ist reine phantasie; nur soviel wird man mit ihm aus *unsyngum* v. 1072 schliessen dürfen, dass Hildburhs sohn ohne sein verschulden in den kampf hineingezogen wurde. Nicht besser begründet scheint mir die annahme, dass Hengest mit Hun („wahrscheinlich ist dieser ein von Finn unterdrückter fürst, der durch das bündnis mit Hengest verlorene rechte wider zu erlangen hofft") ein bündnis geschlossen

habe. Tr. hätte freilich auf den Hun, der Hetware fürsten, des Widsið hinweisen können; aber aus dem zusammenhange folgt notwendig, dass Hun zu der *worodrǣden* des Hengest gehört, also ein Däne ist. Tr. will ja allerdings *worodrǣdenne* ersetzen durch *wraðrǣdenne;* aber diese änderung ist keine verbesserung.

Über den zweiten teil von Tr.s schrift darf ich mich angesichts der schon erschienenen besprechungen desselben im Lit. centralblatt, in der beilage zur Allg. zeitung und in den Engl. studien kürzer fassen. Tr. versucht darin den nachweis, dass das Hildebrandslied eine schlechte oder schlecht überlieferte übersetzung aus dem englischen sei, und ist sogar imstande, das von ihm reconstruierte original an der seite des überlieferten, von ihm 'berichtigten' textes und einer nhd. übersetzung vorzulegen. Über die tragweite einer solchen entdeckung für die deutsche und englische litteratur- und sagengeschichte brauche ich keine worte zu verlieren. Wenn gar auch Heliand und Muspilli, wie das schlusswort Tr.s andeutet, sich als übersetzungen aus dem englischen herausstellen würden, so wären ja alle unsere bisher geltenden vorstellungen über altdeutsche dichtung über den haufen geworfen. Ganz überraschend kommt allerdings demjenigen, der Koegels argumente für den niederdeutschen ursprung des Hildebrandsliedes genauer geprüft hatte, diese schlussfolgerung Tr.s nicht. Schon Kauffmann hatte in den Philolog. stud. s. 127 darauf aufmerksam gemacht, dass bei objectiver beurteilung der von ihm vorgebrachten statistischen tatsachen Koegel consequenterweise hätte zu dem ergebnis gelangen müssen, dass ein Angelsachse das lied verfasst habe. Indem Tr. sich im wesentlichen derselben mittel zu seiner beweisführung bedient wie Koegel, kommt er tatsächlich zu diesem schluss. Während aber Koegel bestrebt war, sich mit dem überlieferten texte abzufinden, stellt sich Tr. auf den standpunkt, dass mit einem so jämmerlich zerrütteten text „ohne einen mutigen schnitt ab und zu nichts zu machen" sei.

Die gründe, die ihn zu seiner behauptung bestimmen, fasst Tr. in folgende sechs gruppen zusammen:

1. Der altdeutsche Hildebrandstext enthält altenglische buchstaben: *f, ð, t,* ᚹ, oder altenglische längenzeichen: *ǣnon, sē, ēr.*

2. Der Hildebrandstext enthält eine anzahl ae. wörter, viel mehr als Kauffmann anerkennen will.

3. Ganze wendungen stimmen mit wendungen überein, die wir aus der sprache ae. dichter kennen:

ferahes frōtōro, fīreo in folche, Hadubrant gimahalta, barn unwahsan, folches at ente, wuntane bouga, inan wīc furnam, banun ni gifasta, brētōn mid billiu, ibu dir din ellen taoc, scarpēn scurim usf.

4. Richtige ahd. verse, wörtlich ins ae. übersetzt, ergeben richtige ae. verse: *ðat sih urhēttun = ðæt hīe ōrettan, ǣnon muotin = ānan* [?] *mētten, Hiltibrant gimahalta = Hildebrand gemǣlde, wer sīn fater wāri = hwā his fæder wǣre, chind in chuninc-rīche = cild in cynerīce, dat sagētun mī = ðæt sægdon mē.*

5. Fehlerhafte althochdeutsche verse werden bei wörtlicher übersetzung richtige altenglische:

Hiltibrant enti Haðubrant = Hildebrand and Heaðubrand, helidōs ubar ringā = hæleðas ofer hringas, her was hērōro man = he wæs hārra man, enti sīnero degano filu = and his þegna fela, westar ubar wentil-sēo = west ofer wendel-sǣ, reccheo ni wurti = wreccea ne wurde.

6. Tilgt man unnötige und der sprache der ae. dichter ungemässe worte, so entstehen beim übersetzen tadellose ae. verse:

garutun se iro gūð-hamun = gyredon gūð-haman,
do sie tō dero hiltiu ritun = þū hīe tō hilde ridon,
spenis mih mit dīnēm wortun = spenes mec mid wordum,
wili mih dīnu speru werpan = wilt mec [mid] spere weorpan,
brētōn mid sīnu billiu = brēotan mid bille,
ibu dū dār ēnic reht habēs = gif þū þǣr reht hafas,
der sī doh nū argōsto = sī nū eargosta,
erdo desero brunnōno = oððe byrnena.

Dass diese gründe nicht alle wirklich brauchbar sind, darüber täuscht sich Tr. keineswegs. Er hat selbst die einwände, die sich sofort dagegen aufdrängen, kurz, aber so treffend vorgebracht, dass wir uns der pflicht, sie zu widerholen, enthoben fühlen dürfen. Es ist klar, dass nur die unter 2. und 5. bezw. 6. aufgeführten kriterien etwas beweisen könnten. Kraus hat aber in der Zs. f. öst. gymn. 47, 317 fgg. die bedeutung, die den schlüssen aus dem wortvorrat zukommt, mit solcher methodischen schärfe dargelegt, dass man sich nur über die zuversicht wundern kann, mit der Tr. den ahd. gegen den ae. wortschatz abzugrenzen sich getraut. Wichtiger als die wörter sind solche für eine bestimmte mundart charakteristische formen, die sich nicht ohne verletzung des versbaues beseitigen liessen; in unserem falle namentlich *suāsat* und *fateres*, die für die as.-ae. hypothese recht unbequem sind. Tr. muss die erste, die absolut unenglisch ist, aus dem wege räumen. Aber das will nicht gelingen. Man höre, was er darüber zu sagen hat: „Das ae. lied muss hier die schwache form *swǣse* gehabt haben, schon weil die starke *swǣs* einen unguten vers gäbe. Wie nun kann es gekommen sein, dass wir im ahd. texte die starke form finden anstatt der zu erwartenden schwachen? Ich glaube folgendermassen: der übersetzer wird dem urtexte gemäss die schwache form *suāsa* (vgl. *luttila* und *arbeo laosa*) gesetzt haben. Ein abschreiber aber fügte, getäuscht durch das unmittelbar folgende *c* vor *chind* ein *c* an, das dann später *t* ward; er kann auch unmittelbar *t* für *c* geschrieben haben bei der ähnlichkeit der beiden zeichen. Dass *suāsat* im überlieferten texte am ende einer zeile, *chind* am anfange der folgenden steht, ist kein genügender grund an dieser entstehung der form zu zweifeln; denn *suasa* und *chint* brauchen nicht von anfang an in verschiedenen zeilen gestanden zu haben. Das schwache adjectiv ist hier durchaus am platze: 'jetz soll mich dies mein kind töten'. Vgl. *mīn þæt swǣse bearn* Guðl. 1053. Die ahd. worte geben ohne weiteres den guten ae. vers: *nū sceal mec swǣse cild* (oder *bearn*).“ Die widerholung einer behauptung ersetzt nicht ihre begründung. In der verbindung adjectiv + substantiv ist die schwache form des adjectivs weder im deutschen noch im englischen regel und speciell für *swǣs* finde ich im ae. ausser Guðl. 1053, wo der bestimmte artikel dabei steht, keine einzige schwache form belegt. Die für das ae. vorauszusetzende form *swǣs* aber würde den vers zerstören. Zur unterstützung seines ae. genetivs *fæderes* beruft sich Tr. auf Sat. 580, wo allein gegenüber sonst in der poesie regelmässigem *fæder* die dreisilbige form belegt ist; sie kann natürlich für den mindestens um hundert jahre älteren sprachzustand des supponierten ae. Hildebrandsliedes gar nichts beweisen.

Den unter 5. genannten gesichtspunkt mit erfolg geltend zu machen, hindert die unsicherheit über die regeln des ahd. allitterationsverses, die bei dem spärlichen umfang des ahd. materiales sich lange nicht so genau feststellen lassen wie beim ae. oder as. vers; man wird also gar nicht immer einen ahd. vers mit bestimmtheit für fehlerhaft erklären können, ebensowenig wird es dann erlaubt sein, einem verdacht

zuliebe an dem überlieferten ahd. wortlaut so lange herumzuändern, bis ein vermeintlich richtiger vers herauskommt. Jedesfalls aber dürfen verse, die nur auf conjectur beruhen, nicht als sichere grundlage für einen beweis dienen. Es ist übrigens noch fraglich, ob Tr.s behauptung, dass bei der übertragung ins ae. correcte verse entstehen, in allen fällen den tatsachen entspricht. Wodurch sich z. b. der vers *Hildebrand* [richtig ae. *Hildbrand!*] *and Heaðubrand* gegenüber dem ahd. *Hiltibrand enti Hadubrant* auszeichnen soll, ist mir nicht klar; ebensowenig vermag ich an *hæleðas ofer hringas* einen vorzug gegenüber dem natürlich auch für das Hildebrandslied vorauszusetzenden *helidōs ubar hringa* zu erkennen.

Es ist vorhin schon angedeutet worden, dass Tr. nicht zu denen gehört, die es für die pflicht des textkritikers halten, so lange bei der überlieferung zu bleiben, als sich mit derselben ein sinn verbinden lässt. Es ist ja nicht zu bezweifeln, dass starrer conservativismus auch auf diesem gebiet vom übel ist; einige neuere leistungen der Beowulfkritik zeugen deutlich genug dafür. Aber die reaction dagegen überschreitet bei Tr. das zulässige mass. Ihm gilt die überlieferung nur sehr wenig; sie ist für ihn oft nicht viel mehr als eine anregung zu eigener texterfindung, die ganz geistreich sein mag, aber nicht den anspruch erheben darf, das gesuchte original zu repräsentieren. Wo es ihm passt, nimmt er änderungen vor, die von dem auf uns gekommenen text kaum mehr etwas erkennen lassen. Ich müsste fast seine ganze abhandlung ausschreiben, wenn ich dieses urteil begründen wollte. Ein paar der schlagendsten beispiele seines verfahrens mögen genügen.

V. 16¹ *dea erhina wārun* hält Tr. für verderbt. Angesichts des misslingens der bisherigen deutungsversuche wird man das zugeben. Statt dass er nun aber eine lösung suchte, die sich mit dem, was da steht, vereinen lässt, trägt er kein bedenken, eine auch den nächsten vers stark in mitleidenschaft ziehende correctur zu empfehlen. Er drückt sich so aus: „Was an seiner stelle gestanden haben muss, lehrt ein blick auf v. 17¹, der metrisch ein ungeheuer ist: in *dat Hiltibrant hætti mīn fater* haben die beiden letzten worte keinen raum; und ich kann sie nur für einen zusatz halten, der erst gemacht worden ist, nachdem v. 16² schon zu *dea erhina warun* entstellt war. Gewiss, die worte *mīn fater* sind unentbehrlich; aber da sie in v. 17¹ nicht unterzubringen sind, werden sie in v. 16² gestanden haben. Ich habe keinen zweifel, dass der übersetzer schrieb *dat min er-fater* und dass der ae. urtext hatte:

ealde ond frōde, þæt mīn ǣr-fæder
Hildebrand hātte,

'dass mein verstorbener vater Hildebrand hiess'. Das wort *ǣr-fæder* steht noch Beow. 2622 und heisst auch dort 'der verstorbene vater'. *Dea erhina warun* und *dat mīn er fater* sind ja in den schriftzügen unähnlich genug, aber doch nicht so unähnlich, dass die hier angenommene verderbnis undenkbar wäre: *er* ist da; und die paare *warun* und *fater, hina* und *min, dea* und *dat* haben jedes gemeinsame buchstaben."

Die bedenken gegen die metrische structur von v. 17¹ scheinen sich mir nach dem über Tr.s metrische argumente bemerkten und in anbetracht der vielfach wahrnehmbaren verderbnis des textes zu erledigen; eine berechtigung zur änderung von v. 17¹, der einen ganz passenden inhalt hat, ist somit kaum vorhanden. Wie aber Tr. seinen wortlaut aus der überlieferung graphisch ableiten will, verstehe ich nicht. Wäre es nicht möglich, ohne so tief einschneidende abweichungen von der hs. auszukommen? Wenn man bedenkt, dass spuren eines ags. schreibers in schrift und wortformen unleugbar vorhanden sind, läge es doch gewiss näher, die verderbnis auf

warun zu beschränken und dieses als eine bei ags. schrift leicht erklärliche verlesung für *sāwun* aufzufassen, alles übrige aber unangetastet zu lassen, *hina* natürlich (unter ags. einfluss?) für *ina*, somit *dea ēr hina sāwun* = 'die ihn früher sahen'.

Zu dem schwierigen *neo dana halt* v. 31[1] citiert Tr. Jellineks äusserung zu seinem deutungsversuch (Zs. f. d. a. 37, 20 fgg.): „Allein ich trage bedenken, diese deutung vorzuschlagen, da die dabei vorauszusetzende bedeutung von *neo dana halt* in der poesie sonst nicht zu belegen ist und der vers auch durch den mangelnden stabreim anstoss erregt." Dann fährt Tr. mit verblüffender sicherheit fort: „Ei da wollen wir doch das schöne *neo dana halt* kurz und gut in *swertu ni scalt* = ae. *sweorde ne scealt* ändern!" Er muss dann natürlich auch im folgenden vers statt *dinc ni gileitos* lesen *dinc gileiton*.

So macht Tr. aus v. 51 *dār man mih eo scerita in folc sceotantero*, da dieser wortlaut unsinnig sei, kurzerhand *dār mīnan scilt scertitun sceotantero folc* 'wo meinen schild verhieben die scharen der krieger'. Und kategorisch erklärt er zu *niuse de motti* v. 60[2]: „Auf die z. t. sehr wunderlichen versuche diese worte zu erklären, geh ich nicht ein. Für mich liegt verderbnis vor aus ae. *nū unc god āmete* 'jetz (!) messe gott uns zu'. Den ersten anlass zur 'verhunzung' der stelle werde die abkürzung *d* (= *deus*) für *god* gegeben haben.

Ich brauche mit der aufzählung von beispielen nicht fortzufahren. Aber eines muss noch erwähnt werden: Tr. weiss ganz wol, dass in dem überlieferten texte wörter auftreten, die wir nur im deutschen, nicht aber im englischen kennen. Sie sind für seine these etwas unbequem und müssen daher beseitigt werden. Nach den oben gegebenen proben von Tr.s findigkeit im aufspüren des ursprünglichen wortlautes wird niemand überrascht sein, zu sehen, dass Tr. auch diese schwierigkeiten mit spielender leichtigkeit aus dem wege räumt, indem er passende (oder auch unpassende) englische wörter an stelle der deutschen einsetzt. Dass aber damit die gegenprobe geleistet, der beweis für den ae. ursprung des Hildebrandsliedes unwiderleglich erbracht sei, glaube ich so wenig als alle anderen fachgenossen, die bis heute ihre meinung über Tr.s schrift öffentlich ausgesprochen haben. Zum schlusse muss ich mein bedauern darüber ausdrücken, dass Tr. so viel mühe und scharfsinn auf die lösung einer aufgabe verwandt hat, die auf dem von ihm eingeschlagenen wege nie erreicht werden kann.

BASEL, JANUAR 1905. GUSTAV BINZ.

P. H. van Moerkerken jr., De Satire in de Nederlandsche Kunst der Middeleeuwen. (Utrechter doctordissertation). Amsterdam, van Looy 1904. VI, 243 s. 8°.

Der verfasser dieser kunstsinnigen dissertation will „nur eine übersicht geben über das, was an satirischen und verwandten schöpfungen der litterarischen und bildenden kunst des mittelalters in den Niederlanden übrig geblieben ist, in der hoffnung damit zugleich einen kleinen beitrag zu liefern für die kenntnis des äusseren und inneren lebens der vorfahren."

Gegenüber einer anwendung des wortes satire, die viele dinge unter dem namen zusammenfasst, die eigentlich nichts damit zu tun haben, oder die die grenzen allzu unbestimmt lässt, sucht der verfasser in der einleitung zu einer geschlosseneren begriffsbestimmung zu gelangen. Wenn wir ihm auf dies gebiet folgen wollen, so scheint sie mir trotzdem noch zu weit. Denn einerseits kann man wol nicht alles satire nennen, was die menschlichen fehler der lächerlichkeit oder verachtung preisgeben

will. Die schilderung einer frau, die aus putz- und vergnügungssucht sich ihrer pflichten ledig macht, eines priesters, der nach weltlicher macht und genüssen strebt, oder der menschen, die über den kurzen weltfreuden die ewigkeit vergessen, scheint mir, wenn sie noch so warm und seelenvoll ist — eigenschaften durch die v. M. die satire von der didaktik scheiden will — darum allein noch nicht satirisch zu sein. Es muss doch wol noch ein anderes moment hinzukommen, der künstler muss durch witz, durch übertreibende bilder oder durch andere geistreiche und treffende ausdrucksmittel den gegensatz zwischen ideal und wirklichkeit so zu gestalten verstehen, dass in dem beobachter zugleich auch ein gewisses lustgefühl hervorgerufen wird. Mit anderen worten, er muss nicht nur das gemüt treffen, sondern auch den verstand — den witz in der älteren bedeutung des wortes — anregen. In diesem sinne habe ich manches in dem buch gefunden, was ich nicht darin gesucht hätte.

Anderseits berücksichtigt der verfasser zwar als einen bestandteil der satire auch ihre 'aufbauende arbeit', „da sie die augen für das schlechte und törichte öffnet und so die liebe zum guten und vernünftigen erzeugt." Mir scheint jedoch die absichtlichkeit dieses momentes stärker betont werden zu müssen. Will der künstler wirklich tadeln und bessern, oder will er bloss belustigen? Zum mindesten müsste man zwischen dem menschen und dem künstler scheiden. Die tröpfe von ehemännern, denen wir in den schwänken hörner aufsetzen sehen, die junker von Bleichenwang, die Malvolios und Falstaffs sollen gewiss keine ideale sein. Aber die dichter wollten diese exemplare doch gewiss auch nicht aus der welt schaffen, noch möchten wir sie uns nehmen lassen. Ich kann keine satire in ihnen erblicken[1], und mir will eine auffassung nicht in den kopf, die den mit überlegener ironie getränkten humor des Reinaert mit den gedichten eines pathetischen aber humorlosen moralischen eiferers wie Maerlant unter einen hut bringt. Der Reinaert ist im laufe der zeit zu einer satirischen dichtung geworden. Aber gerade der umstand, dass man sich von dieser späteren auffassung nicht ganz hat losmachen können, steht meiner ansicht nach der gerechten würdigung eines so wundervollen werkes wie es der alte Reinaert ist im wege. Auch v. M., obwol er sich von mancher schiefen auffassung der vorgänger frei hält und die hauptsache, dass sich darin — wie Goethe es ausdrückt — „das menschengeschlecht in seiner ungeheuchelten tierheit ganz natürlich vorträgt" richtig erfasst, wird dem dichter, meine ich, immer noch nicht völlig gerecht. Die alten Isengrim- und Reinhardschwänke, deren höhepunkt das flämische epos aus dem 13. jh. bildet, haben m. e. keinen didaktischen oder satirischen charakter gehabt. Neben der vermenschlichung der tiere an sich, der unbefangenheit, mit der menschliche und tierische eigenschaften nebeneinander walten, der unwiderstehlichen komik der ereignisse besteht ihre wirkung vor allem eben in der freien entfaltung der tierheit. Die vermummung gab dem leser die möglichkeit, aus der vorstellung zu flüchten, als ob er menschen seinesgleichen oder gar sich selber vor sich sehe, anderseits ermöglichte sie es dieser dichtung, die auch nur eine der häufigen reactionserscheinungen gegen übertriebene dichterische idealisierung ist, die niederen triebe auch bei königen und hohen baronen in einer weise walten zu lassen, wie es sonst gar nicht möglich gewesen wäre. Natürlich waren die verfasser sich der ironie gegen die menschen, die von gleichen trieben geleitet werden und ihre gemeinheiten in ihren eignen augen

1) Wenn mich stücke wie Kleists Zerbrochener krug oder Hauptmanns Biberpelz oder ein charakter wie Wagners Beckmesser peinlich berühren, so schreibe ich das eben dem umstande zu, dass die grenzlinie zwischen dem, was gegenstand spiegelnden humors oder strafender satire sein sollte, nicht inne gehalten ist.

sogar zu tugenden zu gestalten wissen, voll bewusst. Das hat sie aber nicht im mindesten abgehalten, ihr bestes zu tun, um unsere volle sympathie für den zu erwecken, der nicht weniger schlecht ist als die übrige gesellschaft, nur mehr witz besitzt und nicht so weit von der selbsterkenntnis wie sie entfernt ist. Weil diese vorzüge so kräftig und vorzüglich ausgebildet waren, und alle zeiten sie, wenn auch unbewusst, lebhaft empfanden, hat sie die didaktische und satirische auffassung, die sich später des stoffes bemächtigte, nicht zu grunde zu richten vermocht. Auch die nachfolger haben zum teil noch ganz im sinne des alten tierschwankes erzählt und weiter erfunden, und v. M. geht wol fehl, wenn er (s. 51) aus der geschichte von der teilung der beute, bei der Reinaert schlau genug ist, sich durch Isengrims blutige erfahrung belehren zu lassen und zugleich die gelegenheit benutzt, sich lieb kind zu machen, auch zu viel von standessatire und dergleichen herauslesen will. Manchmal verrät übrigens der verfasser, dass er selber dinge, die er bespricht, als nur in losem zusammenhang mit seinem stoffe stehend betrachtet, und bei einer grösseren anzahl von beispielen der tierornamentik und anderer figuren in stein, in holz und in miniaturen stellt er die verschiedenen ansichten, ob diese dinge satirisch gemeint seien oder nicht, nebeneinander ohne sich zu entscheiden. Manches ist gewiss nur ausfluss des witzes oder des schaffensdranges ohne irgendwelche satirische absicht. Wenn in einer handschrift des 14. jhs. ein grosser affe mit einem kleinen auf den schultern wirklich den heil. Christophorus darstellen soll, so halte ich es für ausgeschlossen, dass man sich damals etwas derartiges in der absicht des s p o t t e s mit so heiligen dingen erlaubt habe. Die handschriftenbilder waren übrigens auch gerade keine geeignete stelle für satire. Wer bekam sie denn zu gesicht?

Aber schliesslich ist es ja sache des verfassers, wie weit er sich die grenzen seines gebietes stecken will. Es ist eine fülle von stoff und belesenheit, die v. M. an unseren augen vorüber ziehen lässt. Nach der einleitung werden die didaktiker Maerlant, dieser hauptsächlich in seinen strophischen gedichten, Boendale und Jan de Weert behandelt. Das folgende capitel ist den fuchsdichtungen, Ysengrimus, dem älteren und jüngeren Reinaert geweiht. Für das lat. werk scheint die gehaltreiche schrift von Léon Willems, Études sur l'Ysengrimus, Gent 1895, nicht beachtet zu sein. Dann folgen lieder, schwänke und sprüche, weiter dramen und festspiele. Ein ferneres capitel handelt vom teufel und jüngsten gericht, das folgende vom tod und den totentänzen. Das 8. betrifft die satire in der bildenden kunst, und das schlusscapitel führt uns den 'Rederyker' Anthonis de Roovere aus Brügge, Desiderius Erasmus, Anna Bijns aus Antwerpen, die fanatische gegnerin Luthers, und den maler Pieter Brueghel (sprich Brögel) den älteren, den Bauernbrueghel, vor.

v. M. versteht es, uns in vortrefflicher darstellung den reichen stoff übersichtlich und lebendig vor augen zu bringen und die art und weise, wie der einzelne künstler im wort oder in form und farben die verschiedenen menschlichen schwächen und laster behandelt, zu veranschaulichen. Der zusammenhang der ideen in der litterarischen und bildenden kunst wird lehrreich hervorgehoben. Wer zu historischer auffassung neigt, wird freilich eine vertiefung der lebendigen bilder nach der vergangenheit hin sehr vermissen. Eine eindringendere historische betrachtung lehnt der verfasser an der eingangs angeführten stelle ab. Aber der mangel greift doch auch in das ein, was das buch zu geben beabsichtigt. Wir erfahren nichts davon, dass z. b. Maerlant grossenteils bloss übersetzer ist, dass er erzeugnisse fremder sprachen, die ihm zeitgemäss dünken, seinen landsleuten zugänglich macht und dabei auch münze weiter gibt, die viele jahrhunderte vorher geprägt ist. Wo sich eine derartige abhängigkeit

von fremder kunst von selbst aufdrängt, geht der verfasser der frage nicht weiter nach oder gar aus dem wege. Damit verschiebt sich das richtige bild von den künstlern und von den zeitverhältnissen, auf die aus ihren werken geschlossen wird. Sie haben vielleicht fremde vorbilder, die unter umständen ihrer eigenen zeit gar nicht einmal so nahe liegen, mehr oder weniger getreu nachgeahmt, allerdings weil die stoffe, die sie behandelten, ihnen zeitgemäss schienen, und die art und weise, in der sie es taten, mode war, eine mode, die rascher oder auch langsamer zu ihnen gelangt war. Gerade bei den stoffen, die unser buch behandelt, könnte an sich zwischen vorbild und nachahmung recht geraume zeit liegen, weil sie verhältnisse betreffen, die zu allen zeiten widerkehren: es hat immer untreue frauen, eigennützige geistliche usw. gegeben. Wenn aber die darstellung, obwol sie gelegentlich auf den internationalen charakter der kulturverhältnisse aufmerksam macht, doch dem uneingeweihten die möglichkeit des eindrucks lässt, als ob die niederländischen künstler des 13.—16. jhs. die münzen selber und auf die verhältnisse ihrer zeit und ihres landes geprägt hätten, so gibt sie eben kein ganz richtiges bild. Eine grössere philologische gründlichkeit würde sich vielleicht auch nicht begnügt haben, auszüge aus texten, die zufällig ohne moderne interpunction vorlagen, in diesem zustand weiter zu geben. Man hat für ein gutes verständnis öfters nicht bloss die interpunction, sondern auch den wortlaut zu ändern.

In der anmerkung auf s. 23 bekommen wir neuesten herausgeber von Maerlants Strophischen gedichten eine kleine boshaftigkeit zu hören, weil wir „auf ziemlich vage gründe hin urteilen, dass 'vielleicht' besser der Kerken Klaghe als Van den Lande van Overzee für Maerlants schwanengesang anzusehen sei.“ Nun, die vagen gründe beruhen einerseits auf eindringlichen untersuchungen der metrik, des grades der übereinstimmung zwischen dem natürlichen und dem versrhythmus und anderer intimer stilistischer besonderheiten, untersuchungen, denen ich doch mehr beachtung wünschen möchte, als sie hier gefunden haben, anderseits auf einer gewissen gedanklichen unausgeglichenheit des sonst hoch stehenden und ohne zweifel der reifsten lebenszeit angehörigen ersteren gedichtes. Die mehr landläufige ansicht gründet sich auf die tatsachen, dass das andere gedicht nach 1291 fallen muss, Maerlant in den 90er jahren gestorben ist, und einige das lied für das schönste des dichters halten. Als sein 'schwanengesang' aufgefasst macht es in einer schilderung von Maerlants leben und werken darstellerisch zweifellos eine besonders gute figur. Unser wörtchen 'vielleicht', das v. M. in anführungszeichen setzt, soll besagen, dass zwar beide lieder Maerlants spätester zeit angehören, aber die bekannten tatsachen die möglichkeit nicht ausgeschlossen sein lassen, dass er nach ihnen noch etwas anderes gedichtet habe. Ich gestehe gerne zu, dass wir mit unserem vorsichtigen ausdruck denen gegenüber im nachteil sind, die einen bestimmteren ton anzuschlagen wissen und anzuschlagen für gut halten, weil das publicum möglichst abgerundete und bestimmte urteile liebt. Ich denke auch nicht gering von der tätigkeit, die die ergebnisse der wissenschaft mit geschick zur anregung grösserer kreise verwertet und es nicht für nötig hält, dabei alle bedenken, die im hintergrund noch geblieben sind, in den vordergrund zu rücken. Aber wir sollen doch nicht vergessen, dass es daneben auch eine wissenschaft gibt, die sich verpflichtet fühlt, allen sich aufdrängenden fragen rede und antwort zu stehen und keines der bedenken hintan zu halten, auch auf die gefahr hin dem publicum weniger zu behagen.

Das buch ist ganz vorzüglich ausgestattet und mit einer grösseren anzahl veranschaulichender zeichnungen versehen. Nicht weniger als 30 thesen sind angefügt,

die die fähigkeit des verfassers zu einem selbständigen urteil auf den verschiedenen gebieten beweisen sollen, in denen der „doctorandus in de nederlandsche letteren" beschlagen sein muss.

BONN. J. FRANCK.

Friedrich M. Kircheisen, Die geschichte des litterarischen portraits. Bd. I. Leipzig, Hiersemann 1904. VIII, 170 s. 5 m.

Ein interessanteres thema ist nicht leicht zu finden als die geschichte des litterarischen portraits. Die entwicklung der kunst, den charakter gleichsam in festen umrissen greifbar hinzustellen, ist ja für die technik des epos oder dramas, der geschichtsschreibung, der psychologie von gleich fundamentaler bedeutung. Freilich aber musste die aufgabe etwas weniger leicht genommen werden, als es in dieser splendid gedruckten arbeit geschehen ist. Ein eiliges ausstechen von portraitstellen aus volksepik und Monum. germ. hist. mit oberflächlichen schlussfolgerungen konnte natürlich nicht genügen. Eine bequeme belesenheit, die sich jeder auswahl in der kritik entschlägt, vermag für das übersehen einer grundlegenden studie wie der Seemüllers in den Festgaben für Heinzel — entlegenere aber wichtige werke wie Bernoullis „Heilige der Merowinger" wollen wir nicht einmal verlangen — dadurch nicht zu entschädigen, dass sie Müllenhoffs „Geschichte der Nibelunge not" unter zwei titeln wie zwei verschiedene werke citiert. Die sicherheit, mit der aus den figurenbildern des Nibelungenlieds schlüsse auf seine entstehungszeit gezogen werden, kann über die ergebnislosigkeit der untersuchung nicht wegtäuschen, durch die für eine (s. 3 fg.) vorausgeschickte, an sich nicht unwahrscheinliche, skizze der entwickelung kaum éin wirklicher fester baustein geliefert wird.

Dem verf. fehlt es durchaus an historischem sinn. In die „Heldenlieder" springt er „*snel inde kuoni*" hinein, ohne sich irgend gefragt zu haben, was die Edda, was Heinzels Beschreibung der isländischen saga oder meine Altgermanische poesie etwa zu der beurteilung ihrer charakterisierungskunst an die hand geben. Bei der rein äusserlichen beurteilung historischer portraits aus verschiedenen (aber hierin wenig verschiedenen) epochen fragt er sich nie, ob nicht das verschiedene mass der merkbaren eigenart (Karl der grosse gegenüber einem beliebigen durchschnittsbischof!), ob nicht der verschiedene grad der bekanntschaft mit dem original (Einhard!), ob nicht vor allem der jedesmalige stil der darstellung für das grössere oder geringere mass individualisierender charakteristik mit verantwortlich sei. Ein panegyrikus stilisiert zu allen zeiten; und gewisse artikel der ADB sind in ihrer furcht, durch allzu menschliche züge dem „idealen bild" zu schaden, der gefahr ausgesetzt, von dem geschichtschreiber des Litterarischen portraits hinter die Vita Karoli zurückdatiert zu werden.

Es ist zu hoffen, dass der verf. sich selbst, ehe er fortfährt, von den schwierigkeiten seines schönen themas rechnung zu geben lernt; wir werden sonst trotz alles äusseren lesefleisses nichts erhalten, als das litterarische selbstportrait eines wolgemuten dilettanten.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Wilhelm Meyer-Lübke, Romanische namenstudien. I. Die altportugiesischen personennamen germanischen ursprungs [Sitzungsberichte der kais. akademie der wiss. in Wien, philos. histor. klasse bd. 149 abhandlung 2]. Wien, Carl Gerolds sohn 1904. 102 s. 2,40 m.

Bevor noch jemand sich der mühe unterzog, aus dem mittelalterlichen namenmaterial der pyrenäischen halbinsel die noch immer schmerzlich entbehrte grammatik des westgotischen in Spanien herauszurechnen, hat M.-L. seine hand auf einen teil dieses materials gelegt und über die im 1. bande der *Portugaliae monumenta historica, diplomata et chartae, Olisipone 1867* f° enthaltenen namenformen, die entsprechend den datierungen der 952 urkunden den jahren 850 bis 1100 angehören, eine untersuchung veröffentlicht.

Die gewählte bezeichnung der schrift belehrt von vornherein darüber, dass das sprachmittel, aus dem die namen in den lateinischen text eingegangen sind, kein germanisches, sondern ein romanisches sei, so dass wir, das scheint ziemlich klar, zu einer grammatik des westgotischen, die sich dieses sowie verwandten materials als grundlage bediente, erst durch die vorhalle der grammatik einer bestimmten gruppe westgotischer lehnwörter im altportugiesischen, beziehungsweise altcastilischen zu gelangen vermögen.

Für die schätzung des ertrages, den das studium der im romanischen gebrauche fortgepflanzten namen germanischen ursprunges für den bezüglichen germ. dialekt abwerfen kann, ist die arbeit M.-L.s von grundsätzlicher bedeutung, und ich denke, sie werde in hinsicht auf die benutzung derartigen sprachstøffes für grammatiken nicht überlieferter germ. dialekte oder dialektepochen klärend und einschränkend wirken. Denn nicht nur dort, wo die nationalität der träger von namen germanischer abkunft gewechselt hat — ein vorgang, der weit in die römische kaiserzeit hinaufreicht —, werden wir uns auf eine strengere kritische scheidung des ursprünglichen und des späteren sprachmittels einzurichten haben, sondern auch dort, wo es sich innerhalb der antiken und der mittelalterlichen geschichtlichen überlieferung lateinisch schreibender autoren um die widergabe von namen zweifellos germanischer persönlichkeiten handelt.

Allerdings die ursprüngliche germanische oder, um auf unsern fall zu kommen, gotische form kann ja vollständig unberührt erhalten sein; ich wüsste nicht, was man an formen wie *Guma* n. 28, *Ansila* n. 5, *Brandila* n. 20 auszusetzen hätte, allein so schöne und selbst orthographisch einwandfreie citate des got. sprachgutes sind nicht die regel; lateinisch-romanische orthographie, laut- und formersätze, lautentwicklungen verändern das bild der vorlage — *Aragunti* n. 7 z. b. erhält eine fremde dentalis, ebenso *Trudilo* (uxor) n. 102, *Argilo* n. 600 verliert sein anlautendes *h*, *Attilla* n. 19 erfährt mechanische gemination des *l*, *Guandila* n. 82 zeigt romanische darstellung des germ. *w*; es ergeben sich neben den gewöhnlichen latinisierten formen auch solche von complicierter geschichte wie *Minizus* n. 13 auf grundlage eines mit roman. *-o (-um)* confundierten latein. *-o* (*n*-stamm) als ersatzbildung für got. *-a* (*n*-stamm), *Eronius* test. n. 68 neben einfacherem latein. *Ero* ... test. n. 56, vermittelt durch eine romanische form aus lat. *-oněm*, *Froilonia* n. 232 zu *Froiloni* nom. n. 12, *Uistregia* fem. n. 281 zu dem masc. demin. *Visterga* n. 1; neben den geradlinigen romanischen entwicklungen wie *ego Balteiru* n. 268 finden sich auch umbildungen mit neuen suffixen an stelle von ehemals selbständigen wörtern, die den anschein von suffixen erhalten haben, wie in *Toderago* n. 689 gegen *Teoderigo* n. 102 *(-acus : -icus)*, oder in *Viariagu* n. 108 gegen *ego Uiarigo* n. 109 *(-iacus*

: *-icus)* — so dass sich dem prüfenden auge der dargebotene stoff in eine reihe sprachgeschichtlicher vorgänge und entwicklungsstufen gliedert, von denen jede etwas lehrt, aber kaum vorzugsweise für den germ. dialekt, aus dem die wörter ihren ursprung haben, sondern mehr für das romanische, das sich ihrer bemächtigte, und für das gleichzeitige latein, das beides in seine weiten kreise zieht.

M.-L. ordnet seine studie in drei abteilungen, von denen die erste A mit 122 nummern nach dem ersten teile der composita, die zweite B mit 43 nummern nach dem zweiten angelegt ist, die dritte C endlich einfache namen, deminutiva und anderweitig abgeleitete gebilde vorführt. Vier seiten schlussbetrachtungen stellen das wesentlichste der vocalischen und consonantischen verhältnisse des bearbeiteten stoffes gegenüber den jeweiligen got. vorlagen zusammen.

So reich aber diese schrift an grammatischen gedanken ist und so sehr sie befruchtend wirken kann, so ist sie doch weder erschöpfend noch eine solche, deren belegstellen man mit voller beruhigung citieren dürfte. M.-L.s absicht ist die, den namenschatz gotischer abkunft festzustellen, der romanische auslaut ist ihm von geringer wichtigkeit; er bevorzugt, wo er die wahl hat, die formen mit latein. auslaut, wogegen nichts einzuwenden wäre, aber er latinisiert auch, was sich mit philologischer genauigkeit nicht verträgt, formen, die in den bezogenen urkunden eben in roman. gestalt auftreten; die urkundlichen belege, z. b. *Astrualdu* n. 35, *Ermemiru* n. 35, *Gafildo* n. 906, *Gutemondo* n. 91, *Soniarigu* n. 35, *Auomari* alle drei belege mit *-i*, *Gitesinde* n. 8 erscheinen bei M.-L. als einheitliche *us*-formen, nebenbei noch mit manchen uncorrectheiten der widergabe, wie *Avemarus*, *Gutumundus*, *Soniorigus*. Eine weitere anzahl von namen, deren sich M.-L. bedient, ist, insoweit man seinen citaten nachgeht, überhaupt nur aus patronymicis oder ortsnamen erschlossen, wie *Gidislus*, *Lividus*, *Rugemirus* aus den patronymischen gebilden *Gidisliz* n. 692, *Liuidiz* n. 671, *Rugemirizi* n. 648, oder *Logo-* richtiger *Logefredus*, *Gumila* aus den ortsnamen *in Logefrei* n. 755 und *in Gumilanes* n. 223, *de Gumilaes* n. 407, und wenn auch diese rückschlüsse im wesentlichen als zutreffend bezeichnet werden können, so müsste man denn doch wünschen, dass sie als solche von den wirklichen belegen durch ein graphisches hilfszeichen geschieden würden.

Mitunter ist freilich auch der rückschluss verfehlt, denn aus dem patronymikon *Prouesendiz* n. 257 z. b. folgt allem erwarten nach ein masculiner **Prouesendus* und nicht das femininum M.-L.s s. 26, oder aus *Daildo* n. 39 eher der in der gruppe 31 ohnehin verzeichnete, zu *daga* gestellte name als **Danildus*. Ausser diesen stillschweigend geübten freiheiten des verf., die dem credit seines materials abträglich sind, erschüttern denselben in höherem masse die zahlreichen verlesungen und die nicht vereinzelte unverlässlichkeit der von ihm gegebenen urkundenzahlen. So sind die citate *Legesinda* n. 885, *Fauldis* n. 910, *Belerigus* n. 48, *Frugendus* n. 43, *Astaulf* n. 31 und 39, *Gontró* n. 452, die drei belege für *Rudmi-*, *Rudmaricus* n. 28, 26, 110, *Trastemirus* n. 13 einfach zu streichen, da die bezüglichen urkunden vielmehr die lesungen *Segisinda*, *Facildiz*, *Beterigus*, *Froigendo*, *Ataulfus*, *Adaulfiz*, *Guntrode*, patron. *Rudurici*, *Romarigus* und *Romarigu*, *Tractemiri* gen. gewähren. Andere belege sind nicht zu finden: *Obturigus* nicht unter 461, *Seniorigus* nicht unter 663 (das patronym. *Seniorix* n. 386 kann auf *Senior* n. 42 beruhen), und es steht keineswegs fest, dass sie eben unter anderen zahlen, wie *Sugerius* unter 633 statt 933, zu finden seien, denn bei dem namen *Leoderius* z. b., der in n. 591 fehlt, ist es nicht unmöglich, dass er nur eine falsche abschrift oder lesung des in 590 stehenden *Leoderigu* sei.

Unter diesen umständen konnte ich in eine besprechung der schrift, die ja trotzdem vermöge der gesichtspunkte, die sie aufstellt, von unläugbarer wichtigkeit ist, nicht eingehen, ohne mir zu den einzelnen artikeln, an die ich bemerkungen zu knüpfen habe, das material selbst verschafft zu haben, wobei mir der wunsch nahe trat, es möge entweder ein dritter oder M.-L. selbst der doch nur allgemein orientierenden studie eine wirkliche bearbeitung des gesamten in unserer sammlung niedergelegten germanisch-romanischen sprachstoffes folgen lassen.

Die verbindung der namen der ersten gruppe *Atrauarius* n. 29, *Atraulfus* n. 77 mit ahd. *atar,* as. *adro,* ags. *ǽdre*, die ich teile, empfängt erst volles licht aus der verkehrten schreibung *Atriano* n. 56 gegen *Adrianu* n. 30, *Adriani* n. 5, d. h. weil lat. *patrem* pg. *padre* wird, kann gesprochenes *d* in latinisierender orthographie durch *t* dargestellt werden.

In der zweiten gruppe beruhen *Eilleum* n. 24 (nominativ) und *Eileuua* n. 48 sicher auf *agila-, Agesendo* n. 952 und *Eirigu* n. 935 allerdings wahrscheinlich auf *agja-,* doch möchte ich die got. sippe *agis, unagei, usagjan* beiseite lassen und lieber germ. **agja-*, an. *egg* f. 'acies' zugrunde legen. Den ersten teil von *Agromiri* n. 13 (genit.) erweisen auch *Agroinus* und *Agraldus* Piper Libri confrat. neben westfränk. *Agrisma.*

Bei den namen der vierten gruppe z. b. *Euenando* n. 16 ist mir kein anderes etymon deutlich als das von got. *aihwa-tundi*, as. *ehu-skalkos.*

Der einzige beleg zur fünften gruppe *albi-* findet sich nicht in n. 470. Die vermutlich hierhergehörige form *Albura* masc. n. 117 fehlt.

Hinsichtlich der folgenden gruppe, beispiele *Almundis* test. n. 40 (fehlt bei M.-L.), *Alatrudia* n. 57, stimme ich dem verf. darin bei, dass es nicht geboten sei, für das element *al(a)-,* got. in *alaþarba*, auf die spätere westfränk. und deutsche contraction *aal-, āl-* aus *adal-, Aalsendis* Cluny, Longnon Pol. Irm. 1, 277, *Âlfrid* neben *Adalfrit* Libr. confr., die der von *chadal-*, *uodal-, madal-* zu *chal-*, *uol-, mal-* parallel geht — vgl. *Chaloh, Ůlrich, Malgox* neben *Chadaloh, Ůdalrich, Madalgox* Libr. confr. — rücksicht zu nehmen, aber diese contraction überhaupt zu bezweifeln, war nicht am platze.

Dagegen ist der name *Aliuergu* n. 142, *Aliuergo cognomento domna bona* n. 502 auszuscheiden — sein erster teil wie der von *Aliuertus* n. 53 ist sicherlich dissimiliertes *hari-* — vgl. ital. *albergo* 'herberge' — und bezüglich der namen mit *au-: Ausindus* n. 26, *Ausinda* n. 623, bei denen M.-L. schwankt, ob sie gleich npg. *souto,* apg. *sauto* n. 1, lat. *saltus* vocalisiertes *l* besässen oder als contraction aus *hadu-* zu betrachten seien, muss ich bemerken, dass mir weder dieses element noch *ala-* auch nur annähernd so wahrscheinlich ist, als einfache *d*-synkope vor *s,* wonach dieselben in die nächste mit *aldi-* überschriebene gruppe gehören. Bei dieser aber mit den weiteren namen: *Auderigus* n. 470, *Menendo Audiniz* n. 220, *Houdonius ... princeps* n. 50 (die letzteren zwei nicht bei M.-L.) stimmt die position des glaublichen *l* vor consonant (dentalis) so genau zu *sauto*, dass man keinen anstand erheben kann, die form *aude-* als gelegentliche vocalisierung neben nicht vocalisiertem *Aldemir* n. 113 z. b. zu verstehen.

Aus dem patronymikon in *Bertiario Maloquinici ic test.* n. 90 (nicht 890) hat M.-L. einen frauennamen auf *-qino* geschlossen. Nun ist es allerdings richtig, dass die *Eldequina* n. 57 und *Inderquina* n. 84 — dieselbe persönlichkeit *Enderkina* n. 117 — frauennamen sind, aber für *-qino* sind sie nicht beweiskräftig, da *qu* auch orthographische darstellung des *k* ist, z. b. *Iquila ... test.* n. 117, somit *-kina* blosse

suffixcombination sein kann, deren zweiter teil gar nicht got. zu sein braucht. So lange man nicht beweist, dass *Maloquinici* metronymische bildung sei, wird man **Maloquinus* ansetzen und diesen namen den übrigen, und zwar am ehesten den roman. *īnus*-formen der urkundensammlung anreihen.

Für die namen *ana-*, gruppe 9, concurrieren ahd. *ano* 'auus' — und dazu gewiss *Anagast* Fstm. nbch. I² — sowie das adv. *ana-*, das zugleich gotisch für *Anagildus* n. 13 am sichersten anzunehmen ist. Ein verbum **anagildan* 'attribuere' führt auf die in den alten personennamen so mannigfach variierte vorstellung des kindes als geschenk. Die deutsche kurzform *Anno* muss man für assimiliertes *Arno* halten, ebenso wol auch die got. kurzform *Anna* Cassiod.; mit der vorliegenden gruppe *ana-* war sie in keinem falle zu verbinden.

In *Andiarius* n. 13, *Andeiro* n. 1 liegt wol got. *andeis* 'τέλος, ἄκρον, πέρας' mit einem sinne, der z. b. in *folches at ente* Hild. oder ags. *herizes on óre* widerkehrt, ob aber auch in *Andulfo* n. 75 scheint mir unsicher. Für die gr. 13 *Aruomar* n. 462 (fehlt bei M.-L.), *Arualdus* n. 470, *Aragunti* n. 4, *Arulfus* n. 71 hat der verf. mit vollem rechte got. **arwa-* allein zugrunde gelegt, aber den namen in n. 16 — in 10 überhaupt nichts vergleichbares! — liest der text *Asagili*, nicht *Ara-*. *Asperigu* n. 14 ist kein pendant zu *Ascarigus* n. 26, wozu übrigens *Asquiro* n. 359 nachgetragen werden soll, sondern composition mit dem elemente, das sowol in *Asperulfo* Lib. confr. als auch als selbständiger name *Aspar* Jordanes erscheint.

Die variationen *Ataulfus* n. 76, *Adaulfus* n. 32, *Adulfus* n. 53, selbst *Aufo* (sprich *Aúfo*) n. 511 als ergebnisse dissimilatorischen *l*-ausfalles in *aþala-* zu verstehen, liegt ja nahe, doch das element *aþana-*, in *Atanagildus* n. 13 z. b., habe ich vorlängst und meines erachtens sicherer mit got. *ataþni* zusammengestellt.

Das element *one-* (gr. 18): *Onegildu* n. 653, *Honorigo* n. 21 ist natürlich mit ags. *éan-*, urnord. run. *auna* (bracteat von Seeland) identisch.

Unsicher ist *or-*: *Orgildo* n. 592 — kein *oro-* daneben, denn n. 946 hat *Orrgildo* — der vergleich von *Auricus* bei Jordanes nicht schlagend, da *au-* wie in *Ausebia*, *Auseuius* Libri confr. gleich *eu-* sein kann[1], der von an. *Aurvandill*[2] ebensowenig, da es möglich ist, dass nord. *aur-* auch hier auf *abur-* (Noreen An. gramm. I³ § 227, 2) beruht. Man könnte wol eher an eine entsprechung zu ags. *ór* denken, dessen vocal vortonig gekürzt als *o*, nicht *u*, erscheint. Völlig überzeugend ist die zurückführung der gr. 21: *Astramirus* n. 54, *Astrualdu* n. 35, *Astrulfus* n. 20, *Astorulfus* n. 81 auf *austra-*, wobei übrigens die apokope *Strulfo* n. 75 beweist, dass die vortonige contraction im romanischen nicht langen, sondern kurzen vocal hinterlässt. Und deshalb ist es auch ganz unbedenklich, die schreibung mit *a* in unsern urkunden gegenüber älterem *Ostrulfus* der Concilsacten als historische folge, oder allesfalls auch zu verschiedenen zeiten schwankende darstellung eines gesprochenen lautes *å* aufzufassen, wogegen die entwicklung von *Astocia* n. 41 durch ein stadium mit anlautendem *o* aus *Eustachia*, M.-L. a. a. o., am allerwenigsten streitet.

1) Auf diesen lautwandel begründet M.-L. s. 8 note auch die apg. formen *Oseuio* n. 56, 623, *Olalia* n. 57, ich füge noch hinzu *Ogenia* n. 10, 207; mit unrecht, denn die mittelformen zwischen diesen und den lateinischen *Euseuius* n. 663, *Eulalia* n. 13: *Eolaliae* n. 17 (gen.) und *Eogenia* n. 572 lehren, dass *o* über *eo* aus *eu* durch verstummen des helleren anlautes entstanden sei, nicht anders wie in vulgärlat. *erminomata* gegenüber der schulform *ermeneumata* der Appendix Probi (Arch. f. lat. lexicographie bd. 11).

[2) Diesen von Müllenhoff nur erschlossenen namen sollte man doch aus dem spiele lassen. Red.]

Ortrefredus n. 35 ist mit der gruppe keinesfalls zu vereinigen, der name enthält zweifellose *l*-assimilation zu *r* und beruht auf **oltre-*, got. **wulþri-*.

Ich greife auf die gr. 20, *aus-* nach M.-L., zurück. Die namen *Osgildi* (lat. gen.) n. 407 und *Osorio* ebenda können m. e. got. *us-* enthalten und zu *usgildan* einerseits und einem verbum **uswarjan* anderseits gehören.

Aber *Osoredo* n. 27 erfordert allerdings andere beurteilung, nur dass man nach den unten zu *Oseuio* gegebenen aufklärungen nicht gezwungen ist, eine unbezeugte got. grundform **ausa-* anzusetzen, sondern mit der aus *iusiza* und *iusila* sich tatsächlich ergebenden form **iusa-* auskommen kann, die im apg. ebenso *oso-* werden konnte, wie *teode-* gelegentlich zu *tode-, todo-* wird. Gehört nun dazu auch *Asoredi* (gen.) n. 420, so wird man berechtigt sein, *Asualdo* n. 952 derselben gruppe anzuschliessen. Die etymologie von *Oduarius* n. 19 scheint klar. Der zweite teil ist ein stm. nomen agentis zu got. *warjan; w*-schwund zeigt *Odario* neben *Oduario* in n. 14. Die kurzform in n. 634 hat prothetisches *h: Huario*, aber n. 619 bietet allerdings *Uario;* ihre zugehörigkeit gerade zu dem compos. mit *od-* im ersten teile ist natürlich nicht ausgemacht. Der name *Auomari* n. 79, 281, *Abomari* n. 256 hat eine parallele in wand. *Visumar* bei Jord., abzüglich der pg. nominativbildung auf *-i* vermutlich aus lat. *-ĕm.* Genauer ist die parallele von *Vimara* masc. n. 17 zu got. *Erpamara* gleichfalls bei Jordanes. Der zweite teil dieser bildungen ist ohne zweifel germ. *marha-* 'ross', M.-L.s gleichung von *auo-, abo-* aus **aue-,* das ich jedoch nicht belegt finde, mit got. *awi-* ist zwar nicht augenfällig, aber nach *Ildosindo* n. 885 mit secundärem *o* in der compositionsfuge allerdings möglich.

Barualdo n. 117 könnte mit *Vermudus* n. 20 nur unter dér bedingung in eine gruppe gehören, dass das *e* des zweiten namens vortonige erleichterung aus *a* sei, wie etwa in *Bellid* n. 880 gegen *Valid* n. 68, *Abul Ualit* n. 95, oder *Ergesenda* n. 952 gegen ursprüngliches *Arge-* in anderen compositis. Nicht verzeichnet ist bei M.-L. der name *Uirlemundo* n. 35, der ein secundäres namencompositum mit **Birila* zu sein scheint, sowie der zweite name des patronym. systemes *Tanoy Braolioni... confirmo* n. 17, der sicher germ. ist und aus got. *brahw* + lat. *lĕo* als got. lehnwort bestehen kann.

Die namen der gr. 30 *Bretenandus* n. 81 und *Bretus* n. 10, 21 werden durch *Brectus* n. 223 (fehlt bei M.-L.) als metathesen aus *bairhta-* erwiesen. Ebenso sind *Daildu* n. 49 und *Damiro* n. 59 wand. fem. *Dāmīrā* sichere synkopen aus *daga-* (vgl. die synkope in *Deilão* M.-L. s. 24), der zweite name deutschem *Tagamar* Libr. confr. entsprechend, nicht überraschender und für den got. dialekt ebensoviel oder wenig beweisend wie *Aufo* neben *Adaulfus.* Die gleiche synkope begegnet übrigens auch in ahd. *tâlanc.*

Der erste teil von *Donadildi* n. 35 erinnert sehr an *Guanadildi* n. 69, ist aber doch ungleich dem zweiten als romanisch *Donado* test. n. 47 zu fassen. *guanad-,* bei M.-L. gr. 110 als *walha-* missverstanden, als frauenname auch in *Guanadi* (nominativ) n. 75 lebt in den deutschen namen *Vuanathere* Libri confr., *Wonadheri* Dronke u. a. bei Fstm. I², 1635 fort und ist mit as. *wonodsam, wunodsam* in beziehung zu setzen. Die gr. 38 reduciert sich von zwei auf éinen namen *Fagildus* n. 81, *Fagildo* n. 14, dessen erster teil got. *fawa-* ist.

Unter gr. 42 erfahren wir, dass *u* correcte galizische umgestaltung aus *oi* sei, dass also die *Fruila* n. 46 und *Frugulfus* n. 18, *Frvgufa test.* n. 935 neben *Frogulfu presbiter* n. 54 sich anstandslos unter *frauja* fügen. Da aber die erste form auf **fraujila* beruht und in der zweiten das *j* als *g* geschrieben noch da ist, da ferner die hierhergehörigen *Fraiulfo* n. 883 und *Fragulfi* (gen.) n. 4 kein *u* zeigen,

wird man wol besser tun, hier nicht von einem gelegentlichen wandel von *oi*, sondern von *o* zu *u* zu sprechen. *Frogeua* n. 57 ist natürlich gleich der *Godegeua (uxor sua)* n. 554 ein frauenname auf *giba*, dessen sinn der in derselben n. 554 stehende frauenname *Doradea* beleuchtet. Dass der name *Fernandus* n. 521 nur metathese aus *Frenandus* n. 50 und dieses silbische synkope aus *Fredenando* n. 91 sei, wird durch die urkunde n. 76 bewiesen, die für ein und dieselbe person im regestencodex Livro de D. Mummadona die form *Fernandus*, in einer abschrift des 12. jhs. aber *Fredenandus* gewährt. Demnach wird es mir, auch mit rücksicht auf ags. *-ferð* aus *-freð*, recht wahrscheinlich, dass zum mindesten für as. *Fertheswth*, aber vielleicht auch für langob. *Ferdulf* Paul. Diac. und rug. *Ferderuchus* Eugipp. kein von *friþu-* verschiedenes element behauptet werden dürfe.

Aber die namen *Fradiulfus* n. 89, *Fradixillo* n. 655 ($x = s$), *Fradila* n. 32 sind allerdings auszuscheiden und auf grund von got. *fraþi* 'νοῦς, φρόνημα' zu erklären.

Fulderone ist kein compos. mit *runa*, wie M.-L. s. 75 glaubt, überhaupt kein frauenname, sondern nach n. 25 *de suos parentes nominibus suis Fulderone et Palma* ein mannsname, der lat. als **Fuldero* anzusetzen wäre und zu dem bei Otfrit vorkommenden nomen *fulter* (Graff 3, 517) gehört.

Von wichtigkeit ist der unter gr. 46 erbrachte nachweis der rom. entwicklung von *o* zu *e* in vortoniger silbe: span. *hermoso* aus lat. *formosus* auch für die personennamen, der uns der aufgabe entbindet, für *Fremosindo* n. 570 neben *Fromosindo* n. 255, *Fromaricus* n. 88 ein von got. *fruma-* verschiedenes etymon zu suchen. Dieser übergang, zu dem man npg. *redondo*, apg. o. n. *Redondela* n. 27 neben *sauto rodondo* n. 1, sowie pg.-lat. *previsores* n. 17 für *provisores* halte, lehrt zugleich das verhältnis der von M.-L. fälschlich unter *fairhwu-* eingereihten namen *Peruisenda* n. 91 und *Prouesendix* n. 257 als ein solches von doubletten mit einem elemente **proue-* verstehen, dessen ursprung wol in lat. *prŏbus* und zwar möglicherweise als got. lehnwort **pruba-* gesucht werden muss. Hierher gehört wol auch der häufige name *Menendus*, den ich mit lat. *Monendus* (irischer bischof, zum 21. märz Stadler heiligenlexicon) gleichsetze.

Der name *Gafildo* n. 906 ist mit *Gabuard* Fstm. I², 562 zusammenzuhalten, nur dass er im ersten teile nicht eine entsprechung zu ahd. *gâba* enthalten kann, sondern eine kurzvocalische ableitung aus *giban* wie got. in *gabei*, *gabeigs*. Unter gr. 48 sind offenbar zwei stämme gemischt, von denen der eine *domna Geoluira* n. 621 die grundlage von got. *jiuleis* zu enthalten scheint, der andere *Gilemirus* aber allerdings vortoniges *i* durch *ē* aus germ. *ai* besitzen kann, wie npg. *igual* aus lat. *aequalis*, nur dass man in diesem falle sich mit got. **gaila-*, enthalten im verbum *gailjan*, begnügen wird, ohne ein sonst nicht erweisbares wort mit der bedeutung 'speer' aufzustellen. Langobard.-fränk. *gaine-*, *gain-* ist contraction aus *gagina;* da *agila-*, sonst *eil-*, in *Elleuua* n. 680 als *el-* auftritt, ist es in der tat möglich, dass der erste teil in *Genulfo* n. 952 auf demselben elemente *gagina-* beruhe, ebenso der von M.-L. s. 86 als **Gello* erklärte frauenname *Genlo* n. 619 u. ö. Zu dem unter gr. 51 erwähnten langobard. worte *gaida* könnte wol die kurzform *Geda* n. 56 (M.-L. s. 86) gestellt werden und bei dem singulären *magister Galamirus* n. 952 bin ich versucht, falls nicht doch $g =$ german. *w* ist, an den volks- oder auch p.-n. *Gallus* zu denken.

Die gruppe 54 reduciert sich auf éinen namen *Gosuldi* (gen.) n. 93, der vorhergehende lautet n. 88 richtig *Goimirus*, gehört also zur folgenden gr. *gauja-*. Die

auffassung von *gude-* als *gōda-* (mit *ū* aus *ō*) und von *gode-* als *guda-* (mit *ŏ* aus *ŭ*) ist theoretisch richtig, aber eine strenge scheidung nur auf grund der apg. vocale verbietet schon die nicht vereinzelte schreibung *Gudesteo* n. 54 neben *Godesteo* n. 52, abgesehen davon, dass ja die vocale der stammsilben im pg. nicht mehr nach kürze und länge geschieden, sondern in der vortonigen position einheitlich kurz sind. Dass übrigens M.-L. s. 79 die masc. form im sinne von *ego famulo dei* n. 940 (oder *serbus dei* n. 9), die fem. nach *ego famula dei* n. 511 erklärt und einem zu got. *stiwiti* gehörigen elemente hier keinen raum gewährt, kann ich mit rücksicht auf die deutschen analoga *Cotesdegan*, *Cotesman*, *Cotesscalc*, *Cotesdiu* Libri confrat. nur billigen.

Die formen mit inlautendem *t*, wie *Gutemondo* n. 91, bieten, insoweit sie zu *goda-* gehören, verkehrte schreibung der dentalis, wie *Ermefrety* n. 27, die man aber wegen der zwischenvocalischen position besser mit *Atam test.* n. 287 gegenüber *Adaum* n. 24 als mit dem beispiele M.-L.s illustriert, d. h. ein lat. orthographisches *t* ist wegen des überganges beispielsweise von *rētĕm* zu npg. *rede* hergestellt, wie umgekehrt in das latein der urkunden, z. b. in *terridorio*, *toda*, *podestade* (n. 206), die pg. sprechform eingedrungen ist. Doch bin ich nicht sicher, ob nicht *Cutum presbiter* n. 79 besser auf den gotennamen bezogen würde, der mir in dem patronym. *Gutáyz* n. 27 für **Gutániz* doch recht wahrscheinlich ist. In gr. 59 ist die consonantische intensitätsverminderung im inlaute bei *Gundebredo* n. 13, *Cumdubridu* n. 24 gegenüber anderen compp. mit *-fredo* zu beachten. Das patronymikon von *Nunu Gundizidiz test.*, so richtiger n. 696, wird in der tat ein comp. mit *Zidi* enthalten. Die zurückführung des ersten teiles von *Astileoua (uxor tua)* n. 247 und *Astupho* n. 8 auf *haifsti-*, beziehungsweise eine form dieses wortes ohne *f*, leuchtet mir wenig ein. Eine solche auf *ansti-* scheint mir sachgemässer, und wenn auch *n* vor *s* in den namen mit *ansi-*: *Ansemundus* und *Anssemondus* n. 13 z. b., erhalten bleibt, so steht es doch hier consonantisch gedeckt unter anderen sprechmechanischen bedingungen, die seinen schwund erklären können.

Ein schöner gewinn ist die gleichung des elementes *argi-* gr. 62: *Argileuua* n. 60, *Argerigu* n. 112, *Ariulfo* n. 90 mit *harja-*, doch sind die *Arualdus* n. 63, *Arulfus* n. 71, *Arguiro* n. 6 besser bei *arwa-* unterzubringen, während *Argilo (filia)* n. 258 allerdings **Harjilo* sein wird.

Germ. *haswa-* als basis der gr. 63 ist unwahrscheinlich, aber *hadu-* ist in *Adosenda* n. 588 z. b. sicherlich unverkennbar. Die subsumierung von *Eronius* n. 68 unter das thema *hairu-* ist angesichts der formen *Ederonio test.* n. 675 und patronym. *Ederoniz*, *Eeroniz* n. 942 nicht möglich. Wir haben es bei diesem namen doch wol eher mit einer fortbildung aus einem zum ags. *edor* entsprechenden worte zu tun.

Itimondo n. 89 hat wegen *Idilo (oxor tua)* n. 105 verkehrte schreibung der dentalis und kann etymologisch das got. praefix *id-* enthalten.

Bei *liuba-* und *liuda-* gr. 72, 73, sowie vorgreifend bei *þiuda-* gr. 103 sind die gelegentlichen vortonigen veränderungen des diphthongen *eo*: *Leovesendo* n. 71, *Leodemundo* n. 21, *Teoderedu* n. 58, zu *e*: *Leuecoto (mater mea)* n. 688, *Ledegundia* n. 616, *Tedegundia* n. 424, zu *o*: *Louegildo* n. 21, *Loderigu* n. 555, *Todemondi* gen. n. 25, mit vocalharmonischer angleichung des compositionsvocales *Todomiro* n. 105, endlich zu *u*: *Lluuigildi* n. 24, *Tudesindo* n. 179 anzumerken. Aus dem patronymikon *Loueneuxi* n. 374 ergibt sich der bei M.-L. fehlende name **Loueneus* got. **Liubanius*.

Der in dem patronymikon von *Johannes Liuidix* n. 671 gelegene name darf vielleicht als **Liv-iddus* verstanden werden, d. h. er enthält die bei *Eddeges* neben *Eldeges* n. 79 vorkommende assimilierung *dd* aus *ld* in vereinfachter schreibung.

Aus dem o. n. *inter Dumio et Lesmiri, in termino de Lesmiri* n. 17 scheint sich ein p. n. **Lesmīrĕm* zu ergeben, dessen erster teil leicht auf **leos-*, got. **liusa*- als entsprechung zu an. *ljóss* zurückgeführt werden könnte. Der name *Mirualdo test.* n. 122 mit anlautendem *mērs* fehlt bei M.-L. Der name zu *muni-: Monobreda* n. 887 lautet in n. 486 ursprünglicher *Monebreda*, woraus sich ergibt, wie M.-L. s. 100—101 mit recht bemerkt, dass dunkler compositionsvocal an stelle eines älteren hellen pg. assimilation oder vocalharmonie ist. *Naltildus test.* n. 63 ist um so sicherer nach *Flomarico* n. 5 neben *Fromaricus* ebenda (ein und dieselbe person!), nach *Flagildu* n. 28 zu got. *fragildan*, i. b. nach *plolis* n. 470 für *proles* als *r*-dissimilation zu beurteilen, als Pol. Irm. Longnon 337 eine zugehörige *Narthildis* nachgewiesen ist.

Noliuado n. 89 mit dem offenbar griechischen namen *Naulibatus*[1] zu identificieren, halte ich nicht für ratsam. Da in unsern urkunden gelegentlich pg. *l* für got. *d* auftritt, z. b. *kasale Gundefreli* n. 13, möchte ich doch am ehesten *noli*- mit got. *naudi*- gleichsetzen.

Die bedeutung von *ufta*- in germ. personennamen ist die von griech. *πυκνός*, wie ich wol schon einmal nachgewiesen habe.

Inwieweit für die kurzformen unter gr. 84 z. b. *Quitila* n. 28 an got. *qiþus* gedacht werden soll, ist zweifelhaft; für ein compos. wie *Quetenando* n. 294 kommt natürlich nur das dem an. *kviða* entsprechende got. wort in betracht.

Die namen der gr. 87: *Ranimirus* n. 61, *Ranosindi* nominativ n. 27 enthalten ein dem an. neutr. *rán* 'raub', ahd. in *rahanen* 'spoliari', entsprechendes **rahna*-, so schon der run.-got. *Ranja* (Müncheberg). Das anlautende element in *Regaulfi* gen. n. 281 erweist sich nach *uilla de Ragolfe* n. 130 als vortonige veränderung einer form mit *a*, die ich mit anlautendem *w: *wrag* ansetze, mit ostgot. *Oraio*, *Οὐραῖας* Lit. bl. f. germ. u. rom. phil. XII, 335 verbinde und als ablaut zu got. *wrohs* erkläre.

Die gr. 89: *Recaredo* n. 52, *Riquila* n. 91, *Recemondus* n. 107, patronym. *Razamondix* n. 696, die zum teil den got. *k*-laut bewahrt (*qu* = *k!*), zum teil den wandel der palatalen affricata zu *z* zeigt, und zwar in dem letzten beispiel auch vor secundärem themavocal *a* an stelle eines älteren *e* (M.-L. s. 100, der auch *reca*- als *reça*- fasst) bringe ich mit got. *wrikan* '*διώκειν*' zusammen, wozu sich nominale bildungen got. *wraka* stf., *wraks* stm., ahd. *wreh* adj. 'exul' und *garih* m. 'ultio, poena, defensio' darbieten. Die doppelform des stammvocales der apg. namen kann also auf ablautenden repräsentanten der sippe beruhen, die von M.-L. geforderte gemination des *k* aber auf folgendem *j* wie in got. *wrakja;* doch möchte ich selbst got. *wrekei* swf nicht ausschliessen, da das aus wulfil. *ē* entwickelte westgot. *ī* in der vortonigen stellung gekürzt wird.

Aber *Recunefredo* n. 28 gehört nicht in diese reihe, sein erster teil ist augenscheinlich got. *airkna*-, ahd. *erchan*-, mit metathese des anlautes, vorgebildet in ahd. *Erachanfrid* Libri confr.

Der aus dem patron. *Rugemirizi* n. 648 zu folgernde name enthält wol got. *wrohi*- im ersten teile.

Bei den namen mit *sigis*- gr. 95: *Segemundus* n. 52, *Sigericus* n. 71, *Segefredo* n. 400 (fehlt bei M.-L.) ist der neutrale *s*-stamm in der composition als

1) Vgl. *ναυσιβάτης*, *ναυβάτης* 'schiffer' und *-βατος* Fick-Bechtel s. 78.

i-stamm behandelt, nicht anders denn griech. *τὸ ἔρεβος* in der composition *ἐρεβοφυής*, *ἐρεβῶπις* als *o*-stamm, und dieser vorgang ist nach Strabos *Σεγιμοῦντος* schon alt[1].

Da wir aber andere gleichfalls alte composita kennen, die entsprechend dem got. *sigislaun* den unverkürzten *s*-stamm enthalten, wie *Sigismerem* acc. bei Cassiod., *Σιγίσβερτος* bei Menander, so ist es wol wahrscheinlich, dass in den formen unter gr. 89 *Sisuado* n. 91, *Sismir* n. 104, *Sisnandus* n. 435 der ahd. contraction *Sî-bolt* Libr. confr. aus *sigi-* entsprechend contrahiertes *sigis* gelegen sei und nicht einmal formen mit mittelvocal, wie *Sisiuertus* n. 89, wären unbedingt einem anderen elemente zuzuweisen, da es nach den aus *s*-stämmen erwachsenen got. stff. *aqizi, jukuzi* auch ein erweitertes **sigizi*, vielleicht mit besonders abgetonter bedeutung gegeben haben kann.

Der lautwert des *sc* in *Scelemondo* n. 5 ergibt sich aus *scimiterium* n. 407 gleich sonstigem *z* oder npg. *ç*. Da, wie wir sehen werden, mit diesem laute romanischer herkunft auch germ. *s* bezeichnet werden kann, möchte ich den vorliegenden namen als apokope aus **Giscele-*, **Giselemondo* erklären.

Das etymon der gruppe 100 ist hinfällig; der einzige name derselben *Suimirus* n. 77, 82 hat pg. *n*-synkope und gehört zu *sunja-* gr. 102. Dass aber *Sunilla* test. n. 570 zu dieser gehöre, ist nicht so ausgemacht, wahrscheinlicher ist doch *sunus* die grundlage dieser deminutivbildung. Die vereinzelte schreibung *Zoderedo* n. 595 wird sich weder gleich *Zurgils*, *Zurgrim*, *Zore* libr. confr. als substitution von *z* für germ. *þ* noch wie ostgot. *Tzalico*, *Zeia* neben *Theia*, *Thulgilo*, *Thilarix* als roman. entwicklung *z* aus germ. aspirata *t'* (Lit. bl. f. germ. u. rom. phil. XII, 334) erklären lassen, sondern eher nach wand. *Stotzas* als assibilierung von *tĕŏ-* in *Teoderedu* n. 58 zu *zó-*. Die beziehung des patronymikons *Trastemirizi* n. 273, des frauennamens *Trastalo cocnomentum Trastina* n. 60 auf got. *þrafstjan* ist natürlich in ordnung; wir werden ein fem. **þrafsti-* zu erschliessen haben.

Aus dem got. abstractum auf *-ei* (Skeir. 45) folgt ein adj. **þrasabalþs*, zu dem der p. n. *Trasmiro* n. 21, mit verkehrter schreibung *Transmiru* n. 883, eine genaue parallele ist. Die formen *Tramiro* n. 111, *Tramondu* n. 7, *Trarigu* n. 26 zeigen die entwicklung von lat. *trãueho* aus *trãsueho* gesprochenem *transueho* oder npg. *tranar*. Got. **þrasa* ist als stf. verbalabstractum anzusehen.

Für den ersten teil von *Tundulfus* n. 60, *Tumtuldo* n. 4 ist der appellativische wert des óðinischen beinamens *Þundr*, gen. *Þundar* massgebend, der sich aus dem zusammenhalte mit dem fl. n. *Þund* als dentale ableitung zu ags. *þunian* 'donnern' feststellen lässt.

Auf grund des romanischen vortonigen *e* aus *o (u)* ist M.-L.s erklärung von *Esdulfu* n. 1 als *Ortolf* tadellos und nach dieser gruppe (109) wäre wol der übersehene name *Qualatrudia* n. 140 (mit *qu* = *uu*) zu behandeln gewesen. Ebenso nach gr. 111 oder mindestens in der *ila*-gruppe s. 92 der name *Guardila Destrigox* n. 410.

Dass das erste element in *Uitiragildus* n. 29, *Uedragese* gen. n. 4 gleich dem in got. *wiþrawairþs* sei, ist nicht zweifelhaft. Die dentalis *d*, für die man *t* erwartete, ist wol romanische erweichung nach dem bereits erwähnten beispiel pg. *padre* aus lat. *patrĕm*. Nach den namen mit *wilja-*, vgl. got. **wiljahalþs*, gr. 116, denen gewiss auch der in n. 25 auftretende *diuidit cum domno Uilifi* — von M.-L. unter 112 angeführt — zugehört, durch die form *de Vilufi* n. 27 aus *Viliulfus* n. 5 vermittelt, fehlt eine gruppe für *Gvimarigus* n. 63, *Gimaemirus* n. 395, *Uimaredo*

[1) Vgl. jedoch Arkiv f. nord. filol. 4, 34. Red.]

n. 110, beziehungsweise, falls das *m* wie in npg. *uma* nasalierung ausdrückte, die aber hier wie in den pg. beispielen M.-L.s s. 71 secundär wäre, eine entsprechende bemerkung unter *uia*- gr. 112. Abstraction eines pseudoelementes **wima*- aus *Vimara* n. 4, M.-L. s. 73, halte ich für nicht annehmbar. Das deminutivum zu *wistra*- gr. 118 **Wistrila* habe ich nur in der form *Uisterla* z. b. n. 105 (auch mit *ll*) gefunden. In n. 717 steht zweimal *Uistilla*, das man aber doch wol selbständig beurteilen muss. Eine nebenform mit *k*-suffix ist *Visterga* n. 1.

Der name unter gr. 121 got. *wulþri*- kommt nur als fem. vor *domna Goldrogodo* n. 87, *de matre mea Guldregudu* n. 886, *ego Ixila et Golderegodo* (ehepaar) n. 935. Die masc. form M.-Ls ist zu tilgen. Der name zu *wulþu*- gr. 122, *Goldoauo* n. 723 zweimal, dessen zweiter teil auf -*hadus* beruht, zeigt secundäre hiatusfüllung mit schwach artikuliertem, mehr bloss orthographischem *u*.

Die beiden namen auf *-*bergo* M.-L. s. 56: *Aliuergu* und *Adadiuergo* -*uuergo* n. 724 (bis), nach den bezüglichen texten zweifellose frauennamen, können nur got. swff. sein. Der erste teil des zweiten namens ist vielleicht in **Acladi*- zu berichtigen gleich dem elemente *Acled*- im Pol. Irm. Longnon s. 291.

Die form *Pederagildu* n. 137 M.-L. s. 60, zu der die Libri confr. die parallelen *Pedarberga* und *Pederberto* gewähren, enthält wol den p. n. lat. *Petrus* in roman. gestalt apg. *Pedro* n. 466, nicht das appellativum npg. *pedra* aus lat. *petra* 'stein'.

Dass man aus dem patronym. in *Quitila Teodisdi* n. 28 nach dem nominativ *Uidisclum* n. 21 einen namen **Teodisclus* folgern müsse, ist richtig, aber die correctur zu -*isclus* hat sich keineswegs auch auf die beiden anderen belege eines vielleicht einheitlichen namens *Gidisliz* und *Uidisilu* n. 331, *Uedisilo* n. 115 zu erstrecken, die eben germ. *gīsla*- z. t. mit secundärvocal zwischen *s* und *l* besitzen. Dieser bildung schliessen sich auch die von M.-L. nicht erkannten masculinen composita *Fridixillo Egikazi (famulo dei)* n. 649 und *Fradixilo test.* n. 655 an, die nach dem *s* gesprochenen etymologischen *x* in *Exemeno* n. 119 gegen *Ecemeno* n. 147, *Semena* n. 58, lat. *Eximinus* n. 689 verkehrtorthographisches *x* für *s* besitzen, somit **Fridísĭlo*, **Fradísĭlo* zu sprechen und zu betonen sind.

Der *k*-einschub in -*gisclus*, -*isclus* ist nach ahd. *sclagan* für *slagan*, beziehungsweise nach lat. *Sclaueni, Viscla* zu beurteilen; dass er gesprochen wurde, ist nach ital. *schiavo* fraglos, aber als wandel von *sl* zu *scl* kann man die entwicklung eines parasitären lautes nicht bezeichnen. Der einschub des consonanten hat sich vermutlich in den flexivisch gedeckten casusformen entwickelt, während der secundärvocal -*gisil* zuerst im ungedeckten vocativ eingetreten sein wird. Den zwei fem. namen mit -*godo*, -*gudu* und -*coto*, so richtig n. 688, d. i. *-*guto*, schliesst sich der masc. *Sesgudus* n. 39 an, der auf **Sigisguta* beruhen kann und eine latinisierung, im resultate wenigstens, wie *Minixus* ist.

Der meinung M.-L.s, dass die formen auf -*gundia: Astragundia* n. 5, *Leodegundie prolis Eroni*... *confirmo* n. 159 got. accusative darstellen, kann ich nicht beitreten. -*gundia* ist vielmehr latinisierung der nationalen form *-*gunþi*, die in *Aragunti* n. 4 mit der zweiten romanischen nominativbildung -*i* aus -*ĕm* zusammengefallen ist, und -*gundie* ist echt pg. lautbezeichnung des im auslaute wie *e* gesprochenen lat. *ă*. Wenn dem vorwiegenden -*gundia* der apg. namen langobard.-latein. -*gunda* (Bruckner s. 263), fränk.-latein. -*gundis* (so durchweg in Pol. Irm. Longnon s. 326) gegenübersteht, so beweist das nur, dass bei den fränk. namen, deren nationale basis -*gundi* sein wird, die andere art der latinisierung nach der *i*-declination beliebt wurde, die wir in den pg. namen bei -*hildis* treffen, und dass

im langobard. das auslautende *i* wie im ahd. verstummt war, weshalb die latinisierung nach der lat. *a*-declination erfolgte. In der gleichen weise erklärt sich älteres fränk.-latein. *-meris* z. b. bei Gregor von Tours, alemann.-lat. (Ammianus) und langob.-lat. vorwiegend *-marius* (Bruckner s. 284) aus nominativformen auf *-i*, während das westgot.-latein. *-mirus* der pg. namen, sowie das spätere westfränk. *-marus* des Pol. Irm. Longnon s. 350 fg. auf got. *mērs*, westfränk. *mār* mit wegfall des themavocales zurückgeht.

Der name *Ansito* test. n. 672 ist klärlich eine romanische deminutivbildung mit *t*-suffix wie *Caritus* n. 111 zu *carus*, *Bellita* fem. n. 595 zu *bellus*, *Uelasqueta* n. 97 zu *Velasco* n. 185, *Jouito* n. 67, ferner auf germ. basis *Gogito* n. 219 (*Gogio* n. 952), *Alderetto* n. 67 oder *Carlittus* Fstm. nbch. I².

Zur *arius*-gruppe s. 64 fg. ist *Truitero* n. 16 nachzutragen, mit monophthongierung (*-ero* aus *-eiro*) ähnlich wie vortonig *Elleuua* n. 680 neben *eil- (agila-)*, ferner *Venedario* n. 109.

Die namen auf *-atus*, insoweit sie auf germ. *-hadus* beruhen, wie *Viliatus* n. 6 gegen *Uiliado* n. 10, haben wider verkehrte schreibung: orthographisches *t* für gesprochenes *d*, die auf falscher anwendung der richtigen relation lat. *in omnique circuitu* n. 9 z. b. zu pg.-lat. *in omne circuidu* n. 21 beruht.

Das in *Monderico* n. 5, langob. *mundualđ* anlautende, in *Segemundus* n. 52 auslautende element scheint mir wegen des wechsels von *-mundus* und *-mudus*, in der überlieferung einzelner hierhergehöriger namen, z. b. bei Jordanes, nicht als germ. **mundux* 'hand, schutz', sondern als eine dentale ableitung zu *munan*, got. im stf. *gamunds* und im adj. **ainamunds* aufgefasst werden zu sollen, so dass also der begriff der über etwas ausgeübten gewalt aus geistiger tätigkeit 'denken an etwas, sorgen für etwas' abgeleitet wäre.

In gleicher weise beurteile ich die composita *Bretenandus* n. 81, *Euenando* n. 16, *Fredenando* n. 91, *Fredenanda* ebenda, *Quetenando* n. 294 als bahuvrîhi-bildungen mit dem in ahd. *nande* 'temeritate' bezeugten abstractum, und es ist wol anzunehmen, dass diese zweiten teile im compos. des öfteren persönliche bedeutung angenommen haben, wie das bei den bildungen mit *-sinþs* der fall ist, die durchgängig den übertritt des ursprünglichen nomen actionis zu einem persönlichen nomen agentis 'genosse': *Teodesindus* n. 44 'volksgenosse', *Gondesindus* n. 12 'kampfgenosse', *Ergesenda* n. 952 'heergenossin' zeigen. Auf einem älteren stande scheint mir nur *Gitesinde* n. 8 (mit *g* für *gu?*), ags. *Wídsíð* sich zu befinden, mit der bedeutung 'der weitgereiste'. In *Spanusindo* n. 64, dessen erster teil *Hispanus* ist, scheint sich das zweite element zu einem bloss ableitenden: 'Spanier' zu entwickeln.

Die ursprünglichkeit des elementes **salwa-*, ahd. *salo*, in *Gundisaluus* n. 2, *Gunzalvo* n. 648 wird wol durch die appellativische durchsichtigkeit des compositums 'proelio fuscatus' empfohlen. Das compos. mit *-skalks: Guiscalco* n. 585 fehlt.

Doppelte nominativbildung zeigen die paar namen auf **-þrūdi: Alatrudia* n. 57 (vgl. *coniugea mea* n. 5) und *Guntrode* n. 523, *Gontrode* n. 522 (lat. *-ēm*).

Für die gruppe auf *-ualdus* M.-L. s. 81 bedarf es keines germ. abstractums auf *u*, sondern es genügt das in an. *All-*, *Herualdr* bezeugte, poet. auch uncomponiert vorkommende nomen agentis *ualdr* mit *a*-thema. *Silualdu* n. 48 kann mit ahd. *selbwalt* f, 'arbitrium, priuilegium', *-ig* adj. 'līber' verbunden werden, der zweite teil in *Arguiro* (masc.) n. 6, got. in **tuzwers*, kann unmöglich 'freundlich' bedeuten, wol eher 'treu', nach an. *váravargr* 'a trucebreaker'; germ. **winix* hat kein langes *ī*. Für den aus dem patronym. *Dostrulfizes* n. 110 zu erschliessenden namen,

der im ersten teile mit *de Destrico* n. 952 sich decken kann, ist das nebeneinanderbestehen der schreibungen *de Egas et de Esparilli* und *a Degani et Desparilli* in ein und derselben urkunde n. 952 in dém sinne beweisend, dass es sich um anschleifung eines nicht zum namen gehörigen *d* handle.

Das entschiedene urteil M.-L.s, dass die namen des typus *Framuldo* n. 109, *Sesuldu* n. 41 nur got. *wulþus* 'δόξα' (alem. vielleicht in *Gibuldus* bei Eugippius) oder *hulþs*, nicht auch *-ualdus* enthalten können, möchte ich nicht unterschreiben. Dem zweiten der beiden namen steht *Sisualdo* n. 71 doch ebenso nahe als got.-lat. *Sigisuolthus* und übergang von *ua* zu *u*, auch unterm romanischen hochton, beansprucht M.-L. s. 37 doch selbst bei *Eldura (uxor)* n. 583.

In der gruppe der deminutiva mit *l*: masc. *Ansila* n. 5, fem. *Froilo* n. 12 ist einerseits doppelschreibung des suffixconsonanten *Attilla* n. 19, *Froilla* n. 89, anderseits ausfall desselben *Riquio* (fem.) n. 867, *Fafia* n. 633, endlich synkope des suffixvocals *Guadla* n. 146, *Frola* n. 86 (mit dem *Froila* von n. 60 identisch), sowie die seltene, von der historischen orthographie abweichende darstellung des suffixes *-ila* durch *-ele,* z. b. *Leobele Sisuulfix* n. 180 zu beachten, die auf der pg. aussprache des auslautenden *a* als *e* beruht. Bei M.-L. fehlt nicht nur dieses deminutivum, sondern auch andere, wie *Tanquila* n. 219 oder das zu *erman-* gehörige, dem ahd. *Imilo* 11. jh. Fm. nbch. I² entsprechende *Emila* n. 57. Die ausführungen des verf. zu *Ciandila* n. 4 sind gegenstandslos, i. b. der verweis auf das wort der spange von Charnay (*liano* nach Wimmer, nicht *kiano!*), denn der name ist *Çandila* zu lesen und nur eine andere schreibung für *Sandila* (z. b. n. 432).

Bei den *l*-deminutiven hat M.-L. auch die frauennamen auf *-illi* untergebracht, die er s. 95 als entsprechungen zu den ahd. neutralen deminutiven auf *-ili* erklärt.

Aber die herkunft der bildungen auf *-illi,* deren auslaut im sinne des pg. wider nur lat. *-ĕm* sein kann, wird durch das nebeneinanderbestehen von *Astrildi* n. 24, *Donadildi* n. 35, *Trasuildi* n. 29, *Trudildi* n. 21 und *Astrilli* n. 10, *Donadilli* n. 222, *Trasilli* n. 885, *Trudilli* n. 14, 16 vollkommen einwandfrei in dém sinne gesichert, dass die endung *illi-*, vereinfacht auch *-ili*, als assimilationsproduct aus dem zum suffixe gewordenen zweiten namensteile got. **-hildi* zu betrachten ist.

M.-L. nimmt daran anstoss, dass weder im pg. noch im westgot. eine derartige assimilierung *ld* zu *ll* anderweitig nachweisbar sei. Dieser einwand aber wiegt nicht schwer, wenn man sieht, dass auch die namen auf *-gildus* dieser umformung unterzogen werden, wie in *Cresconio Ermigilli* n. 109, *ego Aluitu Toegilix* n. 926, und dass dieselbe sich nicht bloss innerhalb unserer apg. urkundensammlung, sondern auch anderwärts findet, wie *Vlfgillus* und *Bertegillus* Libri confr., *Bertgilus* Pol. Irm. Longnon s. 291, welche letzteren namen ich schon A.f.d.a. 27, 136 in diesem sinne erklärt habe.

Dazu kommt, dass die gelegentliche apokope der auslautenden dentalis nach liquida oder nasalis in deutschen namen *Adalhel, Adalhil, Alpol, Aspran* neben *Adalheld, Adalhild, Alpold, Asprant* Libr. confr. ein ohne zweifel verwandter, auf assimilierung beruhender process ist, sowie dass sich die neben diesem assimilatorischen abfall bestehende andere art der gelegentlichen behandlung des auslautenden *ld,* das ist die assimilierung nach dem zweiten consonanten, wie *Abirhit, Adalhid, Albhid* neben *Abirhilt, Adalhilt* Libr. confr.; langob.-run. *Godahid* (Bezenye), ausser in *Eddeges*, wo die position eine andere ist, doch wenigstens einmal in dem apg. frauennamen *Nantidia* n. 306 belegen lässt, der allem ermessen nach auf eine vorlage **Nanþ(h)iddi* zurückgeht, sowie dass wir auch eine assimilierung *sinþa-* zu **sinna-* in *Sennamiru* n. 46 nachweisen können.

Die genesis der ableitung *-illi* aus *-ildi* unterliegt demnach gar keinem bedenken, desto grösserem aber, dass die hierhergehörigen bildungen jemals deminutivisch gemeint waren. Gewiss nicht im germ., wo sich ein zum suffix entwertetes element *-hildi* gleich ableitendem, keineswegs deminuierendem *-olf* und *-bold* verhalten musste und in diesem sinne sowol in *Spothild* fem. 10 jh. Fm. nbch. I[2] als auch in dem als o. n. fixierten frauennamen *Schanthilt*, heute *Schantill* in Salzburg begegnet, aber auch kaum im romanischen, wo der übertragung eines deminutiven wertes von seiten der wirklichen deminutiva *ego ... pusilla Munna* n. 107 oder *Nunillo* n. 29 neben *Nunitu* n. 450 zu *Nunu* n. 696 her doch die im verschiedenen auslaute begründete formdifferenz entgegensteht.

Inwieweit das suffix *-inus*, M.-L. s. 96—97, überhaupt auch germ. herkunft sei, wage ich den sicher rom.-lat. bildungen *Pepino* n. 66 zu *Pepi* n. 86, nsp. *Pepe* 'Joseph', *Flamulina* n. 91 zu *Flamula* 67 (vielleicht latinisiert aus **Framilo*) gegenüber nicht zu entscheiden. Ja selbst *Gondelini* gen. n. 22 scheint mir eine auf got. **Gundila* fussende roman. bildung zu sein, und sicher *Gunzina* n. 470, das die roman. assibilation **Gunza* voraussetzt. Übrigens gibt es im got. neben *-eina* auch ein kurzvocalisches suffix *-ina (fulgins)*, das z. b. für *Quedino* n. 423 mit einiger wahrscheinlichkeit behauptet werden könnte. Die grundlage von *Eidinus* n. 67 ist offenbar in deutschem *Agido* Fm. (aus Wg. trad. Corb.) gegeben.

Die auffassung des namens *Vitiza* n. 33, *Vittize* n. 34 als got. comparativ wird durch *Minizus* sowie durch den superlativ *Medoma test.* n. 63, wozu ahd. *Metama* fem. Libr. confr., empfohlen. Dass *z* vorzugsweise lautqualität, nicht lautstärke bezeichne, beweist seine verwendung in *Zacarias* n. 116.

Diesem referate über M.-L.s arbeit möchte ich noch hinzufügen, was ich mir bei der lectüre der urkunden an orthographischen und lautlichen beobachtungen, weiter hinsichtlich der romanischen auslaute, der patronymica auf *-ix* und der betonung angemerkt habe, wobei ich mich aber keineswegs auf germ.-pg. material beschränken mag, denn die erscheinungen sind nicht german. sondern romanisch oder lateinisch und werden als solche erst völlig klar, wenn man auch wörter ungerm. herkunft nicht ausschliesst. Accente ′ und trennungszeichen ¨ finden sich nicht in den urkundlichen formen, ich bediene mich ihrer zuweilen zur verdeutlichung von tonstelle und silbentrennung.

A. Orthographische und lautliche beobachtungen.

I. Graphisches.

1. Dittographie: *dodonationis* n. 430, *Ososoredo* n. 146, *Requiuilo* n. 672.

2. Verkehrte schreibung: *Transmiru* n. 883, *Gemnadius* n. 19, *Sanmon* n. 20. *Sparsandi* (neben *Spasandi*) n. 13, *Tutesindo* n. 396, *Citi* n. 382, *Gontato* n. 69, *Lucitu* n. 56 (*Lucidus* n. 76).

3. Contamination: *Diadagu* n. 885 (aus *Diagu* und *Didagu*).

4. Orthographisches *ei* für *i*: *Ceide* n. 40, *Zeide* n. 56, *Queiriacus* n. 88, *Creixemiro* n. 75.

5. Orthographisches *uu* für *u* (*b*): *Adadiuuergo* n. 724.

6. Orthographisches *g* für *i̯*: *Goluira* n. 553, *Argifredus* n. 20, *Songemirus* n. 2, *Gogilli* (fem.) n. 125.

7. Orthographisches *i* für *g*: *Iesulfo* n. 111, *iermana* n. 910.

8. Orthographisches *m* für *n*: *Potemzo* n. 268, *Gumdesimdizi* n. 513, *Menimdo* n. 594, *Sesnamdo* n. 483.

9. Orthographisches *qu* gleich *k*: *Quintila* n. 124 (*Kintila* n. 138), *Iquila* n. 40 (*Ikila* n. 47).

10. Orthographisches *c* für *z*: *Coleiman* n. 932 (*Zoleiman* n. 52), *Guncaluo* (neben *Gunzaluo*) n. 460, *infançones* n. 421, *Sesnandic* n. 675, *Sesnandici* n. 90.

11. Orthographisches *t* für *z*: *Spetiosa* n. 634, *Tidi* n. 206 (*Zidi* n. 124), *kalendas Februarit* n. 621, *Tioteuadit* n. 88, *Ennegot* n. 77 (*Ennegoz* n. 410), *Gartias* n. 616 (*Garsias* n. 57), *Florite* n. 83, *Gundilat* n. 410.

12. Orthographisches *x* für *s*, *ss*: *prolix* n. 590, *nodeximus* (d. i. *notissimus*) n. 21, *Ýnixco* n. 464, *Fridixillo* n. 486.

13. Orthographisches *sc* für *s*: *Scemeno* n. 114.

14. Orthographisches *s* für *z*: patronymika: *Uenegas* n. 880, *Guteris* n. 633, *Gundemarus* n. 109.

15. Orthograph. gemination im anlaut: *in llogo* n. 408, *Lleodegundia* ebenda, *Rramirus* ebenda.

II. Vocale.

1. Prothese vor *s* (npg. *esposo* : lat. *sponsus*): *istrada* n. 24, *Eskapa* n. 47 (*Scapa* n. 114), *Espasandiz* n. 76 (*Spasandus* n. 55).

2. Secundärvocal: *Uidisilu* n. 331, *Fradixilo* n. 655, *Golderegodo* n. 935, *Astorulfus* n. 81, *domna Unisco* n. 511[1], *uilla Sinobilani* n. 1 (zu ahd. *snuoba* f. 'uitta' Graff VI, 838).

3. Apokope im anlaut: *scumunicatus* n. 247, *in silua scura* n. 13 (obscura), *Strulfo* n. 75 (*Astrulfus* n. 20), *Tanagildus* n. 5 (*Atanagildo* n. 4), *Venandus* n. 406 (*Euenando* n. 16), *Stobredo* n. 177 (viell. **asto*-).

4. Vortonige vocale verändert und zwar *a* zu *e*: *Ergesenda* n. 952, *Ergonza* n. 401, *Ergemiro* n. 298, *Serracino* n. 575 (*Sarraxinus* n. 114), *Uelasco* n. 196 (*Valascus* n. 247); *o*, *u* zu *a*: *Sangemiro* n. 134, *Tractemiri* (kasa) n. 13; *o*, *u* zu *e*: *Fremosindo* n. 570.

5. Auslautverkürzung: *Auriól* n. 880 (*Auriolus* n. 15), *Sensól* n. 5, *Astruári* n. 160 (*Astruario* n. 139), *Vixõï* n. 108.

III. Diphthonge.

1. Alte diphthonge monophthongiert und zwar *au* zu *o*: *Odeiro* n. 468, *Goimirus* n. 88; *au* zu *a*: *Astrualdu* n. 35; *iu (ëo)* zu *e*, *o*, *u*: *Thedemirus* n. 60, *Todiuerto* n. 468, *Tudemiro* n. 57, *Goluira* n. 511.

2. Neue diphthonge entstehen und zwar *α*) durch synkope *ai*, *ei* aus *agi*: *Airigus* n. 67, *Eileuua* n. 927, *Reirigu* n. 116; *β*) durch attraction *eir* aus *ari* (vgl. npg. *ferreiro* : lat. *ferrārius*): *Senteiru* n. 49; *oir* aus *ori*: *Osoyro* n. 138 (var. lect. *Osorius*); *γ*) durch vocalisierung von consonanten; mit dentalis gedecktes *al* zu *au*: *Auderigus* n. 470; mit dentalis gedecktes *oc*, *uc* (got. *ŏh*) zu *oi*, *ui* (vgl. npg. *feito* : lat. *factus*), später auch *ei*: *oitaua* n. 41 *(octaua)*, *Troytesendo* n. 616, *Truitesendo* n. 754, *Treitegundia* n. 90; germ. *wi* nach *l* zu *oi*, später auch *ei*: *Aloito* n. 36 (:*Alvitu* n. 103), *Aleite* n. 108 (das steigende verhältnis *wí* in ein fallendes *ói* verwandelt).

3. Die neuen diphthonge monophthongiert: *Aerigus* n. 82, *Elleuua* n. 680, *Truitero* n. 16.

1) Dazu ein masc. deminutivum ostgot. *Unscila* (Lit. bl. f. germ. und rom. phil. XII, 335).

4. Orthographische neuauflösung derselben: *Egica* n. 26, *Hegelo* n. 4 (gegen *Eika* n. 30, *Eilo* n. 64).

5. Scheinbare neue diphthonge oder doppelschreibung durch zusammenrückung: *Aúfo* n. 511, *Donaíli* n. 563, *Toëréu* n. 942, *Hermiíldo* n. 488, *Tuúlfix* n. 504, *Trasŭíldi* n. 50 (aus **Þrásahildi*).

IV. Consonanten.

1. Germ. *w*. *α*) Vor hellem vocal; einfache schreibung *u, v*: *Vimara* n. 4, *Uiliulfus* n. 29, *Aluitus* n. 504, *Geluira* n. 573; romanischer gutturalisvorschlag: *Guimiriz* n. 262, *Guistrariz* n. 891; *Quilifredo* n. 868, *Quixoi* n. 612; romanische vocalisierung im inlaut: *Geloira* n. 19, *Ildoic* n. 4 genit., *Uixoi* n. 16, *Guixoi* n. 918, *Belloy* n. 35; *β*) vor dunklem vocal; einfache schreibung *u*: *Aluaro* n. 4, *Arualdus* n. 63, *Astrualdu* n. 35; *b*: *Albarus* n. 55, *Gundisalbo* n. 502, *Benegas* n. 535; roman. gutturalisvorschlag: *Guanadi* (fem.) n. 75, *Guardila* n. 410, *Quandila* n. 208, *Qualatrudia* n. 140; zu *g* vereinfacht vor *o* und *u*: *Goldrogodo* n. 87, *Gulfariz* n. 952, *Ebreguldus* n. 5, *Ebregulfo* n. 263[1]; apokope *wu* zu *u, o*: *Unisco* n. 503, *Ortrefredus* n. 35; synkope im inlaut *wu* zu *u*: *Adaulfus* n. 32, *wa* zu *a*: *Bernaldo* n. 63, *Aragunti* n. 4, *wa* zu *o, u*, *Arosinda* n. 952, *Eldora* n. 691, *Eldura* n. 583, *Albura* n. 110.

2. Germ. *l*. *α*) Assimilation und assimilatorischer ausfall vor *f*: *Affonso* n. 888, *Adeffonsus* n. 19, *Asthupho* n. 8, *Randufix* n. 891[2]; *β*) zwischenvocalische synkope (vgl. npg. *fiar* : lat. *fīlāre*, npg. *geraes* : lat. *gĕnĕrāles*): *Peaio* n. 859 (*Pelagius* n. 889), *Pelaio* n. 948, *Riquio* (fem.) n. 867, *Sindea* n. 490, *Fafia* n. 927; *γ*) dissimilatorischer ausfall: *Ataulfus* n. 81; *δ*) assimilation an folgendes *d*: *Eddeges* n. 79, *Nantidia* n. 306; *ε*) fernwirkende angleichung *l* zu *r*: *Ortrefredus* n. 35.

3. Germ. *r*. *α*) Übergang zu *l*, z. t. dissimilatorisch: *Palente* n. 215 (patronym. *Parentix* n. 208), *Belmirus* n. 5, *Aliuergo* n. 502, *Flomarico* n. 5 (*Fromaricus* n. 81); *β*) metathese von vocal + *r*: *Brectus* n. 223, *Bretus* n. 10 und 21, *Bretenandus* n. 81, *Recunefredo* n. 28; von *r* + vocal: *Fernandus* n. 76, 421 (*Frenandus* n. 50, *Fredenandus* n. 420); rückläufige metathese: *Eldreuedo* n. 506 (gegen *Eldebredus* n. 21).

4. Germ. *n*. *α*) Synkope, in der compositionsfuge: *Ermegildus* n. 42, *Ermoricus* n. 429, *Reimundus* n. 77; zwischenvocalisch (vgl. npg. *geral, padroado, dragoa* : lat. *gĕnĕrālis, pătrōnātus, *drăcōna*): *Meendo* n. 515, contrahiert *Mendo* n. 396 (*Menendu* n. 513), *Fufiix* n. 942 (*Fofinu* n. 6 masc.), *senrá . . . de Gumilaes* n. 407 nom. pl. familienname als ortsname (vgl. *in uilla Sunilanes* n. 222); *n*-schwund vor *s*: *Guxaluo* n. 535, *asti*-; *β*) secundäre nasalierung: *Inuenando* n. 861 (*Euenando* n. 16) nach lat. *in* zu npg. *em*.

5. Germ. *d*. *α*) Zwischenvocalische synkope (vgl. npg. *fiel* : lat. *fĭdēlis*, *suór* : *sūdōrem*): *Diagu* n. 923 (*Didacus* n. 92), *Goësteo* n. 605, *Leëgundia* n. 942, *Aülfu* n. 496, *Aüfo* n. 511, *Truïlo* n. 644, *Truïu* (uxor) n. 923, *Osoreu* n. 594, *Osoreëx* n. 511, *Todereo* n. 943, *Toëreu* n. 942, *Egareus* n. 1, *Uermuïi* n. 594, *Uermu* n. 571[3]; *β*) neuer hiatusbuchstab an stelle der *d*-synkope: *in Logefrei* n. 755, *Tegīno* n. 146 (aus **Tedīno*), *Goldoauo* n. 723; *γ*) *d* als hiatusbuchstab: *Peladix* n. 860 (:*Pelagio* n. 861, *Pelaio* n. 946), *Madii* n. 232, gen. des monatsnamens; *δ*) assimilierung *ds*

1) *g* für *gu* vor *a* vielleicht in *Gandilax* n. 27, vor *i* in *Gimaemirus* n. 395.
2) Dieser vorgang auch ahd.: *Adalof*, *Adalufus*, *Uuoffo* Libri confr.
3) So auch *Uulforaus* Libri confrat.

zu *ss*: *Rossendo* n. 124; *ld* zu *ll* in *-illi*, vereinfacht *-ili* aus *-ildi*; ε) assibilierung *dį* zu *z*: *Eldonza* n. 680, *Ildoncia* n. 77, *Gonza* n. 505, *Ergonza* n. 401, *Ermegonza* n. 680; ζ) *d*-einschub nach *n*: *Guimandus* n. 41.

6. Germ. *g*-synkope im wortinnern: *Hermiildo* n. 488, *-isclus*, *-isilo* (aus **-gísla-*); *igo* zu *o* ursprünglich *io*: *Ermionda* n. 450, *Eldonza* n. 680; *aga* zu *a*: *Damiro* n. 59, *Daildu* n. 49.

7. Consonantische stärkeverminderung. α) *t* zu *d*: *Goldrogodo* n. 87, *Sesgudus* n. 39; β) *k* zu *g*: *uiam monastigam* n. 26, *solidos galliganos* n. 35, *pegora* n. 590, *Asgarigus* n. 63 (*Ascarigus* n. 26), *-rigus* neben seltenerem *-ricus*, *Ardega* n. 680, *Visterga* n. 1; γ) *f* zu *b* (*u*): *Eldebredus* n. 21, *Monebreda* n. 486, *Uiliauredi* n. 58 gen.

8. Germ. *h*. α) Apokope: *Argeuadi* gen. n. 67, *Argifredus* n. 20, *Romarigus* n. 26, *Rudesindi* gen. n. 31, dazu im anlaut des zweiten teiles *-arius*, *-adus*, *-ildi*; β) synkope bei inlautenden consonantischen bindungen; *hw* zu *w*: *Feruilum* fem. nom. n. 24, *Euosindo* n. 69; *ht* zu *t*: *Bertiario* n. 90, *Bretenandus* n. 81; *lh* zu *l*: *Sindofaliz* n. 105; *rh* zu *r*: *Gundemarus* n. 101, *Vimara* n. 4 masc.; γ) *ht* zu *ct*: *Tructesendo* n. 28; δ) *þ* + *h* zu *t*: *Baltario* n. 67, *Balteiro* n. 70, *Gontado* n. 1; ε) prothese: *Hegelo* n. 4, *Hegica* n. 71, *Hodoarius* n. 29, *Honorigo* n. 21, *Honneca* n. 88.

9. Einzelne lautgruppen in der compos. fuge. α) germ. *wa*: *Aruomar* n. 462, *Arosinda* n. 952, *Aragunti* n. 4, *Arulfus* n. 71; *Fagildus* n. 81 (vgl. *Fauyla* n. 27); β) *lja*: *Viliamirus* n. 410, *Uiliefredus* n. 35, *Villivado* n. 595, *Uiliulfus* n. 35; γ) *rja*: *Arge-*, *Argi-*, *Ari-*; δ) *nja*: *Suniemirus* n. 77, *Songemirus* n. 2, *Songimera* n. 110, *Sunimiro* n. 110.

10. Silbische apokope und synkope: *Scelemondo* n. 5 (**giscele-*), *Frenandus* n. 50 (*frede-*), *Leomirus* n. 52 (*leode-*).

B. Nominativbildung bezw. roman. casus generalis.

1. Flexionslose masculina, auslautverkürzung auf grundlage des romanisch betonten wortes: *villa Argemír* n. 585, *Eldegés* n. 79, *Auomár* n. 476, *Gondomár* n. 12, *Sismír test.* n. 104 wie rom. *Auriól ... test.* n. 880, *frater Maurán* n. 248, *Sensól* n. 5; unsicher, ob latein. betont *Saluátor* test. n. 116, oder ob roman. *Saluatór*.

2. Roman. masculina (casus generalis) aus lat. *-ŭm*. α) Auslaut *o*: *Uedísilo* n. 115, *Fromarigo* n. 91, *Aldulfo* n. 213, *Vilifonso* n. 28, *Atanagildo* test. n. 44, *Gutemondo* n. 91, *Leouegildo* n. 185, *Venedario* n. 109, *Monderico test.* n. 5, *ego ... Fridíxilo (famulo dei)* n. 649 wie *Romano ... test.* n. 116, *Lucido test.* n. 106, *ego Saluato* n. 570, *Menendo notuit* n. 7, *Fofinio* n. 185, *Uelasco* test. n. 196, *Serracino test.* n. 575; damit zusammengefallen *Gudesteo serbus dei* n. 9 (got. *-þiu* asigmat. form); β) auslaut *u*: *Ermemiru test.* n. 35, *Romarigu* n. 110, *Sandemiru* n. 138, *Tramondu test.* n. 7, *Astrualdu conf*⟨irmans⟩ n. 35, *Leoderigu* n. 146, *Branderigu test.* n. 108, *Gundesindu* n. 647, wie *Nunitu* n. 450, *Adrianu test.* n. 30; γ) der roman. auslaut umgeschrieben in lat. *-um*; *Uidísclum* (nom.) n. 21, *Cutum presbiter scrisit* n. 79, *Veulfĩ testes* (d. i. *-is*), *Gudesteum* n. 91, wie *Adaum* n. 24 (npg *Adão*), *Sandinum* n. 91, *Gutinum ... test.* n. 160, *Benedictum ... testis* n. 180, *Toresarium test.* n. 24.

3. Rom.-lat. feminina auf *-a*: *Gundila (coniugea mea)* n. 5, *Gonderona* n. 929, *Eileuua (iermana)* n. 910, *Godegeua (uxor)* n. 554, *Sindileoua* n. 110, *Arosinda* n. 952, *Flamula (uxor)* n. 52, *Gondisalba* n. 72, *Gudesteua* n. 79, wie

Bellita n. 595, *Eldequina* test. n. 57, *ego Crescidura* n. 43; auslaut später auch *-e*: *ego Onece* (fem.; var. lect. *Oneca*) n. 76, hievon reflectieren *Gundila*, *Oneca* und wahrscheinlich auch *Flamula* alte got. swff. auf *-o*, die übrigen stff. auf *-a*.

4. Roman.-lat. feminina auf *-ia*. α) Auslaut *-ia*: *Astragundia* n. 5, *Fradegundia* n. 885, *domna Ledegundia* n. 616, *Uestregia (auia)* n. 858, wie *Eogenia* n. 572; β) auslaut *-ie*: *Leodegundie . . . confirmo* n. 159.

5. Roman. masculina und feminina (casus generalis) aus lat. *-ĕm*. α) Masculina, schreibung *-e* und *-i*: *uilla de Ragolfe* n. 130, *Gitesinde testes* (d. i. *-is*), *Gomeze . . . test.* n. 114, *Gomize* n. 407 (beidemale das patronym. als hauptname), *de Nantomari* n. 570, *Auomari . . . test.* n. 79, . . . *Gumeci patron.* n. 629, *Nausti . . . test.* n. 16, wie *Patre test.* n. 111, *Bellide* n. 624 (gegen *Valid* n. 68), *Salude presbiter* n. 106, *Zidi presbiter* n. 14, *Crescenti presbiter* n. 44, *Vincenti presbiteri* (nom.) n. 74 (npg. *Vincente*), *Joane presbiter* n. 126; β) feminina: *Gontrode* n. 468, *Donadildi* n. 35, *Guanadi* (*uxori mea* nom.) n. 75; γ) der roman. auslaut umgeschrieben in lat. *-em*: *Amatorem . . . test.* n. 117.

6. Latein. masculina auf *-us*. α) Schreibung *-us*: *Astrulfus* n. 20, *Gundisaluus* n. 696, *Sigericus presbiter* n. 71, *Tructesindus . . . test.* n. 880, *Recemondus diaconus* n. 107, *Uidragildus presbiter* n. 29, *Munius Gutierrix conf.* n. 40, *Naustus episcopus* n. 11, wie *Caritus test.* n. 111, *Lucidus* n. 17, *Sarrazinus presbiter* n. 114; β) schreibung *-os*: *Gundiscalcos presbitero* n. 219, *Aluitos presbiter* n. 197, *Gomados . . . episcopus* n. 5, *Modericos presbiter* n. 126, wie *diaconos* n. 77, *clericos* n. 161, *Damianos* n. 5. Die umschrift *Munius* dürfte auf lat. *-o*, *-ōnis* beruhen.

7. Lat. masculina und feminina auf *-is*: α) *Almudis test.* n. 40 unter masc. zeugen; β) *Gunterodis* zweifellos fem. und nom. n. 124.

8. Lat. masculina auf *-o (-on)*; *Munio testis* n. 648, *Gundisaluus Muneonis conf.* n. 34; dazu viell. auch *ego Leobello* (masc.) n. 447.

9. Romanische masculina (casus generalis) aus *-ōnĕm*. α) Auslaut *-one* oder *-oni*: *Tedone scripsit* n. 86, *Agione frater* n. 54, *Fulderone* (masc.) n. 25, *Froiloni* (confirmo) n. 12, *Tedoni abba* n. 74, *Eroni prolis test.* n. 197, *Siloni presbiter* n. 51, mit *n*-synkope: *Manioi test.* n. 87, wie *Cresconi prolis test.* n. 197; β) gekürzte form schreibung *-on*, selten *-om*: *Brandon test.* n. 93, *Lubon abba* n. 93, *Tedon . . . test.* n. 81, *ego Godon* n. 59, *Carlon test.* n. 106, *Santom presbitero* n. 8, *Zemdom . . . test.* n. 144, wie *Domnicon test.* n. 112; γ) der rom. auslaut umgeschrieben in lat. *-onem*: *Agionem* (nom.) n. 54.

10. Gotische masculina auf *-a*. α) Auslaut *-a*: *Frogia presbitero* n. 663, *Guma . . . test.* n. 28, *Vimara diaconus* n. 4, *Froila* n. 9, *Sandila presbiter* n. 432, *Manila test.* n. 33, *Brandila test.* n. 110, *Kintila* n. 138, *Fandila* n. 458, *Ansila presbiter test.* n. 5, *Vitiza test.* n. 33; β) auslaut *-e* und *-i*: *Vittize presbiter* n. 34, *Leobele . . . testis* n. 180, *domno Riquili* (var. lect. *Riquila*) n. 423.

11. Roman. masculina (casus generalis) aus got.-lat. *-ānĕm*. α) Auslaut *-ani*: *Manilani abba* n. 63, *Ikilani . . . episcopus* n. 132, *ego Fradilani presbiter* n. 15, *Vimarani presbiter* n. 76, *Donnani abba* n. 28; β) auslaut gekürzt *am*: *Goiam . . . test.* n. 142, *Donam abba* n. 64, *Atinam* test. n. 24.

12. Griech.-lat. *-as*: *Garsias test.* n. 57, *Garseas presbiter* n. 121 (neben *Garsea* n. 114), *Gaudinas . . . test.* n. 116, *Cendas* n. 13, *Arias presbiter* n. 69, *de Egas* (neben *a Degani*) n. 952, wie *Zacarias* n. 116, *Elias test.* n. 40.

13. Gotische feminina auf *-o*. α) Schreibung *-o* und *-u*: *domna Goldrogodo* n. 87, *Froilo (ista)* n. 12, *Unisco (uxor)* n. 625, *Idilo (oxor)* n. 105, *Eilo (uxor)*

n. 10, *Leuecoto (mater)* n. 688, *ego Teodilo (a me ipsa)* n. 110, *Uniscu* (fem.) n. 458; *β*) der got. auslaut roman. gefasst und umgeschrieben in lat. *-um*: *Feruilum (ussor tua)* n. 24.

C. Patronymische formen.

1. Lat. gen. mit zusätzen die abstammung ausdrückend: *ego ... Gundisalbus filius Gonsalui ...* n. 76, *Uelasqueta Pelagii filia* n. 97, *Leodegundie prolis Eroni* n. 159, *Aluitos ... Eroni prolis* n. 197, *Odorius ... Cresconi prolis* n. 197.

2. Lat. gen. ohne zusatz *α*) auf *-i*: *Ranemiru Uiliauredi* n. 58, *Froila Gundesindi* n. 31, *Arias Dagaredi* n. 35, *Teton Adefonsi* n. 20, *Fromaricus Sposandi* n. 88, *Menendus Menendi* n. 76, *Aloitus Lucidi* n. 107, *ego Goldoauo Marcii* n. 723, *Mendo Pelagi* n. 396, *Frogiulfo Beati* n. 151, *Anagildus Brandiluni* n. 13, *Oueco Garseani* n. 147, *Gundesindus Froiani* n. 50, *Begica Enneconi* n. 97, *Ennego Uegilani* n. 921, *Nausti Uandilani* n. 31, *Lucidus Vimarani* n. 17, *Vimara Froilani* n. 17; *β*) auf *-is*: *Gundisaluus Moneonis* n. 85, *Oueco Muneonis* n. 84, *Floriti Johannis* n. 673, *Osorio Johannis* n. 678.

3. Roman. casus generalis oder got. nom. auf *-a* mit zusätzen. *α*) Lateinische: *Gaudilli filia Sando Gauínizi* n. 634, *Ariulfo filio de Dani* n. 90; *β*) arabisch: *Romano iben Froila* n. 116, *Amatorem iben Uassalo* n. 117. *Zalama iben Recemondo* n. 85, *Zacarias iben Unsuito* n. 116.

4. Patronym. bildung auf *-iz* mit zusätzen verbunden: *Leoderigus prolix Leoderiqiz* n. 590, *Nunus dictus Siloniz* n. 76, *Geluira prolis Nuniz* n. 151.

6. Patronymikon auf *-iz* ohne zusatz; form *-iz* voll, synkopiert *-z*, orthographie einerseits: *-ix, -izi, -ize, -ic, -ici, -it, -iti, -is;* anderseits: *-z, -c, -ci, -t, -s, -x*. Grundlage der bildung ebensowol namen got. herkunft, als solche lateinischer, arabischer, biblischer abstammung. Das patronymikon gilt sowohl für männer als frauen. *α*) Consonant. auslautende masculina: *Golvira Christovaiz* n. 511, *Fofinio Beniamiz* n. 185, *Gila Dauidici* n. 90, *Petrus Danielz* n. 866, *Riquio Zoleimaz* n. 867 (aber auch vocalisch ausl. *Zoleima* n. 66); *β*) roman. masc. auf *-o (-u)*, selten auch *-io*, gekürzt *-i*: *Gudinus Gundesalbiz* n. 12, *Loderigu Gudesindiz* n. 146, *Atriano Laudandiz* n. 56 (*Laudandus presbiter* n. 62), *Pepi Sentariz* n. 219, *Uelasco Uelasquiz* n. 185, *Aluito Ermoriquiz* n. 185, *Oueco Gudesteiz* n. 114, *Petrus Pelaiz* n. 945 (*Pelayus* n. 77), *Geluira Nunniz* n. 124, *Tedon Gontemiriz* n. 81, *Gutinum Fofiz* n. 160 (*Fofu* n. 90), *Léobele Sisulfiz* n. 180, *Únisco Gunzaluiz (uxor)* n. 625, *ego Idilo Facildiz* (fem.; *de nostro patre Fagildo Gundesindiz*) n. 910, *Nausti Truitemiriz* n. 16, *Bellide Justiz* n. 624, *Ueremudo Uermuiz* n. 76, *Gundisaluus Petriz* n. 880, *Auriol Martiniz* n. 880, *Tructesindus Tructesindiz* n. 880, *Gundulfu Antoniz* n. 160, *Senduara Asiulfizi* (*Asiulfu*, vater der *S.*) n. 634, *Nunitu Astrufizi* n. 450, *Sandemiru Christovalizi* n. 138, *Aluito Benedictiszi* n. 147 (*Benedictus* n. 52), *ego Tellus Sesnandic* n. 675, *Monderigo Tanoix* n. 185 (*Tanoy* n. 17)[1], *Suerio* (dat.), *Fromariguic* n. 675, *Eluire* (dat.) *Nunic* n. 675, *Gundesindu Toderaquic* n. 647; *Tructesendo Osoredici* n. 28, *Gutiere Roderici* n. 71, *Bertiario Maloquinici* n. 90, *Dauid Sesnandici* n. 90, *Recunefredo Egaredici* n. 28, *Vilifonso Rudurici* n. 28, *Fagildus Astrulfit* n. 251, *Fagildus Berulfit* n. 221, *Queiriacus Tioteuadit* n. 88; *Floriti* (als hauptname) n. 673; synkopen: *ego Saluato Louerigoz* n. 570,

1) Zu entscheiden, ob das patronymikon der *Zidi Cresconiz* n. 124 und *Olide Cresconiz* n. 195 auf einem namen mit *-ōnĕm* oder *-ōnius* beruhe, versagen die mittel. *Cresconius* findet sich n. 474, *Cresconi* n. 197.

Scemeno Sauaricox n. 114, *ego Froila Leoderiguz* n. 146; *Menendo Godesteoxi* n. 160; *Hegica Ennegot* n. 71 (*Ennegus* n. 71); *Aluitus Gundemarus* n. 109, *Framuldo Teoderedus* n. 109; ferner mit schwund eines suffixalen *c (g)*: *Onorigu Didaz* n. 185, *Gunsaluo Diaz* n. 373, *Egas Didaxi* n. 220 (*Didacus* oft), *Cresconius Quiriázi* n. 37 (*Queiriácus* n. 88), *Ansemiru Branderix* n. 160 (*Branderigu* n. 108); *ego Ansur Días* n. 373; γ) roman. masculina auf *-e*, *-i*: *Cidi Parentix* n. 208 (*Parente* n. 142), *Fafia Guteris* n. 633 (*Gutiere* n. 71); δ) lat. masculina auf *-o* (*n*-stamm): *Osoyro Ouequix* n. 38 var. lectio (*Ouecco* n. 139), *Pelagio Munix* n. 945, *Gomeze Munix* n. 114 (*Munio* n. 22, 648), *Didacu Ennequix* n. 491, *Osorius Ovequis* n. 138[1]; ε) roman. masculina auf *-one*, *-oni*, *-on*: *Pelagio Getonix* n. 56 (*Gatón* testes n. 8); ζ) got. masculina auf *-a*: *Benedictum Egiquix* n. 180 (*Hegica* n. 71), *Sandu Brandilix* n. 160 (*Brandila* n. 158), *Uelasco Garceix* n. 196, *Pelagio Requix* n. 180 (synkope **Requia* aus *Riquila* n. 423); *Mido Guandilixi* n. 163; *Tedone Quixezi* n. 86 (**Quixa*); *Froila Gumeci* n. 629 (*Guma* n. 28); *Rodorigo Froilaz* n. 145, *Nunus Floilax* n. 76, *Uixoi Emilax* n. 146, *Fafila Guandilax* n. 146, *Fauyla Gandilax* n. 27, wie *ego Sindinu Abormax et iermana mea Gudina Abormax . . . de pater nostro Aborma Didax* n. 257; *Gontado Uisterlaxi* n. 20, *Kintila Kintilaxi* n. 138, *Petrus Tructaxi* n. 28; *Jonas Aldonaci* n. 28; *Gomixe Egicat* n. 407; *Munio Uenegas* n. 583, *Veila Venegas* n. 880, *Gundisaluus Venegas* n. 880, *Godina Fafilax* (neben *Fafilax*) n. 349; η) roman. masculina auf *-ani*, *-am*: *Mourili Froyanix* n. 27, *Guma Arianici* n. 28, *Fofu Gudilanici* n. 90; *Enego Gutayx* n. 27.

Das ursprüngliche gotische system **Liudareiks sunus Liudareikis* schimmert in *Leoderigus prolix Leoderiquix* noch deutlich durch. Die setzung des blossen patronymischen genitivs ist also die auch intern germ. bekannte ellipse. Die bildungen auf *-ix* bei den masc. *a(n)*-stämmen, wie *Sandu Brandilix*, können im typus auf den entsprechenden got. gen. **Brandilins* zurückgehen, wobei der eintritt von *-is* für *-ins* am besten als roman. ausgleich gefasst wird, wenn es auch möglich wäre, ihn als schon got. übertragung anzusprechen und mit den north. starken genitiven sing. auf *-es* bei masc. *n*-stämmen (Sievers Ags. gr. § 276 anm. 5) zu vergleichen, oder sogar auch eine lautliche entwicklung von *-ins* zu *-is* anzunehmen. Die orthographischen varianten zu *-ix* haben gar nichts zu sagen, es ist einheitlich *-is* zu sprechen. Der auslautende vocal in den schreibungen *-ixi*, *-ixe*, *-ici*, *-iti* ist wol nur graphisches hilfszeichen, wie in *Ciandila* = *Sandila*, zuweilen vielleicht ein versuch, dem patronymikon die form eines rom. nominativs auf *-i* aus *-ĕm* zu geben. Die bildungen auf *-ix* sind die primäre form, secundäre roman. bildungen aus der productiven kategorie sind die synkopen *-x*, *-c* usw. mit bewahrung des nach roman. stande auslautenden vocales *-o*, *-u*, *-a*. Die wahl vorwiegend des buchstabens *x* neben *c* und *t* = *ç* für die darstellung des aus dem got. ererbten lautes hat vermutlich ihren grund in einer vorstufe der npg. aussprache des auslautenden *s* lat. herkunft als *š*.

D. Accent.

Die betonung der namen ist die latein.-romanische, der hauptton liegt bei den zweistämmigen namen auf der ersten silbe des zweiten teiles und zwar nicht bloss, wenn dieselbe ursprünglich langvocalisch wie in *Rudorígu* n. 346, *Teodemíro* n. 347,

1) *Munix* kann auch aus *Munia Aluitix* n. 20 stammen; ebenso die übrigen aus *a*-formen; die kategorie scharf zu begrenzen, scheint noch nicht möglich.

Gondorédo n. 347, oder positionslang wie in *Louegíldo* n. 267, *Tudeïldus* n. 347, *Fredenándo* n. 352 ist, sondern auch bei ursprünglicher kürze: *Argifrédus* n. 20, *Guntádo* n. 415, *Gudestéo* n. 348, fem. *Goldregódu* n. 269, d. h. es ist in allen diesen fällen der germ. nebenton zum hauptton geworden und zwar auch dann, wenn, wie bei *Uidísilu* n. 331, ein secundärvocal auf die stammsilbe folgt. Es ist demnach zweifellos, dass die bildungen *-illi* auf der ersten silbe dieses elementes *Teodílli* (uxor) n. 78 z. b. zu betonen sind, ebenso, dass die formen *Eldegés* n. 79, *Auomár* n. 476, *Sismír* romanischen ton besitzen und als romanische verkürzungen, nicht als flexionslos gebliebene ursprünglich got. formen angesprochen werden müssen. Die erstarrten got. ableitungen auf *-ila, -ica* und *-ilo, -ico* bewahren die alte germ. tonstelle *Fándila* n. 268, *Vándila* n. 76, *Árdega* n. 680, *Ríquilum* (fem.) n. 79, *Gúndilu* (uxor) n. 80, *Trástalo* n. 60, die in übereinstimmung mit den latein.-roman. analogien *Lúzido* n. 371, *Dídagu* n. 474 festgehalten werden musste. Und hieran schliessen sich andere mit kurzer paenultima, wie *Múnio* n. 583, *Médoma* n. 63, *Vítiza* n. 33, *Christóualo* n. 67, nach dessen beispiel auch der in *Sindofaliz* n. 105 gelegene name **Sindófalus* betont sein muss, auch wenn der zweite teil ursprünglich positionslanges **falha* gewesen sein sollte. Dagegen dürften die umbildungen *Uistérla, Uistérga* die germ. tonstelle aufgegeben haben. Ebenso haben die romanischen bildungen aus *-ōnĕm* und *-ānĕm* sicher auch die neue romanische tonstelle: *Tedóne* n. 86, *Tedóni* n. 74, *Tedón* n. 81, *Santóm* n. 8, *Donnáni* n. 28 und die den *-om* entsprechenden bildungen auf *-am* sind demnach analogisch: *Donám, Goiám* zu betonen. Dass die *īnus*-ableitungen, insoweit sie romanisch sind, auf dem *i* betont werden müssen: *Pepíno* n. 66, *Senioríno* n. 21 z. b., ist zweifellos, aber auch bei germ. *eina*-bildungen müsste diese betonung eingetreten sein, so dass bei *Sandínus* n. 20, *Godínus* n. 63, *Trastína* n. 60 sich aus der betonung nichts für oder wider die eine oder andere abkunft des suffixes ergibt, obwol ich annehme, dass dasselbe überhaupt roman. sei. In der lehrreichen combination von n. 60 *Trástalo cocnomentum Trastína (ucsor)* scheint geradezu ursprünglich germanische und spätere romanische kurzformbildung gepaart zu sein. Betonung auf der vorletzten silbe kommt natürlich auch den romanischen deminutiven mit etymologischem *tt*: *Ansíto* n. 672, *Alderétto* n. 67, *Maxítus* n. 63, *Bellítus* n. 15, sowie den ursprünglich germ. *ing*-ableitungen zu *Froaréngus episcopus* n. 3, 13, 15, 17, dissimiliert *Fraléngo test.* n. 87[1], *Gaudéngu* n. 757, die formell mit lat. *-ínicus* wie *Doméngus* n. 391 zusammengefallen sind. Die zweisilbigen namen mit got. oder lat. endung müssen stammbetonung besitzen und zwar auch dann, wenn dieselben durch einschaltung eines secundärvocales, wie *Únisco* n. 511, dreisilbig geworden sind, endbetonung aber die als zweisilber erscheinenden entwicklungen aus *-ōnĕm*: *Falcón* n. 31, *Barón* n. 20, *Cendón* n. 414. Die betonung der patronymika ist die des zugrunde liegenden roman. namens, also *Ermoríquiz, Osorédici, Christóvalizi, Sauarícoz, Getóniz, Brándiliz, Gómeze, Quízezi, Guándilaz, Froyániz, Gutáyz, Díaz*, ohne irgendwelche änderung. Endbetonung findet nur in dem falle der verschmelzung der tonsilbe mit dem *-is* der patronym. bildung statt. Von einer änderung der tonsilbe ist aber auch bei dem typus *Branderíz* nicht die rede.

1) Von einem zweistämmigen namen **Froárius* ausgehend.

CZERNOWITZ. VON GRIENBERGER.

Friedrich Hebbel. Sämtliche werke. Historisch-kritische ausgabe besorgt von **Richard Maria Werner.** Berlin 1901—1903. B. Behrs verlag (E. Bock). Achter band: Novellen und erzählungen. — Mutter und kind. — Pläne und stoffe. (1835—1863). Neunter band: Vermischte schriften I (1830—1840). — Jugendarbeiten. — Historische schriften. — Reiseeindrücke I. Zehnter band: Vermischte schriften II (1835—1841). — Jugendarbeiten II. — Reiseeindrücke II. — Kritische arbeiten I (1839—1841). Elfter band: Vermischte schriften III (1843—1851). — Kritische arbeiten II. Zwölfter band: Vermischte schriften IV (1852—1863). — Kritische arbeiten III. à 2,50 m.

Die letzten bände, mit denen die mühevolle arbeit des herausgebers ihren vorläufigen abschluss findet, enthalten manches von den früheren ausgaben ausgeschlossene, meistens von geringerer, zum teil jedoch von ganz hervorragender bedeutung.

Als erzähler wird Hebbel sicherlich nie hoch bewertet werden, seine entwicklung auf diesem gebiete der dichtung erscheint, im vergleich zu derjenigen des lyrikers und dramatikers, dürftig. Immerhin war es von interesse, auch diese entwicklung lückenlos vorzuführen. So mögen denn auch die in den achten band aufgenommenen erzählungen des jungen Hebbel aus der Wesselburener und Münchener zeit, ästhetisch betrachtet sicherlich das wertloseste aus seiner hinterlassenschaft, mit dank begrüsst werden. Wir können jetzt verfolgen, wie der nachahmer C. W. Contessas und E. Th. A. Hoffmanns, sobald er der Wesselburener einsamkeit entronnen ist, sich mit Kleist und Jean Paul berührt und sich schliesslich zu einer leidlich selbständigen eigenart der epischen darstellung hindurchringt. In den während seiner universitätsjahre entstandenen erzählungen erkennt man deutlich die neuen muster, nach denen er sich bildet, doch mischen sich in ihnen die an und für sich schon widerstreitenden elemente, die herbe, concentrierte tragik und der bittere, etwas forcierte humor zum überfluss auch noch mit den früheren mehr conventionellen motiven, so dass fast alle diese arbeiten, mit ausnahme etwa des 'Schnock', einen zwiespältigen, unerfreulichen eindruck machen. Selbst spätere producte des gereiften künstlers, die bereits jene geschlossene weltanschauung spiegeln, welche Hebbels tragödie trägt, wie 'Matteo' (1839) und 'Die kuh' (1849) erscheinen dem kritischen betrachter fast nur als karrikaturen seiner gewaltigen dramen. Doch wenn denn auch die ästhetische minderwertigkeit der erzählungen Hebbels, vor allem der hier zum ersten male, nach langer vergessenheit, wider abgedruckten aus dem anfang seiner schriftstellerischen tätigkeit, von niemandem geleugnet werden wird, so ist ebenso unbestreitbar, dass sie für den biographen, der diese persönlichkeit nach allen seiten hin scharf umreissen möchte, sehr beachtenswert sind. Und auch der ästhetiker geht nicht ganz leer aus, da es sich wol verlohnt, mit den in vorreden, tagebuchaufzeichnungen und briefen dargelegten theoretischen anschauungen des grossen dichters über eine kunstgattung, in der er selbst es nicht zur vollendung brachte, sich auseinander zu setzen, sie an dem, was er leistete, zu messen. Hierüber bringt die einleitung zu bd. VIII nicht wenig neues bei. Besonders verweisen möchte ich auf die fruchtbaren vergleichungen Hebbels mit Hoffmann, obgleich mir der herausgeber in der aufspürung von beziehungen zu ihm wie zu Contessa im einzelnen zu weit geht (s. namentlich s. XIV bis XV). Sehr lichtvoll sind ferner die untersuchungen über einzelne als verschollen geltende novellenskizzen, die Hebbel in einem an Elise Lensing gerichteten briefe aus dem jahre 1836 erwähnt. Die auf s. XXI ausgesprochene vermutung, dass 'Pauls merkwürdigste nacht' (1837) mit dem daselbst genannten 'Johann' eins sei, ist so ausreichend begründet, dass man sie fast als sicher bezeichnen kann. Auch die

identität der 'beiden vagabunden' und des 'Meister Jakob' ist unbestreitbar, glaube ich, wogegen diejenige des 'Horrn Weiss' und der spätoren novolle 'Herr Haidvogel und seine familie' mir nichts weniger als erwiesen scheint. Übrigens erinnert Werner bei der analysierung des 'Haidvogel' (s. XXXI) mit unrecht an Hebbels vater; die renommage und grossmannssucht Haidvogels hat mit dem finsteren, trotzigen stolz des alten Hebbel garnichts verwandtes. Schon eher kann man es sich gefallen lassen, wenn er beim 'Nepomuk Schlägel' an ihn erinnert (s. XXXIX), doch wird der schwarzgallige humor dieses letzteren am einfachston aus dor dumpfen verzweiflung, die sich des dichters in den schaurigen Münchener jahren immer mehr bemächtigte, erklärt. Der 'Schlägel' ist das am wenigsten objective unter diesen charakterbildern und schöpft die ganze bitterkeit der stimmung seines verfassers bis auf die hefe aus. — Übrigens halte ich es nicht für richtig, dass die erzählungen von Werner nicht chronologisch geordnet sind, obgleich ich dio gründo, die ihn bewogen, die von Hebbel selbst im jahre 1855 für den druck getroffene anordnung nicht zu zerreissen, sehr wol zu würdigen weiss. Noch weniger billige ich, dass die idylle 'Mutter und kind' erst hier hinter den erzählungen eingereiht wird, das widerspricht doch zu sehr dem, soweit ich sehe, sonst in klassikerausgaben befolgten brauch. Die einleitung dieses bandes bringt eine ausführliche und liebevolle analyse der herrlichen dichtung und widerlegt die einwände, die Otto Ludwig und Emil Kuh gegen sie erhoben haben; die polemik gegen R. M. Meyer (s. LV) halte ich für überflüssig. Eine vergleichung mit 'Hermann und Dorothea' war naheliegend, doch ist der herausgeber wenig glücklich in dem nachweis von ähnlichen wendungen (s. L). V. 1810fg. ist allerdings dem anfang von 'Urania' offenbar nachgeahmt, woran sich aber v. 1937 anlehnen soll — wahrscheinlich liegt ein druckfehler vor —, ist mir unerfindlich. Interessanter wäre es jedesfalls gewesen, nachzuweisen, wie sich die verschiedenheit der beiden dichterindividualitäten und der dargestellten zeiten in stil und charakteristik ausspricht. — Die am schlusse aus den tagebüchern und zerstreuten blättern des nachlasses gesammelten 'Pläne und stoffe' stehen hinter den dramatischen embryonen des fünfton bandes erheblich an wert zurück. Von kaum zu überschätzender bedeutung ist dagegen das in den anmerkungen (s. 387—399) abgedruckte material zur solbstbiographio aus Hebbels nachlass, das sicherlich verdient hätte, in die 'Worke' aufgenommen zu werden. Diese flüchtig hingeworfenen hieroglyphen sind freilich nicht leicht zu douten. Der herausgeber war mit den verhältnissen und persönlichkeiten in Hebbels heimatsort nicht vertraut genug, um vor irrtümern geschützt zu sein. Eine reihe von namen sind sicher verlesen, worauf ich an dieser stelle nicht näher eingehen kann, eine sorgfältige nachprüfung der in dem Weimarer archiv aufbewahrten notizen ist unerlässlich.

Der neunte band enthält nur neues. Ausser einigen noch ganz unreifen prosaischen beiträgen zum 'Dithmarser und Eiderstedter boten' aus den jahren 1830—33, von denen wahrscheinlich nur ein teil aus seiner feder stammt, finden wir hier zunächst die in späteren bänden vervollständigte reihe seiner kritiken für den 'Wissenschaftlichen verein von 1817' in Hamburg. Sie schliessen sich vielfach an die ersten ausführungen des tagebuches, das er am 25. märz 1835 begann, eng an und weisen, neben allerhand rohem und abstrusem, wie jene bereits eine fülle scharfsinnigen und originalen denkens auf. Das genie tritt plötzlich fertig aus dem dunkel hervor; jeder versuch, sein wachsen mit unseren gewöhnlichen massstäben nachzumessen, muss misslingen. Vor allem gehört der aufsatz über Theodor Körner und Heinrich von Kleist (s. 31—59), trotz seiner übertreibungen, bereits zu den bedeutendsten kritischen

arbeiten Hebbels. Wer ihn liest, erkennt staunend, wie abgeklärt des dichters ästhetische anschauungen damals schon waren, mit welcher sicherheit schon der jüngling dem urteil seiner zeit entgegentrat; das gegen den strom schwimmen war ihm natur. — Es folgen dann die beiden historischen schriften über den 30jährigen krieg und über die Jungfrau von Orleans, welche er während seines zweiten aufenthaltes in Hamburg (1840), als die not des lebens ihn zu ersticken drohte, für die 'Wohlfeilste volksbibliothek' unter dem pseudonym dr. J. F. Franz schrieb. Werner vermutet wol mit recht, dass er dieses pseudonym in erinnerung an seinen jugendfreund Franz, den apotheker auf Helgoland, gewählt habe, er hätte auch auf die auffallende tatsache verweisen sollen, dass Hebbel im folgenden jahre (1841) sein lustspiel 'Der diamant' zur preisbewerbung in Berlin unter dem versteeknamen: König Franz einsandte. Dass er seine anonymität durch eine erklärung der B. S. Berendsohnschen buchhandlung wahren lies, als ein vorlauter zeitungsschreiber ihm aus persönlicher gehässigkeit die maske abzureissen suchte, können wir jetzt sehr gut begreifen. Werner verteidigt ihn warm gegen den von G. Karpeles, der den hierauf bezüglichen brief Hebbels an Gustav Kühne in dem 'Magazin für litteratur' zuerst veröffentlichte (1894), erhobenen vorwurf eines angeblichen 'hanges zu zweideutiger haltung', der einem manne gegenüber, der fast wahrheitsfanatiker war, ganz töricht erscheint. Er betont, dass es dem dichter, der eben erst seine Judith auf das theater gebracht hatte, nicht lieb sein konnte, als verfasser von schriften, die nur des broterwerbs halber verfasst waren, an die öffentlichkeit zu treten. Er hätte hinzufügen können, dass die vorschlagendste eigenschaft in Hebbels charakter, sein stolz, die triebfeder seines verhaltens war. Seine trostlose lage, die ihn auf eine linie stellte mit scribenten, die er verachtete, mochte er sich selbst kaum eingestehen, er wäre lieber gestorben als sie der welt zu verraten. Es ist klar, dass diese schriften, die in wenigen monaten zusammengeschrieben wurden, keinen anspruch auf wissenschaftlichen wert machen können. Emil Kuh schloss sie aus der ersten gesamtausgabe aus, wahrscheinlich weil er fühlte, dass Hebbel sie auch später am liebsten verleugnet hätte. Trotzdem verdienen sie den platz in seinen werken, der ihnen von jetzt an für immer angewiesen ist. Der energische und flüssige stil, die geschickte und straffe disposition des stoffes, die, trotz aller anlehnung an seine vorgänger, nicht selten bewiesene selbständigkeit in der beurteilung historischer personen und ereignisse, stehen mit dem kerne der Hebbelschen persönlichkeit in unverkennbarem zusammenhang, ex ungue leonem gilt ebenfalls für diese ihm scheinbar so fernliegenden arbeiten. Bisweilen stossen wir auch auf gedankenreihen, die das eigentümliche gepräge seines geistes tragen und dem kundigen seine autorschaft verraten würden, auch wenn sie sonst nicht urkundlich feststände. Der '30jährige krieg' braucht den vergleich mit Schiller nicht zu scheuen, die 'Jungfrau von Orleans' ist schon deshalb von noch grösserem interesse, weil sich Hebbel seit seinen Münchener tagen mit diesem dramenstoffe getragen hatte. Dass er für die letztere historische schrift Fouqués 'Geschichte der Jungfrau von Orleans', die sich auf das umfassende material des Le Brun de Charmettes stützt, sowie das buch von Guido Görres als quellen benutzt hat, weist der herausgeber in einleitung und anmerkungen überzeugend nach. Wie weit er im '30jährigen kriege' sich an Galletti, Schiller, Woltmann, die er selbst im vorwort als seine vorgänger nennt, im einzelnen angeschlossen hat, muss eine besondere untersuchung klarlegen; was Werner darüber auf s. XXI der einleitung sagt, ist viel zu allgemein. Galletti war mir nicht zugänglich; eine sorgfältige collation mit Schiller ergab, dass Hebbel, im ausdruck vielfach von ihm abhängig, — manches stark gekürzte bleibt geradezu

unverständlich, wenn man nicht auf Schiller zurückgeht, z. b. s. 89, 33 'zum ärgernis der schwachen' oder s. 202, 32 'durch einen unbesetzten pass' (bei Schiller: 'durch den unbesetzten pass zwischen Schleswig und Stapelholm') — in der gruppierung der tatsachen, in dem, was man composition nennen könnte, überraschend selbständig ist. Bei seiner darstellung des westfälischen friedens schöpfte er aus dem buch von Karl Ludwig Woltmann: 'Gesch. d. w. fr.', Leipzig, Göschen, 1808—9. Es ist bewundernswert, wie er es verstanden hat, auf wenigen seiten dieses zweibändige werk zu epitomieren, ohne es auch nur an einer einzigen stelle auszuschreiben. — Auch als journalistischen berichterstatter lernen wir den dichter am schlusse dieses bandes aus seinen correspondenzen für das 'Morgenblatt' (1836 – 38), sowie aus seinem für Gutzkows 'Telegraph' im jahre 1839 verfassten 'Gemälde von München' näher kennen. Namentlich letzteres beweist, dass er ein äusserst scharfer beobachter war und das klar geschaute ebenso anschaulich widerzugeben verstand. Diese artikel sind für die damaligen zustände Münchens wie für den jungen Hebbel in gleicher weise charakteristisch, wenn sie auch stilistisch noch recht ungleich sind und aus diesem grunde vor allem den längst bekannten späteren skizzen aus Paris, Agram, Berlin und Hamburg nicht an die seite gestellt werden können. Von den correspondenzberichten ist übrigens der vierte (s. 384 – 389) sicher nicht von Hebbel, obgleich der herausgeber ihn in dem inhaltsverzeichnis nicht einmal mit einem sternchen versehen hat; auch nr. 5 erscheint mir wenigstens sehr verdächtig. Der bericht über 'Strauss in München' setzt mehr musikalische kenntnisse voraus, als Hebbel damals oder später besass; der schluss von 386, 7 an ist nichts als widerwärtiges geträtsch, das niemals aus seiner feder geflossen sein kann. Auffallend ist auch, dass das urteil über Halms 'Griseldis' (s. 385) demjenigen, das Hebbel ein jahr später am 18. november 1838 in einem briefe an Elise Lensing aussprach, im hauptpunkte widerspricht. Zum schluss lesen wir gar unter dem titel: Kunst. Über die Glyptothek: 'In freudiger ungeduld — — — — stieg ich die stufen hinan, auf denen ich als kind geträumt von Aspasia, Sokrates und Akademie' — — —. Konnte Hebbel das schreiben? Gegen solche innere kriterien wollen alle äusserlichen anhaltspunkte, die übrigens recht schwach sind (vgl. s. XVIII der einleitung), wahrlich nichts besagen.

In der einleitung zum zehnten bande, welcher unter anderem die von mir im jahre 1892 zuerst veröffentlichten berichte Hebbels an die Augsburger Allgemeine zeitung aus dem jahre 1848 enthält, wird seine stellung zu den politischen fragen, welche die gemüter damals bewegten, gekennzeichnet. Der herausgeber weist nach, wie leuchtend sein mannhaftes verhalten in jenen tagen von dem entschlusslosen, schwächlichen quietismus Grillparzers sich abhebt. In der tat lässt sich der tiefreichende gegensatz dieser beiden naturen, der sich auf die verschiedenheit des volksstammes, aus dem sie hervorgiengen, gründet, gerade in diesem punkte besonders klar erfassen. Neu hinzugefügt werden dann Wiener briefe für die 'Illustrierte zeitung' aus den jahren 1861 — 1862. Sie erreichen längst nicht die höhe der berichte aus dem jahre 1848, da sie sich mit den verschiedenartigsten dingen beschäftigen und infolgedessen sehr ungleich in ton und ausführung sind. Wahrhaft gross tritt uns Hebbel nur dann entgegen, wenn ihn innerste nötigung zum schreiben zwingt, und die starke leidenschaft, die ihn beseelt, mit voller resonanz erdröhnt. Immerhin beweisen diese briefe, dass er auch scheinbar gleichgiltige ereignisse des tages stets sub specie aeterni sah. In der erkenntnis der gefahren, die dem österreichischen staate aus der zuspitzung der rassengegensätze drohten, und der energischen betonung des deutschen standpunktes erweist er aufs neue, wie in jenen früheren berichten,

seinen politischen scharfblick und seinen warmen patriotismus. — Zu den briefen für Campes 'Orion' aus dem jahre 1863 ist nr. 6 hinzugekommen, der eine in seinen tagebüchern und briefen widerholt berührte wissenschaftliche frage, die 'Vielvaterschaft' der Nibelungen, erörtert. Diesen vorzüglich geschriebenen brief legte Emil Kuh seinerzeit zurück, wie ich vermute, wegen des satirischen tones, den Hebbel hier gegen Lachmann und seine schüler und gegen Pfeiffers Kürnberger-theorie anschlägt. Nur wenige werden jetzt noch bezweifeln, dass der dichter im kernpunkte recht hatte. In ästhetischen dingen sieht die geniale intuition des künstlers schärfer als die gelehrte forschung.

Die kritischen arbeiten Hebbels, bereits im 10. bande mit den aufsätzen für Gutzkows 'Telegraph' aus den jahren 1839—1841 eingeleitet, füllen im übrigen den elften und zwölften band. Das streng chronologische prinzip, das der herausgeber bei ihrer anordnung durchführt, will mir nicht gefallen. Es macht einen verwirrenden eindruck, wenn die verschiedenartigsten materien unmittelbar nacheinander behandelt werden, tiefgründige abhandlungen und flüchtige besprechungen von novitäten miteinander abwechseln. Namentlich der 12. band ist infolge der durchführung dieses prinzips sehr buntscheckig, ja ganz unübersichtlich geworden. Kann man es denn billigen, dass nicht nur die 'Literaturbriefe', sondern selbst die 3 aufsätze über Shakespeare und seine zeitgenossen, die polemik gegen Bodenstedt, aus chronologischen gründen zerrissen wurden? Hebbel hat die geplante herausgabe seiner kritischen schriften nicht mehr selbst durchführen können. Da wäre es meines erachtens allein richtig gewesen, die von Kuh aufgestellten grossen kategorien: zur theorie der kunst, charakteristiken, kritiken beizubehalten und das neu aufzunehmende in diese rubriken einzureihen. Diese sehr geschickte gruppierung bedarf nur in einzelheiten der correctur. — Zu den 'Telegraphenaufsätzen', welche sich durch das jugendlich ungestüme feuer, bisweilen auch durch das etwas geschraubte pathos vor den späteren kritischen arbeiten auszeichnen, sind 2 hinzugekommen; die nummern 22 und 23, die auch der herausgeber anzweifelt, kann ich Hebbel nicht zuschreiben. Die in den späteren bänden zum ersten male abgedruckten artikel ergänzen das bild, das man sich bis dahin von Hebbel als kritiker machen konnte, in sehr dankenswerter weise. Vor allem möchte ich in bd. XI auf nr. 36 (über Schillers Wallenstein), nr. 47 (besprechung der ersten aufführung des 'Rubin', die für des dichters mutige wahrheitsliebe ein schönes zeugnis ablegt) und auf nr. 69, die aus den papieren des nachlasses veröffentlichten anmerkungen Hebbels zu den ihm als preisrichter vorgelegten preisnovellen, dies sehr interessante seitenstück zu Grillparzers anmerkungen über die 'Preislustspiele' (Gr. werke, ausg. 5, bd. 18) aufmerksam machen. In band XII sind unter den zum ersten male wieder hervorgezogenen aufsätzen nr. 74 (dramaturgische aphorismen), nr. 75 (über Raupachs 'Nibelungenhort'), nr. 106 und 107 (sehr charakteristische invectiven gegen die bildersucht der österreichischen poeten, namentlich Lenaus, und gegen die 'schönen verse' Platens) besonders erwähnenswert. nr. 113 gehört in die biographie, nicht in die werke. Bemerkt mag übrigens werden, dass die nr. 79 'Ernst freiherr von Feuchtersleben. Umrisse zu seiner biographie und charakteristik' durch die vom herausgeber der raumersparnis halber vorgenommenen streichungen, nach meiner meinung, an wirkung erheblich eingebüsst hat, mit genuss wird den aufsatz nur lesen, wer das original, den nicht leicht zu beschaffenden siebenten band der werke Feuchterslebens, sowie Grillparzers werke (bd. 18) zur füllung der lücken bei der hand hat. Die nummern 75, 81, 107 und 121 sind in der inhaltsangabe mit einem sternchen versehen, weil Hebbels autorschaft nicht belegt werden kann. Wer mit seiner stilistischen eigenart vertraut ist, wird sie ihm ohne jedes bedenken zu-

sprechen. Die kritische vorsicht des herausgebers ist gewiss lobenswert, doch scheint sie mir in diesem falle zu weit zu gehen. Vielleicht sind einzelne der nach dem schlusswort (bd. XII, s. 400) vorderhand noch nicht aufgenommenen aufsätze mit unrecht ausgeschlossen worden. Im wesentlichen kann die sammlung freilich als vollständig gelten. Nur ein glücklicher zufall könnte noch etwas zu tage fördern, was dem unermüdlichen, bewunderswerten eifer Werners entgangen ist, wie es denn z. b. bedauerlich ist, dass von der 'Oesterreichischen reichszeitung', deren feuilleton Hebbel bis zum 15. märz 1850 leitete, die nummern bis jetzt nur bis zum 31. dec. 1849 zu erlangen waren. Mit der wertung der ästhetischen aufsätze und kritiken Hebbels durch Werner bin ich, zu meinem bedauern, grundsätzlich nicht einverstanden. Er nennt sie 'gelungener in der conception als in der ausführung' (einleitung zum 12. bande, s. XIV). Das gilt doch nur für die vom Hegelianismus angekränkelten, wie vor allem das 'Vorwort zur Maria Magdalena'. Sobald er den einfluss dieses damals die philosophischen lehrstühle Deutschlands beherrschenden philosophen, den er in Kopenhagen und Paris (1843—44) studierte, überwunden hatte, ihn, 'schon seiner stilfehler wegen, nicht mehr lesen konnte' (tagebuch vom 16. sept. 1846), ist von der schwerfälligkeit, dem 'lasterhaften deutsch', das seine gegner ihm so gerne vorwarfen, nichts mehr zu spüren. Noch weniger kann ich dem herausgeber beistimmen, wenn er die von Hebbel selbst eingeräumte tatsache, dass ästhetische aufsätze, im vergleich zu der raschen production seiner poetischen werke, ihm langsam von der hand giengen, aus der 'zaghaftigkeit des autodidakten' erklärt. Hebbel war einer der gewissenhaftesten autoren, die es je gegeben hat. Als er seinen aufsatz: 'mein wort über das drama', die erwiderung an professor Heiberg, vollendet hatte, schrieb er in sein tagebuch (juli 1843): „Ich habe die factoren meines geistes einmal in ihrem geschäft belauscht. Es sind deren zwei wirksam: ich habe immer das grösste vertrauen, soweit es die sache und ihre richtigkeit im allgemeinen betrifft, aber zugleich auch das grösste misstrauen im einzelnen. Jenes gibt mir die sicherheit, die mich nie verlässt; dieses die vorsichtigkeit, die mich oft am weitergehen hindert." Das bedarf keines commentars, findet übrigens in den sehr verwandten äusserungen eines Hebbel an impulsiver leidenschaft noch weit übertreffenden schriftstellers, J. J. Rousseau, eine merkwürdige parallele. (Confessions, Partie I, Livre III). Eine scheu vor der veröffentlichung der resultate seines denkens ist aus diesen und ähnlichen bekenntnissen keinesfalls herauszulesen. Auf anderen gebieten des wissens verleugnet sich nirgends Hebbels demutvoller respect vor den überragenden leistungen anderer; in der erkenntnis ästhetischer dinge durfte er sich selbst die höchste norm und autorität sein. Sollte der mann, der mit berechtigtem stolze in seiner autobiographischen skizze für den verleger Brockhaus (1852) von sich sagte: „Ich habe seit meinem 22. jahre, wo ich den gelehrten weg einschlug und alle bis dahin versäumten stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue idee gewonnen; alles, was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden", sich auf seiner eigensten domäne vor einem 'fachmann' gebeugt habe? Eins freilich ist zuzugeben, was sich aus dem eben gesagten von selbst ergibt: er verleugnet auch in seinen aufsätzen niemals die künstlerische natur, er schreibt keine erschöpfenden abhandlungen, er überspringt öfters glieder der gedankenentwicklung, die der strenge logiker vermisst, er wendet sich nie an lernende, immer nur an solche, die mit ihm auf der höhe wandeln. Im letzten grunde verständlich und sympathisch ist er nur künstlerisch empfindenden menschen — dieser vorzug ist zugleich auch seine schranke. Deswegen kann nichts zweckloser sein, als aus seinen

verstreuten, durch stimmung und gelegenheit subjectiv gefärbten äusserungen ein 'system' zusammenzusetzen, wie es der von Werner citierte Arno Scheunert in seinem buche: „Der pantragismus als system der weltanschauung und ästhetik Fr. Hebbels. Beiträge zur ästhetik VIII." Hamburg und Leipzig 1903) versucht hat. Das kann nur zur karikierung, nicht zur erkenntnis seiner kunsttheorie und seiner aufs engste mit ihr verknüpften kunstpraxis führen. Nach meiner meinung stellen die ästhetisch-kritischen schriften Hebbel unter die grossen meister unserer prosa, sie enthalten so viel neuen inhalts in klassisch vollendeter form, dass es noch recht lange dauern mag, bis sie für kunst und wissenschaft in ausgiebiger weise fruchtbar gemacht sind. In erster linie wird es sich zunächst mehr darum handeln, sie zu ergründen, als kritik an ihnen zu üben.

Meine bemerkungen zu der kritischen arbeit, welche der herausgeber für die herstellung eines correcten textes der schlussbände geleistet hat, müssen, aus den bereits in den besprechungen der früheren bände entwickelten gründen, kurz sein. Dass mit dieser ausgabe die philologische kritik des Hebbeltextes sehr erheblich gefördert wurde, ist sicher, abgeschlossen ist sie dagegen ebenso wenig wie das jetzt schon seit jahrzehnten fortgesetzte bemühen, durch minutiöse gelehrte forschung einen durchaus einwandfreien Goethetext zu schaffen. Auf die unvermeidlichen druckfehler, die jede noch so sorgfältige ausgabe, die nicht von fremden augen mehrfach nachgeprüft wurde, enthalten muss, an denen folglich auch diese nicht gerade arm ist, will ich nicht eingehen. Bemerken will ich nur, dass dieselben in bd. XII, s. 389 fg. keineswegs alle verbessert sind; gerade die letzten bände bedürfen noch einer gründlichen revision. Aus der fülle des übrigen materials, das ich mir für spätere verwendung sammelte, will ich einzelnes zusammenstellen, nicht um an den hervorragenden verdiensten des herausgebers zu mäkeln, sondern um nachzuweisen, dass der vorliegende text noch nicht überall verlässlich sein dürfte. Werners textkritik ist eine sehr conservative, wofür ihm jeder verständige seine besondere anerkennung aussprechen wird. Da jedoch für die letzten bände, mit wenigen ausnahmen, statt der handschriften nur drucke vorlagen, über deren nachlässigkeit Hebbel bisweilen klagt (vgl. den brief an Christine vom 18. 8. 1862, nachlese zu Hs. briefen II, s. 257), so brauchte das sonst lobenswerte vertrauen des herausgebers zu den quellen schwerlich so weit zu gehen, dass offenbare versehen, deren correctur sich von selbst ergibt, stehen blieben. Am wenigsten war dies verfahren gut zu heissen, wenn Werner sich dadurch in gegensatz zu dem ersten herausgeber Emil Kuh setzte, der vielleicht noch handschriftliches benutzen konnte, das, bei seiner bekannten gleichgiltigkeit, verloren gegangen ist. Als solche evidente textemendationen Kuhs, die Werner, im vertrauen auf die druckvorlagen, mit unrecht strich, führe ich u. a. an: X, 32[23] (knickbeine statt strickbeine), X, 34[26] (gläsern dünn statt gläsern dürr), X, 416[31] (veto statt votum), XI, 77[28] (stufe statt höhe). Als notwendige correcturen füge ich meinerseits hinzu — ich beschränke mich auf solche, die mir unwiderleglich scheinen: — X, 61[28] (sein statt ein gegen den text der A. a. z.), X, 304[26] (mündig statt würdig), XI, 24[15] (ausgewirkt statt auswirkt; kein teil des relativsatzes, sondern zweites prädicat des hauptsatzes, im anschluss an z. 8), XI, 144[22] (es fehlt ein wort vor ausgestatteten, etwa 'verschwenderisch'), XI, 189[13] (angeben statt angegeben), XI, 207[27 u. 29] (seiner anstatt einer, ein anstatt sich), XI, 271[9] (litteraturgeschichte anstatt naturgeschichte), XII, 20[32] (erschütternderer statt erschütternder), XII, 21[30] (Nur statt Und), XII, 194[15] (schläfrig statt schlüpfrig), XII, 197[27] ('war' statt 'wen'), XII, 242[29] (schreienden statt schneidenden). XII, 296[20] (an statt aus). — Auf grund von erneuten vergleichungen mit gedruckten texten (A. A. z., Briefwechsel zwischen

Schiller und Körner) müssen folgende stellen geändert werden: X, 107[7] (das wörtchen nur ist vor noch ausgefallen), X, 134[29] (eins statt es), XI, 113[16] (es anstatt er), XI, 127[21] (es fehlt das wörtchen zu vor eifersüchtig); XI, 234[24] und 237[24] ist dagegen Elisa anstatt des richtigen Elias beizubehalten, da es sich auch in Meinholds 'Bernsteinhexe' findet, obgleich ein versehen vorliegt (vgl 1. Könige, 17). — Besonders liederlich gedruckt wurden die bei Berendsohn erschienenen historischen schriften, vor allem die namen. Ob es richtig war, alle incongruenzen beizubehalten, erscheint mir mehr als fraglich. Es muss verbessert werden: IX, 51[20] (Passau statt Breslau), IX, 106[12] (Ribnitz, Dammgarten, nach Schiller), IX, 183[32] (Havelberg statt Gavelberg), IX, 322[25 u. f.] (Peter Cauchon statt Pater C.). — Als fehlergruppen, die sich öfters widerholen, kennzeichne ich zwei: 1. die verwechslung von eben und aber, in Hebbels schrift, wie ich mich überzeugt habe, kaum zu unterscheiden (VIII, 29[12]; IX, 33[6], IX, 127[29]; XII, 71[11], XII, 328[5]); 2. die vertauschung des präsens mit dem imperfectum, sowol in der endung wie im ablaut (VIII, 184[27], VIII, 194[30], VIII, 195[24]; X, 171[22] [bereits von Kuh geändert], X, 367[9]; XI, 322[20]; XII, 134[7], XII, 149[23], XII, 197[2]). — Einzelne vermutungen Werners, die ein bescheidenes plätzchen unter den anmerkungen und lesarten gefunden haben, würde ich ohne weiteres bedenken in den text setzen: X, 343[11] (vgl. s. 457, anm.), XI, 21[29] (meisterschütze statt musterschütze), XI, 55[13] (falten anstatt fallen), XI, 129[26] (furchtbarer anstatt fruchtbarer, von mir bereits früher in dem handexemplar meiner Hebbelausgabe geändert). — Nur an einer stelle, VIII, 43[22], hat der herausgeber meines erachtens ohne not geändert. Er fügte dort das wort 'erlebt' hinzu, weil er den norddeutschen, vielleicht speciell schleswig-holsteinischen provincialismus 'man hat es' = es kommt vor, nicht kannte.

Zum schlusse noch einige randglossen zu den anmerkungen, die im allgemeinen sehr reichhaltig sind und die weitesten ansprüche des lesers befriedigen werden! — Zu bd. VIII. Zu dem biographischen material (s. 387 fg.) hätten im einzelnen noch manche verweisungen auf Emil Kuhs biographie hinzugefügt werden können, über deren quellen in bezug auf die Wesselburener zeit Hebbels wir allerdings so gut wie garnicht orientiert sind. Zu nr. 147 (s. 395) vermisse ich ferner die erwähnung einer sehr merkwürdigen parallelstelle in dem briefe an Elise Lensing vom 30. märz 1845, desgl. zu nr. 168 sowie nr. 173 (s. 397) den hinweis auf das tagebuch vom 20. februar 1848 und auf das vorspiel zum 'Demetrius'. — Zu bd. IX. Das original der beiden einander gegenübergestellten übersetzungen aus Byron (nr. III, s. 427) ist: Lines, written beneath a picture. Athens, January, 1811. — Eine empfindliche lücke bemerke ich zu IV (Wie die Krähwinkler ein gedicht verstehen, ebenfalls auf s. 427). Es ist nicht hervorgehoben, dass die erste strophe der auf s. 9 abgedruckten 'verse' sich auch in Hebbels am 15. april 1830 gedichteter 'Elegie am grabe eines jünglings' findet (vgl. bd. VII, s. 24). — Ich vermisse anmerkungen zu s. 12, 45 (Jürgensen) und s. 41, 1 (Zimmermann); trotz aller bemühungen ist es mir nicht gelungen, ausfindig zu machen, wen Hebbel hier im auge hatte. — Das auf s. 36 erwähnte gedicht Th. Körners 'Deutschland' steht weder in 'Leier und schwert' noch sonst in seinen werken; gemeint ist wahrscheinlich 'Mein vaterland'. — Zu bd. X. Werner vermutet (s. 446), dass zu 176, 3 nach schülers ein name ausgefallen sei; ich glaube, dass schüler hier in dem sinne von scholar, student gebraucht ist. — Die auf s. 457 zu 347, 20 citierte stelle aus Luthers 'Sendbrief vom dolmetschen' war dem dichter bekannt, weil Klaus Groth sie als motto vor seinen 'Quickborn setzte. — Zu 408, 28 fgg. (s. 466) hätte vor allem auch auf das zweite gedicht unter dem titel: 'Dem schmerz sein recht' verwiesen werden müssen. —

Über die auf s. 63 u. 142 erwähnten, in der vormärzlichen zeit auf dem hofburgtheater aufgeführten stücke wird der leser gerne aufklärung haben wollen, da nur Bauernfelds 'Bügerlich und romantisch' bekannter ist; ‚Der puls' von Babo, ‚Er muss aufs land' von Bayard, ‚Dorf und stadt' von der Birch-Pfeiffer enthält Reclams universalbibliothek (nr. 217, 349, 3930). — Dass Hebbel auf s. 101, 28 auf Grillparzers gedicht 'Feldmarschall Radetzky' (anfang juni 1848) anspielt, musste auch erwähnt werden. — Zu bd. XI. Ich halte es für unmöglich, dass der dichter den aufsatz J. L. Heibergs aus Fædrelandet nr. 1261 selbst ins deutsche übertragen habe. Zunächst war er sicher des dänischen nicht hinlänglich mächtig; vor allem aber enthält diese übersetzung so viel undeutsches in wortstellung und wendungen (u. a. s. 429, 29 u. 430, 32 gewiss genug = freilich, dän. *vist nok*, s. 430, 26 befasst = besagt, dän. *befatte*, s. 341, 14 läpperei = flickwerk, dän. *lapperi*, s. 435, 17 aufducken = auftauchen, dän. *dukke op*, s. 436, 5 zurückgelegt = überwunden, dän. *tilbagelagt*, s. 438, 8 *nedsættes til momenter* = sich zu momenten niedersetzen), dass sie nur von einem Dänen, der das deutsche nicht idiomatisch sprach, vielleicht von P. L. Moeller, mit dem Hebbel in Kopenhagen viel verkehrte, nicht von einem Deutschen, geschweige dem dichter selbst angefertigt sein kann. Er wird die ihm übersandte für seinen gebrauch copiert und an besonders dunklen stellen mit den im text widergegebenen fragezeichen versehen haben. Es war deshalb auch nicht zu billigen, dass diese zum teil geradezu unverständliche übersetzung, als ob sie Hebbels eigenes elaborat wäre, zur erläuterung der dänischen worte in fussnoten hinzugefügt wurde. — Übrigens fehlt zu s. 435, 9 die verweisung auf Heinrich Heines Schnabelewopski, kap. III. — Irrtümlich wird auf s. 443 zu 50, 22 (Goethe an Zelter 4. 10. 1831) auf Heinrich Laubes 'Neue reisenovellen' verwiesen, die Hebbel am 5. 12. 1837 für sein tagebuch excerpierte. Die betreffende stelle des tagebuches enthält nichts auf 50, 22 bezügliches; den briefwechsel zwischen Goethe und Zelter las Hebbel bereits im jahre 1836 in Heidelberg (vgl. Tgb. I, ausg. Werner, s. 44). — Auf s. 453 haben wir es mit einem irrtum Hebbels, nicht des herausgebers, zu tun. Im tagebuch vom 20. 2. 1837 verspottet er allerdings ein urteil Ben Johnsons über Shakespeare; es liegt aber eine verwechslung zwischen dem dichter und zeitgenossen Shakespeares Ben Jonson und seinem herausgeber und commentator Samuel Johnson vor. — Auf s. 455 zu 131, 26 kann ich keine beziehung zu der citierten tagebuchstelle aufspüren; auf s. 473 zu 'Über die preisnovellen' fehlt der hinweis auf den brief an Th. Rötscher vom 6. 10. 1851. — Auf s. 266 sagt Hebbel, dass er Grillparzers 'Ahnfrau' bis dahin (1849) nicht gelesen habe. Das steht in einem unerklärlichen widerspruch zu einer briefstelle aus dem jahre 1845 (Brw., ausg. Bamberg I, s. 392). — Zu bd. XII. Unter hinweis auf Genesis 38, 15 möchte der herausgeber auf s. 296, 3 schwester in schnur ändern (anm. s. 383). Dies sonst unbegreifliche versehen ist nur dadurch zu erklären, dass Hebbel an der fraglichen stelle irrtümlich Juda anstatt Amnon schrieb. Das richtige ergibt sich aus dem von ihm citierten stück Calderons; es ist kaum nötig, noch auf 2. Sam. cap. 13 sowie auf bd. XII, s. 307, 18 zu verweisen. — Die auf s. 4 erwähnte 'Lelia' ist jedesfalls der roman von George Sand (1833). — Zu s. 127, 20 fg. hätten die anmerkungen auf Apostelgesch. 11, v. 5—10, zu s. 246, 24 auf Josua, cap. 20 verweisen dürfen. — Auf s. 232, 25 citiert Hebbel sich selbst (prolog zum 'Diamant'). — Zu s. 295, 30 hätte der herausgeber darauf aufmerksam machen sollen, dass der englische dichter Ford seinem von dem übersetzer Bodenstedt 'Giovanni und Arabella' getauften stück den titel: 'Tis a pity she's a whore' gegeben hatte. — Hebbels aufsatz über Johann Meyers 'Plattdeutsche gedichte' ist ein beweis für die wahrheit

des Horazischen: quandoque bonus dormitat Homerus. Nur seine naive freude an den heimischen plattdeutschen lauten erklärt und entschuldigt es, dass er alles ernstes einen vergleich zwischen Groth und Meyer, der ohne den ersteren in der litteratur gar nicht existieren würde, anstellte. Seine leider sehr unbesonnene kritik ist seitdem öfters gedankenlos nachgeschrieben worden.

Dieser ersten abteilung der 'Sämtlichen werke' Hebbels ist inzwischen die zweite, welche die tagebücher enthält, gefolgt, während die dritte, welche seine briefe bringen soll, im erscheinen begriffen ist. Es ist damit in schuldiger pietät der wunsch des dichters erfüllt, der, als er kurz vor seinem tode eine gesamtausgabe plante, in einem briefe an seinen verleger Campe vom 28. 5. 1863 ausdrücklich festlegte, dass sowol tagebücher wie briefe in dieselbe aufzunehmen seien. Sowol ihr innerer wert als ihre enge verknüpfung mit Hebbels schaffen rechtfertigen, ja fordern diese erweiterung. Hoffentlich werden von jetzt an beide in jeder gesamtausgabe seiner werke, die den namen verdient, ihren platz finden. Mit der ausgabe der tagebücher für Max Hesses verlag beschäftigt, die im spätherbst des vorigen jahres erschienen ist, habe ich alle stellen der zweiten abteilung der Wernerschen ausgabe, die mir irgendwie zweifelhaft schienen, mit den originalen des Weimarer archivs verglichen, sowie alle mir erreichbaren autoren, mit denen sich Hebbels denken berührt, durchgearbeitet. Was ich zu Werners ausgabe der tagebücher zu bemerken hätte, ist also dort bereits gesagt. so dass ich auf widerholte ausführungen verzichten kann. Die bände, welche die briefe Hebbels enthalten, werden später in dieser zeitschrift besprochen werden.

KIEL. HERMANN KRUMM.

BERICHTIGUNG.

S. 286 z. 3 lies: gesprochene decorationen st. gesprochene declamationen.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Anz, Heinr., Die lateinischen magierspiele. Untersuchungen und texte zur vorgeschichte des deutschen weihnachtsspiels. Leipzig, J. C. Hinrichs 1905. VIII, 163 s. 5,40 m.

Béowulf, altenglisches heldengedicht, übersetzt und mit einleitung und erläuterungen versehen von Paul Vogt. Mit einer karte der Nord- und Ostseeküsten. Halle, Waisenhaus 1905. 104 s. 1,50 m.

— Routh, James Edward, Two studies on the ballad theory of the Beowulf together with an introductory sketch of opinion. Baltimore, J. H. Furst company 1905. 57 s.

Bugge, Sophus, Norges inskrifter med de ældre runer. 2det bind, udgivet med bistand af Magnus Olsen. 1. hefte (s. 461—595). 4. Christiania, A. W. Broggers bogtrykkeri 1904. 6,80 kr.

— — Indledning: Runeskriftens oprindelse og ældste historie. 1ste hefte. 128 s. 4. Christiania 1905. 6,40 kr.

Dittrich, Ottmar, Die grenzen der sprachwissenschaft. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1905. 20 s.

Goethe. — Goethes unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem französischen texte, als eine bedeutend vermehrte und verbesserte ausgabe des 3. teils der Eckermannschen Gespräche hrg. von C. A. H. Burkhardt. Weimar, Böhlau 1905. XVII, 158 s. 4 m.

Hebbel. — Behrens, Carl, Friedrich Hebbel. Hans liv og digtning. Kjøbenh., Brødrere Salmonsen 1905. (VIII), 351 s.

Hermann von Reun. — Schönbach, Anton E., Über Hermann von Reun. [Sitz.ber. der Kaiserl. akad. der wissensch. in Wien. CL.] Wien, Carl Gerold 1905. (II), 50 s.

Hertz, Wilh., Gesammelte abhandlungen, hrg. von Fr. v. d. Leyen. Stuttgart und Berlin, Cotta 1905. VIII, 519 s. 10 m.

Hollander, Lee Milton, Prefixal *s* in Germanic together with the etymologies of *fratze, schraube, guter dinge.* [Dissert. der Johns Hopkins univ.] Baltimore, J. M. Furst comp. 1905. 34 s.

Lessing. — Frey, Adolf, Die kunstform der Lessingschen Laokoon mit beiträgen zu einem Laokoonkommentar. Stuttgart und Berlin, Cotta 1905. IV, 194 s. 3 m.

Loewe, Richard, Germanische sprachwissenschaft. Leipzig, Göschen 1905. 148 s. geb. 0,80 m.

Luther. — Herrmann, Max, „Ein feste Burg ist unser Gott“. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für deutsche litt. zu Berlin und mit ihrer unterstützung herausgegeben. Mit 6 tafeln und einem bibliographischen anhang. Berlin, B. Behr 1905. 32 s. 4° und 6 taff. geb. 4 m. [Nachweisung, dass eine angeblich von Luther herrührende niederschrift des liedes in einem drucke von 1516 eine fälschung ist.]

Meyer, Conr. Ferd. — Blaser, Otto, Conr. Ferd. Meyers Renaissancenovellen. Bern, A. Francke 1905. [Untersuchungen zur neueren sprach- und litt.gesch. hrg. von Oskar F. Walzel. VIII.] IX, 151 s. 2,80 m.

Meyer, Wilh. [aus Speyer], Gesammelte abhandlungen zur mittellateinischen rytmik. Berlin, Weidmann 1905. 2 bde. (VIII), 375 und (IV), 403 s. 16 m.

— Übungsbeispiele über die satzschlüsse der lat. und griech. rytmischen prosa. Berlin, Weidmann 1905. 32 s.

Minnesinger. — Lüderitz, Anna, Die liebestheorie der Provençalen bei den minnesingern der Stauferzeit. [Lit.-hist. forschungen hrg. von Jos. Schick und M. frhr. v. Waldberg. XXIX.] Berlin und Leipzig, E. Felber 1904. (VI), 136 s. 3 m.

Mörike. — Krauss, Rudolf, Eduard Mörikes leben und schaffen, nebst einer auswahl seiner briefe. [Sonderabdruck aus: Eduard Mörikes sämtl. werke in 6 bdn., hrg. von Rud. Krauss.] Leipzig, Max Hesse o. j. 261 s., 2 portr. und 1 facs. 1,50 m.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häfte 28. 29. 30. besittningsrätt-besold; cent-dag. Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Pehrsson) 1905. sp. 1441—1600; 49—304; 1—64. à 1,50 kr.

Origines Islandicae. A collection of the more important sagas and other native writings relating to the settlement and early history of Iceland edited and translated by Gudbrand Vigfusson and F. York Powell. 2 voll. Oxford, Clarendon press 1905. XVI, 728 und VII, 787 s. 42 sh.

Otfrid. — Stümbke, Wilh., Das schmückende beiwort in Otfrids Evangelienbuch. [Greifswalder dissert.] Greifswald 1905. (IV), 71 s.

Platen. — Aug. graf von Platen, Tagebücher, im auszuge hrg. von Erich Petzet. München und Leipzig, R. Piper & co., o. j. XX, 400 s. 2 abbild. und 1 facs.

Prost, Johann, Die sage vom ewigen juden in der neueren deutschen literatur. Leipzig, Georg Wigand 1905. VIII, 167 s. 3 m.

Rudolf von Ems. — Rudolfs von Ems Willehalm von Orlens, hrg. aus dem Wasserburger codex der Fürstenbergischen hofbibliothek in Donaueschingen von Victor Junk. [Deutsche texte des mittelalters. hrg. von der Kgl. preuss. akad. der wissensch. II.] Berlin, Weidmann 1905. XLIII, 277 s. und 3 taff. 10 m.

Sahr, Julius, Das deutsche volkslied, ausgewählt und erläutert. 2. aufl. Leipzig, Göschen 1905. 189 s. geb. 0,80 m.

Schiller. — Burdach, Konr., Schiller-rede gehalten bei der gedächtnisfeier in der Philharmonie zu Berlin am 8. mai 1905. Berlin, Weidmann 1905. 33 s. 0,60 m.

— Pol, H., Die vorbedingungen zu einem richtigen verständnisse Schillers. Festrede zur erinnerung an Schillers 100-jährigen todestag Groningen, P. Noordhoff 1905. 24 s. 0,80 m.

Schlegel, Friedr. — Fr. Schlegels Fragmente und ideen, hrg. von Franz Deibel. München und Leipzig, R. Piper & co. o. j. XXXIII, 290 s., 1 portr. und 1 facs.

Schmidt, Ludwig, Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgang der völkerwanderung. [Quellen und forschungen zur alten gesch. und geogr. hrg. von W. Sieglin. X.] Berlin, Weidmann 1905. s. 103—231 und 2 karten. 5,60 m.

Schwarzenberg. — Scheel, Willy, Johann freiherr zu Schwarzenberg. Berlin, J. Guttentag 1905. XVI, 381 s. und 1 abbild. 8 m.

Steyrer, Johann, Der ursprung und das wachstum der sprache indogermanischer Europäer. Wien, Alfr. Hölder 1905. (IV), 176 s. 5,20 m.

Volks- und gesellschaftslieder des XV. und XVI. jahrhunderts. I. Die lieder der Heidelberger hs. Pal. 343 hrg. von Arthur Kopp. [Deutsche texte des mittelalters hrg. von der Kgl. preuss. akad. d. wissensch. V.] Berlin, Weidmann 1905. XX, 254 s. und 1 facs. 7,60 m.

Wallner, Anton, Deutscher mythus in der tschechischen ursage. Laibach, v. Kleinmayr & Bamberg 1905. 35 s. 0,60 m.

Waltharius. — Walthari poesis. Das Waltharilied Ekkohards I. von St. Gallen, nach den Geraldushandschriften herausg. und erläutert von Hermann Althof. Zweiter teil: Kommentar. Leipzig, Dietrich 1905. XXII, 416 s. 13 m.

Weihenstephaner chronik. — Freitag, Otto, Die sogenannte chronik von Weihenstephan. Ein beitrag zur Karlssage. [Hermaea ... herausg. von Ph. Strauch. I.] Halle, Niemeyer 1905. XII, 181 s. 5 m.

Weise, Oskar, Ästhetik der deutschen sprache 2. verbess. aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1905. VIII, 328 s. geb. 2,80 m.

Wenger, Karl, Historische romane deutscher romantiker. Bern, A. Francke 1905. [Unters. zur neueren sprach- und litt.gesch. hrg. von Oskar F. Walzel. VII.] VII, 123 s 2,40 m.

Wilser, Ludwig, Die herkunft der Baiern, mit anhang: Stammbaum der langobardischen könige. Zur runenkunde. Zwei abhandlungen. Leipzig und Wien. Akad. verlag für kunst und wissenschaft 1905. 80 s.

Wimmer, Ludw. F. A., De danske runemindesmærker. Afbildningerne udførte af J. Magnus Petersen. III. Runestenene i Skåne og på Bornholm. København, Gyldendal 1904—1905. (IV), 328 s. gr. 4. 40 kr. = 45 m.

Wünsche, Aug., Die pflanzenfabel in der weltliteratur. Leipzig und Wien, Akad. verlag für kunst und wissenschaft 1905. (VI), 184 s.

Zehnjungfrauenspiel. — Das spiel von den zehn jungfrauen und das Katharinenspiel untersucht und hrg. von Otto Beckers. [Germanist. abhandlungen hrg. von Fr. Vogt. 24.] Breslau, Marcus 1905. VIII, 158 s. 5 m.

NACHRICHTEN.

Ende juli 1905 verschied zu Münster der geh. regierungsrat prof. dr. Wilhelm Storck (geb. zu Letmathe 5. juli 1829); am 3. sept. 1905 prof. dr. Robert Sprenger in Northeim (geb. zu Quedlinburg 26. febr. 1851), in dem auch unsere zeitschrift einen mitarbeiter betrauert.

Prof. dr. J. Seemüller in Innsbruck ist als nachfolger Richard Heinzels nach Wien, prof. dr. J. Schatz in Innsbruck an die universität Lemberg berufen.

Prof. dr. Friedr. Vogt in Marburg ist zum geh. regierungsrat ernannt, der privatdocent prof. dr. Franz Saran in Halle zum extraordinarius befördert worden.

Es habilitierten sich: in Marburg dr. Harry Maync für neuere litteraturgeschichte, in München dr. Friedrich Wilhelm für deutsche sprache und litteratur, in Wien dr. Stefan Hoek für neuere deutsche litteraturgeschichte, in Berlin dr. Georg Baesecke für germanische philologie.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.



